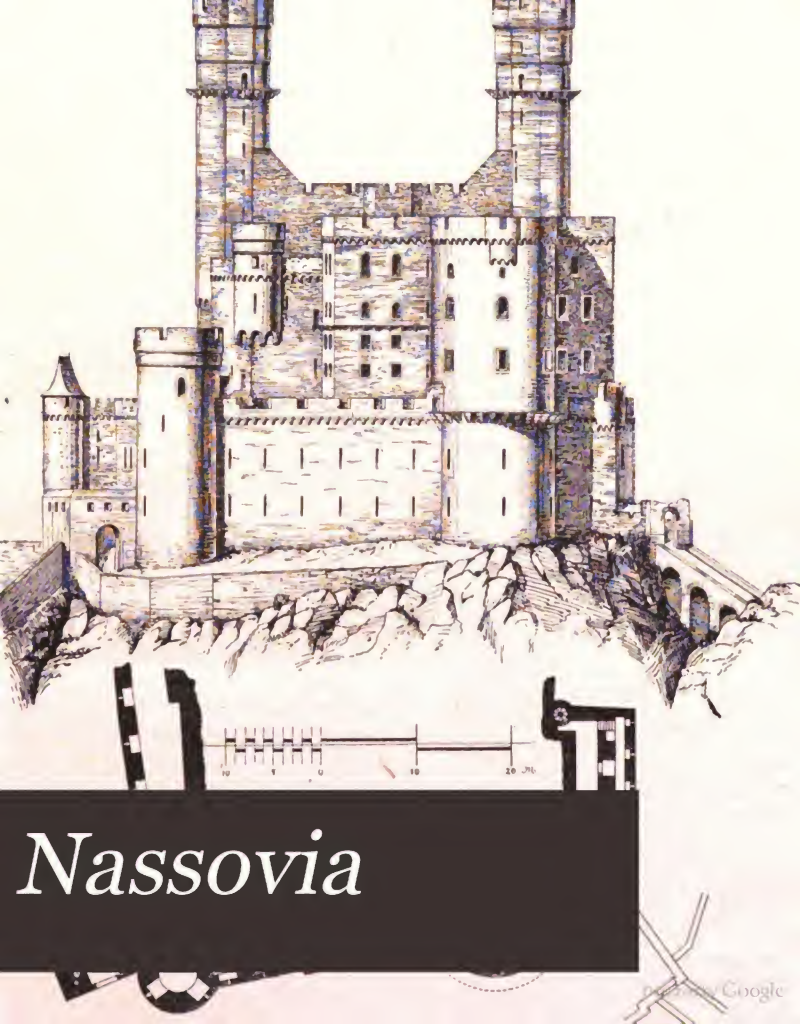


# *Nassovia*

Digitized by Google

Ger 40.3.11

M.P. 10762

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Nassovia.

## Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann,
Grossherzoglich Luxemburgischem Hofrat.

Siebenter Jahrgang.

1906.

Wiesbaden.
Druck und Verlag von P. Plaum, Wiesbaden.

Digitized by Google

Ger 40.3.11

Harvard College Li
OCT 2 1 1913
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

# Inhalts-Verzeichnis.


Seite

### 1. Gedichte.

Bingerloch, von M. v. Monarski . . . . . 153
Blüten und Reifen, von C. Spielmann . . . . . 93
C'est pour toi, von C. Spielmann . . . . . 228
Dankbarkeit, von G. Knauer . . . . . 169
Das eine Wort, von F. Woos . . . . . 260
Der brawere Mann, von C. Spielmann . . . . . 1
Der Hagestolz, von A. Gasser . . . . . 65
Der Rhein, von C. Anthes . . . . . 193
Der Wasunger Stolz, von Th. Geelty . . . . . 117
Deutscher Wein und Frauzmanns Rosen, von C. Preser . . . . . 65
Die sieben Jungfrau'n, von G. Schott . . . . . 181
Erfüllung, von N. Dietz . . . . . 53
Frühling, von G. Knauer . . . . . 41
Frühlingsgruß, von C. Spielmann . . . . . 93
Gebet, von L. Gallmeyer . . . . . 243
Geisenheim, von Th. Geelty . . . . . 117
Jephtha und seine Tochter, von Th. Geelty . . . . . 17
Johannisträum, von N. von Adell . . . . . 141
Julia Capulet, von H. L. Linkenbach . . . . . 29
Kreuz am Wege, von L. von Heemskede . . . . . 205
Morgengruß der Liebe, von G. Knauer . . . . . 41
Naturfreude, von S. Lemp . . . . . 257
Naturgewalten, von M. v. Monarski . . . . . 77
Nöthige Fahrt, von M. v. Monarski . . . . . 281
Neuer Tag, von G. Knauer . . . . . 169
Rorate, von A. Lieber . . . . . 293
Soldatenliede, von F. Woos . . . . . 105
Spichern, den 6. August 1870, von J. Löwenthal † . . . . . 217
Unser Gothsbringer, von N. Dietz . . . . . 53
Vorbei, von L. Gallmeyer . . . . . 245
Waberlahe, von C. Spielmann . . . . . 129
Werbung, von G. Knauer . . . . . 41

### 2. Biographien.

Boos, Oberbaurat Karl, v. L. Lüftner . . . . 203, 272
Dilthey, Die Familie, v. Laura Hoepp 66, 78, 94, 108
Günderrode, Karoline von, v. Th. Geelty 185, 199
Johann der Mittlere, Graf zu Nassau-Dillenburg (Siegen), v. J. Benner . . . . . 233, 248
Pauline, Herzogin von Nassau, v. L. Lüftner . . . 157
Schulz, Kirchenrat D. Karl Wilhelm, v. L. Lüftner . 121

### 3. Aufsätze.

Ausgegangene Ortschaften in Nassau I., von C. J. Benner . . . . . 44, 56
Batavische und französische Truppen in Stadt und Amt Limburg im Jahre 1806, v. Dr. J. Metzen . . . . . 172, 182
Briefportotaxen vor 40 Jahren, v. G. Bohrmann † 285, 294
Cromberg und Coronini, Die Hauser, von Dr. C. Ankel . . . . . 7, 22
Fürstliche Heirat vor der französischen Revolution v. J. Löwenthal . . . . . 57, 69
Genackungsbegängnis in alter Zeit, v. L. Lüftner . 24
Gregoriusfest und seine Feier im Nassauischen, Das ehemalige, v. K. Wolff . . . . . 109
Griesheim, Die Klageschrift von, v. K. Wolff . . . 237
Günzburg, von einem Günzburger . . . . . 296
Hamburger Schulwesen, Das, v. Dr. W. Rudiger 130, 142, 162
Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau V., Die, v. W. Bittgen (Dornholzhausen), 230, 246, 261
Königstein, Gericht und Verwaltung in der alten Grafschaft, v. A. Geyer . . . . . 274
Königstein unter Eppstein, Stolberg und Mainzing, v. A. Geyer . . . . . 194, 209
Kurmainzische Wald-, Wild- und Fischerei-Ordnung von 1666, Die, v. J. Brumm . . . . . 187
„Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc', v. Dr. C. Spielmann . . . . 154, 170
Leipziger Schlacht, Die 1. Jahresfeier der, v. H. Höhler . . . . . 297
Nassauische Dynasten III., (Luxemburg—Soleiberg—Kleeberg—Berenberg und Freusberg-Wolfsberg), v. Dr. C. Spielmann . . . . . 235
Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte, v. G. Bohrmann . . . . . 106, 118, 132, 146
Nassauische Trachtenbuch, Das, v. M. Spieß-Bottenhorn . . . . . 196
Nassau-oldoisische Kulturarbeit in Brasilien, v. Dr. C. Spielmann . . . . . 2, 18, 30, 42, 54, 68
Nassaus Burgen, v. R. Bonte (IV. Reichenberg) 258, 270, 282
Oberlahnstein und das Frankfurter Stadtrecht, v. Dr. C. Spielmann . . . . . 218
Rheinschiffahrt in den Jahren 1805—1814, Die Organisation der, v. C. Goebel . . . . . 221
Solmsische Gerichts- und Landesordnung im Untergericht Eppstein, Die, v. J. Brumm . . . . 9
Sprachliche Spaziergänge eines Nassauers, v. N. Dietz 120
Überhöhichen Dörfer, Die fünfzehn, v. A. Gerber 211, 233
Unions-Agende, Karl Ludwigs kurpfälzische, v. M. Spieß-Bottenhorn . . . . . 80, 96
Wehrheim, v. K. Wolff . . . . . 159, 171
Weilburg, Die Taufenhundertjeier der Stadt, v. L. Lüftner . . . . . 209
Weltersburg, Burg, v. J. Benner . . . . . 145
Westerwald, Der, v. H. Behlen . . . . . 4, 20, 32
Wied, Hse, hie Triert, v. F. Daum . . . . . 134, 148
Wiesbadenschen Geschichte, Aus der, v. W. Groß I. . . 85, 99
Wiesbadener Hauptbahnhof, Der neue, v. L. Lüftner 257
„Wirtshaus an der Lahn", Neue Verse über das alte historische, v. W. Fink . . . . . 46
Zunftwesen in Nassau-Oranien, Das, v. J. Brumm 250

### 4. Sagen und Erzählungen.

Obersteiger von Linnebach, Der, v. H. L. Linkenbach . . . . . 164, 177, 189, 201, 214, 228, 238
Rando, v. Auguste Spielmann . . . . 252, 265 276
Schulmeister-Friedel, Der, v. J. Brumm 25, 36, 49, 58, 72, 86, 101, 111, 123, 136, 150
Sylvesterlied — Neujahrsfreud', v. C. Trog . . . 11
Teufelsleiter bei Lorch, Die, v. C. Jung . . . 280, 298

### 5. Miszellen.

Alte Leute in Nassau . . . . . 301
Alte Nachricht über Höchst . . . . . 103
Altnassauischer Lokalpatriotismus . . . . . 58
Am Grabe Konrad Beyers . . . . . 89
Anekdoten aus Herzog Adolfs Leben I. . . . . 88
Anstellung eines Lehrers in Niederliefenbach im Jahre 1816 . . . . . 267
Aus bewegter Zeit . . . . . 191
Berichtigung und Ergänzung . . . . . 300
Billige Länderein 1210 . . . . . 255
Blankards Ballonfahrt im Jahre 1785 . . . . . 240
Buchereien nassauischer Fürsten . . . . . 303
Das älteste Siechenhaus auf deutschem Boden . . . 278
Das Friedensheim zu Eppstein . . . . . 241
Das Wirtshaus an der Lahn . . . . . 75
Der älteste Sinn des apostolischen Symbols in Nassau . . . . . 126
Der Brand in Sonnenheim 1869 . . . . . 302
Der Teufel . . . . . 27
Die ältesten Nachrichten über Weilburg . . . . . 89
Die Eröffnung der Lahnschiffahrt 1810 . . . . . 226
Die erste Ärztestation und Apotheke zu Dieg . . . 89
Die Familie Dilthey . . . . . 127
Die Nassauer Fürsten Vorbilder der Hohenzollern . 59
Die niederländische Volkshymne . . . . . 138


Digitized by Google

Seite

Die Vereinigung des Seulberger u. Kopperner Gerichts . . . . . 62
Eine rätselhafte Bestrafung . . . . . 89
Ein Kunstmaler aus Schönbach 1505 . . . . . 63
Ein Steuererlaß wegen reichen Kindersegens 1521 . 103
Eitel v. Friedrich von Zollern . . . . . 236
Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau und die Landesbibliothek zu Fulda . . . 278
Ernst von Wallich in Schlangenbad . . . . . 62
Ex villula Hattenheim . . . . . 201
Familiengut rheinischer Orte 1085—1089 . . . 215
Freiheitsbrief der Ihtenter Bürgerschaft . . . 302
Freiherr v. Stein, c. titl. Persönlichkeit . . . 301
Goethe bei Stein in Nassau 1815 . . . . . 139
Großer Brand in Rauenthal . . . . . 139
Jahrmärkte in Ihstein . . . . . 201
Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler in Nassau . . . . . 129
Kostspielige Begräbnisse . . . . . 103
Kriegsmühsal bei Griesheim 1758 und 1760 . . . 302
Maison d'Orange in Berlin . . . . . 179
Mittelalterliche Kinderzucht . . . . . 301
Nassauer Besitz in Köln . . . . . 301
Nassauische Dialektproben VII, VIII, IX, 103, 254, 297
Nassauische historische Erinnerungen . . . . . 114
Noch einmal die ältesten Nachrichten über Weilburg 113
Posttaxen aus dem Jahre 1787 . . . . . 51
Reisepaß für einen Nassauer 1731 . . . . . 152
Seltene Bescheidenheit . . . . . 254
Sonderbare Fischnamen im 14. Jahrhundert . . . 179
Statistisches aus dem alten Ihstein . . . . . 151
Unwetter an der Lahn . . . . . 63
Verlegung der Residenz von Usingen nach Biebrich 303
Verlegung des Hahnstätter Marktes nach Diez . . 302
Verpflichtung der Zentgrafen aus den zum Amte Bornheimer Berg gehörenden Ortschaften . . 62
Wald von Usingen und der Rat zu Frankfurt . . . 278
Wappen mit Reichshorn . . . . . 301
Weinfälscher in alter Zeit . . . . . 215
Wilhelm Friedrich Feller . . . . . 241
Wolfenhausen im Jahre 1820 . . . . . 301


### 6. Theater zu Wiesbaden.

#### a. Hoftheater.


Allgemeines 14, 27, 39, 63, 103, 152, 166, 179, 191, 216
Der Helfer . . . . . 51
Der Traum ein Leben . . . . . 227
Die Braut von Messina . . . . . 201
Die Glocken von Corneville . . . . . 27
Die Großstadtluft . . . . . 75
Die Jüdin von Toledo . . . . . 303
Die neugierigen Frauen . . . . . 127
Don Juan . . . . . 51
Drei Erlebnisse eines Detektivs . . . . . 90
Ernst . . . . . 255
Im stillen Gäßchen . . . . . 166
Klein Dorrit . . . . . 267
Maria Stuart . . . . . 242
Samson und Dalila . . . . . 279
Wallenstein . . . . . 114
Wie die Alten sungen . . . . . 90
Zar Feodor Joannowitsch . . . . . 115


#### b. Residenztheater.


Das Blumenbad . . . . . 291
Der Abt von St. Bernhard . . . . . 279
Der Jubiläumsbrunnen . . . . . 303
Der Vogel im Käfig . . . . . 255
Die Condottieri . . . . . 227
Im Nolwaerier . . . . . 267
Sherlock Holmes . . . . . 242


### 7. Literatur.


Abseits (Gallmeyer) . . . . . 14
Album der domänenfiskalischen Bäder und Mineralbrunnen im Königreich Preußen (Stern) . . 227
Altnassauischer Kalender für 1906 . . . . . 15
Annalen d. Vereins f. nass. Altertumskunde und Geschichtsforschung, 35. Bd. . . . . 139
Athene Parthenos (Treller) . . . . . 52


Seite


Aufgang aus Niedergang (Spielmann) . . . . . 152
Aus meiner Welt (Strauer) . . . . . 14
Aus tiefen Schachten (Lieber) . . . . . 303
Balzar von Flammersfeld (Spielmann) . . . . . 207
Beiträge zur Geschichte der Stadt Weilburg (Altertumsverein) . . . . . 242
Bilder aus meinem Leben I. (Strausdauer) . . . . . 228
Das altfächsische Bauernhaus (Pestler). . . . . 304
Das Landhaus . . . . . 27
Das Testament von Weilburg (Spielmann) . . . . . 204
Die ältesten Nachrichten über Weilburg (Mayan) . . 90
Die Aufgaben der Deutschen in Österreich (v. Peez) . 128
Die Bedeutung von Friedrich List für die Gegenwart (v. Peez) . . . . . 128
Die Einführung der Reformation in Nassau-Weilburg durch den Grafen Philipp III. (Grinschlag) . . 204
Die nassauischen Volkstrachten (Hottenroth) . . . . 39
Die Regenten über die ehemaligen Nassau-Dillenburger Lande (Dingeldey) . . . . . 27
Die schönsten Burgen des Taunus (Postkarten) . . . 180
Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg im Bilde (Zipper) . . . . . 256
Die Wacht auf dem Niederwald (Spielmann, komp. v. Sahmann?) . . . . . 27
Dukaten-Societät und Glaubens-Akademie (Liesch) . 104
Festalbum des historischen Festzuges zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg (Diesterweg) . . 292
Festschrift zur landwirtschaftlichen Ausstellung in Biebenkopf (Zitzer) . . . . . 280
Frankfurter Musik- und Theaterzeitung (Seibert) . 268
Frau Aleit (Lauff) . . . . . 39
Führer durch die neuen Frankfurter Friedhöfe (Bollweber) . . . . . 192
Geschichte der Stadt Biebrich (Heyne) . . . . . 242
Geschichte der Stenographie in Nassau (Paul) . . . 90
Gesang-Wettstreit des nassauischen Sängerbundes (Sonnenberg) . . . . . 192
Hart — an — durch (v. Zedlitz) . . . . . 216
Heimatskunde des Reg.-Bez. Wiesbaden (Tieh) . . . 168
Heimatkunde von Hessen-Nassau (Hessler) . . . . . 279
Herzog Adolf von Nassau (Spielmann) . . . . . 302
Hessische Blätter für Volkskunde (Strack) . . . . . 63
Hügelland (Linkenbach) . . . . . 63
Itinéraire archéologique de Deutz (Wildeman) . . . 279
Langensalza und der Mainfeldzug (Bleibtreu) . . . 191
Lustige Leut' (Tieh) I. u. II. Heft . . . . . 104, 268
Mitteilungen des Vereins f. nass. Altert.-Kunde u. Geschichtsforschung 1905 . . . . . 139
Mittelalterliche Geschützfabrikation im vormaligen Fürstentum Nassau-Dillenburg (Koiglmann) . . 14
Nassauischer allgemeiner Landeskalender a. d. Jahr 1907 . . . . . 292
Nassau-Saarbrücken und Mörs (Dienstbach) . . . 75
Programm des Kaiser Wilhelms-Gymnasium z. Montabaur 1905—06 (Thamm) . . . . . 204
Querfeldein (v. Zedlitz) . . . . . 64
Reisebilder aus Amerika (Röder) . . . . . 255
Religionsgeschichtliche Bilder aus Nassau (Schneider) 115
Rheinische Hausbücherei 1.—5. u. 6.—13. Bd. (Liesegang) . . . . . 51, 255
Sachsenschädel (Schulte vom Brühl) . . . . . 279
Steuererklärung (Heinrich) . . . . . 28
Touristenkarte von Oberhessen und den angrenzenden Gebieten (Eiwert) . . . . . 216
Über den Handschuh (Wees) . . . . . 115
Unter den langen Dächern (Philippi) . . . . . 51


### 8. Neues aus Nassau.

14, 28, 40, 52, 64, 76, 90, 104, 116, 128, 140, 152, 166, 180, 192, 204, 216, 228, 243, 256, 268, 280, 292, 304.

### 8a. Nassauische Personalien.

15, 90, 166, 243.

### 9. Nassauischer Geschichtskalender.

16, 28, 40, 52, 64, 78, 92, 104, 116, 128, 140, 152, 168, 180 192, 204, 216, 228, 244, 256, 268, 280, 292, 304.

### 10. Briefkasten.

16, 28, 40, 52, 64, 76, 92, 104, 116, 128, 140, 152, 168, 180 192, 204, 216, 228, 244, 256, 268, 280, 292, 304.

Digitized by Google

№ 1. Wiesbaden, den 1. Januar 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 6245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Der brauere Mann.

„Der ertrag, keine Thränen weint, war brav.
Doch wenig ich einen braveren Mann."

I.

Laut heult der Sturm, und donnernd brüllt die See;
Pechschwarz umwebt Nacht die Wogen vom Gischte,
Aus hundert Kehlen tont es dann und wann:
„Armseelig Schiffleru auf der Braut dort! Gott der gnade!

Ein Ewer ist's von Hamburg — weiß der Turm
Ins roten, regenschweren Fahnentuche!
„In Hilfe!" donnert durch der Brandung Sturm
Die Kanone; — doch wer ist, der Gott verfluche!

„Ja, wer?" spricht Klaus, der Alte, vielerprobt,
„Ihr tut's! so tut es rasch. Ihr könnt sie retten!"
„Laß ich den Tonst! Wo solch ein Wetter tobt,
Hilft ich mein Leben dasmal trotzdem nicht verwetten."

„Klaus, Klaus, Ihr müßt!" — „Muß? Schaut die See'
Sie tollt
Landab und wird mich in den Strudel reißen.
Verloren sind sie doch. Und ihr, ihr wollt,
Daß ich mein Leben dasmal trotzdem nicht verwetten."

„Fünfhundert Taler!" — „Ho, wer sprach's? — Ihr Mann?
Ja, habt wohl Geld und kennt die Stimme zahlen!
Habt Weib und Kind? Man tut nur, was man kann,
Verlaust mein Leben nicht, um nachher dann zu prahlen.

Wärt Ihr dabei? — Ja, durch die Brille blitzt
Das Aug' des Freunden! Ich ich, Klaus, ich meine!
Traun' nur, daß dein Belohner Mut besitzt
Und lühn sein Leben wagt, so gut wie du das deine!"

„Topp denn, — das gilt! Kars, Jürgen, Paul und Hein,
Das Boot in See! Hier, Herr, zu mir ans Steuer!"
Doch steigt der Kahn, dann taucht er tief hinein,
Wo gischtend weiß der Nachen Norte dem Ungeheuer.

„Sie kommen durch!" — „Da sind sie droben, seht!"
„Oberettet all vom Schiff, kurz darum Zerschellen!"
„Doch — ach! Das Boot hinaus ans Meer gewebt
Und nur vom Wrack verstreut die Trümmer auf den Wellen!"

II.

„Hollo! wer wie Fahrt! All hier herein!
Habt euch am Grog; am Feuer laßt euch nieder!"
Herzlich, durchnäßt, im fahlen Morgenschein
Beim Hollandlichter finden sie seligweilt sich wieder.

„Gut entronnen! Doch sagt bloß, wert ihr toll,
Bei solcher Windsbraut Klaus in See zu gehen!
Kommt doch von Wangeroog?" — Ein leiser Groll
War vorwurfsvoll Jan Maat vom Antlitz abzusehen.

Der Fremde um der Brille lächelt leicht:
„Nein, übermut trieb uns nicht auf die Planken.
Die da zu retten galt's; nun es erreicht,
Bleibt nur nachst Gott und Klaus, dir wackrem Mann zu danken."

„Ho, ho, Herr! Habt getrost getan was wir.
Gott's Donner! wart Ihr doch," spricht Klaus. „gesendet
Gleich so vom Engel, ohne Flügelzier
Mein ich, der uns beschützt und alle Not gewendet."

„Ach, Scherz! — Da kommt der Wagen! Wenn's beliebt?"
Sie stiegen ein, bezeichnete noch Retter.
Der Fremde hält die Flügel. Hei, da stiebt
Der Kriechgang durch Marsch und Deich wie's wirbge Wetter.

Hinein nach Wangeroog — mit Jubelbrans
Empfangen! — Nur der Führer war verschwunden.
Nun endlich eingekehrt daheim, hat Klaus
Fünfhundert Taler blank und em Papier gefunden.

„Adolf von Nassau — Herzog war der Mann?
Hier steht's! mein Zweifel!" Klaus hinaus fort und stammelt
Die Botschaft unters Volk. Ursplötzlich dann
Ist vor des Fürsten Haus ganz Wangeroog versammelt.

Der tritt hervor, und als sie jubelnd, spricht:
„Dank! Gott, daß keiner von uns kam zu Schaden!
Denn Menschen retten ist des Menschen Pflicht.
Nun aber, bitte, möcht ich ruhig weiter baden."

C. Spielmann.

Digitized by Google

# Nassau-ottoische Kulturarbeit in Brasilien.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Es wird auf den ersten Augenblick dem Leser merkwürdig erscheinen, daß der Westerwald, von dem die ottoischen Nassauer stammen, zu dem fernen, überseeischen Brasilien Beziehungen gehabt habe. Allein wenn wir daran denken, daß unseren großen oranischen Männern die einst so jenmächtigen Niederlande oft Gelegenheit zu berühmten Taten gaben, dann werden wir jene Beziehungen eher verstehen. Die Niederlande sind also das Bindeglied gewesen; sie haben einem fürstlichen Nassauer jenseits des Ozeans ein Feld eröffnet, auf dem er seine glänzenden Gaben entfalten konnte. Das wollen wir im folgenden näher vorführen, nachdem wir uns zunächst den Ort der nassauischen Wirksamkeit betrachtet haben.

Brasilien nennt man bekanntlich das weite Land im Nordostteile des südamerikanischen Kontinents, das ungefähr zwischen dem Amazonenstrom und dem La Plata liegt und an das im Osten der atlantische Ozean seine Wogen schlägt. Zum großen Teile unter dem Aequator gelagert hat es den Charakter eines Tropenlandes, das heißt, es verbindet tropische Schönheit und Fruchtbarkeit mit tropischen Gefahren und Schrecken, wie alle Gebiete des Erdenrundes, die in diese Zone fallen. Ich brauche nur auf die Palmenhaine und Urwälder mit ihrer üppigen Vegetation, ihrer buntschillernden Vogelwelt, auf die grasreichen Steppen mit ihren Pferde- und Ochsenherden auf die wohlangebauten ungeheuren Städte einerseits und auf die Gefahren der Wildnis durch Raubtiere und Indianerstämme, des Klimas durch Sonnenstiche und Nachtkälte, der elementaren Zufälle durch Stürme, und andere furchtbare Unwetter anderseits hinzuweisen. Eine mehr normale Entwicklung alles Lebens unter günstigen Bedingungen, auch klimatischen, bietet allein die Küstenlandschaft am Ozean, in der sich denn auch bis heute aller Verkehr zusammendrängt, während das unermeßliche Hinterland noch ziemlich unberührt im Schatten seiner Urwälder ruht wie vor Hunderten von Jahren, als noch kein Europäer es betreten hatte.

Dies Land wurde 1500 durch die Portugiesen, die damals die angesehensten und unternehmendsten Seefahrer Europas waren — liegt doch ihr Land weit da unten an der Südwestecke unseres Erdteiles sozusagen im Meere —, entdeckt. Sie bezeichneten die Küstengebiete des Ostens zwischen den Mündungen der beiden vorhingenannten Riesenströme zu beziehen und anzubauen, drängten die menschenfressenden Einwohner des Landes, die Tapujas und Plantagen, die blühenden Faktoreien, Dörfer und Tupinambos, ins Innere zurück und gründeten eine Reihe von Formen, Dörfern, Städten und Festen, die sie mit Einwanderern ihres Landes besetzten, welchen sich auch viele ihres Glaubens halber von der Pyrenäenhalbinsel vertriebene Juden untermischten. Das Land wurde in 14 Kapitanien oder Landeshauptmannschaften eingeteilt. Die Hauptstadt war Sao (sp. Saung) Salvador de Bahia de todos os Santos, d. h. (die Stadt) des Heilandes an der Bucht aller Heiligen, kurz auch Bahia (Bucht) genannt; eine fast ebensogroße Stadt war Olinda, nördlicher gelegen. Beide Städte hatten vortreffliche Häfen, von denen aus sich der Handel nach Europa vollzog. In Bahia residierte auch der Landesbischof, und durch jesuitische Missionare, glaubenseifrige, opfermutige Männer, wurde das Christentum zu den Kannibalen getragen, tief in die Waldesdichte des Innern hinein.

Die portugiesischen Kolonisten trieben Ackerbau (Mais, Manioc, d. h. eine Knollenfrucht) und Pferde- und Rinderzucht, vor allem aber Plantagenwirtschaft, durch die sie Zuckerrohr, Baumwolle, später Tabak und Kaffee kultivierten. Daneben wurde namentlich Schiffsbauholz und Farbholz, welch letzteres Spezialartikel war (Pernambuco) vertrieben. Auch Reis und Indigo wurden gezogen. Der Handel ging schwunghaft, und die Kolonisten wurden reich. Als Arbeitskräfte, besonders in den Zuckermühlen, die das Zuckerrohr zerquetschten, benutzten sie, da die Eingeborenen, Indios genannt, zu harter Arbeit nicht geeignet waren, Moros oder Negros, d. h. Schwarze, Neger, welche sie von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, aus ihren dortigen Kolonien einführten, nachdem sie sie gekauft oder geraubt hatten. Diese Sklaven wohnten oft in großen Niederlassungen bei den Plantagen beisammen.

Als 1580 das portugiesische Königsgeschlecht ausstarb, unterwarf der ländergierige König Philipp II. von Spanien das Land, und damit kamen auch die portugiesischen Kolonien in drei Weltteilen an Spanien und halfen somit das unermeßliche Reich, in dem „die Sonne nicht unterging", noch vergrößern. Nun ist es aber bekannt, daß die Könige von Spanien bei dem Versuche, auch Frankreich und England ihrer Macht zu unterwerfen und in den Niederlanden ihre absolute Herrschaft einzuführen, Schiffbruch litten und in ewige Kriege gerieten, die

Quellen: Kaspar Barläus, Rerum per octennium in Brasilia gestarum etc., d. h. Geschichte der achtjährigen Ereignisse in Brasilien unter der Statthalterschaft des berühmten Grafen Johann Moritz von Nassau, 1647; van Kampen en Beegens, Lebensbeschreibung berühmter Männer, 1840, und nach diesen Driesen, Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, 1849.

Digitized by Google

den Wohlstand ihres Riesenreiches zerrütteten. Am meisten legte ihnen der Aufstand der Niederländer zu, der von den oranischen Statthaltern geleitet wurde und nach achtzigjähriger Dauer mit der Erklärung der Unabhängigkeit der Republik der Vereinigten Niederlande endete.

Die Niederländer waren schon zu den Zeiten der deutschen Hanse tüchtige Handelsleute und hatten sich nachher aufgrund ihrer mannigfaltig sich entwickelnden Industrie, besonders in allen Gespinst- und Gewebewaren eigene Handelswege gesucht. Nachdem nun der Krieg mit Spanien ausgebrochen war, lag es nahe, an die Eroberung von Kolonien des Gegners zu denken, einmal um diesem die Hilfsquellen seiner Macht zu verstopfen und ihn dadurch zu schwächen, zum andern, um sich selbst neue Bezugs- und zugleich Absatzgebiete zu verschaffen und sich dadurch zu stärken. Neben dem Waffenkrieg begann sich also ein Handelskrieg zu entwickeln, der mit jenem Hand in Hand ging. Es bildeten sich Handelsgesellschaften, sogenannte Kompagnien, die auf Erwerb feindlicher Kolonien ausgingen; reiche Kapitalisten schossen das Geld dafür zusammen oder steckten gar ihr ganzes Vermögen in das Unternehmen hinein. Der Gewinn (Dividende) sollte progentual verteilt werden. Die Regierung der Niederlande, die Generalstaaten, unterstützte die ihr nützlichen Bestrebungen dadurch, daß sie Truppen und deren Ausrüstung lieh, auch Geld zuschoß. So entstand die „Ostindische Kompagnie", die es auf die asiatischen Besitzungen Spaniens, so 1621 die „Westindische Kompagnie" (man nannte Amerika damals noch Westindien), die es auf Brasilien abgesehen hatte.[1])

Die „Westindische Kompagnie" bestand aus fünf Kammern: Amsterdam, Seeland, Maasland, Nordholland und Friesland, von denen die erste mit vier Neunteln des Kapitals beteiligt war; die Leitung des Ganzen wurde einem Kollegium von 19 Direktoren übertragen. Kapern spanischer Handelsschiffe, insbesondere der Silberflotten, Erwerbung des Zuckerhandels, Beschäftigung der Brotlosen und Bekehrung der Heiden stellte die Kompagnie sich als ihr Ziel und fand damit allseitige begeisterte Zustimmung. Die Generalstaaten gaben ihr das Privileg des alleinigen Handels mit Brasilien und Afrika auf 24 Jahre; keine Niederländer sonst durften also in genannten Zeiträume in jenen Gegenden Handelsgeschäfte treiben. Nun ging's ans Werk, das zunächst kriegerisch sein mußte. Admiral Piet Hein, ein verwegener Seemann, führte 1624 die erste Flotte der Kompagnie nach Brasilien hinüber, eroberte auch glücklich Bahia und legte eine Besatzung hinein. Aber diese genoß die Freuden des schönen Landes, namentlich Wein und Weiber, im Übermaße, so daß sie schon nach einem Jahre den Folgen der Ausschweifungen und dem Aufstande der Portugiesen erlag. Darauf sandte die Kompagnie in 1626 und 1627 nacheinander vier Flotten mit 72 Schiffen, 1200 Geschützen und 9000 Mann in den Ozean hinaus. Piet Hein griff 1627 mit 12 Schiffen ein spanisches Geschwader von 30 Fahrzeugen in der Allerheiligenbucht tollkühn an und nahm oder versenkte 20 von ihnen, wobei der spanische Vizeadmiral umkam. Anno 1628 lauerte er mit 30 Schiffen einer Flotte von 20 Schiffen, welche das Barrensilber von Habaña (spr. Awanja) nach Spanien führen sollte, auf, trieb sie in die Bucht von Matanzas, zwang sie zur Ergebung und führte die gesamte Beute, zwölf Millionen Gulden an Wert, in die Heimat ab. Nun betrachte die Gesellschaft die Gründung einer Kolonie an der Mündung des Maranhon oder Amazonenstroms (spr. Maranjon), die aber mißlang. Dagegen wurde Olinda erobert und der spanische Admiral Don Antonio Oquendo geschlagen 1630; freilich rückte bald darauf der spanische Obergeneral, der Herzog Don Mateo de Albuquerque mit Übermacht heran, um das Verlorene zurückzugewinnen. Das verbrannte die niederländische Besatzung Olinda und zog sich auf das Riff im Hafen zurück, wo sie sich befestigte. Man nannte diese Niederlassung portugiesisch Recife, niederländisch Recief, vom lateinischen recipere, d. h. aufnehmen, also = Zufluchtsort, und ein solcher ist denn auch jenes Riff den Eroberern ein Menschenalter hindurch geblieben.

Nun begann ein wilder Kampf um die Küste, mit Verwüstung, Brand und Mord. Die Niederländer etablierten im Recief eine Regierung und ließen stets Verstärkungen nachkommen. Letzteres taten auch die Spanier, die einen ausgezeichneten Feldhauptmann, den Grafen von Bagnola hatten. Sogar die Indianer zog man als Bundesgenossen heran; die Niederländer gewannen die Tapujas (spr. Tapuchas), während die Spanier deren Todfeinde, die Tupinambos bewaffneten. Schließlich wurden die Eroberer klüger; sie versprachen den portugiesischen Kolonisten Religionsfreiheit, Rechtsgleichheit mit den Niederländern, Selbstverwaltung, Befreiung von Kriegsdienste und Schutz der Person und des Eigentums. Einzig die Handelsfreiheit verweigerten sie; denn aller Handel sollte doch durch die Hand der Kompagnie gehen. Darauf erkannten von den 14 Kapitanien 4: Rio grande del Norte, Parahyba, Tamarica und Pernambuco die Oberhoheit der Niederländer an. Doch mußte die neue Besitzung, die den Küstenstreifen am Nordostvorsprunge Brasiliens ausmachte, immerwährend gegen den gefährlichen Bagnola verteidigt, und die spanischen Flotten mußten abgewehrt werden. Die Admirale Jan Lichtart und Jol Holzbein und die Obersten Sigmund Schuppen ein deutscher, und Christoph Artischofsky (oder Arichewski) ein polnischer Protestant, hatten einen harten Stand, und die Regierung im Recief verlangte dringend, daß ein tüchtiger Oberfeldherr mit entsprechenden Verstärkungen gesandt werde, um Friede und Gedeihen zu befördern.

Die Direktoren sahen das Vernünftige der Forderung ein; sie wandten sich an den Statthalter, ihnen einen Feldhauptmann vorzuschlagen. Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, der Sohn des großen Schweigers, wählte seinen Neffen, den Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen, seines Vetters Sohn, der in den nieder-

[1]) Bereits 1607 hatten sich Niederländer in Guayana (Surinam) niedergelassen.

Digitized by Google

ländischen Kämpfen wie auch in staatsmännischen Dingen erprobt war. Dieser nahm die gefahrvolle Mission an, und somit betrat ein Nassauer, ein westerwälder Fürst, die Kulturbühne, die jenseits des Ozeans aufgerichtet war.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Westerwald.

1) Eine archäologische Skizze von H. Behlen.

## A. Allgemeine Orientierung.

Nach neueren Ansichten sollen die Spuren des Menschen im Tertiär (Miozän und Pliozän), so in Frankreich und Indien, gefunden sein. Jedoch sind diese Spuren, nur angebliche Feuersteinartefakte, mehr als unsicher.

Aus vulkanischen, im Wasser sedimentierten Tuffen zog 1891 Dubois bei Trinil auf Java Schädeldach, Schenkelknochen und 2 Backzähne eines Wesens, das dem Menschen verhältnismäßig nahe kommt. Dubois nannte es Pithecanthropus erectus. Die Schichten, deren Altersbestimmung erschwert ist, werden ebenfalls ins spätere Tertiär gesetzt.

Größeren Anspruch auf Glaubwürdigkeit als die erstgenannten konnten die Angaben machen, daß menschliche Spuren — ebenfalls wieder in Gestalt geschlagener, gebrauchter und des weiteren absichtlich zugerichteter Feuersteine — schon in einer sehr weit zurückliegenden Phase des Diluviums auftreten sollen.

Im Bereich der Alpen lassen sich nach Penck und Brückner („Die Alpen im Eiszeitalter" 1901—1905, 1—7 Lief.) 4 Eiszeiten (für deren letzte außerdem noch mehrere Anstrengungsschwankungen, Stadialzeiten, nachweisbar sind) unterscheiden, mit 1 Prä-, 3 Inter- und 1 Postglacialakt. Abweichende Auffassungen über die Gliederung der Eiszeit vertreten skandinavische, englische, norddeutsche und amerikanische Glacialgeologen. Geiße (Großbritannien) nimmt 6 Glacialzeiten mit 1 Prä-, 5 Inter- und 1 Postglacialzeit an, von denen die beiden letzten wohl nur Lenastufen Stadialzeiten, d. h. Rückzugsphasen der letzten Vereisung, entsprechen. Die norddeutschen Geologen unterscheiden gewöhnlich auf Grund von 3 wohlcharakterisierten Blockstreifen, d. h. Grundmoränen des Inlandeises, nur 3 Glacialzeiten mit 1 Prä-, 2 Inter- und 1 Postglacialakt. Eine Übereinstimmung der Ergebnisse ist noch nicht erreicht, nicht einmal darüber, welche der Eiszeiten in den einzelnen Systemen als die große anzusprechen ist? Jedoch wird jetzt ziemlich allgemein, wenigstens die Entstehung des Lößes in die letzte Interglacialzeit verlegt. Da in Norddeutschland der Löß der Magdeburger Börde indes auf denjenigen Resten der Grundmoräne liegt, die bei Berlin noch intakt anstehet und als Äquivalent der letzten Vereisung, gerechnet wird, so würde sich, um eine Parallelisierung der letzten norddeutschen Vereisungen mit denen der Alpen zu ermöglichen, als notwendig erweisen, noch eine vierte norddeutsche Vereisung, die aber in der Mark keine Spuren hinterlassen hätte, anzusehen, d. h. etwa den bisher von den Norddeutschen nur als Rückzugsphase angesehenen mecklenburg-baltischen Moränengürtel als selbständige 1. Vereisung anzusehen, wie dies Geiße tat.

Noch weniger als es gelungen ist, die Glacialgebilde und den in glazialen wie nicht glazialen Gebieten auftretenden äolischen Löß in eine einheitliche Zeitfolge einzufügen, ist es bisher gelückt, die alten Alluvionen außerhalb der klar als solche zu erkennenden Glacialgebiete, also in Nordfrankreich, Belgien und Mitteldeutschland, sicher in die Eiszeitabschnitte unterzubringen. Freilich ist dieses Problem bisher auch nicht annähernd so energisch angegriffen worden, wie das eigentliche Glacialproblem. Nun sollen aber bearbeitete Feuersteine in jenen alten Alluvionen vorkommen. Auch aus zweifellos interglacialen Schottern in Norddeutschland (bei Magdeburg, Berlin, Posen rc.) werden bearbeitete Feuersteine neuerdings namhaft gemacht. Diese alten Alluvionen in Nordfrankreich, Südengland und wahrscheinlich auch Belgien, haben zum Teil ein sehr hohes Alter; einige sind zunächst wenigstens der Zeitstellung nach sicher glacial oder interglacial, andere, wie die Sande in St. Prest und Tillone, vom Kalkplateau in Kent, das Cromerbed von Norfolk, denen sich die Mosbacher Sande bei Wiesbaden und die Süßenborner Miese bei Weimar anschließen, werden ins Präglacial gestellt. Auch in solch alten Alluvionen sollen in Nordfrankreich, Belgien und Südengland Spuren des Menschen zu finden sein. Auch diese Spuren bestehen, wie schon oben gesagt, in Feuersteinen, die angeblich der Mensch benutzt und bearbeitet hat. Diese angeblich gebrauchten Feuersteine finden sich durchaus nicht etwa nur vereinzelt. Freilich ist die Masse dieser Artefakte derart roh, daß sie auch von enragiertesten neueren Forschern, wie von A. Rutot in Belgien als reine Naturerprodukte aufgefaßt wird. Nur sollen weitere Zuchtarbeitungsarbeiten, sogenannte Startungen an vielen dieser angeblich gebrauchten Feuersteine vom Menschen herrühren. Schon viel früher hatte man an der Somme und Seine diese angeblich auf diese Weise und selbst doch bearbeitete Feuersteininstrumente gefunden (die Faustkeilgeräte „Fünfel" von St. Acheul und Chelles). Mit dem Vorkommen dieser angeblichen Feuersteinartefakte, die entweder durchaus auch auf natürlichem Wege entstanden sein können oder die der Herkunft aus oberen neolithischen Schichten verdächtig sind, verknüpfen sich bei A. Rutot derartige ungebenerliche und ungereinte Vorstellungen über die Lebensmöglichkeit der alten Urheber dieser angeblichen Feuerstein-Industrie, daß letztere dadurch nur zu sehr in Mißkredit kommen muß. Im übrigen sind aus diesen alten Alluvionen, die doch die Knochen der damali-

Digitized by Google

den Säugetiere so schön bewahrten, niemals menschliche Knochen gefunden worden, auch keine anderen auf die Anwesenheit eines menschenähnlichen Wesens deutende Spuren. An den Mosbacher Sanden sollen angeblich (nach dem Konservator Römer) zwei roh bearbeitete tierische Knochen vorgekommen sein. Jedoch wird man nach der übereinstimmenden Meinung neuerer Paläontologen, wohl tun, sie als solche nicht anzusehen. Sie sind gewöhnliche Zerfallsplitter. Die Frage nach dem Vorkommen des Menschen in der alten Alluvionen bleibt also unserer Meinung nach offen.

Auf ganz anderem und unbedingt sicherem Boden steht der Archäologe — nebenbei bemerkt nicht so ganz der Geologe und Paläontologe — bei den Kalktuffablagerungen des Ilmtals von Taubach bei Weimar und bei der Höhlenausbeute von Krapina in Kroatien. Diese Ablagerungen gehören zwar auch einer sehr alten Phase des Diluviums an, stehen uns aber trotzdem schon bedeutend näher als jene oben aufgeführten rotten Sande und Kiese.

Die Säugetierfauna von Taubach ist nach unserer Auffassung älter als die der Schlußacialen, letzt-interglacialen und auch vorletztglacialen Zeit. Sie charakterisiert ein wärmeres, mich trockenes, etwa dem heutigen ähnliches Klima. Die Charaktertiere von Taubach sind: Elephas antiquus der Urelephant, Rhinoceros Merckii eine ältere Nashornform, Bison priscus Urbison, Bos primigenius Urstier, ein Bär, einige große Hirsche, darunter ein unserm Rothirsch nahestehender, Reh, Biber u. s. w. Es fehlen die die späteren Glacialzeiten und die letzte Interglacialzeit kennzeichnenden subarktischen und kontinentalen Steppentiere wie vorzugsweise Mammut, Rhinoceros tichorhinus, das wollhaarige Nashorn und Rentier. Auch die Flora ist ungefähr die unsere, darunter freilich auch der heutzutage in Mitteleuropa nicht mehr wild vorkommende Walnußbaum. In der Ablagerung von Taubach (anscheinend ein Quelltuff und kein Alm-Seefediment wie sie bisher aufgefaßt worden ist), finden sich nun nicht allein Feuersteine und andere Steine die zweifellos vom Menschen bearbeitet oder wenigstens gebraucht worden sind, sondern auch zerschlagene Tierknochen und Herdbrandspuren und — als frühestes unmittelbares Zeugnis von der Existenz des Menschen überhaupt — 2 menschliche Zähne, deren einer bei seiner Kleinheit und Unscheinbarkeit nur einem Conchyliensammler zu danken ist und deren anderen als vorhanden oder wenigstens als echt zu erweisen dem Forscherzeitige Nehrings vorbehalten war.

Vielleicht in dieselbe Zeit fällt das Auftreten des Menschen bei Krapina. Die noch einige Rätsel bergende Tierwelt ist nach Gorjanovic-Kramberger's erster Angabe (1901): Wolf, brauner Bär und Höhlenbär, Marder, Otter (?), eine Katzenart, Murmeltier, Biber, Hamster, Pferd, wollhaariges Nashorn (Rhinoceros antiquitatis Blumb.-tichorhinus), Wildschwein, Rothirsch, Reh, Riesenhirsch (Cervus euryceros Aldr.) und Urstier. 1904 wird durch neue Funde die Katzenart als Wildkatze und das Nashorn RhinocerosMerckii (nach Max Schlosser) bestimmt. Außerdem tritt neu hinzu die Ratte. 1905 wird nochmals für die Bestimmung des Rhinoceros als Merckii eingetreten zugleich aber aus dem Auftreten des Murmeltiers ausdrücklich auf eine intensivere Ausbreitung der Gletscher geschlossen. Auch hier zerschlagene Tierknochen, bearbeitete Feuersteine, Herdstellen und — zu wichtigst! — eine sehr große Zahl von menschlichen Knochen, und besonders von Schädelteilen. Bei Krapina fand sich eine Menschenrasse, die uns über den Homo sapiens, den heutigen Menschen (wie er, in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien lebt) weit weit zurück zu Urzuständen der Menschheit führt. Es ist dies die nach dem im Neanderthal bei Düsseldorf 1856 gefundenen Schädel (nebst einigen wenigen Extremitätenknochen) genannte Neanderthal-Rasse, oder die von Schwalbe neuerdings als Homo primigenius als „Erstlings"rasse bezeichnete Menschenrasse. Selbstverständlich ist auch dieser Erstling nur ein Sprößling, ein vorletztes Glied in der Kette der Menschenentwicklung, deren frühere Glieder wir bis jetzt noch nicht kennen. Wahrscheinlich ist der oben erwähnte Pithecanthropus erectus auch ein solches, jedoch viel früheres Glied.

Dieser Homo primigenius-Rasse eignet ein flacher Schädel mit einer geringeren Hirnkapazität als beim heutigen Menschen, eine fliehende Stirn, mächtige, stark vortretende Augenbrauenwülste, und andere Merkmale mehr, die stark ans Tierische erinnern. Jedoch teilen einzelne Züge in der Schädel- und Skelettentwicklung auch schon in vielfältiger Weise zu dem heutigen Menschen hinüber, wie denn selbst jener primitive Typus schon reichlich differenziert war. Ein haarscharfer Unterschied läßt sich also zwischen dem heutigen Menschen und dem Krapiner nicht aufstellen.

Derselben Primigenius-Rasse angehörig, den Fundumständen nach aber anscheinend jünger, sind die in den Ablagerungen bei einer Höhle bei Spy in Belgien gefundenen in 2 Skeletten vorliegenden Menschen. Diese Spyer Menschen der Homo primigenius-Rasse lebten mit der Tierwelt der langen späten, vermutlich vorletztglacialen, letzt-interglacialen und letztglacialen kalten Zeit, deren hundert und tausendfältig gefundene und genauestens durchstudierte Charaktertiere sind:[1]) Mammut (Elephas primigenius), wollhaariges, Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), Urstier (Bos primigenius) Pferd, Höhlenbär, Höhlenhyäne (Dachs), Rentier und noch eine andere Hirschart, die bei Spy zwar Rothirsch genannt wird, die aber vermutlich eine dem heutigen nordamerikanischen Wapiti oder besser dem asiatischen (sibirischen) Maral nahestehende Hirschform ist.

Unter welchen Zeitumständen jedoch der eigentliche Neanderthaler Mensch, dessen überreste das Bonner Provinzialmuseum birgt, gelebt hat, ist leider in ein tiefes und wie zu erbellendes Dunkel gehüllt, da auf die näheren Fundumstände nicht genügend geachtet worden ist. Heute ist das ganze Gelände der Höhle längst dem Kalkbruchbetrieb anheimgefallen. Da die Primigenius-Rasse oder wenig-

[1]) Die hier aufgezählten sind die nur bei Spy gefundenen.

Digitized by Google

frons die Eigenkämmer der beiden primitiven Zähne von Taubach bereits mit Rhinoceros Merckii und Elephas antiquus zusammengelebt haben, so wäre das Zusammenleben auch des Neanderthalers mit diesen früheren Tierformen denkbar. Da aber im Neanderthal bisher keine Reste von anderen als von der spätglacialen Fauna (Mammut rc.) bekannt geworden sind, so scheint das Alter jünger zu sein wie Taubach und dem von Spy gleichzustellen zu sein. Reste, vermutlich dieser Primigenius-Rasse sind, jedoch spärlich, an einigen anderen Orten mit spätglacialer Kältefauna gefunden, so einige Zähne und Unterkieferteile bei Naulette Malarnaud, Sipka rc.

Zwar nicht in Spy, doch an zahllosen anderen Orten Frankreichs, Englands, Belgiens, Deutschlands, Italiens, Österreichs und Rußlands, ist die spätere, heutige Menschenrasse die Homo sapiens-Rasse, in den spätglacialen Ablagerungen, zusammen mit der auch bei Spy vertretenen Fauna gefunden worden. Ein Zusammenvorkommen der Primigenius-Rasse mit der Sapiensrasse und mit der spätglacialen Fauna an irgend einem Ort ist daher mit Sicherheit einmal zu erwarten, umsomehr als, wie oben hervorgehoben worden ist, Variationen der Krapinaer Primigenius-Rasse vorhanden sind, die zu der Sapiensrasse hinüberleiten. Ob aber mit der älteren Fauna, als deren Charakterliere Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii anzusehen man sich gewöhnt hat, jemals die Homo sapiens-Rasse angetroffen werden wird, ist zu bezweifeln.

Der Mensch der letzten kalten, ja hochnordischen, kontinentalen Periode, also der Zeitgenosse von Polarfuchs, Moschusochse und Halsbandlemming, den hochnordischen Tieren, vom subarktischen Rentier, vom kontinentalen Wildpferd, Urtier, Bison (Auerochs), Mammut und wollhaarigem Nashorn in unseren Gegenden war ein Jäger dieser Tiere —, Halsbandlemming sowie die nordische Kleintierwelt natürlich ausgeschlossen, das diese Fauna nur in Eulengewöllen an einigen wenigen geeigneten Orten erhalten geblieben ist. Dieser spät diluviale Mensch war aber nicht nur Jäger dieses Wildes, sondern auch schon ein bewunderungswürdiger Beobachter und Künstler, der seine Jagdobjekte plastisch in Elfenbein (Mammut), Knochen und Hirschhorn (von Rentier) schnitzte, und sie auf eben dem Material auch zeichnete und auf Höhlenwänden selbst mit bunten Farben malte. Diese lange Periode war anfangs kalt und wenn auch nicht feucht, so doch auch nicht trocken, und dieser Abschnitt entspricht wohl dem 3. Glacial- oder dem oberen Geschiebemergel Norddeutschlands und der vorletzten (Riß-)Eiszeit Penecks und Brückners in den Alpen. Später tritt ein zwar ebenso kaltes — die hochnordischen Tiere in beiden Perioden bezeugen dies —, aber weniger feuchtes, sogar trockenes Klima ein, das einer kalten Steppenzeit entspricht. Auch dieser Abschnitt war von sehr langer Dauer. Tiere und Menschen sind nicht verändert gegen vorher, wenn auch der Mensch in seinen Stein- und Knochenartefakten vielleicht etwas mehr vorgeschritten ist. Es ist diese Phase die Periode der Ablagerung des Lösses, die sowohl von den norddeutschen wie Alpengeologen als ein Teil der letzten Interglacialzeit (Riß-Würm-Interglacialzeit) und zwar als die letzte Hälfte dieser Interglacialzeit angesehen wird, indem die erste Hälfte einem wärmeren, feuchteren, unserm gleichen oder besseren Klima zugeschrieben wird, mit unseren Waldbäumen und Waldtieren nebst den erloschenen wie Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii und dem heute als wildfremden Walnußbaum, Rhododendron ponticum rc. Da jedoch, wie wir später bei Steeden aber nicht allein da, sondern auch anderwärts, z. B. bei Spy) sehen werden, der Steppenperiode der kalte aber feuchtere Zeitabschnitt unmittelbar vorhergeht, so scheint es uns angebracht, wie oben getan, diese frühe Phase einer vorletzten (Riß-) Glacialzeit, und die Steppenperiode ganz der letzten (Riß-Würm-) Interglacialzeit zuzuweisen, dagegen die wärmere, feuchtere Zeit mit Elephas antiquus rc. einer vorletzten, anscheinend noch viel längeren 2. (Mindel-Riß-) Interglacialzeit zuzuteilen. Keine Beobachtung im Gebiet der Alpen, als das am besten durchforschten Glacialgebietes, scheint dieser Auffassung zu widersprechen, während sie andererseits eine Reihe von sonst schwierig oder unmöglich zu deutenden Erscheinungen ungezwungen erklärt (worüber an anderem Orte mehr). Die letzte kalte Interglacialzeit ist die Periode der Ablagerung des Lösses, jenes feinen gelben Staubes, der heute in seinen obersten, meist entkalkten, Schichten als Lößlehm die fruchtbarsten Äckerboden am Rhein und an der Lahn (aber selbstverständlich nicht nur da) darbietet. Später trat wieder, wie das Profil von Langenaubach (Wildweiberhausfelsen) und viele Ablagerungen erweisen, eine weniger trockene, feuchtere Zeit ein, in der sich kein Löß mehr ablagerte, die also meistens keinerlei Spuren mehr hinterlassen hat, da wenigstens auf den Hochflächen der Löß gewöhnlich das jüngste, letzte geologische Gebilde ist.

Auch diese Zeit, die sich überall allmählich aus der vorhergehenden entwickelt, unterscheidet sich in ihrer Fauna in nichts von den beiden vorhergegangenen Phasen. Man ist daher allgemein dahin gelangt, anzunehmen, daß sie der letzten Eiszeit, der Würm-Glacialzeit in den Alpen, entspricht.

Als auch nach langem Bestehen dieser Eiszeit die letzten großen Eismassen sich zurückzogen, sehen wir in der immer noch nordisch-kontinentalen Tierwelt ein sehr wesentliches Ereignis eintreten. Die großen Charaktertiere dieser langen kalten Zeit: Mammut, wollhaariges Nashorn, Höhlenhyäne und Höhlenbär, verschwinden, Rentier behält das Feld, und wir können nicht anders annehmen, als daß der Mensch — seine erste uns dokumentierte gewaltige Großtat! — diese Riesenformen der Schöpfung ausgerottet hat, als Jäger ausgerottet hat in ähnlicher Weise wie heute der nordamerikanische Jäger die früher so großen Herden von Bison (Auerochs) ausrottet, oder vielmehr jetzt auch schon fast ausgerottet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Die Häuser Cronberg und Coronini.

[1]) Eine ungelöste genealogische Frage. Von Dr. Otto Ankel.

Im Juli 1904 habe ich an anderer Stelle in einem „Heute noch Cronberg und nimmermehr" überschriebenen Aufsatz dem am 17. Juli 1704 verstorbenen letzten Ritter von Cronberg, Reichsfreiherrn Johann Nikolaus, ein kurzes Erinnerungsblatt gewidmet.[2]) Dabei hebe ich der Genealogie der von Cronberg gedacht und schließlich nicht unerwähnt gelassen, daß aus der bereits 1692 mit Kraft Adolf Otto im ehelichen Mannesstamm erloschenen gräflichen Linie des Hauses ein nicht ebenbürtiger Sproß herrührte, Adolf der Jüngere, der Sohn des eben genannten Grafen und einer, wahrscheinlich böhmischen, Geliebten[3]), der unter dem Namen „von Cronenberg" in kaiserliche Dienste trat und 1738 als Kommandant von Orsova wegen Übergabe der Festung an die Türken im Gefängnis zu Belgrad starb, ob mit oder ohne Leibeserben, vermag ich nicht zu sagen.

Sehr erklamt war ich nun, als ich einige Zeit nachher zufällig, bei Durchsicht eines Freundenbuches, Kenntnis davon erhielt, daß ein Graf Rudolf Coronini-Cronberg, erster Sekretär der K. und K. Österreichisch-Ungarischen Botschaft in Berlin, vom 12. auf den 13. August 1896 in Cronberg geweilt hat und, wie man mir sagte, damals auch von der Kaiserin Friedrich empfangen worden ist. Wie mir auf eine Anfrage Graf Coronini mitteilte, war die Anregung dazu wohlen selbst ausgegangen; es handelte sich für ihn vornehmlich darum, die Burg kennen zu lernen, die in seinem Hause stets als die Wiege der Familie bezeichnet worden war. Auch die mutmaßlichen verwandtschaftlichen Beziehungen der Häuser Coronini und Cronberg kamen bei seinem Besuch auf Schloß Friedrichshof zur Sprache, wenn auch begreiflicherweise Kaiserin Friedrich nicht in der Lage war, diese schwierige und ihr fern liegende genealogische Frage aufzurollen.

Aus dem Umstande, daß in dem im Auftrag der Kaiserin von dem Freiherrn Ludwig von Dompteda 1899 herausgegebenen Werke: „Die von Kronberg[4]) und ihr Herrensitz" von jenen Beziehungen nicht mit einem einzigen Worte die Rede ist, glaubte ich entnehmen zu müssen, daß man zuständigen Orts an einen genealogischen Zusammenhang der beiden Geschlechter nicht geglaubt hat, ihn mangebendig festzustellen oder als unbegründet darzutun, jedenfalls nicht in der Lage oder auch, was nicht ausgeschlossen erscheint, nicht willens war. Damit ist allerdings die Sache keineswegs erledigt und abgetan. Dem Freiherrn von Dompteda war es durchweg mehr um Beschaffung urkundlichen Materials als um dessen kritische Sichtung und Verwertung, mehr um die künstlerische Gestaltung des Stoffes und vor allem darum zu tun, seiner allerhöchsten Auftraggeberin ein würdiges Zeichen seiner Huldigung darzubringen. Dompteda hat die Geschlechtsregister der Cronberge nach den vorhandenen Pergamenten und Grabsteinen aufgestellt; er hat nur diejenigen Cronberge eingetragen, deren Dasein urkundlich bescheinigt ist. Wenn nun auch im allgemeinen gegen diese Methode nichts einzuwenden sein dürfte, so könnte deshalb doch ein unbezeugter Cronberg das Schloß seiner Väter im Taunus verlassen haben, könnte in Italien zum Coronini geworden, könnte dort ohne Pergament und Grabstein gestorben sein, wer weiß wann und wo? Dompteda sagt selbst: „Sind nun aber meine Geschlechtsregister vollständig und genau? Ich bezweifle das ernstlich. Ohne Frage enthalten sie Lücken in Beziehung auf Nebenpersonen . . . ." Eben dieses Eingeständnisses wegen und aus anderen Gründen beschloß ich, der Frage näher zu treten.

Das „Gothaische Genealogische Taschenbuch der Gräflichen Häuser", dies unentbehrliche Hilfsmittel zur ersten Orientierung bei der Erörterung derartiger Fragen, belehrte mich zunächst im Jahrgang 1905 unter dem Titel „Coronini von Cronberg" darüber, daß dies österreichische, in Görz, Krain und Kärnten ansässige Grafengeschlecht 1548 für Johann Cyprian von Cronberg die Adels- und Wappenbestätigung erhielt, daß die Mitglieder des Hauses 1588 zu Reichsrittern, 1656 zu Freiherrn und 1687 zu Reichsgrafen ernannt wurden, und daß das Geschlecht, das zurzeit auf achtzehn Männeraugen ruht, heute in drei Linien zerfällt: Cronberg, Tolmein und St. Peter, genannt nach ihren Stammsitzen in Görz und Krain.

Bei der Durchsicht älterer Jahrgänge fand ich dann in dem „Historisch-heraldischen Handbuch zum Gräflichen Taschenbuch" für 1855 eine kurze Genealogie des Hauses Coronini-Cronberg, von der ich, damit der Leser sich selbst ein Urteil bilden kann, hier die Hauptsache mitteilen muß.

Das dem Geschlechte Coronini-Cronberg erteilte Freiherrndiplom bezeichnet Rudolf von Cronberg († 866), Knyglet König Ludwigs II., als den mutmaßlichen Stammhalter des Geschlechts und als Erbauer des Schlosses Cronberg auf dem Bilberge bei Frankfurt a. M. Die urkundlich nachweisbare Reihenfolge der Herren von Cronberg beginnt aber erst mit Emmerich I. (1198). Seine beiden Söhne Franco I. und Philipp wurden die Stifter zweier Linien. Die Linie Philipps (geschichtlich: der Kronenstamm) blühte am Rhein. Aus ihr erwarb Johann Georg von Cronberg († 1608) die reichsfreiherrliche, sein Sohn Adam Philipp († um 1640) die reichsgräfliche Würde und die unmittelbare Reichsgrafschaft Hohenstein-Roldeck. Diese Linie erlosch mit dem Reichsgrafen Johann Nikolaus († 1664).

[1]) Vergl. „Frankfurter Zeitung", Nr. 191, vom 11. Juli 1904, 1. Morgenblatt.

[2]) In Böhmen hatte 1629 Erzbischof Johann Schweikard von Mainz aus dem Hause Cronberg die Herrschaft Bortschen, aus der der früher ultraquistische Besitzer vertrieben worden war, für seinen Neffen Adam Philipp, den Vater Kraft Adolf Ottos, für wenig Geld erworben; daher die Beziehungen der Cronberge zu Böhmen.

[3]) So — mit gutdeutschem K — sollte man den Ort schreiben, statt mit dem amtlichen welschen C. (Wir schreiben so schon lange; haben aber in diesem Aufsatze das C wegen Coronini-Cronberg beibehalten. D. H.)

Digitized by Google

Aus der älteren, von Franco I. begründeten Linie (geschichtlich: der Flügelstamm) hatte Walter I., ein Enkel Francos I., zwei Söhne: Franco III. und Ernst, die wieder die Stifter zweier Sonderlinien wurden. Ernst von Cronberg, der Jüngere, ging nach Italien und erbaute im Friaulischen eine Burg, die er Corona nannte. Von dieser nahmen seine Nachkommen den Namen Coronini an, der allmählich den deutschen Familiennamen Cronberg verdrängte. Ein Enkel Ernsts, Cyprian Coronini, lebte um 1430 und erhielt von Papst Eugen IV. den Titel eines Markgrafen von Corona. Catharina, die Erbtochter des letzten Sprossen der Ernstinischen Linie, des Pompejus III. Coronini, brachte Namen und Besitzungen an ihren gleich näher zu kennzeichnenden Geschlechtsverwandten Cyprian von Cronberg.

Die ältere Linie am Rhein (geschichtlich: Flügel- und Kronenstamm) war vier Jahrhunderte hindurch im Gebiet des Erzstifts Mainz ansässig. Johann Philipp von Cronberg († 1540) ging als Feldhauptmann und Condottiere nach Italien, diente mehreren italienischen Fürsten und Republiken, trat endlich in französische Dienste und zeichnete sich unter Karl VIII. und Ludwig XII. als erfahrener Feldherr gegen Venedig aus. Sein Sohn Cyprian I. von Cronberg, aus der Ehe mit Gabriele von Laval aus dem Hause Montmorency, brachte durch Heirat mit seiner oben erwähnten Verwandten Catharina Coronini Namen und Güter der Ernstinischen Linie an sich und ließ sich dann in der Grafschaft Görz nieder.

Cyprians und Catharinas Sohn Johann Philipp II. war General unter Kaiser Rudolf II. und Kommandant eines Kürassier-Regiments. Sein Sohn Johann Maria war Ferdinands II. Günstling und Vertrauter sowie Geheimer Rat und Feldobrist. Dessen Sohn Rudolf Coronini von Cronberg, Ferdinands III. Geheimer Rat, Abgeordneter der Stände der Grafschaft Görz, brachte die reichsfreiherrliche Würde an die Familie. Rudolfs zweiter Sohn Ludwig Vincenz endlich ward samt seinen Brüdern Ludwig und Franz Anton und seinen Vettern Johann Baptist und Anton 1687 in den Grafenstand erhoben. Auf den genannten Johann Mario († 1616) geht die Hauptlinie des Hauses Coronini zurück: Cronberg, während die beiden jüngeren Linie, zu Tolmein und St. Peter in Orpheus († 1620), dem jüngsten Sohne Cyprians I., ihren gemeinsamen Stammvater erblicken.

Diese Darstellung ist, wenigstens soweit sie die deutschen Cronberge angeht, fast durchweg ein, wie ich bestimmt glaube, apokryphen Quellen entstammendes Gebilde der Phantasie. Von einem im Jahre 866 gestorbenen Rudolf von Cronberg, Kanzler König Ludwigs II. und Erbauer des Schlosses Cronberg, weiß die Geschichte gar nichts; die Burg Cronberg ist bisweisen um 1225 von Hartmut II., mit dem merkwürdigen Beinamen Sule, und seinem Bruder Otto I. von Eschborn und Cronberg erbaut worden. Urkundlich zuerst genannt wird nicht 1198 Emmerich I., ein im Hause Cronberg unbekannter Name, sondern es treten im Jahre 1190 auf: Frank I., Hartmut I. und Walter II., die Söhne Walters I. von Eschborn, wo bekanntlich der erst 1622 von den Scharen Christians von Braunschweig zerstörte Stammsitz der Herren von Cronberg lag. Die Begründer der beiden Linien, des älteren Flügelstammes und des jüngeren Kronenstammes, waren um 1220 Frank II. und Hartmut II., beide Söhne Hartmuts I., nicht aber Franco I. und Philipp, ein Name, der erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1379) bei den Cronbergen aufkommt. Der Flügelstamm erlosch 1617 mit Johann Eberhard; des Erbe fiel durch Heirat seiner Enkelin Anna Sidonie, aus der Ehe seiner Tochter Margareta und Hans Reichard Brömsers von Rüdesheim, mit Hermann I. an den Kronenstamm. Aus diesem erwarb Adam Philipp XI. († 1634), der vierte, den Vater allein überlebende Sohn Johann Georgs II., 1618 (resp. 1623, wo die Würde auf alle Mitglieder des Hauses übertragen wurde) für das Gesamtgeschlecht die reichsfreiherrliche, 1630 für sich und seine Nachkommen die reichsgräfliche Würde. Johann Nikolaus war nicht Reichsgraf, sondern Reichsfreiherr und starb nicht 1664, sondern 1704, während, wie wir wissen, die gräfliche Linie schon 1692 erlosch. Was von dem nach Italien ausgewanderten Ernst vom Flügelstamm gesagt wird, ist ganz fabulös; der Name Ernst kommt meines Wissens in den Geschlechtstafeln der Cronberge sonst nicht ein einziges Mal vor. Eine Burg oder Anine Corona gibt es nicht, also ist auch die Ableitung Coronini von Corona, im Sinne einer Burg hinfällig. Auch von einem Johann Philipp von Cronberg, der nach Italien ging und 1540 gestorben sein soll, weiß die Cronberger Geschichte nichts. Ein Johann Philipp aus dem Flügelstamm war Domherr in Mainz und starb 1563; ein anderer aus dem Kronenstamm, ein jüngerer Bruder Hartmuts XII., des bekannten Zeitgenossen der Reformation, war Domcellar in Mainz und mag um dieselbe Zeit wie der Domherr gestorben sein; ein dritter endlich, ebenfalls dem Kronenstamm angehörig, kam 1637 bei einer Musterei der Truppen in der Nähe von Bonn um. Was soll es also für ein Johann Philipp gewesen sein? Rätsel über Rätsel in dieser wunderlichen Genealogie!

Um Licht in die Angelegenheit zu bringen, wenigstens um den Versuch dazu zu machen, habe ich mich an die Vertreter der verschiedenen Linien des Hauses Coronini-Cronberg gewandt, als an die berufenen Kenner und Hüter der Familientradition und der genealogischen Ansprüche ihres Geschlechts. Was ich in Erfahrung brachte, ist wohlgeeignet, die Frage aus dem Bereich rein vager Vermutung in das entfernter Möglichkeit zu rücken, nicht aber, eine genealogische Hypothese in eine geschichtliche Tatsache zu verwandeln.

Der 87 jährige Graf Karl Coronini von der Linie Cronberg, ein im österreichischen Staatsdienst ergrauter und verdienter Mann, vormals Landespräsident des Herzogtums Salzburg, schrieb mir aus Görz u. a.:

„Ich füge noch hinzu, daß Graf Franz Coronini (von der Linie St. Peter, † 1901) mir öfters mitteilte, daß der verstorbene Herzog von

Digitized by Google

Nassau ihm erzählte, daß sich in der dortigen Gegend die Sage erhalte, es sei einstens zwischen zwei Brüdern der „von Cronberg" ein Zwist anlässlich der Bewerbung um ein und dieselbe Braut entstanden, infolgedessen einer der beiden Streitenden nach Italien ausgewandert sei. Andererseits besteht kein Zweifel, daß der Stammhalter unserer Familie, nämlich der Grafen Coronini Cronberg, gegen Ende des XVI. Jahrhunderts und zwar noch als Freiherr aus der Provinz Bergamo nach Görz eingewandert sei. Es scheint, daß nach der Hand Überbleibsel dieses Stammes im Bergamaskischen vereint seien; denn noch vor wenigen Jahren starb in einem Dorfe einige Stunden von Bergamo entfernt ein armer Bauer namens Coronini, welcher seine Abkunft verleugnete, wogegen jedoch auf seinem Häuschen das ursprüngliche Coroninische Wappen angebracht war. . . . . Über den Zusammenhang oder über die Verwandtschaft der Coroninis aus Bergamo und der Cronberger im Taunus ist durchaus nichts nachweisbar. Interessant und sonderbar ist jedenfalls die Flucht eines Cronbergers nach Italien und die Einwanderung der Coroninis aus Bergamo nach Görz. Zu die Frage Klarheit zu bringen, könnte nur einem Forscher gelingen, der die Archive von Bergamo und vielleicht auch von Mailand und von Venedig zu durchforschen in der Lage wäre."

(Schluß folgt.)

# Die Solmsische Gerichts- und Landesordnung

## im Untergericht Eppstein.

Von J. Brumm.

Außer dem Landgericht zu Hof Heusel, das als peinliches Blut- und Halsgericht über die schweren Verbrechen, wie Mord, Einbruch, Notzucht und andere Gewaltthaten, abzuurteilen hatte, befand sich in Eppstein noch ein zweites Gericht, und zwar am Orte selber: das Eppsteiner Untergericht, das über die leichteren Vergehen Recht zu sprechen hatte.

Zu dem Untergerichtsbezirk gehörten außer Eppstein noch die Orte der Nachbarschaft, die wir gelegentlich der Beschreibung des Landgerichts zu Hof Heusels, siehe „Nassovia", Jahrgang 1901, S. 152, aufgezählt haben. Da Eppstein eine Doppelherrschaft war, die zur einen Hälfte dem Landgrafen von Hessen und zur andern Hälfte dem Kurfürsten von Mainz unterstand, so wurde auch das Untergericht, wie das Landgericht, in beider Herren Namen gehegt. Den Gerichtshof bildeten der Richter, der Schultheiß und die Schöffen. Letztere wurden aus Eppsteins Bürgerschaft gewählt, jedoch wurden auch „Schöffen zu solchem Gericht von Lorsbach, Praunthal und anderen nächstgelegenen Dörfern im Kirchspiel genommen", und zwar aus dem Grunde, weil wegen „der geringen Bürgerschaft zu Eppstein" das Gericht nicht genügend mit Einheimischen besetzt werden konnte.

An dem Untergerichte bediente man sich der Gemeinen kaiserlichen Rechte, ferner der Hessischen und Königsteinischen Gerichts- und Landesordnung, sowie der „Gerichts- und Landesordnung der Grafschaft Solms und der Herrschaften Minkenberg, Wildenfels und Sonnenwald, wie solche anno 1571 publiziert worden, jetzo abermals von neuem ersehen, mit fleiß corrigirt und in gewisse Artikel abgetheilt, auch nunmehr zum dritten mal in Druck gegeben zu Frankfurt am Mayn durch Johann Bringern, in Verlegung Peter Mannsen und Ruprecht Beckers 1612." Indem hatte man am Untergerichte noch seine eigenen „Statuta und Gewohnheiten."

Sehen wir uns im folgenden die in Eppstein bei den mittelalterlichen Gerichtssitzungen meist maßgebende Solmsische Gerichts- und Landesordnung genauer an. Das Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil handelt von den Gerichten und dem gerichtlichen Prozeß, und der zweite Teil von den Landrechten. Im einzelnen ist zunächst die Rede von der Besetzung der Gerichte und „den Schöffen, welche verständige Personen mit frommem, gottesfürchtigem Sinne und ehelicher Geburt sein mußten, so ihr vollkömmliches Alter erreicht, nicht in der Acht, noch auch sonst verleumbt, sondern eines ehrbaren Wandels und Lebens auch bey der Gemeinde dafür angesehen und gehalten seyend." Sie hatten, bevor sie ihres Amtes walteten, nachstehenden „Eydt" abzulegen. Ich N. N. gelob und schwere zu Gott und den heiligen Evangelien, daß ich soll und will das Gericht ehrbarlich, fremdlich und fleißig besitzen und daß ich will meiner oder meines gnädigen Herrn Oberkeit, Herrlichkeit und Gerechtigkeit dieses Orths helffen, handthaben und weissen deren Partheyen und menigklichs, so am Gericht zu schaffen hat, fürbringen, mit allem Fleiß anhören und vernehmen und nach meiner besten Verständnuß, rechtmessig Urtheil und Bescheid darüber helffen sprechen und weissen, und das nicht underlassen umb Leyd, Freundschafft, Feindschafft, Stipschaft, Magschafft, Gunst, Forcht, Verheissungen, Gab, Gelt oder Geltswerth oder umbichts, das ich einigem Nutzen vergleichen mag, wie solches gemeint oder erdacht möcht werden: Auch im Urtheil fassen mit keinem sondern Zufall suchen, noch machen: Desselbigen keiner Partheyen, so im Gericht handelt gegen der andern theilen, Anweisung geben, noch dieselben gefährlicher weis warnen, darzu die Heimligkeit des Gerichts niemands offenbaren und alles andere thun und lassen, das einem frommen, redtlichen und vorortheylichen Schultheiß, Schöffen und Urtheiler gebührt, alles getreuerlich und ungefährlich, als mir Gott helff und die heiligen Evangelien.

Auch die übrigen Gerichtspersonen, wie Schultheiß, Gerichtsschreiber, Büttel und Fürsprecher mußten einen ähnlichen Eid schwören. Der Eid des Schultheißen war gleichlautend mit dem der Schöf-

Digitized by Google

sen, während für die übrigen Gerichtspersonen besondere Eidesformeln vorgeschrieben waren. Ihrer Eigenartigkeit wegen setzen wir auch diese in ihrem Wortlaute nach hierher.

Des Gerichtsschreibers Eid lautete: Ich N. N. gelob und schwere zu Gott und den heiligen Evangelien, daß ich alles und jedes, so gerichtlich gehandelt, fürgetragen und eingebracht wird, zum fleissigsten und getreulichsten aufschreiben und verwaren will. Brief, Gerichts-Akte, sondern deß Gerichts befehl niemand mittheilen, noch Copien oder Abschrifften geben; auch alle Heimligkeit deß Gerichts und der Sachen niemandt offenbaren, denen Partheyen, so vor Gericht handeln, in ihren sachen weder rathen, noch Anweisung, Fürschub oder Beystand beweisen; und denn deß Schreiblohns halben, ob deßwegen klag oder Irrung fürfallen würde, mich nach deß Gerichts Erkäntnuß und Mäßigung lassen begnügen, darüber niemandt beschwehren, und sonst alles und jedes, so einem frommen, unpartheyischen, getreuwen und fleissigen Gerichtsschreiber zu thun zustehet und gebühret, getreulich leisten will, ohne alle Argkist und Gefehrde, als mir Gott helff und die heiligen Evangelien.

Der Büttel hatte zu schwören: Ich N. N. gelobe und schwere zu Gott und seinen heiligen Evangelien, daß ich die Fürgebott, auch Ladungen und anderes, was mir von meiner fürgesetzten Obrigkeit und dem Gericht befohlen wirdt, mit allem fleiß verkünden und außrichten, auch solcher meiner Außrichtung dem Gericht, da es an mich gelangen wirdt, gebührlich anzeig thun. Und ob ich deß Gerichts Heimligkeit hören oder lernen würde, dieselben verschweigen und heimlich halten, dem Gericht gewertig seyn und fleissig aufwarten und sonst alles anders thun, soll und will, so einem redlichen Büttel eignet und gebühret, alles treulich und ungefährlich, als mir Gott helff und die heiligen Evangelien.

Zweierlei Bücher waren bei Gericht zu führen, deren erstes das Gerichtsbuch genannt wurde. In dies Buch wurden die Gerichtsverhandlungen von Jahr zu Jahr, von Gerichtstag zu Gerichtstag niedergeschrieben nämlich das, was im einzelnen von beiden Parteien mündlich oder schriftlich war vorgebracht worden und zwar von Anfang bis zu End, „kambt den Ben- und Endvrtheilen, auch so man dagegen appelliert." Das zweite, das Kontrakt- und Schöpfenbuch geheißen, diente als Eintragebuch „bei Kauffen, Verkauffen, Bifsiftten, Fürmünderschafften, Einkindtschafften und dergleichen, auch Testamenten und Erbungen, alles ordentlich, klärlich und verständlich."

Ein jedes Gericht, „friedlich und ehrbarlich besessen", wurde durch den Schultheißen des Orts im Namen beider Herrschaften eröffnet und im Beisein von sechs Schöffen zu gewöhnlicher Tageszeit gehalten. Ausgenommen waren die Tage vom 24. Dezember, dem hl. Christabend, bis auf den 6. Januar, den hl. Dreikönigstag einschließlich. Item von dem Sonntag des Herrn Fastnacht bis auf den ersten Sonntag der Fasten, Invocavit genannt. Item vom Palmsonntag an bis auf den ersten Sonntag nach Ostern. Item die ganze Pfingstwoche über bis auf den Sonntag der heiligen Dreifaltigkeit. Item alle Sonntage das ganze Jahr hindurch; item aller Apostel Tage. Item an allen andern Feiertagen, welche von der Herrschaft geboten sind. Auch zu Zeiten der Ernte und deß Herbstes, so lange dieselbe währet, soll kein Gericht gehalten werden.

Der Büttel hatte die Leute durch das sogenannte „Fürgebott" spätestens einen Tag vor der Verhandlung zu laden, wofür er am Orte vier, außer dem Orte acht Pfennige erhielt. Waren Ausländer zu laden, so empfing er für jede Meile vierzehn Pfennige.

Am Gerichtstage brachte zunächst der Kläger seine Sache mündlich oder schriftlich vor; hierauf kam dann der Beklagte zum Wort. Waren beide dazu nicht imstande, so konnten sie sich, wie das auch heute der Fall ist, einen Anwalt verordnen. „Diese Prokuratores oder Fürsprecher sollen es mit ihren Partheyen mit rechten Treuwen meinen, ihre Sachen ihrem besten Verstand nach zu derselben Nutzen und Wohlfahrt führen, alles mit müglichem Fleiß im Reden und Rathen verhandeln, auch dieselben über die gesatzte gebürliche Belohnung nicht übernehmen noch beschweren, sondern sich in allem der Erbarkeit gemäß verhalten".

Wurde die bei Gericht eingebrachte Klage für berechtigt anerkannt, so erklärten die Schöffen: „Die Schöffen lassen die fürbrachte Klag, den rechtlichen Krieg darauff zu befestigen, hiermit zu und erkennen, daß der Beklagte darauff antworten und den Krieg Rechtens auch verfahren soll." Demnach solcher Bescheid ergangen war, so mußte alsbald auch der Beklagte, ohne einen weiteren Termin abzuwarten, gleichfalls den Krieg allen Rechtens befestigen, was ungefähr mit folgenden Worten geschah: „Der fürbrachten Klag bin ich in nußen, die fürbracht, nicht geständig, will darauf den Krieg durch Nein befestigt haben mit der bitt, mich davon zu absolvieren und zu erledigen." Auch dem Kläger stand es zu, seinerseits den Krieg zu befestigen, wie folgt: „Ich erbole mein in- oder fürgebrachte Klag, sag deren Inhalt wahr sein, Gemüths und Meinung, den Krieg Rechtens affirmative und mit Ja darauff zu befestigen, mit der bitt wie darin verfeilt, im Recht zu erkennen."

Zur Ermittelung der Wahrheit wandte man den Eid an, der durch den Gerichtsschreiber vorgelesen wurde und für den Kläger folgendermaßen lautete: „Ihr werdet schweren zu Gott und seinem heiligen Wort,, daß ihr anders nicht glaubet, wisset, noch wehnet, denn daß ihr eine gute Sach habt zu klagen, daß ihr auch kein gefährlichen Aufschub, noch freffentlichen Anstand, auch keine falsche Kundschaft, Beweisung oder Beybringung, begeren, noch suchen, und so oft ihr im Reden gefragt werdet, die Wahrheit nicht verhalten, daß ihr auch dieser Sachen halber niemand anders denn denjenigen, so das Recht anläßt, ichts (irgend etwas) gegeben oder verheissen noch geben wöllt, damit ihr die Eindrtheil erhalten mäget, alles treulich und sonder Gefährde." Der Eid für den Beklagten lautete ähnlich. Die Schwörenden nahmen den Eid mit folgenden Worten an: „Wie mir jetzo fürgelesen worden, und ich wohl verstanden hab, das sag und glaub ich also wahr seyn und will dem allem treulich

Digitized by Google

nachkommen vnd geloben, als mir Gott helff vnd sein heiliges Wort."

Waren Zeugen nötig, so konnten diese fürs Gericht „mannhaftig gemacht werden", worauf alsdann ein weiterer Gerichtstag festgesetzt wurde. Zur „Mundschaft" waren nicht zulässig: „Dieienigen, so in der Acht sind. Item Jungen, so unter viergehn Jahren alt seindt; item diejenigen, so Thoren oder wahnsinnig seindt. Item diejenigen, so ehrlose, meineydige, mit Verbeit vnd Recht am Leib getroffte oder des Landes Verwiesene, oder sonst verleumbte Personen, mit denen ehrliche Leute vnbillichgeben Abscheuens tragen, vnd daß solches offenbar werde. Item Vater vnd Mutter mögen weder für ihre Kinder, noch auch wieder sie Kundschafft sagen; desgleichen auch die Kinder weder für, noch gegen ihre Eltern. Dabei wollen wirs bewenden lassen."

Für die Jungen hatte man folgende Eidesformel: „Ihr sollt schweren ein Endt zu Gott vnd seinem heiligen Wort, daß ihr in der ganzen Sachen, derentkalben ihr jetzt zu Zeugen fürgeheischt vnd in Gelübt angenommen worden seid, die Warheit euch wissentlich nöhlet sagen für beyde Partheyen keiner zu lieb noch zu leid, vnd das nicht lassen weder umb Gab, Schenck, Nutz, Haß, Freundschafft, Feindschafft, Forcht, noch anderes, wie das Menschenhertz erdenken möchte, alles getreulich vnd sondere Gefährde." Darauf antwortete der Zeuge: „Wie mir jetzunder fürgeseßen worden vnd ich wohl verstanden, auch zuvor in Treuen angelobt hab, dem will ich freudlich also nachkommen, als mir Gott helff vnd sein heiliges Wort. Amen!"

Nach der Verhandlung erging das Urteil, nach welchem die „Bußen" zu zahlen waren. Die Strafen waren verhältnismäßig hohe und waren Freiheitsstrafen oder Geldstrafen oder Strafen in Geldeswert. Die Freiheitsstrafen mußten im Turm bei Wasser und Brot abgemacht werden. Die Geldstrafen richteten sich nach der Schwere des Vergehens. Man zahlte für Beleidigung, daß man eine Person einen „Schelmen", oder „Unflat" oder „Bösewicht" nannte, einen Gulden bis drei Reichstaler. Schalt man ein Weib eine „Hexe" oder eine „Zauberine", so waren bis zehn Gulden sicher zu erwarten. Das Verletzen eines Grenzsteins, das Abackern im Felde kostete vier bis fünf Gulden. Leichte Körperverletzungen wurden mit einem bis vier Gulden geahndet. Gotteslästerung wurde mit einem Gulden bestraft. Häufig wandte man statt der Geldstrafe „die Weinstrafe" an und erkannte für Recht, daß der strafbare Teil ein oder zwei Viertel Weines zu geben hätte.

Zu den Strafen kamen die Kosten. Der Gerichtsschreiber erhielt für jedes Blatt, so er beschrieb zehn Pfennige; für jeden Zeugen, dessen Aussage er zu Papier brachte, vierzehn Pfennige; von der Abschrift des Urteils den gleichen Betrag. Das Gericht erhielt von jedem Termin, so die Parteien hielten, ein „halb viertheil Wein."

Waren die Schöffen nicht weise genug, um ein Urteil in einer Sache fällen zu können, so holten sie sich Rats beim Stadtgericht zu Frankfurt. Später wurde die Sache geändert und befohlen, daß sie vorerst beider Herren Amtmänner zu befragen hatten, konnte daraufhin eine Einigung nicht erzielt werden, so ging die Sache an die Juristen-Fakultät oder beider Herren „Canßelyen gen Marpurg und Mainz."

Das Untergericht zu Eppstein bestand bis zum Jahre 1803, wo es nach Wallau verlegt wurde; 1816 ward der Amtssitz Wallau mit dem von Hochheim vereinigt.

# Sylvesterleid — Neujahrsfreud'.

Von C. Trog.

Es ist schon lange her, seit die Familienepisode, welche ich hier wiedergebe, und die ich ihrem Inhalte nach der Erzählung des längst verstorbenen Lehrers Scherer in Grebenroth im Amtsbezirke Langenschwalbach verdanke, die Genüster einer Kirchengemeinde tief ergriff, die in der Umgebung von Wiesbaden festsaß war, deren Namen ich aber nicht mehr mit Bestimmtheit zu nennen weiß.

Scherer, der „alte Scherer", wie wir jungen Lehrer den greisen, so höflichen und gastfreundlichen Kirchspielsschulmeister vom Kirchspiele Egenroth nannten, war in Klopperbeim im Landkreise Wiesbaden geboren, und verlebte in diesem Dorfe zur sogenannten „Franzosenzeit" seine Jugend. Er wußte mancherlei aus dieser traurigen Zeit zu erzählen, was sich seinem Gedächtnisse tief eingeprägt hatte, so auch die Affäre, wie die in Igstadt einquartierten Franzosen einmal in das zwischen Igstadt und Klopperbeim liegende Obstfeld plündernd eingedrungen waren. Da griffen die Klopperbeimer zur Selbsthilfe; die Sturmglocke ertönte, und alsbald waren alle Männer versammelt, und sie rückten mit Knüppeln bewaffnet hinaus, um die Apfeldiebe zu vertreiben. Die Klopperbeimer Dorfjugend fehlte selbstverständlich in den Nachzuge nicht, und Scherer, damals ein vierzehnjähriges großgewachsenes Bürschchen, hatte seinen aufgehobenen langen Leinenkittel mit Steinen gefüllt. In den Wiesen, die aus Obstfeld grenzen, kam es zum Gefecht, das mit Schimpfen, dann mit Stein- und Schollenwerfen eingeleitet wurde, welches die Franzosen, die ohne Waffen waren, in gleicher Weise erwiderten. Endlich avancierten die Sansculotten, und die Klopperbeimer retirierten. Ein dannlanger Franzose will eben über den schmalen Steg eines Baches laufen; Scherer wirft und trifft den Riesen mit einem dicken Backenstein so glücklich und heftig auf die Nase, daß er vom Stege herunter mitten in den Bach taumelt, und dann mit blutender Nase und einem fürchterlichen Gewehre in dem Wiesengrunde umherrennt und den Barbarenbuben sucht, der einem Sohne der Grande Nation, also mitgespielt. Scherer

Digitized by Google

war ein Rinkler! Er hatte sich aber schnellfüßig salviert, und fast alsbald wohlgeborgen bei den heimatlichen Penaten. Dieses Kraftstückchen hat er in seinem Alter noch mit großer Lebhaftigkeit und gern erzählt; und sich weidlich über seine jugendliche Heldentat gefreut.

Doch zurück, zur eigentlichen Geschichte! Die Franzosen waren durch die Schlacht bei Leipzig über den Rhein zurückgeschlagen und kehrten auch nicht wieder über ihn zurück; aber die Nachwehen ihres langen Besuches blieben noch lange Zeit fühlbar, und Kummer und Sorgen belasteten auch viele nassauischen Gemeinden und Familien.

Der Silvesterabend des Jahres 1813 war gekommen, mit dem ein so schwer durchlebtes Jahr zu Ende ging; aber die Silvesterfreude fehlte: sie fehlte auch in dem Pfarrhause des nassauischen Dorfes, von dem erzählt werden soll. In der unteren Wohnstube saß die Pfarrfrau mit ihren Kindern stille und in sich gekehrt, als hatte ein Wehe auf ihrem Mutterherzen. Die Handarbeit war ihr aus den Händen gesunken, Seufzer entflogen ihrer Brust, und ihre umschleierten Blicke ruhten bekümmert auf den lieben Kindern. Den Seufzern der Mutter antworteten die Seufzer der erwachsenen Tochter aus einem Winkel der Stube. Auch ihre Arbeit ruhte; aber weshalb seufzte dieses blühende Mädchen und weshalb tropften Tränen von ihren Wangen in den Schoß hinab? Sie gedachte der Nöte der Eltern, sie gedachte auch ihres Bräutigams, des Regierungsassessors Bertram in Wiesbaden, der stets auf eine bessere Stelle hoffend, um sie heimführen zu können, sehen mußte, wie ihm stets andere Bewerber vorgezogen wurden. Wie Bertha in dieser stillen Dämmerung die Mutter seufzen hörte, da konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten, und doch wagte sie nicht, die Gedanken der Mutter zu stören, nicht die feierliche Stille zu unterbrechen, in welcher nur die einförmigen Pendelschläge der Wanduhr und die tiefen Atemzüge der beiden jüngeren Kinder gehört wurden, die beim warmen Ofen eingeschlafen waren.

Und droben im zweiten Stocke, in seiner Studierstube, saß der Pfarrer, gleichfalls noch ohne Licht, noch viel mehr mit Sorgen beschwert als die Gattin drunten; denn sie wußte ja nicht alles; er hatte ihr so manches verschwiegen, was sein Herz bekümmerte, weil doch die wahre Liebe das Schwere so gerne allein trägt und allein duldet.

Er zündete ein Licht an und stürzte seine Kasse: sie enthielt siebzig Gulden, eine Summe, die nicht zur Hälfte zureichte, um die Bedürfnisse des Augenblicks zu decken. Da lagen die Rechnungen des Arztes und des Apothekers aus der Stadt, die zusammen allein fünfzig Gulden wegnahmen; da lag ein Brief Friedrichs, der studierte. Er mußte sein Kostgeld und seine Stubenmiete bezahlen; denn er hatte drei Schüler verloren und keine andere bekommen können, um sich das Geld, wie sonst geschehen, zu verdienen, und sein Gesuch um ein Stipendium war so oft zurückgewiesen worden, daß er es nicht wieder zu erneuern wagte. Da lagen die Rechnungen des Schuhmachers, des Schneiders, des Kaufmanns, bei dem er Bertha ein Kleid gekauft und der Mutter auch eins, die beiden so nötig gewesen.

„Was soll aus uns werden?“ fragte der bedrängte Mann in seinem Selbstgespräche. „Wie soll ich das alles zahlen ohne Mittel! Die Feinde haben alle Vorräte an Geld und Nahrung erpreßt, verschlungen, ruin, zum größten Teil verschwendet. Wie mußte ich mich einschränken, und wie haben wir alle uns einschränken müssen! Vom Tabak und vom Kaffee habe ich mich entwöhnt, und seit Wochen kam kein Brötchen Fleisch auf unsern Tisch. Armer Friedrich, wie schwer wird es dir geworden sein, mir diesen Brief zu schreiben; denn du hast das Darben im Vaterhause gelernt und hast es auf der Schule nicht verlernt! Darben, ja darben! Morgen sind es dreißig Jahre, daß ich auf dieser gering dotierten Stelle darbe! Die Gemeinde kann nicht mehr leisten, und alle meine Bitten um Zulage aus Staatsmitteln sind unberücksichtigt geblieben.“

Doch plötzlich unterbrach er erschreckt seinen Gedankengang; er wollte ja nicht murren gegen Gottes Walten; hatte der doch die kranke Gattin genesen lassen, hatte er ihm doch in dieser schweren Zeit alle seine Lieben erhalten, so daß ihm am Jahresschlusse kein teures Haupt fehlte. Und er schaute hoffend durchs Fenster zum Nachthimmel hinauf, wo die Sterne zum letzten Male in diesem Jahre strahlten, und er sprach leise vor sich hin: „Meine Seele murret nicht; sie ist betrübt und fühlt das Weh, doch murren will ich nicht! Herr, in deine Hände befehle ich unser Leben und unser Wohlergehen! Du kannst es zum Besseren wenden, nur du allein!“ Er schwieg; aber die Lippen bewegten sich noch, und die Augen schauten hoffend zum gestirnten Himmel hinauf, und seine Seele redete stille mit Gott.

Da — wieder eine Unterbrechung! Von der Straße ertönte zu ihm herauf der Gesang heller Kinderstimmen, milde wie ein Engelszuruf: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.“ Es waren das die Kinder des Dorfes, die nach alter Sitte mit dem aufgeführten Liede vor den Häusern das neue Jahr anfangen, vor jedem Hause eine Strophe, und dafür eine kleine Gabe als Neujahrsgeschenk empfingen. Dem Pfarrer erklang dieses Lied wie eine Antwort aus Himmelshöhe; er sank auf die Kniee, und des Liedes Worte gestalteten sich in seinem Munde, seinen Gefühlen sich anpassend, zum Gebet, das er mit Glaubenseinmütigkeit laut sprach.

Unterdessen der Pfarrer im stillen Kämmerlein hinaufbetete, waren die Dorfkinder vor das Pfarrhaus getreten und stimmten hier die letzte Strophe des Liedes an:

„Mach' End', o Herr, mach' Ende
Mit aller unsrer Not!
Stärk' unsre Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege,
Und Treu' befohlen sein,
So gehen wir'n Wege
Gewiß zum Himmel ein!

Der Pfarrer hatte andächtig auf den Gesang der Kinder gelauscht; als das Lied zu Ende war, da erhob er sich, um zu den Kindern zu eilen, doch als er die Stubentür öffnete, da stand seine Frau vor ihm,

Digitized by Google

die ihm das Licht bringen wollte. Er sah sie fragend an, und die treue Gefährtin seines Lebens sagte: „Ich hörte dich laut beten, und so bin ich hier vor der Tür stehen geblieben und habe stille mit dir gebetet. Es ist Friede in meine Seele gekommen, und mein Herz beginnt wieder zu hoffen. Gott wird uns nicht verlassen, er wird uns helfen!" Und weinend sank sie an die Brust des Gatten, der sie aus bewegte Herz schloß, und Friede, beseligender Friede kam über beide.

Noch hatte die Frau Pfarrer das Studierstübchen ihres Mannes nicht verlassen, da klopfte es leise an die Tür, und auf des Pfarrers Hereinruf trat der Taglöhner Jakobs ein. Der Pfarrer fragte den Mann freundlich nach seinem Begehren; da schlug dieser die Hände auf sein Angesicht, begann laut zu weinen und sagte: „Herr Pfarrer, soeben hat Gott meine gute Frau zu sich genommen. Nun bin ich mit meinen sieben unversorgten Kinderchen allein: Was soll aus uns werden?"

Diese Nachricht traf den Pfarrer und seine Frau so unerwartet und schwer, daß ihnen die Tränen des Mitleids in die Augen traten. Der Pfarrer ergriff die Hand des armen Mannes und sprach Worte des Trostes zu ihm. Die Teilnahme des Pfarrers und seiner Frau machten Jakobs redselig, und er sagte: O, das ist noch nicht alles, was mich drückt! Über acht Tagen soll mein Häuschen verkauft werden, weil ich vierzig Gulden Zinsen nicht bezahlen kann."

Das Herz des Pfarrers erbebte bei Anhörung solcher Not, und er fragte: „Hast du denn diese vierzig Gulden nicht zu leihen versucht?"

„O doch," erwiderte Jakobs, „ich bin überall gewesen und habe angesprochen; aber kein Mensch hat sich erbarmt. Wer leiht einem armen Manne vierzig Gulden?"

Da lehnte sich die Frau Pfarrer an die Schulter ihres Mannes und flüsterte ihm ins Ohr: „Hilf ihm; er ist viel ärmer als wir. Gott wird uns helfen!"

Ohne Zögern und eine Seligkeit in der Brust über die herrliche Gesinnung seiner Frau, ging der Pfarrer zu seinem Pult, zählte von den 70 Gulden 40 Gulden ab und drückte sie dem armen Manne in die Hand, der wohl verwundert aufschaute, da er wußte, daß der Pfarrer kein reicher Mann war.

„So Jakobs, nun gehe und trage die Schuld!" sagte der Pfarrer.

Jakobs, der über die überkommene Verblüffung noch nicht Herr werden konnte, sah den Pfarrer noch immer verlegen an; da hin dieser aber sanft zum Gehen drängte, ging er endlich unter Segenswünschen.

Wie dann Jakobs das Zimmer verlassen hatte, umschlang die Frau Pfarrer den Gemahl und sprach unter Schluchzen die letzten Worte des Liedes, das vorhin die Kinder gesungen:

„So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein!"

Die „Pfarrersleute", wie die Bauern in ihrer einfachen Natürlichkeit sich ausdrückten, begaben sich in das untere Zimmer, und die Augen der Kinder leuchteten freudig auf, als sie den Frieden sahen und fühlten, der über die Eltern gekommen war.

Bald verlöschten die Lichter im Pfarrhause, und alle, die es beherbergte, schlummerten friedlich in das neue Jahr hinüber.

Der erste Morgen des neuen Jahres zog hell herauf. Die Glocken riefen die Dorfbewohner zum Gottesdienste. Auch die Glocken der Nachbardörfer und der nahen Stadt schickten ihre hellen und dumpfen Töne herüber und trugen auf ihrer Töne Leiter den Sang in die Herzen: „Hilf, o Herr, lay wohlgelingen! Hilf, das neue Jahr geht an!"

Der Pfarrer ging mit den Seinigen in die Kirche und predigte über das trostreiche Wort: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohlmachen!" Aus seinem Munde strömten Worte des Lebens, Worte heiligen Glaubens, Worte der seligsten Hoffnung.

Der Gottesdienst war beendet. Vor dem Pfarrhause erwartete der Postbote den Prediger und übergab ihm das Nassauische Verordnungsblatt und einen Brief. Der Brief kam von dem Sohne Friedrich aus der Universitätsstadt. Der Vater erbrach ihn zögernd, denn der Gedanke, daß der Sohn wiederholt um Geld bitte, trat beängstigend vor seine Seele. Doch diese Furcht verwandelte sich rasch in Freude, denn nachdem Friedrich herzliche Wünsche zum neuen Jahre ausgesprochen, meldete er, daß ihm nun doch noch ein Stipendium von 200 Gulden pro Jahr geworden sei; auch habe er durch freundliche Vermittelung einige Schüler erhalten, denen er Unterricht gebe, so daß er vorläufig jede Unterstützung der Eltern entbehren könne.

Da flossen über des Pfarrers Lippen leise die Textworte seiner Neujahrspredigt: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohlmachen!" und seine Frau reichte ihm frohbewegt die Hand und sprach: „Siehe, was du gestern Abend dem armen Jakobs gegeben, das hat dir heute Gott mit reichen Zinsen zurückgezahlt!"

Der Pfarrer hatte sich umgekleidet. Er nahm das Verordnungsblatt, das ihm der Postbote überbracht hatte, in die Hand. Er las und — er stockte. Ist es denn wirklich wahr? oder lassen seine feuchten Augen nicht richtig lesen? Nein, es ist keine Täuschung, und laut liest er den Seinigen vor: „Der bisherige Regierungsassessor Bertram ist zum Regierungsrate ernannt worden."

Bertha erzitterte bei dieser Nachricht, so unerwartet, so plötzlich war ihr heißester Wunsch erfüllt. Freudentränen stürzten ihr über die Wangen, und in seligster Empfindung sank sie der Mutter an die Brust. Der Vater aber, dem es auch heiß in die Augen schoß, rief seiner Tochter zu: „Der Eltern Segen baut guten Kindern Häuser! Siehe, liebe Bertha, auch mit dir hat es der Herr wohlgemacht!"

Noch gestern war das Pfarrhaus ein Trauerhaus, und heute schon war es ein Freudenhaus; gestern Abend noch Schwesterleid, heute schon große Neujahrsfreud'! Wer vermag die Gefühle des Dankes zu schildern, welche den Herzen dieser geprüften Menschen entströmten!

Am Nachmittage kamen Freunde aus der Stadt, aus der Umgegend zum Besuche und alle brachten ihre Wünsche zum neuen Jahr und gratulierten in einer Weise, die der Pfarrer nicht recht verstand.

Digitized by Google

Verwundert sahen ihn die Freunde an und fragten: „Hast du denn das letzte Verordnungsblatt nicht gelesen?“

„Gewiß,“ erwiderte der Pfarrer, „ich habe gelesen, daß Berthas Verlobter zum Regierungsrat befördert ist.“

„Und weiter hast du darin nichts gelesen?“ wurde weiter gefragt.

„Nichts von besonderer Bedeutung!“ antwortete der Pfarrer.

Da nahm ein Amtsbruder das auf dem Tische liegende Verordnungsblatt, zeigte auf eine Stelle und las laut vor: „Dem Pfarrer N. N. zu N. sind aus Staatsmitteln jährlich 400 Gulden als Gehaltszulage bewilligt worden!“

Da faltete der Pfarrer die Hände, er richtete die feuchten Augen nach oben und sprach mit tiefster Empfindung: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohlmachen! Ja, Herr, du hast alles, alles wohlgemacht!“

So verwandelte Gott, der die Seinen nie verläßt, in diesem Pfarrhause das Sylvesterleid in Neujahrsfreud'!

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Die Aufführung der neueinstudierten „Glocken von Corneville“, die am 14. Dezember stattfinden sollte, ist vom Spielplan ab- und bis zum Schlusse der Redaktion der Nr. 1 nicht wieder angesetzt worden. Wir können daher unsern Lesern mit einer Besprechung leider nicht dienen.

Am 10. wurde die erste Volks- und Schülervorstellung: Schillers „Kabale und Liebe“, am 17. die v.: Verdis „Emilia Galotti“ gegeben.

## Literatur.

* **Aus meiner Welt** von Georg Knauer. 96 S. Wiesbaden, Emil Behrend. — Georg Knauer, ein Wiesbadener Kind, von Beruf Arzt, ist den Lesern der „Nassovia“ schon seit Jahren als feinsinniger und philosophischer Dichter, als gefühlsinniger und ästhetischer Lyriker bekannt. Auch in dem vorliegenden Büchlein erweist er sich als solchen. Es enthält Gnomen und Epigramme, durchflochten von objektiv gehaltenen kleinen lyrischen Poesien. In flüssigen, schönen Rhythmen und in elegantem, glattem Formen, als Zwei-, Vier-, Achtzeiler u. s. w. bietet Knauer uns alle Weisheit in meuer Fassung, aber auch neue in vortrefflicher Gestaltung. Knapp ist die Gewandung des Gedankens; scharf hebt sich der Kern, die Pointe heraus. Man merkt überall, wie lebhaft der Dichter die Außenwelt auf sich hat wirken lassen und wie tiefernst er die Wirkungen aus seinem Innern heraus verarbeitet hat. Das kleine Buch enthält wirkliche Goldkörner echter, reiner Gedankenlyrik.

* **Absits.** Novellen von Ludwig Gallmeyer. 206 S. Pr. 2, bezw. 2,60 Mk. Schönberg-Berlin, P. Unterborn. — —. Wir haben dem jüngen Lyriker Ludwig Gallmeyer in Nr. 10 der „Nassovia“ von 1905 manches Lob spenden können. Im vorliegenden Bändchen hat er sich auch auf dem epischen Gebiete mit Erfolg eingeführt. Vor allem ist es die prächtige Natur- und Situationsmalerei, die uns anzieht. Ein Hauch düsteren Pessimismus“ lagert über den Dichtungen; aber der Stoff ist aus dem Leben gegriffen. Ort und Handlung ist zum Teil unser liebes Nassau. Die erste und größte Novelle behandelt die Schicksale zweier Familien im selben Hause, Irrungen und Wirrungen in mancherlei Verschlingung, Verleidung und Buße, Strafe und Erlösung; ein Gemälde von herber Tragik, doch mit dem Ausblick auf eine tröstende Zukunft der unschuldigen jungen Generation. Die zweite Novelle schneidet das Simultanschulproblem an, aber in sehr feiner und geistvoller Weise, ohne tendenziös zu werden. Eine arme Witwe verliert ihr einziges Kind, das, trotzdem im Orte eine Schule ist, den weiten Weg zur Konfessionsschule machen muß und den Unbilden der Witterung erliegt. Lebensnahe und mit logischer Konsequenz geschildert. Die dritte Novelle hat ein grausiges Motiv: Rache der verletzten Gottesehre. Ein Förster straft auf furchtbare Weise die Untreue seines Weibes, das er nackt an einen Baum bindet und halbtot peitscht, worauf er sich erschießt. Den Verführer, einen Baron und Reiteroffizier, ereilt die Strafe durch Verbursten im Feldzug in der Hererowüste. Hier trägt Gallmeyer seine tristen Farben auf; durch Tannuswaldgrün sieht man den weißen Menschenleib leuchten und rotes Blut rieseln. Grell sind die Kontraste, schrill die Schreie der gequälten Seelen, unerbittlich die Gerichte des rächenden Schicksals. Ein starkes Talent spricht aus den drei Proben.

* **Mitteilerliche Geschäftsfabrikation im verstorbenen Fürstentum Nassau-Dillenburg.** Von O. Voigtmann. 25 S. J. H. Bech, Herborn. — Einen Beitrag zur Geschichte der Dillnder Geheimdiplomatie nennt der Verfasser das Schriftchen, das aus einem in Herborn gehaltenen Vortrage entstanden ist. Die Arbeit ist mit großem Fleiß und mit rechter Sorgfalt abgefaßt und sehr interessant, für Industrielle namentlich und Militärs. Daß es schon damals Hinterladergeschütze gab, diese Mitteilung dürfte das Merkwürdigste der Abhandlung sein.

**Nassauischer Kalender für 1906.** 64 S. Pr. 25 Pfg. Wiesbaden, L. Schellenberg. — Der Kalender enthält, wie der vorige Jahrgang, außer dem Kalendarium und den üblichen Zutaten eine Anzahl kleiner historischer Abhandlungen aus Nassau und ist mit einer Reihe von Bildern geschmückt. Liebhabern der nassauischen Vergangenheit wird das Büchlein willkommen sein.

## Neues aus Nassau.

**Volkszählungsergebnisse in Nassau.** Von den Ergebnissen der Volkszählung in Nassau am 1. Dezember sind bis jetzt bekannt geworden (die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Stand der Bevölkerung im Jahre 1900): Wiesbaden 100 944 (86 111), Biebrich 19 030 (15 048), Homburg 15 755, Limburg 8670 (8464), Oberlahnstein 8054, Rüdesheim 8023, Ems 6787, Zorhheim 5912 (4942), Tillenburg 5046, Schwanheim 4302, Schierstein 4439, Dieg 4360, Niederlahnstein 4351, Herborn 4038, Weilburg 3824, Hochheim 3776, Montabaur 3740, Höhr 3491, Idstein 3388 (3064), Hofheim 3350, Sindlingen 3063, Biebenkopf 2820, Usingen 2784, Langenschwalbach 2638 (2672), Braubach 2818, Erbenheim 2498, Hadamar 2480 (2244), Königstein 2459, Hniger 2134, Zellenheim 2077 (1088), Soden 1917 (1768), Usingen 1867, Nastätten 1069 (1568), Freiendieg 1614, Hallgarten 1240, Mudel 1112, Klappenheim 965, Konrad 987, Burgschwalbach 741, Schlangenbad 358. Von Städten im Nachbargebiet ist zu berichten, daß Mainz 91 215 (84 335), Darmstadt 83 650 Einwohner hat.

Die Stadt Wetzlar hat am 3. Dezember den Einzug ihres Fürstenpaares, des Fürsten Richard von Sayn-Wittgenstein und Gemahlin, gefeiert.

Auf der Burg Eppstein unternimmt gegenwärtig mit Erlaubnis des Besitzers, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, der Architekt Burkhardt aus Frankfurt Ausgrabungen, die schon manche wertvolle Funde zutage gefördert haben.

Am 14. Dezember wurde die neue Synagoge zu Höchst eingeweiht.

Die Homburger Stadtverordneten bewilligten 50 000 Mk. zur Bohrung auf neue Thermalquellen.

Digitized by Google

Griesheim, das größte Dorf in Nassau mit etwa 12 000 Einwohner, will ein neues Rathaus erbauen. Warum bewerben sich die Griesheimer nicht um Stadtrechte?

Königstein und Kronberg werden vom 1. Mai 1906 ab durch Automobilomnibusse verbunden werden.

Auf die zur Erledigung kommende Bürgermeisterstelle in Braubach haben sich 210 Bewerber gemeldet. „Nur am Rhein, da möcht' ich leben!"

## Nassauische Personalien.

### IV. Quartal 1905.

**Ernennungen u. a.:** Landrat Prinz Schönaich-Carolath, Wittlage, z. Reg.-Rat i. Wiesbaden. Ger.-Aktuar Hertz, Braunfels, z. Sekretär i. Höchst. Kr.-Ass.-Arzt Dr. Bellinger, Usingen, z. Strom-Uberw.-Arzt in Genthin. R.-Anwalt Dr. Schmidtborn, Ems, z. Notar. Reg.-Bezirk-Inspektor Blüthner, Kolberg, a. d. n. Wiesbaden. Stabshauptmann Wilhelmi, Stettin, z. Major. Stadtsekretär B. Hasenclever, Remscheid, z. Bürgermeister i. Nassau. Ger.-Assessor Dilger, Wiesbaden, z. Staatsanwalt i. Köln. Pfarrvikar Pelgens, Sierstadt, z. Pfarrer i. Sellers (L.-W.). Stadtdiener A. Wiesbaden, z. städt. Vollziehungsbeamten. Pfarrkandidat Fresenius, Dotzheim, z. Vikar in Dietzhöch; Goethe, Geisenheim, i. Dotzheim. Pfarrvikar Eibach, Dotzheim, z. Stadtvikar i. Dotzheim. Bezirksobersekretär Hohmeyer, Idstein, a. s. n. Hildesheim. Gestrikendant Keßler, Dillenburg, z. Geh. Exp.-Sekretär i. Kgl. Handelsministerium i. Berlin. Forstassessor Finsterbusch, Neisse, a. Oberförster n. Hahnstätten. Steuervorsteher Sauße, Höchst, z. St.-Einnehmer i. Idstein. Ger.-Assessor Dr. Wiegand, Wiesbaden, z. Hilfsrichter. Oberförster A. Bouse, Gemeinrode, a. s. n. Rüdesheim. Tierarzt Dr. m. Jerke, St. Goarshausen, z. Kreistierarzt dal. P.-Assistent Wilhelm, Bestertburg, z. Postverwalter. Stadtbaumeister A. Johrens, Homburg, z. Beigeordneten i. Solingen. Ger.-Assessor Dr. Fechner, Frankfurt, z. Staatsanwaltschaft i. Wiesbaden. Unix.-Professor Dr. Zintzer, Bonn (geb. Wiesbd.), z. Geh. Medizinalrat. Stadtsekretär F. Hartmann, z. München-Gladbach, z. Bürgermeister i. Winkel. Pfarrverwalter Kohlhaas, Sossenheim, z. komm. Ortsschulinspektor. Oberlehrer Dr. Schaerffenberg, Stargard, a. s. a. d. Realschule z. Emst. Gartenmeisterlehrling Heininger, Hannover, z. Gartencinspektor i. Wiesbaden. Kandidator Schäfer, Strinthein, z. Ortsschulinspektor. Tel.-Verwalter Prof. Haußen, Herborn, z. Detan. Schmiedemeister W. Horne (Wiesbaden), z. techn. Aufs. z. Rechnungsbeamten d. R.-Versicherungsamt i. Berlin. Pfarrer Lenher, Dachsenhausen, a. s. n. Kreseld. Ger.-Referendare Manns und Dr. Kirschbaum, Wiesbaden, z. Assessoren i. Höchst und Königstein. Rechtskandidat Heeser, Wiesbaden, z. Referendar. Reg.-u. Schulrat Th. Fliedner, Wiesbaden, z. Konsistorialrat. Schulkandidaten O. Stückrath, Hahnstätten, z. Lehrer i. Bretthausen; A. Sandhöfer, Kroppach, i. Marienberg; E. Schürg, Friedrichsfeld, i. Lochum; E. Eschhofen i. Pfalz; Westerburg, Langenschwalbach, i. Dorfveld; E. Sauer, Spangenberg, i. Kransberg; A. Fachinger, Neunkirchen, i. Lautzenbrücken; Beyl, Hahnstätten, i. Weinbach; Berg, Mitelbach, i. Huppert. Ger.-Assessor Greiling, Berlin, z. Staatsanwaltschaft Wiesbaden. Pfarrvikar F. Petermann z. Hilfsgeistlichen i. Griesheim. Pfarrvikar Greiling, Biebrich, z. Hilfspredigter i. Braubach. Assessor Lauffs, Weilburg, z. Amtsrichter i. Riedth. Lehrer Henkel, Allendorf a. d. E., a. Realgymnasium Dillenburg. Hilfsrichter M. Winkelmeyer, Wiesbaden, z. Reg.-Boten. Lehrer Christe, Lindenholzhausen, a. Gymnasium i. Montabaur. Schulkandidaten Schuhmacher, Esserau, z. Lehrer i. Reifenrath; W. Orth, Eschershein, i. Rittershausen; Baist, Frankfurt, i. Heiligenborn. Forstmeister Graf von Korff, Hahfeld, z. Reg.- u. Forstrat. Bürgermeister Salomon, Schlüchtern, a. s. n. Niederlahnstein. Buchdruckereibesitzer E. Weidenbach, Dillenburg, z. Beigeordneten. Mag.-Assistenten Reungerling, Bieg u. Schöß, Wiesbaden, z. Sekretären. Dr. M. Ramdohr u. Dr. M. Berlein, Wiesbaden, z. San.-Räten. Pfarrer E. Heydemann, Ems, z. 1. Pfarrer dal. Pfarrvikar R. Müller, Dauborn, z. Pfarrer i. Espa. Ger.-Assessor Dr. Schreiber, Wiesbaden, z. Hilfsrichter dal. Postinspektor Balbaum, Herborn, z. Postdirektor. O.-Postassistent Behnke, Wiesbaden, Postverwalter Fillinger, Schlangenbad, P.-Assistent Nordt, Limburg, z. Postsekretären. P.-Assistent Weh, Sierstahn, z. Postverwalter. Tel.-Assistent Lüderitz, Wiesbaden, z. O.-Postassistent. Oberförster Vollmer, Kroppach, z. Forstmeister. Reg.-Baustührer A. Beyand, Tillenburg, u. B. Theiß, Wiesbaden, z. Reg.-Bauinspektoren. Stadtsekretär Pipberger, Kamberg, z. Bürgermeister dal. Landw.-Leutnants Dombois u. Kern, Wiesbaden, z. Oberleutnants. Oberärzte Dr. Ernst, Oberlahnstein, u. Dr. Illiger, Höchst, z. Assistenzarzten. Unteravzt Dr. Schaub, Oberlahnstein, z. Aff.-Arzt. Lehrer Weber, Hasselbach, z. Hauptlehrer i. Koppern. Ger.-Assessor Spengler, Wiesbaden, a. Hilfsrichter n. Rennerod. H. Horny, Scheuern, a. d. Alf, a. d. Landw.-Inst. Hof Geisberg. Ger.-Assessor Dr. Propping, Wiesbaden, a. Hilfsrichter dal. Ger.-Assessor Dr. Gieser, Frankfurt, a. Hilfsrichter n. Wiesbaden. Pfarrkandidaten M. Hahn, Diedenbergen, z. Pfarrvikar i. Frohnhausen; Th. Ulm, Kosbach, z. Pfarrer in Battenfeld. Weinbergsverwalter Ph. Mercy, Rüdesheim, u. B. Semler, Hattenheim, z. Kgl. Oberverwaltern. Justizrat Gnitmann, Wiesbaden, z. Notar. Rechtskandidat Kaschau, Wiesbaden, z. Gerichtsreferendar i. Hadamar. Unix.-Bibliothekssekretär Born, Göttingen (geb. Usingen), z. Unix.-Bibliothekar i. Berlin. Ger.-Assessor Dr. Hirsch, Höchst, z. Hilfsrichter i. Idstein. Landrichter Dr. Brugmann, Wiesbaden, z. Landgerichtsrat. Meliorationsbauwart Bertelmann, Nastel, a. s. n. Wiesbaden.

**Jubiläen u. a.:** September: 25. Werksmeister W. Sonnet, Biebrich, 30 J. a. d. Rheinhütte das. — 28. H. Fischer, Griesheim, 90 J. a. — Oktober: 1. Langlehrerin a. Kgl. Theater Wiesbaden, Fräulein Hasselden, 40 J. a. D. — Rauhmann J. Rauch, Höchst, 25 J. a. d. Farbwerken das. — Lehrer W. Christ, Biebrich, 25 J. i. A. — Landesökonomierat Cgeb, Wiesbaden, 25 J. kgl. Weinbaudirektor. — Lademeister M. Hermann, Farbwerke Höchst, 30 J. i. D. — 2. Lehrer Schneider u. Sand, Nassau, 40 J. i. D. — Lehrer a. D. C. Preeber, Soden, 50 J. a. D. — Magd A. M. Kredel z. Hangenbach, 44 J. Amedt. E. Hofmann, Caiger, 31 J. i. selben Dienst. — Hofmusikus Kaspar Kinner z. Fürst Löwenstein, Hallgarten, 25 J. i. D. — Kreisschulinspektor Rektor Oppermann, Idstein, 25 J. a. O. — 5. Gymn.-Prof. Dr. Weis, Weilburg, 25 J. a. O. — 8. J. Friedrich, Pfaffenwiesbach, 68 J. a. — 14. Hauptlehrer A. Buns, Rambach, 25 J. a. S. — 15. Lehrer K. Beth, Höchst, 25 J. i. D. — Lehrer Müller, Dellenheim, 25 J. i. A. — Hauptlehrer Pfeifer, St. Goarshausen, 25 J. i. A. u. a. O. — Kassenbote E. Ernst, Farbwerke Höchst, 25 J. i. A. — Lehrer Schila, Griesheim, 25 J. i. A. — Prof. Dr. Gisfar u. Oberlehrer Adard, Homburg, 40 J. i. A. — 16. Bergwerksdirektor Stadt, Langhede, 25 J. a. O. — 17. Balletmeisterin a. Kgl. Theater Wiesbaden A. Baldo, 40 J. a. O. — 21. Oberregisseur a. Theater Wiesbaden M. Köchy, 40 J. a. d. Bühne. — Pfarrer Bossen, Erbach, 70 J. a. — 25. Lehrer Sanner, Ried, 25 J. i. A. — Oberwachtmeister Roth, Höchst, 40 J. i. D. — 26. Bürgermeister a. D. Gamin, Kronberg, 80 J. — Rendant Nodenius, Lehrer Landsiedel, Hennethal, 25 J. a. O. — Lehrer Rücker, Birkelau, 25 J. i. A. — 2. Geh. Sanitätsrat Dr. Buth, Ems, 80 J. a. — (?) Bahnwärter J. Schmitt, Biebrich, 40 J. i. D. — 27. Kgl. Theatermeister Jordan, Wiesbaden, 40 J. i. D. — 4. Brunnenmeister Radele, Langenschwalbach, 40 J. i. D. — 5. Städt. Weinbergsaufseher C. Schäfer, Wiesbaden, 30 J. i. D. — Polizeihauptwachtmeister Lüch, Oberlahnstein, 25 J. i. D. — Polizeiwachtmeister Dinges, Höchst, 30 J. i. D. — 6. Lehrer M. Hofheinz, Wiesbaden, 25 J. Dirigent d. Kirchengesangvereins das. — 10. Hauptlehrer Schaab, Dillenburg, 50 J. i. D. — 26. Hauptlehrer o. D. J. Seibert, Panrod, 80 J. a. — Förster

Digitized by Google

Querbach, Malmeneich, 25 J. i. A. — 28. Pfarrer Pfeiffer, Bleidenstadt, 60 J. i. A. — M. Steinebach, Wallmerod, 90 J. a. — (?) Bahnwärter Ph. Erhard, Diez, 40 J. i. D. — Dezember: 1. Schuhmeister J. Trapp, Biebrich, 25 J. i. D. — 2. Lehrer Schäfer, Mransberg, 50 J. i. A. (38 a. C.). — 5. Lehrer Diefenthal, Bischoffen, 50 J. i. A. (43 a. C.). — 12. Pfarrer Sengter, Everbach, 35 J. i. A. — 17. Dekan Cäsar, Runkel, 25 J. i. D. — 24. Oberlehrer a. D. Professor Westhofen, Biebrich, 70 J. a. — (?) Buchd. Gehilfe W. Meilenbrink, 40 J. b. Firma Schies, Biebrich. — 31. Dr. J. Kraß, 25 J. Arzt i. Schwanheim.

**Pensonierungen** u. s. w.: Brandirektor A. Schenker, Wiesbaden, (34 J. i. D.). Bürgermeister Probst, Niederlahnstein. Pfarrer em. W. Wiesel, Ems. Lehrer Georg, Niederlahnstein. Bürgermeister P. Cathrein, Hamberg. Lag.-Verw.-Inspektor Darimont, Wiesbaden. — Bürgermeister Epstein, Nassau. Hegemeister Deuser, Weben. Stadt. Kollg.-Beamter H. Crecelius, Wiesbaden. Oberlehrer Prof. Dr. Brunswick, Wiesbaden. Eisenb.-Sekretär Quarck, Idstein. Gymn.-Pedell J. Weidenbrenner, Weilburg (geb. 1826, 1. 1867 i. A.). — Reg.-Rath Dr. Knorr, Wiesbaden, a. Nied. Amtmeister Mutlich, Höchst, n. Oberseltmann v. Goeding, Wiesbaden, Abjch. bew.

**Todesfälle:** September: 21. Postverwalter Schmid, Rennerod. — Reg.- u. Baurat Weinbach, Breslau (geb. Krisseler, 1805). — 29. Lehrer A. Reichard, Wiesbaden (geb. 1809). — Oktober: 1. Dr. jur. W. Wilhelmi, Biebrich (geb. 1844). — 7. Gymn.-Professor Boßing, Hadamar (s. 1865 a. C.). 8. Dir.-Mitgl. d. Vorsch.-Vereins E. Gastheyer, Wiesbaden (geb. 1851). — 12. Justizrat n. Notar Dr. M. Hofener, Wiesbaden (geb. 1853). — 15. Bürgermeister J. A. Maus, Vogel (geb. 1839). — Hauptlehrer a. D. Reusch (Geisenheim) i. Rüdesheim. — 20. Hauptlehrer Müller, Rodelheim (geb. 1832). — 25. Landg.-Präsident Geh. O.-Just.-Rat a. D. H. Stumpff, Wiesbaden (geb. 1838). — 30. Dr. jur. Peter weg (Weilburg), Raunheim. — 28. Bürgermeister J. Bös, Krummel (geb. 1830). — Lehrer A. Wagner, Dillbrecht. — 30. Ober-Forstrath F. Fritzlar, Wiesbaden. — November: 2. Oberstleutnant z. D. u. Bez.-Kommandeur H. v. Hastrow, Wiesbaden (geb. 1851). — 5. Dinges l., Soden, 88 J. a. (geb. 1817). — 3. Stadt.-Vorsteher Eh. Merz, Idstein (geb. 1835). — 9. Fruhmeister E. Wiesen, Bünkel. — 12. Justizrat H. Thönges, Wiesbaden (geb. 1821). — 15. Hauptmann a. D. A. Büsgen, Wiesbaden (geb. 1855). — Kurkommissar u. Oberst a. D. v. Ibstedt (Schlangenbad), Ehrich (geb. 1840). — (?) Lehrer a. D. Paul (Merenberg), Wiesbaden. — 17. Se. Kgl. Hoheit Großherzog Paul von Luxemburg, Herzog von Nassau, Hohenburg (geb. 1817). — Rechtsanwalt Dr. F. Scholz, Wiesbaden (geb. 1867). — Torpedobeiger B. Wallwasser, Kiel (geb. Seitzenhahn). — 25. Justizrat Dr. v. Brück, Wiesbaden (geb. 1851). — 30. Geh. Baurat A. Thewalt, Saarbrücken (geb. Nassauer, geb. 1843). — 30. Oberregissenr Hofrat O. Dornewaß, Wiesbaden (geb. 1840). — Dezember: 1. Landger.-Rat O. Wilhelmi, Wiesbaden (geb. 1842). — 4. Präsident v. Groß, Ltg. Finanzkammer. — Geheimrat F. Göpp, Biebrich. 3. Hohenburg (geb. 1833). — 8. Gastwirt J. L. Dorweiler, Fissen, 88 J. (geb. 1817). — 11. Gastwirt Ph. Schilling, Dorchheim, 94 J. (geb. 1811). — Dekan A. Mende, Eschborn (geb. 1834). —

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Januar.**

2. **1814.** Der größte Teil der Blücherschen Schlesischen Armee passiert den Rhein bei Kamb. (Befreiungstriege.)
6. **1799.** Friedrich, Prinz von Nassau-Oranien, jüngerer Bruder des Fürsten Wilhelm VI., geb. 15. 11. 1774, stirbt zu Padua. Er war erst niederländischer Kavalleriegeneral dann (1796) österreichischer Generalmajor, später Feldmarschalleutnant, und endlich Feldzeugmeister und Oberfeldherr in Italien, als welcher er starb.
6. **1695.** Königin Maria II. (Stuart), ebemahlin des König-Erbstatthalters Wilhelm III. (von Nassau-Oranien) und Mitregentin in den drei Inselreichen, stirbt. Sie war am 10. V. 1662 als Tochter König Jakobs II. (Stuart) geboren.
10. **1604.** Kurfürst-Erzbischof Johann Adam von Bicken zu Mainz stirbt. Er regierte seit 1602 und begann mit der katholischen Gegenreformation in den kurfürstlichen Gebieten von Königstein und Rheneck.
19. **1863.** Die nassauische Landwehr wird eröffnet.
12. **1712.** Die erste Taufe in der neuen Weilburger Stadtkirche findet statt (seit dem Abbruch der beiden alten Kirchen i. J. 1707).

## Briefkasten.

**C. W. in M.** Dankend erhalten.

**P. M. in W.** Wir antworten brieflich.

**E. G. in N.** Besten Dank für Brief und Manuskript. Glückwsc für Sie und Gruß.

**L. K. in P.** Dankend annimmt gekommen.

**Neujahrswünsche des Herausgebers.** 1. Deutlich schreiben. Es gehen durchschnittlich wöchentlich 30 bis 12 Sendungen, Briefe, Karten, Manuskripte, für die „Nassovia" bestimmt oder Anliegen enthaltend, ein. Macht das Jahr ca. 500—600 Sendungen, die alle gelesen sein wollen. Dazu kommt die übrige ausgedehnte Korrespondenz, namentlich in literarischer Beziehung, die, wie die Postmeckenstände beweisen, etwa doppelt so stark ist. Also sind das Jahr 1000—1800 verschiedenartige Schriftstücke zu lesen. Wenn nun namentlich längere Manuskripte schlecht geschrieben sind, so ist das eine Beeinträchtigung der kostbaren Zeit des Herausgebers. Dringende Wunsch, deutlich zu schreiben, damit das Lesen statt zu statten gehe, ist besonders sehr gerechtfertigt. Dazu gehört auch, daß lateinische Schrift von Wörtern und Buchstaben, die nicht lateinisch gedruckt werden sollen, vermieden wird, namentlich in Manuskripten, in denen zugleich lateinisch zu druckende Wörter und Sätze vorkommen, sonst muß in letzterem Falle der Herausgeber im Manuskript entweder jedes fälschlich lateinisch geschriebene Wort richtig, oder jedes lateinisch zu druckende Wort als solches bezeichnen. Das verleidet die Lust am Lesen neben dem, daß es ungebührlich viel Zeit nimmt. Nicht im Briefkasten zu beantwortende Anfragen, namentlich Anliegen, das Porto beifügen. Gewisse Antworten eignen sich nicht für den Briefkasten, entweder weil sie nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt sind, oder weil die Antwort zu lang ist, oder aus anderen Gründen. In den letzten 14 Tagen vor Weihnachten lief allein ein Dutzend solcher Sendungen ein; die wenigsten waren mit Antwortmarke versehen; eine war sogar ein Einschreibepaket, das 70 Pf. Nachporto kostete. Der Herausgeber sieht sich gezwungen, künftig auf derartige Zusendungen nicht mehr zu reagieren, wenn nicht diejenigen, die etwas von ihm wünschen, wenigstens seine herzlich gern gegebenen Antworten mit Rückbriefporto versehen.

Also, verehrte Freunde, Abonnenten, Leser, bitte, erfüllen Sie vom neuen Jahre ab die beiden bescheidenen Wünsche.

**Redaktionsschluß: 20. Dezember.**

Inhalt: Der brave Mann. (Gedicht.) Von C. Spielmann. — Nassau-ottonische Kulturarbeit in Brasilien. Von Dr. C. Spielmann. — Der Westerwald. Von H. Beßlen. — Die Häuser Cronberg und Coronini. Von Dr. O. Antel. — Die Solmsische Gerichts- und Landesordnung im Kutergericht Eppstein. Von J. Benmm. — Silvesterlied. „Neujahrsfrend'. Von C. Trog. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

# Nassovia

Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann

Druck und Verlag P. Plaum, Wiesbaden.

№ 2. Wiesbaden, den 16. Januar 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.


## Jephtha und seine Tochter.

### Biblische Kantate für Soli, Chöre und Orchester.

**Chor des Volkes.**

Laßt zum Himmelszelt ertönen fröhlich heut' den Siegesreigen:
Heil dem Vaterlandsbefreier! Kränzt sein Haupt mit grünen Zweigen,
Der des Friedens weiße Lilien um die blut'gen Schwerter schlang,
Der die wilden Kinder Ammon in der heißen Schlacht bezwang.

**Chor der Krieger.**

Seht, Jehovahs Antlitz leuchtet gnädig seinem Volke wieder;
Cymbeln laßt und Pauken schallen, Siegesfang und Jubellieder!
Denn der Geist des Herrn erfüllte Jephthas Herz mit Zuversicht.
Ruft den Helden aus zum Richter, der gesprochen solch Gericht! —

**Solostimmen.**

Holde Mägdlein nah'n dem Sieger, ziehen freudig ihm entgegen,
Streuen Blumen aus und Blüten lieblich auf den Friedenswegen!
Und voran dem Zuge wandelt Jephthas Tochter engelmild,
Wie am Himmel vor den Sternen strahlt des Mondes lichtes Bild.

**Jephtha.**

Liebes Kind, mit Schrecken schau' ich deine holden Rosenwangen.
Weh' dir! Gift sind meine Küsse; nimmer darf ich dich umfangen!
Deine frommen Taubenaugen sehen nicht den Vampyr nah'n —
Deinen Mörder grüßest lächelnd du im unschuldsvollen Wahn.

Mein Gewand muß ich zerreißen, — weine laut mit den Gespielen! —
Selig sind die starken Helden, die im Kampfe freudig fielen!
Doch geprüft wird meine Stärke, dein Gehorsam wird erprobt,
Und ich darf nicht widerrufen, was Jehovah ich gelobt.
Wenn ich siegreich kehre heimwärts, flieht' ich laut zu Jakobs Gotte,
Wenn vor Israel im Staube liegt der Kinder Ammon Rotte,
Was zuerst mir tritt entgegen, sei, o Herr, dein Eigentum,
Sei im Tempel dir geopfert, dir, o Gott, zum Preis und Ruhm! —
Und nun ist's die liebe Tochter, die sich Gott der Herr erloren,
Die zuerst zum Siegesreigen tritt herfür aus Migpas Toren.
Ach, wie ich es jetzt beklage! Doch die Reue kommt zu spät,
Und ich muß das Opfer bringen Gottes heil'ger Majestät.

Laßt das Saitenspiel verstummen! Rühret Harfen nicht, noch Geigen!
Singet dumpfe Totenklagen! Laßt die Jubellieder schweigen!
Armes Kind, als duft'ge Blumen heute du dir bist gepflückt,
Hast du dich in frommer Unschuld mit dem Todeskranz geschmückt.

**Die Tochter Jephthas.**

Lieber Vater, laß mich tragen, was Jehovah auch mir schicke;
Drum der Zukunft seh' entgegen ich mit freudeklarem Blicke.
Muß mir nicht zum Heile dienen, was mein Gott will, allezeit?
Kann die Seele Schaden leiden, wenn ich sie dem Herrn geweiht?
Meine Unschuld zu beweinen, auf die Berge laß mich gehen,
Und von deinen Händen möge dein Gelübde mir geschehen!


Digitized by Google

Fröhlich will ich dann bekränzen mit dem Myrtenreis mein Haar,
Und, zum Opfertod gehorsam, knieen an des Herrn Altar.

Jephtha.

Geh' mit Gott und bete, Kindlein, für den Mörder deines Lebens.
Der, im Herzen tief erschüttert, steht am Grenzstein seines Strebens.
Weh! ich schling die Ammoniter, doch die Allmacht Gottes mich,
Und der Mörder meines Kindes bin und bleib' ich ewiglich.

An den Feinden hat uns gestern furchtbar Gott im Kampf gerochen;
Doch ich hab' in Übereilung dir das Urteil selbst gesprochen.

Will ich ein gerechter Richter vor Jehovahs Augen sein,
Darf ich nicht mein Kind verschonen, dich, geliebtes Töchterlein.

Soloſtimmen.

Jephtha hat verhüllt sein Antlitz, tiefes Schweigen herrscht im Kreise;
Nur das wunderholde Mägdlein bleibt still und flüstert leise:

Die Tochter Jephthas.

Auf der gold'nen Himmelsleiter, wo die Englein wandeln sacht,
Schweb' ich bald mit leichten Flügeln in des Paradieses Pracht.

Droben, wo die Sterne leuchten und die Sonne, welch Entzücken
An Jehovahs Vaterherzen wird auch mich, sein Kind, beglücken!

Theodor Gesla.

# Passau-ottoische Kulturarbeit in Brasilien.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

## I.

Graf Johann Moritz war zweiunddreißig Jahre alt, als er in den Dienst der Westindischen Kompagnie trat. Das Vorleben und die spätere Tätigkeit dieses berühmten Nassauers wird wohl künftig noch einmal Gegenstand einer Abhandlung werden; wir folgen ihm hier gleich mitten in seine Kulturarbeit hinein.

Die Direktoren ernannten ihn unterm 6. VIII. 1636 zum Generalgouverneur von Brasilien auf fünf Jahre, gaben ihm ausgedehnte Vollmacht im Verein mit dem „Hohen Rate" und dem „Regierungsrate" im Recief, gewährten ihm 18 000 Gulden Jahresgehalt und Tafelgelder und versprachen ihm überdies von aller Beute zwei Prozent zu überlassen. Der Generalzowerneur präsidierte dem Hohen Rate, als der obersten Gewalt, dessen Mitglieder jährlich wechselten. Der Regierungs- oder Justizrat mit 17 Mitgliedern übte die Zivil- und Kriminaljustiz aus. Unter dem Hohen Rate standen die Provinzialregierungen und die Kirchensynoden; Heer und Flotte befehligte der Statthalter, dem für letztere ein Vizeadmiral zur Seite stand. Eine Rechnungskammer hatte die Finanzverwaltung zu kontrollieren.

Mit Blut und Eisen mußte das Kolonisationswerk zunächst fortgesetzt werden; das war traurig. Noch trauriger war, daß sich die Kompagnie aus Sparsamkeitsrücksichten besann und dem Grafen nur 12 Schiffe mit etwa 3000 Mann stellte, statt dreimal soviel wie anfangs beschlossen war. Johann Moritz ging bereits am 25. 10. 1636 im Texel, d. h. von der großen Insel am Ausgange des Zuiderzees (spr. Seuderzees) aus unter Segel, auf der „Zutphen" (spr. Sütphen), begleitet von drei anderen Schiffen, erlitt aber schon im Kanal argen Schaden, so daß er die englische Küste anlaufen und Ausbesserung vornehmen mußte. Am Neujahrstage erreichte er die Capverdischen Inseln, wo er sechs Tage blieb, und am 23. Januar 1637 segelte er unter dem Salut der Geschütze zur Freude der Einwohner in die Bucht des Recief ein. Stolzer begann jetzt die rot-weiß-blaue Flagge zu wehen, und der Generalgouverneur fing sogleich seine Arbeit an.

Er fand nur 6100 Krieger vor; es fehlte an Lebensmitteln und Munition für die Dauer, weshalb der Graf beides aus dem Mutterlande nachzuführen befahl. Sein Korps teilte er in Besatzung, Feldarmee und Reserve ein, und nachdem sich dann mit 1800 Mann auf, um am Meeresstrande entlang, von einigen dreißig Transportschiffen, die Lebensmittel und Munition trugen, begleitet, die Spanier unter Bagnola anzugreifen. Die Schlacht bei Portocalvo am 17. 2. 1637 entschied für die Niederländer, die unter dem Grafen, Artilleriechef Schuppen fochten; in tollkühnem Ansturme brach Johann Moritz durch die Feinde durch und brachte ihnen einen Verlust von 400 Mann bei, während er nur 50 verlor. Dann begann er die Belagerung von Povocaona und Portocalvo und setzte der Besatzung so zu, daß sie sich am 13. 3. 1637 ergab, um darauf unter Zurücklassung der Ausrüstung nach den Azoren übergesetzt zu werden. Die Folge davon war die Eroberung der ganzen Kapitanie Pernambuco, wo sich der Hauptsitz des Farbholzhandels und des Zuckerrohrbaues befand und die besten Viehherden in Tausenden von Stücken weideten, so daß man das Gebiet Mamma Brasiliae, die Nährbrust Brasiliens, nannte. Schuppen verfolgte den geschla-

Digitized by Google

genen Bagnola südlich; der Generalgouverneur folgte und trieb den Feind über den Grenzfluß von Pernambuco, den Francisco, wo er an dessen Mündung das Felsenfort Mauritsflot (Moritzschloß) anlegte. Mit den Tabujés am jenseitigen Ufer schloß er Freundschaft, ließ aber einen Streifen am Flusse entlang wüst liegen, um eine natürliche Grenze zu schaffen. Landeinwärts in den großen Ebenen schlug er vor, Kolonisten, flüchtige Deutsche — es war in die Zeit des Großen Krieges —, wenn anders nicht möglich, Strafgefangene, anzusiedeln, wie er überhaupt gleich gern den Degen mit dem Spaten vertauscht hätte. Er mochte an seine armen Westerwälder Bauern denken, die in dieser üppigen Gegend ihren Fleiß hundertfältig belohnt gefunden hätten. Aber die Kompagnie war eben eine Handelsgesellschaft; sie wollte den Boden nicht erkämpfen, wie ihre Vorfahren daheim den ihrigen hatten erkämpfen müssen, sie wollte bloß ausbeuten, und zwar so schnell und so viel als möglich. Die Kolonistensendung unterblieb.

Aber es unterblieb auch andere Hilfe, was noch schlimmer war. Der Statthalter und der Rat gedachten durch die Eroberung von Bahia der spanischen Herrschaft gleich und rasch ein Ende zu machen. Man war einmal im Zuge, und überdies war panischer Schrecken auf die Gegner gefallen. Man konnte also den Krieg beenden, den fernern Blutvergießen ein Ziel setzen. Mannschaft, Geld, Munition, Lebensmittel waren noch nötig bis das Kulturwerk im Gange war. Die Direktoren verweigerten jedoch konsequent alle weiteren Ausgaben, indem sie auf die Schuldenlast der Kompagnie hinwiesen. So mußte die Regierung im Recief sich selbst zu helfen suchen. Olinda war wieder aufgebaut und befestigt worden; aus den portugiesischen und niederländischen Kaufleuten dort wurde eine Miliz organisiert, damit alle Soldaten aktionsfrei blieben. Der Plantagenbau ward unterstützt, neue Ansiedelungen wurden begünstigt, die Landstraßen wieder hergestellt, aber auch die Forts ausgebessert und die Rüstungen erneuert. Sitten und Rechte wurden gewahrt; eifrig bemühten sich die Räte um alles, soviel sie konnten. Der Statthalter besonders sorgte dafür, daß die portugiesischen Einwohner der vier Provinzen bei ihrer Religion behalten und in ihren Rechten geschützt wurden, obwohl sie sich seiner Justiz unterstellen mußten. Er sorgte auch für menschliche Behandlung der Eingeborenen und Sklaven. Den niederländischen Beamten wurden alle Übergriffe verboten. Der reformierte Gottesdienst und die Seelsorge wurde unter den Niederländern durch die Bemühungen tüchtiger Geistlicher, die der Graf aus der Heimat hatte kommen lassen, gepflegt; auch fanden sich Missionare, welche den Eingeborenen das Christentum und die Liebe zur Arbeit beibringen sollten.

Der Sitz der Regierung blieb noch wie vor das Recief, wegen seiner geschützten Lage, seinem geräumigen und ungefährlichen Hafen, endlich wegen der dort angelegten Steinhäuser, Lagerschuppen, Warenspeicher und Packhallen. Brunnen waren ebenfalls vorhanden. Vom Recief aus gingen die häufigen Reisen und Visitationen des Grafen und der Räte in die Provinzen aus. Auch wurde von da eine Expedition, unter Oberst Koin nach Guinea abgesandt, um dort einen Stützpunkt für die Sklavenausfuhr nach Brasilien zu erwerben. Koin eroberte auch die Feste Elmina an der Goldküste und besetzte sie. Unterdes setzte Admiral Lichtfart durch seine Seezüge südlich längs der brasilianischen Küste die Spanier in Schrecken und hielt letztere von der Kolonie fern. Als Bagnola schließlich zu einem Einfalle rüstete, setzte Schuppen, den der damals fieberkranke Statthalter mit dem Oberbefehle betraut hatte, von Lichtfart zur See unterstützt, über den Francisco, erstürmte die Stadt Sergipe am 21. 12. 1637 und verbrannte sie; auch die Umgegend wurde aus Rache für Bagnolas Raubzüge weit und breit verwüstet. Die Landstriche sollten mit niederländischen Kolonisten besetzt werden; es kamen aber nur wenige dorthin, weil die Sache vom Direktorium nicht gefördert wurde.

Der Graf erfuhr bald die Genugtuung, daß sich die gedrückten Indianer seiner milderen Herrschaft zuwandten und ihm durch Entgegenkommen die Besitzergreifung einer weiteren Kapitanie, Siara, die an Riograndе grenzte, erleichterten. Das System der Portugiesen, die Eingeborenen auszurotten, war Johann Moritz in der Seele zuwider, ebenso wie die Beschränkung der Rechte der portugiesischen Untertanen nicht seine Billigung fand. Er hatte darob einen harten Kampf mit der reformierten Geistlichkeit zu bestehen, die den Katholiken die öffentlichen Prozessionen untersagen und den Bau neuer katholischer Kirchen von der Genehmigung des Rats abhängig machen wollte. Der Statthalter war diesem Wunsche wenig geneigt, weil er der Unduldsamkeit entsprange und den Portugiesen Grund zu Unzufriedenheit gebe; doch drang er nicht durch, und die Forderungen wurden vom Rate genehmigt.

Als er von seiner Krankheit völlig genesen war, machte Johann Moritz eine Reise durch Parahyba und Riograndе del Norte. Er fand diese Provinzen ruhig und die Leute allenthalben bei der Arbeit. Bataten, Mais und Manioc, Ananas, Melonen, Zitronen und Orangen wurden angebaut; Kokospalmenwälder bedeckten weite Strecken. Aus ihnen erhoben sich bei der Ankunft der Reisenden buntschillernde Vögel in solchen Schwärmen, daß sie wie dunkle Wolken erschienen. Der Graf ließ die nördlichste Feste Keulen (spr. Kölen), nach einem tapfern Niederländer so genannt stärker befestigen und hatte die Freude, daß ihm ein mächtiger Häuptling der Tapujas seine Huldigung darbrachte. Johann Moritz war glücklich und hoffte, daß sich nun das Kulturwerk ohne weiteres Waffenklirren in Ruhe und Frieden entwickeln würde. Die Spanier schienen die Anarchie auf die niederländischen Besitzungen eingestellt und aufgegeben zu haben.

Allein die Erfüllung der Hoffnung war ihm nicht beschieden. Die Westindische Kompagnie hatte nicht nur ihr gesamtes angelegtes Kapital aufgebraucht, sondern auch seit einigen Jahren schon starke Staatsunterstützungen obendrein in Anspruch nehmen müssen. Die Einkünfte aus der brasilianischen Kolonie deckten zwar einstweilen die Zinsen, aber die Aktionäre waren damit nicht zufrieden; sie woll-

Digitized by Google

ten entweder ihre Dividenden oder ihr Geld heraus haben. Unter solchen Verhältnissen sanken die Aktien allmählich von 100 auf 50, und wenn die Kompagnie nicht Bankerott machen wollte, mußte in Brasilien „etwas geschehen". Johann Moritz sollte dazu beitragen, wie einst Piet Hein durch einen Handstreich der bösen Finanzlage der Kompagnie aufhelfen. Er sollte Bahia, den Sitz der feindlichen Bedrohung erobern, Beute machen, neue Provinzen unterwerfen und zugleich der spanischen Herrschaft in Brasilien für immer ein Ende bereiten. Das hatte der Statthalter ja auch gewollt. Aber keine Unterstützung durch Mannschaft, nur eine starke Zufuhr von Lebensmitteln wurde versprochen. Zugleich empfing er indes die böse Kunde, daß der Admiral Tawendo mit 30 Kriegs- und 30 Transportschiffen sich bereit mache, die Niederländer in Brasilien anzugreifen. Da entschloß er sich, trotz seiner ungureichenden Hilfsmittel, dem zuvorzukommen.

Mit 1100 Mann brach er am 8. April 1638 südwärts auf; an Bord von 22 Kriegsschiffen, unter Begleitung des Ratsmitgliedes Gijselinus, ging die Fahrt die Küste entlang, und die Flotte erzwang auch wirklich die Einfahrt in die Allerheiligenbucht, wo sie landete. Über eine von Sümpfen umgebene Landzunge ging der Graf direkt auf Bahia los; die Flotte demonstrierte von der See her und bewirkte, daß die Spanier ihre Schanzen, die dem niederländischen Landheere den Weg sperrten, ohne Kampf verließen. Bald darauf stürmte und nahm Johann Moritz vier Außenforts und erlangte dadurch die Kommunikation mit seiner Flotte, welche die Bai sperrte. Allein die Stadt zu Wasser und zu Lande ganz einzuschließen, dazu reichte sein Aufgebot nicht aus, obwohl er die Belagerung nach allen Regeln niederländischer Kriegskunst begann. Überdies belebte ein todesmutiger Geist Bahias Bevölkerung; der Erzbischof und der Feldhauptmann Bagnola traten an die Spitze der Bewegung, und alles wappnete sich. Bald standen doppelt so viele Verteidiger als Angreifer gerüstet da, und die Festungswerke wurden ungeheuer verstärkt. Der Graf, eine rasche Entscheidung herbeiwünschend, ließ nächtig das feste Karmeliterkloster stürmen, wurde aber mit starkem Verluste zurückgeschlagen. Ausfälle, ungünstige Witterung und Krankheiten verminderten die Zahl der Belagerer. Wollte der Graf nicht sein kleines Heer verlieren, so mußte er die Belagerung aufheben. Es gelang ihm, in der Nacht vom 25. zum 26. Mai 1638 die Seinen samt Geschütz und Beute unbemerkt auf die Schiffe zu bringen. Etwa 1000 Mann waren umgekommen, aber die übrigen kamen heil davon, und die Beute war so reich, daß sie die Kosten des Zuges deckte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Westerwald.

2) Eine archäologische Skizze von H. Behlen. (1. Fortsetzung.)

Eine noch ungleich größere Großtat scheint aber auch aus dieser Zeit herzurühren und Hand in Hand zu gehen mit der Ausrottung der oben genannten Tiere: die Domestikierung von Urstier und Pferd, und später von Hund. Es ist bemerkenswert, daß dieser Mensch so vollständig mit den Wildformen dieser Tiere aufgeräumt hat, daß schon in neolithischer Zeit (geschweige der noch späteren Zeit) Urstier und Pferd in ihren wilden Stammformen spärlich oder nicht mehr vorzukommen scheinen. Griechische mythische Darstellungen von der Bändigung des wilden Urstiers und wilden Pferds, wie auf dem Goldbecher von Vaphio und auf der Silbervase von Tischortonliek, scheinen nur das Einfangen gezähmter, aber sich frei auf der Weide ergehender Tiere, im Auge zu haben. Nichts weist, so scheint mir, auf den Wildcharakter der dort künstlerisch vollendet dargestellten Pferde und Stiere hin. Alle Berichte über spätere, ja gar noch mittelalterliche wilde Pferde scheinen mit der allergrößten Skepsis aufgenommen werden zu müssen.

Nachdem der Mensch also in längerer oder kürzerer Übergangszeit der Zeitgenosse und Jäger nur des Renieres o h n e Mammut ꝛc. gewesen war, und Urstier und Pferd zu zähmen gelernt hatte, verbesserte sich endlich das Klima, wahrscheinlich nach einigen Kälterrückfallperioden (den Stadialzeiten mit wärmeren Interstadialzeiten), in unsere heutige Waldzeit. Verglichen mit der langen Dauer der voranfgegangenen kalten Zeit scheint unsere heutige Waldzeit mit Rotbirsch, Reh ꝛc. erst seit kurzem zu laufen.

Jene alte, diluviale Zeit, in der der Mensch als Waffe und Werkzeug vorzugsweise den Stein (in Feuersteingebieten den Feuerstein, in anderen zum Teil den härteren und zugleich am leichtesten splitterbaren Lokalstein, zum Teil aber auch schon, besonders später, den auf Handelswegen beschafften Feuerstein) bearbeitete und gebrauchte, nennt man die altsteinzeitliche oder paläolithische Zeit. In der heutigen Waldzeit gebrauchte der Mensch anfänglich auch noch fast ausschließlich den Stein, der aber nicht allein geschlagen, sondern auch schon geschliffen wurde. Den ersten Zeitabschnitt dieser Waldperiode nennt man daher die neolithische oder neusteinzeitliche Zeit. In der neolithischen Zeit finden wir bereits voll entwickelt den Ackerbau und die Viehzucht auf unserem Boden vor, und zahlreich sind die Fäden — die übrigens auch schon fürs Paläolithikum vorauszusetzen sind — die die europäische Kultur mit der des Südens und des Orients verbinden. Etwa im 2. Jahrtausend v. Chr. — erst von jetzt ab können wir mit Zahlenangaben, wenn auch noch nicht mit bestimmten, operieren — fangt an der Gebrauch der Metalle sich einzubürgern, zuerst (vielleicht?) Kupfer, dann bestimmt lange Zeit Bronze, später Eisen: zuerst auf europäischem Boden im Süden (Griechenland und Italien), dann in Mitteleuropa, und zuletzt im Norden (Skandinavien). In aller-

Digitized by Google

letzt scheint das Eisen aufzutreten, jedoch ist hierbei Reserve geboten, da das Eisen verrostet und daher leicht verschwindet und leicht übersehen werden kann. Jedenfalls ist das Eisen in Ägypten schon in auffallend früher Zeit nachgewiesen, und es scheint seine Metallurgie, weil einfacher, für die frühere Herstellung als die des Kupfers und der aus Kupfer- und Zinnlegierung gewonnenen Bronze, zu sprechen. Die Folgezeit nach der neolithischen Zeit pflegt man einzuteilen in die Bronzezeit vom 2. Jahrtausend bis etwa 750 v. Chr. und in die Eisenzeit, und letztere wieder in die Hallstattzeit von 750 bis 400 v. Chr., und in die Latène-Zeit von 400 bis Christi Geburt. Beider Perioden Namen sind hergenommen von charakteristischen Fundorten, Hallstatt am Hallstätter See in Oberösterreich und Latène zwischen dem Bieler und Neuenburger See in der Schweiz.

Mit der folgenden Römerzeit bricht zwar das Licht der Geschichte, d. h. der in geschriebenen Lettern überlieferten Geschehnisse für uns an, allein da nicht alles und jedes Vorkommnis beschrieben ist, auch die unendlich vielfältigen Dinge sicherer und ungetrübter ohne Medium der Schrift, nur durch die körperliche Anschauung zu uns reden, so behält die Archäologie auch in der Römerzeit und der folgenden Merowinger- und Karolingerzeit ihre von den früheren Epochen der geübte Methode bei und läßt die Dinge ihrem Kulturgehalt nach unmittelbar reden. Das hierdurch gewonnene archäologische und kulturgeschichtliche Licht leuchtet heller und reiner, als viele in ihrem Zusammenhang unklare und sich widersprechende geschichtliche, d. h. durch die Schrift allein bezeugte Geschehnisse, wenn auch natürlich nicht zu leugnen ist, daß da, wo zugleich das Licht der Geschichte einfällt, und wo die Dinge außer durch ihre Formgebung rc. auch noch durch Zahlen und Worte bestimmt sind, erst vollste geschichtliche und kulturgeschichtliche Klarheit herrscht.

## B. Spezieller Teil.

Haben wir eine Fundstätte des paläolithischen Menschen im Westerwald? Ja, und zwar eine der allerwertvollsten, die Steedener Höhle Wildscheuer. Deren wichtige Funde birgt das Wiesbadener Museum, teils das Altertumsmuseum, teils das naturhistorische.

Die Steedener Ablagerung gehört in ihrer unteren Schicht der präglossischen kalten Zeit, die wir oben mit der vorletzten Glacialzeit, der (Riß-)Eiszeit in den Alpen identifiziert haben, an. Diese Schicht ist ca. 60 cm dick, und besteht lediglich aus abgewitterten Kalkbrocken und rotem Verwitterungslehm. Auf diese untere Schicht folgte eine ebenfalls ca. 60 cm dicke Abwitterungsschicht, die aber viel gelben Lehmstaub, Löß, enthält und daher, weil keine Reste einer wärmeren Zeit zwischengelagert sind, von uns ganz der letzten (Riß-Würm-) Interglacialzeit zugeschrieben wurde. Diese Verhältnisse wurden festgestellt durch eine im Sommer 1905 vom Nass. Altertumsverein veranstaltete Nachgrabung zu der Ausräumung der Höhle vor ca. 30 Jahren durch v. Cohausen. Die oberen Schichten waren gestört. Vor allem konnte daher kein Aufschluß erlangt werden über die relative und vielleicht absolute Zeitstellung des Bimssandes. Zu der unteren, wie angenommen, vorletzglacialen Schicht, fanden sich bei Steeden viele Herdstellen, kenntlich an der schwarzen Erde in dem roten Höhlenverwitterungslehm; der ganze Boden war durchsetzt mit zerschlagenen Knochen der kältliebenden diluvialen Tierwelt, darunter Mammut, wollhaarigen Rhinoceros, Höhlenbär, Rentier u. s. w. Hier ist also schön der Beweis zu liefern, daß der paläolithische Mensch diese alten, uns so fremden Tierformen wirklich gejagt hat. Daneben fanden sich einige Artefakte, wie ein niedliches Wiefchen aus der Elle eines Auerbalms, einige Pfriemen aus dem stabilharten Laufknochen des Rentiers u. a. m. Nur allein aber viele Feuersteine, teils aus einheimischem Kieselschiefermaterial, teils aus fremdem guten Feuerstein. Die Formen sind die typischen: Schaber, Kratzer, Klingen, wie sie der Jäger zum Abhäuten und Zerlegen seiner Jagdtiere vorzüglich brauchen kann, wie sich jedermann auch heute noch durch einen einfachen Versuch überzeugen kann. Vermöge der sägezahnartigen Schartung sind sie sogar für diesen Zweck besser zu brauchen als der beste Solinger Stahl.

In der folgenden Lößzeit finden wir, wenigstens an der untersuchten Stelle, keine Feuerstellen, sei es durch Zufall, sei es, weil der Paläolithiker Höhler das Gebiet bewohnte. Die immerhin noch häufige Anwesenheit des Menschen bezeugen auch hier wiederum zerschlagene Knochen und Steinwaffen, unter denen das feinere, unregelmäßige Feuersteinmaterial überwiegt. Anderswo sind gerade die interglacialen Lößschichten besonders reich an menschlichen Aufenthaltsspuren, so in Österreich und sonst.

Spuren aus der folgenden, lößfreien, letzten Glacialperiode sind bei Steeden leider wegen der wiederholten oberflächlichen Nachgrabungen nicht deutlich zu verfolgen. Da bietet sich uns denn in willkommener und prächtiger Weise der Aufschluß im Schuttkegel des Wildweiberhausfelsens bei Langenaubach dar. Dort fehlt die untere Schicht der vorletzten Glacialzeit. Die Schichtfolge beginnt aus gewissen örtlichen Gründen gleich mit der Lößschicht (wie auch bei Steeden der Beginn mit den unterlößlichen Schichten rein lokalen Ursachen unterliegt), in der ganz unten ebenfalls einige zerschlagene Rentierknochen zum Vorschein kamen. Wenn auch sonstige menschliche Reste neben dem außerordentlich reichen, charakteristischen Kleintiermaterial nicht vorkamen, so ist doch diese Ablagerung wegen der Klarheit des Profils sehr lehrreich. Auf die Lößschicht, die wir mit der ganzen letzten kalten Interglacialzeit parallelisiert haben, folgt eine ebenso starke (ca. 80 cm) Schicht, die, wie bei Steeden die unterste, nur aus Abwitterungskalkbrocken und rotem Verwitterungslehm besteht ohne Lößstaub, und die wir daher, da sie ebenfalls hochnordische Tiere reichlich enthält, einer glacialen Periode und zwar der letzten, der Würm-Eiszeit in den Alpen,

Digitized by Google

gleichsetzen. Ziemlich plötzlich geht diese Ablagerung oben in eine ähnliche aber mit spärlichen Resten unserer Waldriese über, spärlich, weil der geschlossene hochwüchsige Wald im Vergleich zur wenn auch subarktischen Prärie nur äußerst wenig Wild und Kleintiere, die Nahrung der seit alters in diesen Felsklüften horstenden — früher diluvialen nordischen, später heutigen — Eulen erzeugt. Die oberste Humusschicht enthält Latène- und jüngere Scherben. Zwischen der diluvialen und alluvialen (Waldzeit-) Ablagerung liegt sich der Bimssand, da damals der große Laachersee-Bimsausbruch stattfand. Der Bimssand ist also eine großartige Zeitmarke der letztverflossenen Zeit.

Eine ausgezeichnete paläolithische Station ist, ganz in der Nachbarschaft unseres Gebietes, noch der Martinsberg bei Andernach, wo auch eine Inkultmehrere Meter dicke Bimssandschicht, die im Löß und Verwitterungslehm der Oberfläche eines alten Lavastroms eingebetteten reichen diluvialen Spuren des Menschen barg.

Die benachbarten westfälisch-laurentischen Höhlen müssen wir hier beiseite lassen.

Wir machen nun zeitlich einen ziemlich beträchtlichen Sprung über viele Jahrtausende und gelangen ins Neolithikum, in die Zeit der geschliffenen Steingeräte, der Töpfe, des Spinnens und Webens, des Ackerbaues und der Viehzucht, in die Zeit unserer Vorfahren. So zahlreich anderswo die Funde gerade aus dieser noch die fruchtbarsten Niederungen und die zum Ackerbau vorzugsweise geeigneten Lößböden bevorzugenden Zeit, auch sein mögen — in unserem Gebiete finden wir sie bis jetzt nur spärlich. Vielleicht daß noch nicht mit genügender Sorgfalt darauf geachtet worden ist. Ganz in der Nähe des Gebiets sind zahlreiche Fundstellen des neusteinzeitlichen Menschen, so in der Wetterau und zwischen Koblenz und Andernach, wo man sogar vor einigen Jahren eine verblüffend großartige Festungsanlage mit mächtigen Wallgräben im lockeren Bimssand bei Urmitz entdeckt hat. In unserm Gebiet ist es nieder die Steedener Höhle Bilsschener, die in der obersten Schicht ein neolithisches Bezrädnis mit einem schönen charakteristischen Kugeltopf geliefert hat. Ein in den nahen Kalkbrüchen bei Steeden beim Abräumen gemachter Grabfund von vielen neolithischen Skeletten ist leider zerstreut, und somit der Wissenschaft verloren gegangen. Nur einige Schädelreste und 2 Steinäxte, darunter ein schöner sog. Schuhleistenkeil konnten gerettet werden.

Die Bronzezeit, charakterisiert durch z. T. schon wundervoll ausgearbeitete Bronzegegenstände, ist in unserem Gebiet nur schwach vertreten, vielleicht auch zufällig, nur schwach. Funde sind wieder am Rhein und zwar im Neuwieder Becken bei Vallendar, Niederlahnstein 2c. gemacht. Nach Osten zu ist wiederum die Wetterau außerordentlich reich an Funden dieser Zeit. An der Grenze des Gebietes, finden wir hier den bronzezeitlichen Grabhügel von Dermoll bei Wetzlar.

Reicher dagegen ist die Hallstattzeit in unserem Gebiete vertreten. Ihr gehören fast ausnahmslos die zahlreichen, sich gewöhnlich zu Gruppen zusammenschließenden Grabhügel an. Besonders die Gegend von Wetzlar, wiederum das übergangsgebiet zu dem alten Völkerzentrum Wetterau, ist reich an Grabhügeln. Es ist ein ganz eigentümliches Gefühl, mitten im alten hohen Buchenwald — nur die mehr denn zweitausendjährige, ununterbrochene Bewaldung hat uns diese Zeugen der alten Totenehrung bewahrt — auf weitschauender Hochfläche durch diese verstreuten großen und kleinen Grabhügel zu wandern. Jeder entspricht einer, in Anbetracht der damaligen, Eisen nur spärlich besitzenden Zeit, verhältnismäßig ganz gewaltigen Arbeitsleistung. Oft wurden die Hügelgräber (im Volksmund Hünengräber) auch zu späteren Nachbestattungen benutzt. Nun waren diese Hügel unseren Vorfahren als Kirchhöfe heilig, so sollten sie es uns auch sein! Mindestens sollte nur wirkliches und geläutertes wissenschaftliches Bedürfnis sich an die Ausgrabung eines oder des andern herauswagen. Im übrigen seien sie uns Totendenkmäler unserer Vorfahren, im wahrsten Sinne des Wortes Denkmäler, die hoffentlich noch recht lange bestehen bleiben!

Hallstattgrabhügel finden sich ferner noch bei Heckholzhausen und Allendorf bei Weilburg, besonders massenhaft aber in der Limburger Gegend, so bei Villmar, Elz u. s. w. Ferner bei Niederlahnstein, Ems und Koblenz, und sonst am Rhein.

(Schluß folgt.)

# Die Häuser Cronberg und Coronini.

2) Eine ungelöste genealogische Frage. Von Dr. Otto Ankel. (Schluß.)

Graf Alfred Coronini, ein Neffe des eben Genannten, von derselben Linie und ihr Majoratsherr, teilte mir aus Karlsbad, wo ihn mein nach Schloß Graffenberg in Görz gerichtetes Schreiben erreichte, u. a. mit:

„Die vorhandenen Stammbäume der verschiedenen Linien meines Geschlechts weisen zwar unsere Abstammung von dem deutschen Geschlecht Cronberg im Taunus nach, und unsere Genealogen und Geschichtsschreiber behaupten dasselbe; ob aber diese Stammbäume der Wahrheit entsprechen, da die Trennung unseres Zweiges sehr weit zurückweist, und ob die Genealogen und Geschichtsschreiber nicht vielleicht Unrichtiges einer vom anderen abgeschrieben haben, kann ich schwer beurteilen; wirkliche Beweise für diese Abstammung scheinen zu fehlen."

Was mir Graf Pompejus Coronini von der Linie Tolmein aus Rabensburg in Niederösterreich, dem jetzigen Wohnsitz der Linie, nachdem Schloß Tolmein am oberen Isonzo verfallen und das später bewohnte Schloß Rubbia inzwischen durch Verkauf in andere Hände übergegangen ist, mitzuteilen wußte, war ein sorgfältiger Auszug aus dem Freiherrn-

Digitized by Google

diplom. Er deckt sich fast wörtlich mit der oben gegebenen Darstellung aus dem „Genealogischen Taschenbuch der Gräflichen Häuser“ für 1855 und bot daher keine neuen Anhaltspunkte.

Am eingehendsten mit der Frage befaßt, hat sich offenbar der schon erwähnte Graf Rudolf Coronini von der Linie St. Peter, zurzeit Legationsrat bei der K. und K. Österreichisch-Ungarischen Gesandtschaft beim Hl. Stuhl. Die mir von ihm in sehr dankenswerter Weise gemachten aufschlußreichen Mitteilungen habe ich, soweit sie zweckdienlich waren, im Verlaufe dieser Darlegungen verwertet. Wie er die Abstammung seines Geschlechts von den Cronbergen auffaßt, darüber äußerte er sich folgendermaßen:

„Die Auswanderung von Cronberg nach Italien muß sehr frühe, etwa zurzeit der Hohenstaufen geschehen sein. Die Erinnerung an die alte Heimat scheint erst wieder bei der Auswanderung auf das Gebiet des Heiligen römischen Reiches lebendig geworden zu sein. Solange die Familie in Italien war, hatte dieselbe keinen Wert. Diese Erinnerung wurde nun wieder aufgefrischt dadurch, daß dem Namen Coronini der zweite Name Cronberg angehängt, das Mittelschild im Wappen eingeführt und das (noch bestehende, D. Verf.) Schloß Cronberg bei Görz erbaut wurde. Daß in unserer Familie die Legende von der Abstammung von den Cronbergs einfach aus der Luft gegriffen wurde, ist kaum denkbar. . . . Die Familie Coronini ist, wie gesagt, in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts in Österreich eingewandert; gleich darauf ist sie in den Reichsfreiherrn- und wenige Jahre später in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Da zu jener Zeit die Familie weder durch große Reichtümer sich auszeichnete, noch eines ihrer Mitglieder auf irgend einem Gebiete etwas Hervorragendes geleistet hatte, so dürfte auch diese Standeserhöhung darauf zurückzuführen sein, daß damals die vornehme Abstammung, wenn nicht nachgewiesen, so doch sehr wahrscheinlich erschien. Es wäre auch nicht nur nicht naheliegend, sondern ungeheuer unwahrscheinlich, daß eine in der Lombardei ansässige Familie eine Abstammung, von der sie sich vor Jahrhunderten ableitet, erdichtet, und die Ähnlichkeit des Namens und des Wappens ꝛc. wäre ein zu merkwürdiger Zufall, als daß man mit demselben rechnen könnte.“

Soweit Graf Rudolf Coronini, dem es fast ein Herzensbedürfnis zu sein scheint, sich als einen echten Sproßen des fränkischen Ministerialengeschlechts der Cronberge zu betrachten und anerkannt zu sehen. Ich kann diese Sehnsucht, wenn ich so sagen darf, wohl verstehen und weiß sie um so mehr zu würdigen, als sie nicht etwa aus praktischen Beweggründen hervorgeht, sondern einzig und allein auf idealen Momenten beruht. Ich verkenne auch nicht, daß die Ausführungen des Grafen einen ziemlichen Grad von innerer psychologischer Wahrscheinlichkeit oder doch Möglichkeit für sich haben, und möchte nur wünschen, daß die entscheidenden urkundlichen Anfangsglieder der immerhin doch sehr lockeren Beweiskette eines Tages gefunden würden. Hier muß ich aber noch auf ein, wie mir scheint, schwerwiegendes Bedenken hinweisen, die auffallende Tatsache nämlich, daß die Coronini, wenn sie wirklich blutsverwandt mit den Cronbergen sind, und dies, wenn auch nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, darzutun in der Lage waren, 1704, beim Erlöschen des deutschen Hauses, ihre nächstberechtigten Ansprüche auf das erledigte Reichslehnen in feiner Weise geltend gemacht haben. Ihrer Aufmerksamkeit konnte, bei der engen Interessengemeinschaft des niederen Adels des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, zu dem doch auch die Coronini zählten, und bei ihren langjährigen guten und vertraulichen Beziehungen zur Wiener Hofburg, jenes Ereignis doch schwerlich entgangen sein; anderseits würden auch die Habsburger, würde Leopold I. seinen Augenblick gezögert haben, durch übertragung des protestantischen Lehens Cronberg an das ihnen ergebene, gut katholische Haus Coronini seinen Einfluß im Reiche weiter zu mehren und zu kräftigen. Schon bald nach dem Dreißigjährigen Krieg, der im Hause Cronberg nicht weniger als 16 blutkende Augen im Tode schloß, zeigte es sich, daß es rasch abwärts ging mit dem alten, damals nachweislich in der 16. Generation lebenden Reichsrittergeschlecht. Im Jahre 1650 war von den 4 übrig gebliebenen männlichen Sprossen nicht ein einziger verheiratet. Graf Kraft Adolf Otto nahm zwar 1653 die Gräfin Maria Franziska von Ottingen-Baldern zur Frau, die ihm mehrere früh verstorbene Kinder schenkte; die drei andern aber, Hartmut XVIII., sein Bruder Hans Daniel II. und ihr Vetter Johann Nikolaus, alle drei von der freiherrlichen Linie, blieben unvermählt — auch ein Zeichen kraftlos gewordener, absterbender Geschlechter. Schon 1663 verlieh Leopold I. den Freiherren von Walderdorff die Anwartschaft auf Cronberg. Diese traten im folgenden Jahr ihre Rechte für 8000 Gulden an Kurmainz ab, das auch schließlich trotz des Widerspruchs von Hessen-Darmstadt, das sich auf einen 1541 zwischen Hartmut XII. und Philipp dem Großmütigen abgeschlossenen Vertrag berief, 1704 in den Besitz von Cronberg kam. Warum sind nun, so muß man doch fragen, die Grafen Coronini-Cronberg während all der Zeit, über 40 Jahre, wo es mit dem Hause Cronberg sichtlich zu Ende ging, müßig gewesen? Warum haben sie keine Ansprüche erhoben auf den Stammsitz ihrer Ahnen? das Lehen ihrer Väter? Warum haben sie ihre Pergamente nicht beigebracht? Warum? Dann säße vielleicht heute noch ein ansehnliches Dynastengeschlecht auf der Burg Cronberg!

Auch Graf Rudolf Coronini hat sich begreiflicherweise die bedeutsame Frage der Nichtinanspruchnahme des Lehens vorgelegt. Er ist zum Ergebnis gekommen, daß seine Vorfahren sich um das Lehen Cronberg nicht beworben haben, entweder weil urkundliche Beweise nicht beizubringen waren, oder weil die Abzweigung der Coronini vom deutschen Hause vor dessen Belehnung mit Cronberg stattgefunden hat, so daß die Succession sberechtigung ausgeschlossen war; oder drittens, weil in den kriegerischen Zeitläuften die Mitglieder der Familie Coronini die Sache einfach versäumt haben. Nun

Digitized by Google

gut, wenn schon keine verbrieften Rechte geltend gemacht, keine geschriebenen Urkunden beigebracht werden konnten, warum haben dann die Coronini nicht ihr Wappen mit der Krone, die recht eigentlich und ausschließlich die heraldische Verbindung mit Cronberg herstellt, als Anspruchswappen geltend gemacht? Wenn schon die nach Cronberg hinüberreichende lebendige Tradition die besondere Gestaltung des Wappens der Coronini bedingt und ermöglicht hatte, dann konnte und mußte auch umgekehrt das Wappen zur Bekräftigung und Bezeugung jener Überlieferung und der auf ihr beruhenden Ansprüche mit Aussicht auf Erfolg herangezogen werden. Und was Punkt 2 angeht, so möchte ich darauf hinweisen, daß die Cronberge, die gleich nach ihrem Auftauchen aus dem Dunkel der Geschichte im Todesjahre Barbarossas, 1190, als Zeugen unter Kaiserurkunde erscheinen, schwerlich etwas anderes gewesen sein können, in Eichborn und Cronberg, als Ministerialen, Königliche Lehnsträger; Allodien mögen sie auch besessen haben, aber gerade die Tatsache, daß sie am Hofe des Kaisers erscheinen, ist mir ein Beweis, daß sie vom Reiche Lehen trugen. Die mutmaßliche Ablösung der Coronini vom Hauptstamm kann sich aber meines Erachtens erst einige Jahrzehnte später vollzogen haben; erst 1230 wird Otto I. als miles de Cronberc bezeichnet.

Wir haben der Wappenfrage, als eines genealogischen Beweismaterials, bereits gedacht; wir müssen ihr nun auch etwas näher treten; vielleicht daß durch eine Vergleichung der Wappensymbole der in Frage stehenden beiden Häuser das ihren Zusammenhang verhüllende Dunkel gelichtet, eine Brücke von dem einen zu dem andern hinüber geschlagen wird.

Im Hause Cronberg gab es seit der Teilung in zwei Linien (um 1220) zwei verschiedene Wappen von gleicher Grundform. Der Flügelstamm führte im quadrierten Wappenschild[1]) zwei rote Felder (1 und 4) und zwei silberne (2 und 3), mit je vier blauen sogenannten Eisenhütchen verziert;[2]) als Helmschmuck dienten zwei rot und silbern gehaltene und mit den nämlichen blauen Zieraten versehene Flügel. Eine seltsame Auszeichnung erhielt das Flügelwappen, als um 1370 Walter VIII. von Cronberg von seiner Mutter Katharina von Reifenberg die Ohren der Reifenberge, fälschlich „Eselsohren" genannt,[3]) seinem Helm hinzufügte und somit Begründer des Ohrenstammes wurde, der aber schon 1461 mit Walters Sohn Franz IX. erlosch,[4]) so daß von da an der durch Franz VIII. fortgesetzte jüngere Zweig alleiniger Vertreter des Flügelstammes war.

Der Kronenstamm trug eine gelbe, möglicherweise durch Erbschaft von den Herren von Katzenelnbogen übernommene Krone im 1. Feld des Wappenschilds, der im übrigen dem des Flügelstammes gleich war. Den gekrönten Helm überragte ein merkwürdiger Schmuck, der ursprünglich vielleicht ein mit Pfauenfedern besetzter Hut war, später aber mancherlei Abänderungen erleiden mußte, so daß er bald als Federbusch, bald als Hut, bald sogar, ganz sinnlos, als Tannenzapfen erschien. Bei der Erhebung in den Reichsfreiherrnstand „von und zu Cronberg" im Jahre 1618 erhielt Adam Philipp XI. für sein Kronenwappen eine sogenannte Verbesserung, nämlich die Flügel des im Jahre zuvor erloschenen Flügelstammes als Helmzier und den kaiserlichen Adler im Mittelschild, dazu noch eine Krone in das freie Schildfeld. Auch das gräfliche Wappen von 1630 erhielt infolge des Anfalls der Grafschaft Geroldseck in Baden (1634) kleine Besserungen, unter anderm einen dritten Helm mit 3 Pfauenfedern.

Nun das Wappen der Coronini, wie es durch kaiserliches Privileg vom Jahre 1631 genehmigt wurde. Es erscheint quadriert mit einem Mittelschild. Das 1. und 4. silberne Feld trägt je einen nach rechts, aufspringenden, doppelgeschwänzten roten Löwen, der eine brennende Fackel in den Pranken hält; das 2. und 3. blaue (goldene) Feld zeigt den schwarzen kaiserlichen Doppeladler: im schwarzen (roten) Mittelschild erblickt man eine über einem dreifachen grünen Hügel schwebende goldene geschlossene Königskrone. Darüber 2 Helme: auf dem ersten ein dreifacher grüner Hügel, auf dem die Krone des Mittelschildes ruht; aus dem zweiten wächst der Löwe des 1. und 4. Feldes mit einer goldenen, offenen Krone in der rechten Pranke hervor. Dazu kommen Helmdecken, Schildhalter und der Wahlspruch: Regia serta notant solidos virtutis honores." Das ganze Wappen ist von einem Hermelinmantel umflattert und mit einem Fürstenhut bedeckt.

Man könnte nicht behaupten, daß die Wappen der beiden Häuser außer gewissen typischen, heraldisch notwendigen Grundformen und der Krone große Ähnlichkeit mit einander hätten und somit auf genealogische Verwandtschaft schließen ließen. Graf Rudolf Coronini ist der Ansicht, daß die roten Löwen der älteste Teil des Wappens sind; die kaiserlichen Adler sind bei der Einwanderung der Familie nach Österreich unter Verleihung des Reichsadels an Stelle der früheren Eulen gewährt worden; einen Mittelschild gab es bis dahin nicht. Das Urwappen der Familie, als sie noch in Verbenno bei Bergamo ansässig war, soll" bloß eine goldene Krone in blauem Feld gewesen sein. Könnte nun auch die Krone, das spätere Symbol, vielleicht auf eine Verwandtschaft mit dem Wappen des Kronenstammes hinweisen, die blaue Grundfarbe spricht um so entschiedener dagegen, als die Urfarbe des cronbergischen Wappens offenbar rot — die fränkische Nationalfarbe — gewesen ist.

[1]) Die Quadrierung scheint darauf hinzuweisen, daß das Wappen durch Vereinigung 2 verschiedener Wappen, etwa infolge Heirat, entstanden war.

[2]) Die Eisenhütchen waren ursprünglich nichts anderes als die auf den Schild aufgenagelten Felle von blaugrauen Eichhörnchen, Feh genannt.

[3]) Die Ohren sind als der mit Hinweglassung der beiden Hörner grotesk entstellte Rest der altgermanischen Kopfbedeckung des Büffelschädels zu betrachten.

[4]) Frank IX. war in Adelsheim begütert und erbaute dort 1446 an Stelle der alten Reichsburg ein festes Schloß. Durch die Heirat seiner Erbtochter Elisabeth Katharina mit dem Grafen Johann von Solms kam Rödelheim an Solms.

Wenn ich nun zum Schlusse meiner Darlegungen das Gesagte kurz zusammenfasse, so ergibt sich folgendes:

1. Sage und Tradition weisen auf einen frühen genealogischen Zusammenhang der Hänser Cronberg und Coronini hin.
2. Die urkundliche Geschichte des Hauses Cronberg weiß nichts von der Loslösung eines zunächst in der Lombardei, dann in der Grafschaft Görz weiter gründenden Astes vom Hauptstamme des Geschlechts.
3. Einen dokumentarischen Beweis für seine Blutsverwandtschaft mit dem Hause Cronberg hat das Haus Coronini nicht beigebracht; auch ist es nicht in der Lage, einen bestimmten Ahnherrn zu bezeichnen.
4. Die Nichtinanspruchnahme des erloschenen Lehens Cronberg im Jahre 1704 durch das Haus Coronini spricht gegen den Zusammenhang beider Geschlechter.
5. Die in bezug auf das Kronensymbol entfernte Wappenähnlichkeit beider Familien kann als positives Beweismittel nur in sehr beschränktem Sinne herangezogen werden.
6. So bleibt also nichts übrig als ein: Non liquet.

Wenn ich nun auch meinerseits mich einstweilen mit diesem Ergebnis bescheiden muß, so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, daß mir, angeregt durch diese Zeilen der eine oder andere italienische Gelehrte zu Hilfe kommt und in einem der norditalienischen Provinzialarchive, vornehmlich in Mailand und Venedig, ferner im Archiv von Bergamo Umschau hält nach den ältesten Wurzeln des Stammes Coronini. Vielleicht ruhen auch im Vatikan Urkunden, die von Bedeutung für die Frage sind; schließlich könnten auch geistliche Archive einen Fingerzeig bieten. Für jede fördernde Mitteilung wird der Verfasser dankbar sein.

# Der Schulmeister-Friedel.

1)

Von J. Brumm.

## I. Ein Schützenfest und ein Trauerzug.

Es war ein schöner Sonntag, der 25. Juni 1780. Ein azurblauer Himmel wölbte seinen weiten Bogen über die altehrwürdige Residenzstadt Düsenburg, die lang und schmal im anmutigen Tale der Dül hingebettet liegt, nun überragt von dem stattlichen Wilhelmsturm, dem Ehrendenkmal des großen Schweigers und ruhmvollen Befreiers der Niederlande.

Die Stadt sah an dem festlichen Junisonntage so festlich aus! Mit allem Fleiße war sie aufs schönste herausgeputzt. In den engen Straßen hatte man beiderseits duftige Tannen aufgestellt; rosenfarbige Girlanden zogen sich in lieblicher Weise an den Häuserwänden hin; mächtige Ehrenbogen aus frischem grünen Laubgewinde bildeten die Empfangspforten. Auf den blauschieferigen Dächern flatterten die Fahnen in den oranischen Landesfarben gar lustig im Winde, und von Zeit zu Zeit donnerte ein Böller vom Burgberge herunter, daß die Bergwände sein Echo vielfach wiedergaben. Die Oranierstadt hatte sich für ein seltenes Fest gerüstet, zum fünfzigjährigen Jubiläum des Schützenvereins „Büchsenknall".

Der Schützenverein, der im Jahre 1735 durch einige ausgediente Soldaten seine Gründung erfuhr, hatte sich die vielen Jahrzehnte hindurch allezeit topfer gehalten und durch sein säbelich abgehaltenes Preisschießen die Freundschaft weiterer Kreise erworben. Die Zahl seiner Mitglieder hatte sich denn auch in den letzten Jahren seines Bestehens gehoben, so daß der Verein nahezu vierzig Mitglieder zählte. Sie alle hatten mit der gesamten Einwohnerschaft des Ortes in edlem Wetteifer sich bemüht, den zahlreich zu erwartenden Gästen einen schönen Empfang und angenehmen Aufenthalt zu bereiten, und es war aufs beste gelungen. War es nun am Morgen des 25. Juni schon lebendig in den engen Straßen der Stadt, so wuchs durch den lebhaften Zustrom auswärtiger Vereine der Verkehr um die Mittagszeit so sehr, daß man wegen der Menge des Volkes kaum durchkommen konnte. Auf und nieder wogte das Volk, und jeder suchte möglichst schnell in einem Gasthofe oder offenen Garten ein Unterkommen zu finden.

Um zwei Uhr nachmittags wurde der Festzug aufgestellt, und zwar am Obertore. Eine lange Kette von befreundeten Vereinen reihte sich da aneinander, und nicht minder groß war die Reihe der neugierigen Zuschauer, die auch auf den Festplatz wollten. Eine halbe Stunde später setzte sich der stattliche Zug in Bewegung. Voran ritten einige Herolde in eigenartigen Kostümen; ihnen folgte die Musik, die aus Leibeskräften den Hochmeisterdreiklang blies, daß den alten Soldaten das Herz im Leibe lachte. Die Mitglieder des festgebenden Vereins, alle in eigens für diesen Tag angefertigten hellgrünen Jägergarderoben, wurden beim Durchzug durch die Straßen überall mit Jubel und Begeisterung begrüßt. In festem Marsche bewegte sich der Zug bis zum Untertore, und hinaus ging's in Gottes freie Natur, um den in der Nähe des Feldbacher Hofes hergerichteten Festplatz zu erreichen.

Wie war das alles in schönster Ordnung. Dicht bei einander mehrere Schießstände, in der Mitte des Platzes eine Tribüne, nicht weit davon ein ebener Platz für die Tänzer und Tänzerinnen.

Nachdem der Festzug auf dem Platze angekommen war und die üblichen Festreden stattgefunden hatten, entwickelte sich ein frohbewegtes Treiben unter der wogenden Volksmenge. Abseits an den Schießständen knallten die Büchsen, und alle Schützen waren bestrebt, der Ehre des Schützenkönigs teilhaftig zu werden. Auf dem natürlichen Tanzboden schwenkten sich die lebenslustigen Paare herum, und die Alten saßen an den einfachen Tischen und tranken eins. Es ging hoch her. Unter Lust und

Digitized by Google

Freude, unter Sang und Klang, entschwanden der Zeit flüchtige Stunden.

Während so auf dem frohes Leben atmenden Festplatze die Einwohnerschaft des Städtchens sowie die zahlreicher benachbarter Orte sich dem Genusse reinster Lebensfreude und recht volksthümlicher Vergnügung sich hingab, lehnte dem Festplatz gegenüber, dicht am Waldesrande, am Stamm einer einsamen Föhre, ein junger Mann, der etwa sechzehn Sommer zählen mochte. Wer den schlank gewachsenen Burschen näher ins Auge faßte, der mußte Wohlgefallen an ihm finden. Unter dem grünen Hute, der keck und herausfordernd auf dem schön gegermten Kopfe saß, schauten neugierig die blonden Locken hervor, und die großen, dunklen Augen hielten unentwegt das Bild fest, das sich ihnen in nächster Nähe bot. Der Eindruck, den die einsame Erscheinung da am Waldesrande machte, wäre noch günstiger gewesen, wenn die Kleidung des jungen Mannes nicht den Stempel der Armut an sich getragen hätte, und dieser Umstand mag auch wohl für ihn bestimmend gewesen sein, daß er sich nicht unter die frohbewegte Menge mischte.

„Für mich ist keine Freude," murmelte der junge Mann, „die Armut ist mein Teil. Weg die Augen von der Stätte, wo die Lust weilt und die Freude das Szepter schwingt."

Ein schwerer Seufzer rang sich aus der Brust des Jünglings, der eiligst seinen Fuß wandte und am Waldesrande hin flüchtig der einsamen Stadt zueilte. Den Schloßberg hinauf nahm er seinen Weg und verschwand dorten in einem kleinen Hause, dessen Türe nur leicht angelehnt war.

Schon wieder da?" rief bei seinem unerwarteten Eintritt eine schwache Stimme.

„Ach ja, Mutter, schon wieder da. Was soll ich armer Mensch draußy unter dem frohen Volke? Man sieht mich von der Seite an, weil mein Gewand der Armut düstere Sprache spricht."

„Ich kann dir doch kein anderes geben, guter Friedel: du weißt doch, wie die Armut die bittere Armut schon seit Jahren unsere Lebensgefährtin gewesen ist!"

„Ich weiß es, gute Mutter! Ich hab's erfahren."

„Und du weißt auch, daß dein guter Vater sich abgemüht und geschunden hat mit der großen Kinderschar, die man ihm täglich schickte zum Unterrichte, wie er noch dem sauren Tagewerk sich noch bis in die späten Abendstunden hingesetzt und die Feder für den geistvollen Herrn Antimann geführt hat. Alle Mühe aber war umsonst; sein Verderben war sie. Krank wurde er, todkrank, der Wurm der Auszehrung fraß seine Kraft. Es sind nun beinahe sechs Jahre her, daß er tot ist. Ich habe mich redlich durchgeschlagen nach deines Vaters Tode und gesucht, dich zur Stütze meines Alters zu machen. Aber ich merke, mit mir geht's abwärts. Meine Kräfte schwinden. Armer Friedel, bald wirst du auch keine Mutter mehr haben und allein stehen in der Welt." Die alte Frau schwieg.

Ein lautes Schluchzen ging durch das ärmliche Stübchen. Die Tränen flossen strommeise über das Antlitz des jungen Burschen, und ein Seufzer nach dem andern rang sich mühsam aus der bewegten Brust.

„Was soll ich aber dann anfangen, gute Mutter, wenn du mir auch noch genommen wirst; dann hab' ich ja niemand mehr auf der weiten Welt, kein einziges, einziges Herz."

„Sei stille, mein Kind, Gott ist auch ein Vater der Waisen; er wird dich nicht verlassen, noch verlassen. Du warst jetzt schon ein Jahr in der Lehre, und der Baderfritz hat mir gesagt, daß du gute Fortschritte gemacht hättest. Wenn mir nun etwas passieren sollte, dann, guter Friedel, zieh' in Gottes Namen hinaus in die Welt. Es gibt noch gute Menschen, die werden sich deiner annehmen. Gott segne dich!"

Die Alte schwieg einen Augenblick, fuhr aber alsbald wieder fort: „Noch eins, mein Friedel, du weißt, daß ich dir nichts mitgeben kann auf die Wanderschaft, keinen Heller; aber was ich dir sage: sei treu und ehrlich, habe Gott vor Augen und im Herzen und weiche nicht vom rechten Wege ab."

Mühsam wandte sich die arme Frau, die so recht abgezehrt aussah, auf ihrem Lager um und war bald in einen ruhigen Schlummer gefallen, den der gute Sohn nicht zu stören wagte. Er näherte sich leisen Schrittes einem alten Eckschranke, öffnete ihn vorsichtig und zog eins der alten Bücher hervor, die da übereinander lagen. Es war Arndts „Wahres Christentum". Der Jüngling schlug das Buch auf und las eifrig ein Blatt nach dem anderen; nichts regte sich im Zimmer. Deutlich hörte man den monotonen Gang der alten Schwarzwälder Wanduhr, der die tiefe Stille des kleinen Gemaches etwas belebte. So ganz in seine Lektüre versunken saß Friedel da; die Außenwelt schien der junge Mann vollständig vergessen zu haben. Da drang plötzlich von der Straße herauf lustiger Hörnerklang an sein Ohr.

„O Gott," seufzte er, „wenn mir die nur nicht die gute Mutter wecken. Der Schlaf tut ihr so wohl."

Der Festzug kehrte zurück. Friedel trat ans Fenster und schaute hinunter ins Tal. Näher und näher kam der Zug; immer deutlicher vernahm man die Klänge der Musik und den Wirbel der Trommel. Auch an das Ohr der müden Schulmeisterin schlugen die Klänge und weckten sie auf.

„Was höre ich, Friedel?" sprach sie leise.

„Es ist nichts, Mutter, die Schützen kehren vom Feste zurück." „Und du wüßt nicht einmal hinaus. Friedel, um dir den Zug anzusehen? Beeile dich doch, sonst erreichst du ihn nicht mehr!"

„O, gute Mutter," erwiderte der junge Mann, „es ist nur ein Augenblick und kaum der Mühe wert, ins Tal zu eilen; laß mich an deiner Seite bleiben, du bist so schwach."

„Wie du wüßt, mein Kind, man hört ja schon nichts mehr."

„Sie scheinen hinüber gegangen zu sein nach dem alten Markt; offenbar wollen sie da das Fest beschließen."

„Es ist so, Friedel, auch vor fünfundzwanzig Jahren haben sie dort den Beschluß gemacht." — —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Nisseln.

J. B.-N. **Der „Teufel".** Geständnis des Hans Stilgers, genannt Teufel, welcher im Dienste verschiedener Ritter stand, aus dem Jahre 1683. Teufel gesteht zunächst, daß Hartleins Mathrein zu Mainz ihn gelehret habe, wenn man eine Angel mit Jungfern-Pergament (Pergament von ungeborenen Lämmern, also Lämmern, die nicht auf natürliche Art zur Welt gekommen waren) futtere, solle sie niemands versteichen können. Die langen Angeln, darin ein Papier gegossen und in seiner Büchse verdächtig gefunden worden, habe ihm Herr Dentzich von Nassau gegeben zu probieren. Bei der Zeugnung wegen Oefelschlacht sei er und einer, Schütze genannt, und Friedrich, ein Battländer (Waadtländer?), gewesen, da hätten sie einen Krämer in der Wetterau angegriffen, bei Etzlingen, ihrer seien vier gewesen, er habe vier oder fünf Caler bekommen zu seinem Teil. Oben Königstein zu habe er und Georg von Sieden einen Krämer von Nürnberg gegen einen Abend vor sieben oder acht Jahren erschossen, hätten beide auf ihn geschossen, an Samt und Seiden Wert und dann 40 oder 50 Taler an Geld bei ihm gefunden. Die Ware hätten sie den Juden zu Frankfurt verkauft; der Krämer habe ein braunes Pferd gehabt, das sie Balthasar Weisen zu Lindheim verkauft. Georg habe den Krämer ausgeschlachtet, und sie seien gegen Seulberg bei Homburg, seiner rechten Straßen gezogen und hätten den Krämer liegen lassen. Johann von Torfelden habe ihn einmal bestellt, er solle Dietrich Stumen von Rosbach auf den Dienstag warten und erschießen, habe es aber nicht tun wollen. Bei der Plünderei von Königstein sei er mit Eberhard von Reiffenberg, Philipps von Reiffenbergs Knecht, Hans Schmidt genannt, und mehr gewesen; er habe gegen 10 oder 12 Reichstaler Wert bekommen. Bei Einnehmung Reiffenbergs sei er mit Philipp von Nassau Torschreiber, dem jungen Thesen (Diezer), Kasparn von Königstein und etlichen Frauenzimmern gewesen. Philipp von Nassau (von dem Herrengeschlecht von Nassau, nicht von den Fürsten, D. R.) habe oft gesagt, sie das Haus einbekommen, wollten sie noch manchen Unterlanen vor das Tor henken, und weil er Eberhards Teil habe, wollte er die andern von Reiffenberg daraus treiben, dann sie seien keine vom Erbem des Hauses Reiffenberg.

Bei diesem Bekenntnis hat vermeldter Hans auf Donnerstag, den 28. September anno 83 bekannt, daß er wolle stehen, leben und sterben, doch Gnade bittend.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Glocken von Corneville.** Komische Oper in 3 Akten und 4 Bildern. Dichtung von Claireville und Cabet. Musik von R. Planquette. Zum erstenmal am 6. Januar. — Oper kann man eigentlich nicht sagen; Operette wäre der passendere Ausdruck. Das Genre ist ganz leicht, und die große Bühne ließ das Stückchen noch miniaturenhafter erscheinen. Die Handlung klingt stark an die der „Weißen Dame" an; ähnlich wie dort Georg Brown, wird hier der reisende Marquis von Corneville der Gatte der angeblichen Pächtersnichte und nimmt das ihm vorenthaltene Schloß in Besitz. Der Spuk fehlt ebenfalls nicht. Außerdem sind auch bei „Marthe" einige kleine Anleihen gemacht. Die Musik hebt sich wenig aus dem Rahmen des operettenhaft Konventionellen und zeigt nicht viel selbständige Behandlung in Rhythmik, Melodik und Instrumentierung. Dennoch war durch die musikalische Leitung Prof. Mannstadts und die Regie Herrn Mehns' herausgeholt, was herauszuholen war, und die Künste der Herren Schick und Rißfeld schufen Stimmung und Illusion, als ob wir uns im Zeitalter Louis Quatorzes in der Normandie befänden.

Auch die Künstler gaben sich alle Mühe, ihrer Rolle gerecht zu werden. Herr Geisse-Winkel fand sich mit dem Marquis trefflich ab. Den habgierigen, bösen Pächter outrierte Herrn Andriano als Greis vielleicht etwas. Frau Cordes war als brave Germaine recht gut. Frl. Hans in der komischen Rolle der Magd Heldrose erschien im Spiel gewandt, hätte aber mit der Stimme ein wenig mehr herausgehen dürfen. Der Bauernbursche des Herrn Henke verdient alles Lob. Geschickt fügten sich die Vertreter der Nebenrollen ein, und der Chor tat wacker seine Schuldigkeit. Es aber das Publikum auf die Dauer Geschmack an der Operette behält? Uns schien es nicht so. —

Frl. Oberta hat sich verheiratet und ist aus dem Ensemble ausgeschieden. Herr E. Striebeck ist als Schauspieler engagiert worden.

## Literatur.

* **Die Regenten über die ehemaligen Nassau-Dillenburger Lande** vom Mittelalter bis zur Gegenwart in Wort und Bild. Von C. Dönges. 96 S. 20 Porträits und 1 Ansicht von Dillenburg (1630). Dillenburg, M. Weidenbach. — Die Arbeit ist eine fleißige und opfervolle. Der Lokalhistoriker C. Dönges hat die textliche Bearbeitung des Werkes übernommen. Natürlich kann ein Buch, das bestimmt ist, in der breiten Menge Interesse für die Vergangenheit der Heimat zu erwecken, sich nicht mit Quellenstudium befassen. Das hat Herr Dönges auch gleich von vornherein gesagt, und die Dillenburger und andere Geschichtsfreunde, denen es auf einen historischen Überblick ankommt, werden damit zufrieden sein. Dieser Überblick ist aber unter Anlehnung an die einschlägigen Druckwerke — sie sind sorgfältig unter Begründung des für die Materie geringer Wertes aufgeführt — so schön und flott ausgearbeitet, daß man seine Freude daran haben kann. Dönges versteht es trefflich, populärwissenschaftlich zu arbeiten. Aus den dunkeln Zeiten, in denen sich die Forscher noch mit den Nebelbildern und Ruprechten von Nassau herumschlagen, ohne zum Ziel zu gelangen, führt das Buch rasch hinauf ins ottonische Haus. Mit besonderem Fleiße ist die Zeit des 16. Jahrhunderts behandelt, und auch die folgende Genealogie ist mit den wichtigsten Zeitereignissen umflochten. Die Bilder, von Wilhelm dem Reichen und der Ahne Juliane bis auf unseren Kaiser, ihren Abkömmling, sind trefflich ausgewählt und ebenso schön reproduziert. Die Anerkennung für den Stifter der Bilder und für den Verlag, der das Werk in eigner Offizin so prächtig herstellte, daß es mit dem Erzeugnis auch einer größeren Druckerei konkurrieren kann, soll nicht fehlen. Alles in allem: es ist eine wohlgelungene Arbeit, die aufs wärmste empfohlen werden kann.

* **Das Landhaus,** illustrierte Monatsschrift, Preis jährlich 2.40 Mk. ohne Postzuschlag. Westdeutsche Verlagsgesellschaft, Wiesbaden. — Wir verhehlen nicht, alle Nassauer auf diese heimatliche gediegene und praktische Zeitschrift aufmerksam zu machen. Sie will durch Abbildungen, Pläne, Hinweise und Beschreibungen auf die Gründung oder Erwerbung eines stilvollen und komfortablen Eigenheims unter günstigen pitalen und pekuniären Bedingungen hinarbeiten. Wir haben uns über diese Architektur und Heimatkunst, die aus den Heften spricht, herzlich gefreut und können jedem, der im Nassauerlande, sei's in der Ebene am Main, oder auf dem Höhen des Taunus oder Westerwaldes ein Eigenheim oder eine Villa zum Vermieten baut, empfehlen, sich in dem auch im übrigen trefflich redigierten „Landhaus" Rat zu holen. Was die Bestrebungen, modern zu bauen, ohne in die Fratzen der „Jugendstilisten" zu verfallen, bereits zuwege brachten, kann man an der Villenkolonie auf der Adolfshöhe bei Biebrich sehen.

W. **Die Wacht auf dem Niederwald.** Gedicht von C. Spielmann, komponiert für Männerchor und Pianoforte oder Blasorchesterbegleitung von Bruno Schumacki. C. Kannengießer, Gießen-Kirchen. —

Das Lied ist eine feurige Verherrlichung der Germania als Wächterin des Rheins und der deutschen Sache; der Komponist hat sich in der Tongebung ganz dem schwungvollen Pathos angepaßt. Die Lagen sind günstig, die Stimmen wirkungsreich herausgearbeitet, die Weise ist tönend und brausend. Die einheimischen Gesangvereine, die heimatliche Lieder gerne pflegen und singen, werden den Chor gewiß liebgewinnen, zumal er, wie gesagt, zugleich echt national ist.

**Steuererklärung.** Die Zeit, in welcher sich der preußische Staatsbürger mit der Aufstellung seiner Steuer-

Digitized by Google

erklärung befassen muß, ist wieder herangekommen, und da dürfte mancher, der sich in Zweifel und Ungewißheit befindet, wie dieselbe abgefaßt werden muß, um den gesetzlichen Bestimmungen zu genügen, ein Ratgeber willkommen sein, der ihm in allen einschlagigen Fragen erschöpfende Auskunft und Aufklarung gibt. Das von dem Königl. Steuersekretär Heinrich in Wiesbaden, nach amtlichen Quellen und unter Berücksichtigung der bezüglichen Entscheidungen der zuständigen Behörden bearbeitete Werkchen „Steuererklärung und Vermögensanzeige“ enthält außer einer ausführlichen, an praktischen Beispielen erläuterten Anleitung zur richtigen Aufstellung der Steuererklärung und Vermögensanzeige eine klare, für jeden Laien verständliche Auslegung der in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen und neben Musterentwürfen zur Ausfüllung der Steuererklärung und Vermögensanzeige als Anhang eine (für zwölf Jahre berechnete) Anzahl von zu Abschriften bestimmten Formularen, so daß, der diese benutzende Steuerzahler seine abgegebenen Steuererklärungen und Vermogensanzeigen sammeln und dadurch die notwendigen Unterlagen für die nachfolgenden Deklarationen in zusammenhängender Form gewinnen kann. Jedem Steuerzahler sowie auch allen mit den Veranlagungs- und Voreinschätzungsarbeiten befaßten Beamten, Kommissionsmitgliedern, Bücherrevisoren, Rechtsanwalten ꝛc. wird das Werkchen vorzügliche Dienste leisten. Es ist in schon handlichem Taschenformat erschienen und kann durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verlag (P. Plaum in Wiesbaden) bezogen werden. Der Preis beträgt nur 1 Mark.

## Neues aus Nassau.

Am 6. Januar hielt Großherzog Wilhelm zum ersten Male als solcher Einzug in Luxemburg. Möge dem hohen Herrn eine lange und glückliche Regierung beschieden sein!

Nachdem kürzlich Hofmarschall Frhr. von Syberg-Sümmern zum Präsidenten der luxemburgischen Finanzkammer ernannt worden war, ist nunmehr der bisherige erbgroßherzogliche Hofmarschall Frhr. von Gruenrath zum großherzoglichen Hofmarschall, Finanzrat Frhr. von Brandis zum Hofjagermeister, Kammerherr von Bahlen und Halbach zum Hofstallmeister ernannt worden.

Als weitere Volkszählungsergebnisse in Nassau sind noch zu verzeichnen: Wiesbaden (berichtigt) 100 955 Einwohner (männliche 45 370, weibliche 55 585; 64 180 Evangelische, 32 678 Katholische, 2651 Juden, 1446 Andersgläubige), Hachtstätten 1220, Hollhaus 118, Klassenheim 636, Ried 5485, Kronberg 2961, Eppstein 1121, Loreh 2276, Sonnenberg 3330, Nidda-Heim 4772, Niederselters 1388, Oberselters 548, Schloß-Hasselbach 750, Eisenbach 1178, Westerburg 1420, Münster i. T. 875, Elz 2820, Griesheim 10409, Hochst 15829, Hainchen 579, Winkel 2698, Laufenselden 984, Wehen 1100, Niedernhausen 900, Wörsdorf 852, Walddorf 707, Bleidenstadt 822.

Der Beigeordnete G. Schreiner aus Biebrich wird seit dem 29. Dezember vermißt. Er ist wahrscheinlich verunglückt.

Die Tochter des Pfarrers Osby in Oberliederbach, die sich zu ihrem Verlobten, dem Missionar Studemann auf Borneo, begeben hatte, ist kurz nach ihrer Ankunft daselbst gestorben.

Lorch hat wieder eine evangelische Gemeinde, und diese hat am 1. Januar, 205 Jahre nach ihrer Schließung in der Zeit der Gegenreformation, zuerst wieder Gottesdienst am Ort gefeiert.

Die preußische Regierung läßt bei Erbach einen neuen Rheinhafen anlegen als Unterkunftsort für Klein- und Sportfahrzeuge.

Beim Neujahrsläuten brach in der Kirche zu Zeilsheim der Glockenstuhl, und die beiden Glocken stürzten herab, wobei eine entzwei ging. Verletzt wurde glücklicherweise niemand.

Die Stadt Usingen will im Hofgarten einen Aussichtsturm, verbunden mit einem Museum für nassau-usingische Reliquien errichten.

Die Eröffnung der restaurierten Burg Kronberg steht fürs Frühjahr bevor.

Der Paulinenstiftung zu Wiesbaden wurde von einem ungenannten milden Geber eine Spende von 15000 Mark überwiesen.

Die Realschule zu Ems soll zu einem Reformrealgymnasium ausgestaltet werden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Januar.**

16. 1794. Erbstatthalter Fürst Wilhelm V. von Nassau-Oranien entflieht vor dem Ausbruch der Revolution im Haag nach England. Das Land wurde später von den einrückenden französischen Truppen in die Batavische Republik umgewandelt. (Französische Revolutionskriege.)

18. 1756. Kurfürst-Erzbischof Franz Georg von Schönborn zu Trier stirbt. Er ward am 15. VI. 1682 als Sohn des Grafen Melchior Friedrich zu Schönborn-Buchheim geboren. Kurfürst-Erzbischof war er seit 1729, und 1732 wurde er Bischof von Worms und Propst zu Ellwangen.

20. (?) 1770. Die von Fürst Karl zu Wiesbaden im Gasthause zum Rappen erlaubte Zahlenlotterie wird eröffnet.

24. 1809. Vom 2. Regiment Nassau nimmt die 1. Voltigeurkompagnie an einer Retognoszierung des Generals Lasalle von Almaraz nach Jaraicejo teil. Sie zeichnete sich gegen einen sechsfach überlegenen Feind aus. (Spanischer Feldzug.)

30. 1454. Graf Philipp von Katzenelnbogen, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater „der Jungherr“ genannt (geb. 1427), stirbt zu Bräuge, in einem Aufzuge daselbst erschlagen.

30. 1706. Graf Johann Ernst von Nassau-Weilburg tritt in einem Vertrage zu Düsseldorf seinen Anteil an acht wormsischen Dörfern (den sogenannten Rheindörfern) an Kurpfalz ab, wofür er Bolanden, Marnheim und Dreisen samt dem Hofe Fröschau erhielt.

## Briefkasten.

J. L. in W. Dankend erhalten.

E. G. in W. Einstweilen dankend bescheinigt.

W. W. in F. Dankend angenommen.

G. B. in F. Wird besorgt. Frdl. Gruß.

H. L. L. in E. Besten Dank für die verschiedenen Sendungen und Zuschriften. Die Erzählung kam etwas zu spät und muß nun noch ein wenig warten. Frdl. Gruß.

C. H. M. in F. Besten Dank und frdl. Gruß.

H. W. in H. Dankend erhalten. Weiteres gern erwartet.

Allen freundlichen Neujahrsgratulanten auf diesem Wege herzlichen Dank und ebensolche Erwiderung ihrer Wünsche!

Herr Professor Dr. F. Kienitz-Gerloff in Weilburg teilt mit, daß er nicht, wie in Nr. 1 (nach einer Zeitungsnotiz) gemeldet, pensioniert sei, sondern noch einige Zeit in seiner jetzigen Stellung weiterzuwirken gedenke.

**Redaktionsschluß: 10. Januar.**

Inhalt: Jephtha und seine Tochter. (Gedicht.) Von Th. Gesky. — Nassau-ottonische Kulturarbeit in Brasilien. Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.) — Der Westerwald. Von H. Behlen. (1. Fortsetzung.) — Die Höfer Cronberg und Coronini. Von Dr. O. Antel. (Schluß.) — Der Schulmeister-Friedel Von J. Brumm. — Miszellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 3. Wiesbaden, den 1. Februar 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5243) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Julia Capulet.

Sie steht, umflossen von dem reinen Glanz
Der holden Jugend, auf der Bühne droben:
Die lieblich-schönste Julia Capulet,
Die je man sah. — Viel hundert Augen hangen
Bewundernd an der hohen Lichtgestalt.
Gleich glühen Funken fallen in die Herzen
Die edlen Dichterworte, die sie spricht,
Entzündend und entflammend. — Aber sie,
Sie weiß es kaum, was sie begeisternd schuf. — —
Mechanisch nur und doch mit aller Kraft
Der Künstlerseele, die ihr innewohnt
Und sieghaft ihre Leidenschaft beherrscht,
Verleiht sie Blut und Leben dem Gebilde
Des großen Briten. . . . Reicher Beifall lohnt
Den Künstlern allen, doch besonders ihr;
Und niemand merkt, welch unbarmherz'ger Streit
In ihrem Innern tobt. — Nur einer fühlt es
Und kennt den Grund der Kämpfe — Romeo!

— — — — — — — — — — — —

Von Szen' zu Szene steigert sich die Qual;
Laut schlägt ihr Herz, wenn seine weiße Hand
Die ihre faßt, wenn seine Liebesworte
Ans Ohr ihr klingen wie ein Spottgedicht,
Und wenn sein Mund den ihren leis berührt,
Sein Mund, der sonst so wild, so fiebernd küßte. . . .
Die Menge jubelt laut, die blöde Menge,
Die nicht begreift, daß alles nur Komödie,
Nichts als Komödie ist. . . . .
Was soll der Kühn ihr fortan noch bedeuten,
Wo sie den Freund verlor an eine andre,
Wie er ihr selber heute offenbarte? — — —

— — — — — — — — — — —

Der letzte Aufzug naht sich seinem Ende:
Im finstern Grabgewölbe vor der Leiche
Des vielgeliebten Manns kniet Julia trauernd
Und beugt sich auf die ungetreuen Lippen,
Die künftig nur der andern blühen werden,
Und küßt sie heiß und wild und toll und gierig
Wie nie zuvor. . . . Da naht der Wächter schon. —
Auf springt sie schnell, greift nach des Liebsten Waffe
Und ruft die letzten Worte Julias aus:
„Wie, Lärm? — Dann rasch nur! — O, willkomm'ner Dolch!
„Dies deine Scheide! — Rost' und laß mich sterben!" —
— Ein Augenblick! — Aufseufzend sinkt sie nieder
Auf Romeo. . . . . Die Menge klatscht begeistert —
Der Vorhang fällt. — Doch hinter seinen Falten
Spielt sich der Epilog des Dramas ab:
In seinen Armen trägt der Montague
Ein blasses, totes Mädchen von der Bühne. . . .

Hans Ludwig Linkenbach.

Digitized by Google

# Nassau-oraniensche Kulturarbeit in Brasilien.

3) Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Mit Recht berichtete der Graf nach Hause, an dem mißlungenen Unternehmen sei nur die Sparsamkeit der Kompagnie schuld. Wolle man das Spiel gewinnen, so müsse man noch einmal einen großen Einsatz wagen. „Der Würfel ist geworfen. Wir haben nicht den Rubikon, sondern den Ozean überschritten. Entweder das ganze Staatsgebäude stürzt zusammen, oder man muß ihm kräftige Stützen geben." Er verlangte noch 3600 Soldaten und 18 Schiffe, dann getraue er sich die Sache durchzusechten, und mit dem nächsten Jahre habe die Gesellschaft 600 000 Gulden Einkünfte zu verzeichnen, die sich stets mehren würden. Die Direktoren antworteten höflich, beruhigend, aber ausweichend; sie hatten unterdes schon ein Geschwader von 14 Schiffen unter dem Admiral Jol Holzbein nach dem Recief abgesandt, das glücklich landete, aber keine Landtruppen brachte. Doch gaben sie in einem andern Punkte nach, wie es der Graf kräftigst befürwortete: sie erklärten den Handel von und nach Brasilien für frei und bekielten sich allein die Einfuhr von Negersklaven, Waffen und Munition und die Ausfuhr von Farbholz vor; auf die anderen Artikel wurde nur ein niedriger Zoll gelegt. Damit war einerseits einem verderblichen Schleichhandel, an den sich gewissenlose Niederländer beteiligten, und anderseits eine drückende Beschränkung der portugiesischen Untertanen fortgefallen. Allerdings hatte die erhöhte Konkurrenzentwickelung anfangs für die Niederländer Nachteile, und die seeländische Kammer erklärte deshalb voll Unmuts den Beschluß des Direktoriums für nichtig, wodurch eine Spaltung in der Kompagnie eintrat.

Nach Entreffen der Verstärkung zur See ging dann der Gouverneur daran, den mißglückten Schlag gegen Bahia auf dem Wasser wett zu machen, so sehr ihm sonst der Raubkrieg widerstrebte. Admiral Jol Holzbein sollte die spanische, von Cuba absegelnde Silberflotte abfangen. Etwa 20 Schiffe mit 700 Mann Landtruppen und mit Proviant für ein halbes Jahr wurden ausgerüstet; mit ihnen segelte der Admiral am 22. Juli 1638 nordwärts ab. Am 31. August 1638 traf er auf der Höhe von Cuba wirklich auf die spanische Silberflotte: 14 mächtige Kriegsschiffe unter dem Admiral Ibarra, und griff sie ohne Bedenken mit 17 seiner viel kleineren Fahrzeuge an. Er ging direkt auf das spanische Admiralschiff los, das so hoch war, daß sein Bord den Mast von Jols Schiff überragte, enterte und steckte es in Brand, mußte aber trotz des verzweifelten Heldenmutes seiner Soldaten weichen, während die Spanier den Brand löschten. Die anderen Schiffskapitäne dagegen verhielten sich ziemlich tatenlos. Nach drei Tage folgte der Admiral dem Feinde, da erhob sich ein mächtiger Sturm und warf seine Flotte auseinander, und die Spanier entkamen. Jol segelte mit dem einen Teile seines Geschwaders nach den Niederlanden; der andere Teil wandte sich nach dem Recief zurück.

Endlich kam doch zu Anfang von 1639 die erhoffte Verstärkung nach Brasilien, aber nur ein Regiment von 1600 Mann auf 8 Schiffen, das der Oberst Artischofsky befehligte, welchem von der Kompagnie die Leitung der gesamten Militärverwaltung in Brasilien übertragen worden war. Das war für den Statthalter höchst kränkend; er sah, daß die Direktoren wegen des verunglückten Zuges gegen Bahia, der doch nur wegen seiner Mannschaft geringer Zahl mißglückt war, seinen militärischen Fähigkeiten nicht mehr trauten. Nichtsdestoweniger ließ er, um das Unternehmen nicht zu stören, seinen Nebenbuhler gewähren, als dieser das gesamte Militärwesen einer Inspektion untersog. Als ihm aber ein Brief des Polen an den Bürgermeister von Amsterdam in die Hände fiel, der, in der Absicht ihn aus seinem Amte zu verdrängen, die unbegründetsten Vorwürfe und Verleumdungen enthielt, da versammelte Johann Moritz den Hohen Rat und gab den Erstaunten die Umtriebe des Obersten kund. Kurz entschlossen sprach er es aus: „Nur einer kann hier befehlen; wähset, während ich mich entferne, zwischen jenem und mir!" Bestürzt wollten die Räte vermitteln; aber Johann Moritz wies alle Vorschläge ab. Da beschlossen der Hohe Rat und der Regierungsrat, Artischofsky zu entlassen, und dieser schiffte sich im Mai von 1639 unverzüglich nach Europa ein. Nun sandte der Graf jenen Brief mit seinen eigenen Randglossen, gewissermaßen seiner Verteidigungsschrift versehen, an die Generalstaaten und rechtfertigte das Vorgehen gegen Artischofsky. Vielleicht hatte er letzteren etwas zu hart beurteilt und dieser immerhin sehr tapfere und brauchbare Offizier das summarische Verfahren nicht verdient; aber für die Kolonie war es besser, daß es so gekommen war.

## II.

Die Siege der niederländischen Waffen in Europa und Amerika veranlaßten den König Philipp IV. und seinen Minister, den Herzog von Olivarez, zwei kolossale Armadas auszurüsten und je eine gegen die Niederlande und gegen Brasilien auszusenden. Don Antonio de Oquendo ging mit 68 Schiffen nach dem Kanal, wurde aber am 21. Oktober 1639 von dem niederländischen Seehelden Admiral Marten van Tromp angegriffen und seine gesamte Macht nahezu vernichtet. Den Bernardo de Mascarenhas

Digitized by Google

(spr. Mascarenjas), Graf de la Torre, bereits zum Gobernador (spr. Gowernador) von Brasilien ernannt, segelte mit 46 Schiffen von Lissabon über den Ozean, um die verlorenen Kolonien zurückzuerobern. Die portugiesischen Untertanen in diesen hatten Kunde von dem Unternehmen, und insgeheim verabredeten sie eine Rebellion, die indes der wachsame Statthalter entdeckte und vereitelte, ohne unklugerweise durch tyrannische Maßregeln Verbitterung zu erregen.

Kaum war die innere Gefahr beschworen, als die äußere drohte. Noch vor Artischoksos Entfernung, zu Anfang von 1639, konnte man vom Meerest aus 28 schwere Galleonen, schwimmenden Festungen vergleichbar, mit Hunderten von Kanonenlöchsfenstern bewehrt, unter der gelb-roten spanischen Flagge nach Süden vorüberziehen sehen. Johann Moritz ließ die feindliche Flotte überwachen und setzte die Küstenplätze in Verteidigungszustand, des gegnerischen Angriffs gewärtig. Allein dieser blieb vorderhand noch aus. Stürme hatten den stolzen Spaniern hart zugesetzt, die schwimmenden Kolosse innen und außen schwer beschädigt. An die afrikanische Küste geworfen, war die Mannschaft in dem nachteiligen Klima von Krankheiten arg heimgesucht worden; sie litt Durst auf der See noch weiter, so daß im ganzen 3000 Mann dahingerafft wurden und fast alle übrigen aktionsunfähig waren. So lief Mascarenhas in die Allerheiligenbucht ein, um sich vollständig zu restaurieren, Schäfte und Mannschaft zu ergänzen, Monate gingen darüber hin; aber die gesamte Einwohnerschaft des noch spanischen Brasilien strengte alle Kräfte an, den Admiral zu unterstützen.

Auf der Seite der Niederländer nützte auch der Gouverneur seine Zeit aus, ließ Schanzen und Batterien an der Küste errichten, Lebensmittel ambauen und alle Waffenfähigen aufbieten. Zugleich zimmerten drei der Nite nach Europa, um die Direktoren um Hilfe zu ersuchen. Die Bitte blieb unerfüllt. Da wandte sich Johann Moritz an die kriegerischen Tapuias und mit Erfolg: 3000 von ihnen traten in seine Dienste und wurden militärisch eingeübt. So mußte er den Angriff der Feinde abwarten. Am Francisco postierte er den Oberst Doufer, um der spanischen Landarmee unter dem unermüdlichen Bagnolo entgegenzutreten, und wirklich wies der Oberst im Juli von 1639 den ersten Einfall ab. Das war aber nur das Präludium zu dem furchtbaren Kampfe, der nur See entbrennen sollte.

Am 19. XI. 1639 lief Mascarenhas mit 86 Schiffen, darunter 24 Galleonen und 15 000 Mann aus der Allerheiligenbucht aus und strebte unter widrigen Winden langsam die Küste hinauf. Don Juan de Vega, Admiral von Kastilien und Don Marian de Lobo, Admiral von Portugal kommandierten unter ihm; Bagnola führte die Truppen, die landen sollten. Die 13 niederländischen Schiffe unter Admiral Willem Loos zogen sich nach dem Meerest zurück und vereinigten sich dort mit anderen sowie mit einer Anzahl Kauffahrer, die aus Europa gekommen und gleich zu Kriegszwecken umgewandelt worden waren, so daß man jetzt 42 Schiffe mit 170 Geschützen und 2800 Mann beisammen zählte. Das alles hatte die übermenschliche Anstrengung des Grafen vollbracht, der vor dem Abgange der Flotte noch eine ergreifende Rede hielt, den Tapferen Belohnung, den Lässigen Strafe verkündete, aber alle unbesonnenen Handlungen, namentlich das Entern untersagte. Er rechnete auf die größere Beweglichkeit und leichtere Steuerfähigkeit der kleineren, behenden niederländischen Schiffe den schwereren, plumpen vielstöckigen spanischen Wasserkastellen gegenüber.

Admiral Mascarenhas war auf hoher See am Meerest vorbeigesteuert und dachte im Norden, bei Tamarica zu landen, hatte auch schon einen Teil seiner Landtruppen in kleinere Fahrzeuge verbracht, um sie anzulaufen. Da erblickte er die von Süden nahenden niederländischen Segel und nahm seinen Befehl sofort zurück; zugleich sprang der Wind um und trieb die Spanier vom Lande ab. So entbrannte denn am 12. Januar 1640 die furchtbare Seeschlacht auf dem Ozean.

Admiral Willem Loos stürmte geradewegs auf das feindliche Admiralschiff los und gab den Seiner dadurch ein rühmliches Beispiel; aber sein Schiff wurde furchtbar zerschossen, er selbst fiel, und der „Alfmoar" ward in den Grund gebohrt. Bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf; die spanischen Gallionen mit ihren zwei Fuß dicken Holzwänden widerstanden wacker; die Kanonenkugeln drangen nicht durch. Die Mitglieder des Hohen Rates hatten sich, als man vom Meerest aus den Geschützdonner über die weite Wasserfläche rollen hörte, aufs Schlachtfeld begeben und den Vizeadmiral Jakob Hunghens zum Nachfolger von Loos ernannt. Am folgenden Tage brach das Kampfgetöse von neuem los. Die Niederländer hatten unterdes ihre Taktik geändert. Furchtlos gingen sie bis dicht an die spanischen Schiffskolosse heran und maschinierten und beschossen sie immerfort, während die Enkeln der Gegner über sie hinwegfuhren und nur die Wasserfläche peitschten und aufwühlten. Auf diese Weise wurden zuletzt doch mehrere Gallionen zusammengeschossen und versonken mit Mann und Maus; aber auch ein niederländisches Schiff, die „Goldene Sonne", ging unter, und nur die Hälfte der Mannschaft konnte gerettet werden. Wieder machte erst die Nacht der Schlacht ein Ende; am folgenden Tage wurden die Spanier durch schärferen Südwind noch mehr nach Norden getrieben. Zum dritten Male drangen nun die Niederländer auf sie ein. Der Admiral Huyghens zwängte sich zwischen das Admiralschiff von Kastilien und jenes von Portugal, schoß lagenweise nach beiden Seiten und behauptete sich unter Feuer und Rauch inmitten der feindlichen Flotte bis der Abend nahte. Ein großartiges Wagestück unternahm der Kapitän Alberik, der den „Schwan" kommandierte. Die Spanier hatten ihm den großen Mast abgeschossen, und er mußte Anker werfen, als er nicht weniger als zwölf feindliche Schiffe rings auf sich zukommen sah. Sechs wurden zwar von anderen niederländischen Schiffen abgelenkt; die andern sechs ließen auf den „Schwan" an und enterten ihn. Alberik verlor indes nicht den Mut, auch nicht, als etwa 250 Spanier an Bord gesprungen waren: er ließ die Segeltaue kappen und das Schiff an Land treiben. Darüber stutzten die Eingedrungenen, drängten zurück, und im

Digitized by Google

selben Augenblick fiel Alderik mit seiner Mannschaft über sie her. Was nicht fiel, sprang in die See; aber der „Schwan" rannte unglücklicherweise gleichzeitig auf einer Sandbank fest. Ein spanisches Schiff, welches das nicht bemerkt hatte, folgte, aber nur, um dasselbe Schicksal zu erleiden. Alderik richtete seine Geschütze darauf und zerschoß es derart, daß es sich ergab. Der Kapitän und 250 Mann wurden gefangen und eine Beute von 30 000 Gulden Wert in gemünztem und ungemünztem Silber glücklich ans Land gebracht. Kaum hatte der letzte Mann der wackeren Besatzung des „Schwan" den Strand betreten, als beide Schiffe fast gleichzeitig versanken. Auch die meisten übrigen spanischen Schiffe wurden entsetzlich zugerichtet, während die niederländischen viel weniger litten. Und zum dritten Male machte die Nacht der wilden Schlacht ein Ende; todesmatt sanken die Streitenden auf die Borde ihrer Fahrzeuge nieder.

Aber noch war der Kampf nicht ausgefochten; nur die Windstille an den beiden nächsten Tagen verhinderte, ihn fortzusetzen. Am 17. Januar 1640 gerieten die Gegner auf der Höhe vor Niogrande zum vierten Male aneinander. Es herrschte eine furchtbare Hitze, und die Spanier drohten aus Mangel an Trinkwasser beinahe zu verschmachten. (Man kämpfte jetzt fast unter dem Äquator.) Admiral Hunghens sammelte eine Anzahl seiner Schiffe und brach, diese zu einem Keil formiert, mitten durch die spanischen Geschwader, die ganze Flotte nach allen Seiten auseinandersprengend. Mascarenthas' Galleone war von den wütend kämpfenden Niederländern schwer beschädigt worden; ihr Deck schwamm von Blut. Da wandte sich der Admiral zur Flucht, und seine Schiffe zerstreuten sich. Alle, die nach dem Strande steuerten, wurden von ihren Gegnern zurückgewiesen und gerieten in den Golfstrom, der sie von Brasilien wegführte; die andern segelten dem fliehenden Admiral nach. Beschädigte und steuerlose Galleonen versanken oder strandeten; hunderte von Seeleuten und Soldaten kamen vor Hunger und Durst um. Als man den Rest der Flotte bei der Margareninsel noch einmal notdürftig gesammelt hatte, brachen Zwistigkeiten zwischen den Admiralen aus. Vega wandte sich mit den kastilischen Schiffen nach Europa zurück. Mascarenthas und Lobo umfuhren südlich in weitem Bogen die niederländische Kolonie und liefen mit nur wenigen Schiffen, die sämtlich kampfunfähig waren, in die Allerheiligenbucht ein.

Der Jubel der Niederländer über die glücklich abgewendete Gefahr war groß. Die tapferen Kapitäne und Seeleute erhielten Lob und Belohnung; dagegen wurden vier Kapitäne, die sich zurückgehalten hatten, von Johann Moritz vor ein Kriegsgericht gestellt und zwei davon zum Tode verurteilt. Der Feind wurde nicht verfolgt; sondern Hunghens blieb eine Zeitlang an der Küste von Niogrande stehen und wandte sich dann nach dem Recief zurück. Zum Andenken an den glorreichen Sieg prägte man daselbst eine Münze, die auf der einen Seite das Brustbild von Johann Moritz, auf der andern das Bild der Seeschlacht mit der Umschrift „Gott schlug des Feindes Hochmut, am 12., 13., 14. und 17. Januar 1640", zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Westerwald.

3) Eine archäologische Skizze von H. Behlen (Schluß.)

Eine besondere Stellung nimmt die von Soldan vor einigen Jahren entdeckte, durch eine hallstattzeitliche Pankenbibel wohl charakterisierte Niederlassung am Limes bei Neuhäusel bei Ems ein. Ob die Deutung der Niederlassung in allen Teilen richtig war, muß dahin gestellt bleiben. Neuerdings haben sich Zweifel, sowohl an dem Schutzgraben um die angebliche dörfliche Siedelung (alter Weg?) als auch an den sogenannten Wohnkennen erhoben, da sich das Problem in einer ganz eigentümlichen Weise mit dem naturhistorischen Problem des Bimssandes vereinigt zeigt, und die von Soldan zum Teil als „Pfostenlöcher" gedeuteten Spuren im Bimssand sich ebenso gut, und im Anschluß an diese andere Vorkommnisse im Laacherseegebiet und sonst auch auf dem Westerwald noch besser als Höhlmulden verschütteter Bäume, die beim Bimssteinfall verkohlten, erklären lassen; während die sogenannten Tennen zum Teil der dort wie sonst im Bimssand vorhandenen härteren Brizzschicht entsprechen dürften.

Der hohe Westerwald wird auch noch in der Hallstattzeit von der Kultur gemieden, denn hier es nicht ganz zufällig, sondern seiner Rauheit wegen in neolithischer Zeit war, kann man mit einiger Sicherheit aussprechen. Jedoch geben die Grabhügelfunde aus der Gegend von Wallmerod (Wilkheim) davon Kunde, daß wenigstens schon die Vorhöhen dauernd in Besiedlung genommen waren. Wichtig ist in dieser Hinsicht auch das dem Dissital angehörige, aber dem hohen Westerwald schon recht nahe, kommende Begräbnis — ganz ausnahmsweise in einer Höhle — in der kleinen Steinkammer bei Erdbach mit einem für die spätHallstattzeitliche Periode so charakteristischen bronzenen sog. Wendelring u. a. m. Die dicht dabei liegende sog. große Steinkammer hat, außer mehreren Scherben aus eben dieser Zeit neben modernen, bisher nichts Besonderes geliefert. Die Höhle verspricht aber für diluviale Zeitläufte wichtig zu werden, wenn erst einmal die Ausräumung, die es mit ganz enormen Humusschutt- und Felsmassen zu tun haben wird, ganz anders energisch einsetzen wird, als es in letzten Jahren vom Berborner Altertumsverein geschehen ist.

In vollste Kultur, und zwar in Ackerbaukultur, ist der Westerwald in der Latènezeit genommen worden. Alte, im uralten Wald, aber ehemaligen Latènefeld, erhaltene Ackerraine und Steinrotteln in weitester Verbreitung bezeugen dieses Stadium

Digitized by Google

kurzer, aber energischer Arbeitstätigkeit eines schaffensfrohen Geschlechts. Bei Haiger und Langenaubach hat man in diesen Ackerspuren viele alte latènezeitliche Scherben, Eisenschlacken, Getreidemahlsteine, Schleifsteine u. a. gefunden, in genauer Übereinstimmung mit der mächtigen Ackerbauausdehnung dieser Zeit auch in anderen Gegenden (dairische Hochäcker 2c.). Auch Wohnansiedelungen fanden sich, wenn auch nur selten, mitten zwischen den Äckern. Geschrammte, zum Pflug damals wie heute geschrammte, Basaltsteine in diesen alten Rainen und Rotteln beweisen unzweideutig, daß unsere Vorfahren vor 2000 Jahren den Westerwald in in- und extensiver Ackerbaukultur hatten.

In engstem Zusammenhang mit diesem großartigen — si parva licet componere magnis — an heutige amerikanische Fortschritte erinnernden Vordrängen des Ackerbaus in vorher wahrscheinlich nur bewaldete Gegenden steht in unserem Gebiet — aber auch sonst — die Errichtung von Wallburgen, d. h. von Fliehburgen auf schwerzugänglichen Bergkämpfern. Der Dünsberg bei Gießen und der Hennstein bei Tillenburg liegen zwar außerhalb, aber dicht beim Gebiet; aber auch im Gebiet besitzen wir in der Dornburg bei Hadamar, und in dem Almerskopf bei Weilburg zwei hervorragende Objekte dieser Art. Bei beiden Burgen ist, wie üblich, eine Quelle am Fuße der Burg durch einen ausspringenden Wall in den Schutzbereich einbezogen. Daß die Wallburg Almerskopf erst aus und auf einem landwirtschaftlich benutzten Boden erstand, bezugen die noch innerhalb der Wälle vorkommenden Rotteln und die zahllosen pfluggeschrammten Steine der Wälle selbst. Eine eigenartige Anlage ist auch die 1905 vom Altertumsverein Wiesbaden nachgegrabene Wallburg bei Stein-Wingert, zwischen den Schlingen der vielgewundenen Aister.

Ganz besonders reich an latènezeitlichen Spuren (Wohnungen, Gräbern, altem Silber- und Bleibergbau 2c.) ist die Gegend von Lahnstein, Ems, Koblenz, Neuwied, wo der sehr verdiente Forscher Prof. Dr. Bodewig in Oberlahnstein sich ein reiches Arbeitsgebiet geschaffen hat. Auch bei Siegburg sind von Rademacher-Köln viele Grabhügel, wohl dieser oder einer späteren Periode, aufgedeckt worden. Spuren alter Eisenverhüttung hat man im oberen Dilltal (beim Scheldetal-Roteisengebiet) gefunden. Auch sind die dortigen sowie die sauerländer Waldungen reich an Spuren, früherer wie späterer mittelalterlicher Eisenverhüttung.

Obwohl die Latènezeit engstens mit der Römerzeit verknüpft ist, und auch für sich schon einen eminenten Höhepunkt der gesamten Kultur in Mitteleuropa bedeutet, dem sich nur unsere heutige Zeit zur Seite stellen läßt, so stellt doch das Eindringen des Römertums in unser Land einen wenigstens im südwestlichen Gebietsteile sehr folgenreichen Vorgang dar. Die früheste römische Siedelung ist in der Nachbarschaft des Gebiets wohl das Erdkastell bei Urmitz mitten auf dem Gelände der (größeren) neolithischen Festung. Man nimmt an, daß das frührömische Erdkastell mit Cäsars berühmter Brückenschlagung und dem darauffolgenden Rheinübergang bei Neuwied zusammenhinge. Auf dieser alten Kastellanlage zeigt sich aber auch noch eine spätere, die vielleicht aus Drusus' Zeit herstammt. Die Römerherrschaft wurzelte seit dieser Zeit immer fester, und besonders das linke Rheinufer hat geradezu unzählige Reste dieser Zeit in Stadt und Land aufzuweisen. Aber auch auf die rechte Rheinseite, in unser Gebiet, reichen solche hinein. Den großartigsten Ausdruck aber findet die Römerherrschaft in der Errichtung des Limes, des Pfahlgrabens der bei Ems die Lahn überschreitend in unserem Gebiet gegenüber Andernach sein Ende findet. Die erste Bauperiode des Grenzwalls geht wohl in die Zeit Domitians 86—96 n. Chr. zurück; später, im 2. Jahrhundert unter Hadrian 117—138 und Antoninus Pius ward er weiter ausgebaut, und erlangte seine letzte, noch jetzt fast überall erkennbare Ausgestaltung zu Ende des 2. und Anfangs des 3. Jahrhunderts. Der Pfahlgraben stellt einen an Schluchten und steilen Bergen stellenweise unterbrochenen, mit Toren, Wachttürmen, Kastellen 2c. versehenen ca. 2 m hohen Wall mit vorliegendem Graben dar. Er führt von Ems her am Kastell Arzbach vorbei nach dem Eitelborner Steinrauch, weiter im Wald östlich Hilscheid, südwestlich am Grenzhausen vorbei. Im Bendorfer Wald folgt er ungefähr der Straße Grenzhausen-Sayn, überschreitet etwas nördlich Sayn den Brexbach und Wiedbach, zieht durch den Weißer und Heimbacher Wald weiter über Oberbieber, und endet gegenüber Andernach am Rhein. Zahlreiche Türme und Kastelle begleiten ihn. Interessante Aufschlüsse haben die Ritterlingschen Grabungen im Kastel Niederbieber ergeben.

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts fing die Römerherrschaft an, in Verfall zu geraten. Die römische Kultur ward in den Stürmen der Völkerwanderung begraben, und nur in den linksrheinischen Städten liegt eine auch diese Stürme bis heute überdauernde Tradition vor. Die nun folgende, merowingische und dann die karolingisch-fränkische Periode hat andere, und meist viel ärmlichere Waffen und Geräte, andern Schmuck und andere Bauweise. Sie ist vielfach auch in unserem Gebiet belegt. Es sei nur an den Goldschmuck erinnert, der vor einigen Jahrzehnten bei Herborn eelbach erhoben wurde. Auch die Dornburg hat viele Reste (Schmuck 2c.) aus merowingischer Zeit, wird wohl also auch so spät noch als Fliehburg gedient haben. Karolingische, an die Primitivstadien der späteren Ritterburgen erinnernde Verteidigungsanlagen sind von unserm Altertumsverein neuerdings bei Hachenburg und Marienberg (bei Streithausen) untersucht worden.

Schon sind wir indes in die geschichtlich durch Urkunden belegte Zeit eingetreten und können unsere archäologische Skizze beschließen. Diese dürfte hinlänglich bewiesen haben, daß, wenn auch unser Gebiet nicht im Vordertreffen der Ereignisse gestanden hat, es doch nicht arm ist an vorgeschichtlichen Resten, die trotz ihrer teilweisen Unscheinbarkeit unser Interesse stark zu fesseln geeignet sind. Eins war wird der geneigte Leser hier vermißt haben, was sonst in derartigen Skizzen im Vordergrund zu stehen pflegt: das Getriebe der Wanderungen von Völkern, das Kommen und Gehen der vorketischen Völkerschaften, dann der Kelten, der Germanen, der Ubier Sigambrer,

Digitized by Google

Ujpeter und Tenkterer ꝛc. Mit gutem Grund! Sind diese Völker oder Völkerbünde doch fast nur ihrem Namen nach bekannt. Zu den vielen unbekannten Größen der Zukünfte und Begebenheiten fügt uns der Name, als ein weiteres Unbekanntes, also nichts Neues hinzu. Zudem wird man sich vielleicht daran gewöhnen müssen, auch bei den Völkern unseres Gebiets eine viel größere Selbständigkeit und Konstanz anzunehmen, als man es früher ahnte, und vielleicht stellt sich es heraus, daß wir sogar schon in den sog. Kelten, so schon in den neolithischen Leuten unserer Gegend unsere eigensten direktesten Vorfahren sehen dürfen.

## Gemarkungsbegängnis in alter Zeit.

Mitgeteilt von Lothar Lüftner.

Zu den wichtigsten Handlungen der städtischen Gerichte im Mittelalter und vielfach noch bis in die Neuzeit hinein gehörten die sogenannten Gemarkungsbegängnisse. Sie fanden statt zum Zwecke der Überwachung und Sicherstellung der Gemarkungsgrenzen; willkürlichen Veränderungen sollte dadurch vorgebeugt und Zwistigkeiten sollten vermieden werden. Die Gerichts- und Verwaltungsbehörden unternahmen genau jedes Grenzmal, stellten Beschädigungen, Verschiebungen oder Versetzungen der Steine fest, so daß eine Regelung sofort erfolgen konnte. Hauptsächlich aber galt es — in Ermangelung jeglichen kartographischen Materials — den Grenzverlauf dem Gedächtnisse der Behörden und der Bürgerschaft möglichst genau einzuprägen; wurden doch alle Entscheidungen „nach bester Wissenschafft" und nicht auf Grund einschlägiger Akten oder Pläne erteilt. Die Entfaltung kirchlichen Zeremoniells — dem Geiste der Zeit entsprechend — verlieh diesen Handlungen eine ganz besondere Weihe. Man wählte die spätere Jahreszeit für solche Gänge, da die Marksteine, in bestandenen Wiesen, Feldern und Äckern versteckt, im Sommer vielfach unauffindbar waren, auch im Betreten der Grundstücke Schaden verursacht haben würde. Einen solchen Gemarkungsgang schildert uns ein Aktenstück im Wiesbadener Stadtarchiv aus der Zeit des Fürsten Georg August von Nassau-Idstein. Als besonders wichtig ist hier die genaue Grenzbeschreibung hervorzuheben, weiterliche Veränderungen lassen sich bis auf unsere Tage kaum nachweisen. Und noch eins: Mancher Wiesbadener Bürger wird in der langen Namensreihe zu Anfang der Urkunde seinen Vorfahren als städtischen oder gerichtlichen Würdenträger aufgezeichnet finden, weshalb das Schriftstück wohl allgemeines Interesse beanspruchen darf. — Der sechste Dezember wird sicher für die meisten der Beteiligten — denen es bei dieser feierlichen Handlung nicht allzu warm geworden sein mag — nur in Hoffnung auf den leckeren Schmaus im alten Einhorn (wovon uns die Akten allerdings nichts zu vermelden wissen) ein angenehmer Tag gewesen sein. Doch lassen wir jetzt dem Gerichtsschreiber das Wort:

> Wißbader Gemarckbegängnuß im Jahr 1686. den 6.ten Decembris gethehen von Schultheiß, Schöffen und gemeinen Vorstehern, wie auch der Gemeind und Schulknaben.
>
> Anno, 1686. Montag den 6ten Xbris, am Tag Nicolai, ist die Wißbader Gemarckung beangen, und die Stein besichtiget, auch wie hernach folget beschrieben worden, in beysein nachbenannter Herrn Schultheißen, Schöffen und gemeinen Vorstehern; Alß Herr Hermann Poppe, Oberschultheiße, Johann Jacob Schell, Richter, Johann Valentin Hedtwaldten, Johann Conrad Jungen, Johann Conrad Heuß, Johann Nicloß Stern Unterschultheißen Johann Nicloß Kümmel, Georg Philipp Lufft, Gerhardt Göppel, Philipp Bertael Knetsch, Peter Schmidt, Hanß Martin Schneidern, damahliger Burgermeister, und Jacob Conrad Krafft, alle Gerichtsschöffen, Johann Valentin Obernheim Johannes Häuchern, Joh. Georg Weiß, Hanß Peter Schramm, Joh. Ulrich Weber, Johann Jonas Becker, und Johann Hermann Schierer, sämtliche gemeine Vorsteher; Auß der Burgerschafft, Kilian Pfänder, Amtsdiener, Georg Leonhardt Bayer, Bachmeister, Joan Bereboff, Hanß Peter Mutz, Mattheß Adelphi, Georg Henrich Ritzel, Hanß Jacob Schmidt, Johann Adam Müller, Johann Christian Feuerling, Johann Daniel Heuß, Johann Crafft Blum, Jost Tobias Spielmann, Johannes Horn, Simon Ammen, Johann Daniel Seelgen, Hanß Georg Freimbheim, Jost Thome, Jacob Schupan, Johannes Kuntz, Lorentz Schreibhaut, Theobaldt Dratt, Johann Adam Stern, Joh. Philipp Stern, Joh. Philipp Schmidt, Henrich Tillmann König, Georg Crafft Schramm, Hanß Georg Gieb, Johann Arnold Cron, Trommelschläger; Herr Andreas Kisler, Cantor sambt nachfolgenden Schülern, Johann Christian Schmidt, Johann Anthoni Wolff, Ludwig Reinhardt Bed, Wilhelm Friederich Todt, Joh. Valentin Obernheim, Georg Balthasar Jung, Joh. Philipp Sachs, Johann Philipp Stern, Johann Valentin Fischer, Joh. Georg Bader, Joh. Georg Poppe, Joh. Conrad Jung, Johann Philipp Pfänder, Johann Valentin Schmidt, Johann Adam Heuß Joh. Nicloß Jungker, Johann Reichardt Thon, Joh. Anthon Rodt, Joh. Philipp Juna, Georg Friderich Ritzel, Ludwig Jacob Reuter, Johann Jacob Bayer.
>
> Hierauff hat Herr Hermann Poppe Oberich. zu Wißbaden, Schultheiß, Gerichten und sambtliche Inwohner zu Sonnenberg mit folgenden Worten zugeredet, Wembliden den den Ersten Stein in der Dewelsbach, alß auch den allen Steinen, so Wißbader und Sonnenberger Gemarckung von einander scheiden: Ihr Schultheiß, Gerichten und sambtliche Inwohner zu Sonnenberg, p. Es ist bishero allhier der mehrere Theil der Gemeind und Burgerschafft der Statt Wißbaden, wie auch ein Zimbliche Anzahl der Schulknaben, und seind vorhabends die Wißbader Gemarckung anbzogehen, alß Weisen und fragen Euch gegenwertige Burger und Schulknaben hiemit ob dieses nicht seien die Zween Stein, so Wißbader und Sonnenberger Gemarckung scheiden? Welches Schultheiß, Gerichten und Bewehner zu Sonnenberg frey offentlich bekennde und beiahet, folgendes laut Burgbuch, Erbenheim, Mosbach, Biebrich und Dotzheim auff vorige Frag angeredet worden, Welches dieselbige gleichfalls, somit und sonders wie vorgemeldet alle offentlich bekandt. p.
>
> Fürters seind en verschiedenen orthen, wie folgen wird die Stein ausgecrumbt, und die Hecken und Sträuch, wo es von Nöthen gewesen, und dieselbige herumb abgebutzet worden, die Schulknaben sind mit der Trommel umb jeden Gemarckstein dreymahl gangen, jedesmahlß Ein oder zwey Gesetz auß einem Christlichen Gesang gesungen worden.
>
> 1. Erstlichen ist gefunden worden ein blauer Stein im Bähnholtz uff der rechten Hendt, Zwischen zweenen dicken Eychbäumen, in Gegenwart und mit Bezahlung Joh. Philipß Kraffen Holtzmeisters.

Digitized by Google

2. Item ein Weiser Stein bey dem Frawen Born, am Brunnen ein Scheidlein haben.

Not. ist in Philipß Barthel Knefseli Wieß ein Weiser Stein gefunden worden, deßwegen der Sonnenberger umb Bericht gefragt worden, aber keine Wißenschafft davon gehabt.

3. Item Unten am Weeg an der Dentelbach uff dem Rech sind gefunden worden zween Stein, ein weißer Wack, und ein blawer Stein.

4. Item am alten Weher bey dem Sonnenberger Weeg zween Stein, dreen einer ein grawer Wack, der ander ein blawer Stein ist.

5. Item uff dem Kaltenberg hat sich befunden ein dreieckigter blawer Wack uff einem Acker.

6. Item zwey blaue Stein, am großen Stein.

7. Item zwey grawe Mawerstein bey der Hensl. Creutz Straß.

8. Item am groben Graben ein grawer Stein.

9. Item im Aukam ein weißer Wacken bey den dicken Wenden klöpfen, welcher Wißboden, Sonnenberg und Biertstatt scheiden, welches die Anwesende alle bes jahet, und stehet dieser Stein nechst dem Weeg, so nach der Dietenmühl gehet.

Jetzo kombt Biertstatt.

10. Item hat sich befunden gegen dem Berg zum Aukam ein Kalcksteen.

11. Item zum Hainer ein weißen Wackenstein.

12. Item uff dem Hainer ein grawer Wacken, ist uffgeraumet worden.

13. Item oben uff dem Hainer hinter der Warth, neben oder wieder einen Biernbaum ein grawer Stein.

14. Item obig Erckelborn ein weiser Wacken.

15. Item hinter Erckelborn nach dem Erbenheimer Weeg ein blawer Mawerstein.

16. Item ein grawer uff der Schlicht.

17. Item am Erbenheimer Weeg ein grawer Mawerstein.

Hier scheidet Biertstatt, und kombt Erbenheim.

18. Item ein weißen Wacke am Erbenheimer Heilgenstock.

19. Item ein grofer grauer Wackenstein an der Stumpfflachen.

20. Item nach ein grauer Mawerstein an der Stumpfflachen.

21. Item ein blauer Mauerstein bey dem Herrschafftlichen Gersten Acker.

22. Item noch ein weiser Wacken unten an gudger. Herrschafft Gersten Acker.

23. Item ein weiser Kalckstein am Stumpf.

24. Item am Hitzelberg ein Kalckstein mit kleinen Kißelsteinen vermischt.

25. Item ein weiser Kalckstein am Mühlweeg unter einem Apfelbaum, scheidet Wißboden, Erbenheim und Moßbach.

Nun kompt Moßbach und Biebrich.

26. Item ein großer Kalckstein obig der Kupfermühl.

27. Item ein weißer Kalckstein untig der Kupfermühl.

28. Item ein weißer Kalckstein obig der Kupfermühl am Caßlerweeg.[1])

29. Item ein grawer Wackenstein oben an dem Rech gegen Moßbach.

30. Item oben an dem Weeg nach der Armen Ruhen ein blawer Mawerstein.

31. Item ein blawer Wacke am Moßbacher Weeg.

32. Item ein blauer Backe uff den Hünenberg.

33. Item nach daselbst ein blauer Stein, ist hoch.

34. Item noch ein hoher blauer Stein, nach dießem.

35. Item ein weiser Wacken, neben dem Schierßteiner Weeg an Hr. Langeln Acker.

36. Item ein blauer Wacken in Hr. von Langeln 10. Morgen, ist drencckigt.

Hier erscheinen die Dotheimer und scheiden die Moßbacher und Biebricher.

37. Item ist ein blauer Mauerstein an dem Weeg bey dem Steinern Heilgenhauß gefunden worden.

Hier wurd uff Seiten Wißbaden gefragt, ob dieser Stein recht gesetzt, und weder Moßbach und Biebrich, noch Dotheim, auch Wißbaden, nicht zu nahe, oder zu weit stehe? Wird allerseits geantwortet, daß man keine Einrede darwieder hatte.

38. Item ist ein blauer Mauerstein gefunden und auffgeraumet worden, welcher nicht in vorigen Bergeichnußen, auch noch für keinen Marckstein oder Weeg Stein gehalten, sondern auf fernere Erkundtnuß aufgestellet.

39. Item ein grawer Mauerstein an der Dotheimer Creutz Straß unter einem Birnbaum in der Eck nach Dotheim.

40. Item ist ein Stein gefunden, den die Dotheimer vor ein Weeg Stein gehalten, ist nicht in voriger Bergeichnuß.

41. Item ein blawer Mawerstein am Dotheimer Pfad nach dem Waldt.

42. Item ein blawer Mawerstein niedrig und Spitzig vor der Wellrig an der Schlingt, ist unter einem großen Wachholderstock gestanden, und dorhin nicht beschrieben, doch von Dotheim vor ein Marckstein gehalten.

Hier scheiden die Dotheimer ab.

43. Item ein Blauerstein am Landgraben bey der Wellrig.

44. Item Zwischen der alt und newen Wellrig, ein blauer Stein.

45. Item findet sich wieder ein Scheidstein, Ziehet uff den vorigen.

46. Item Ein blauer Mauerstein.

47. Item Ein dreneckigter blauer Mauerstein.

48. Item ein blawer Wackenstein.

49. Item im Dargeriedt, ein dreneckigter blauer Mauerstein.

50. Item ein blauer Mauerstein hinter dem Dargeriedt.

51. Item ein blauer Viereckigter Stein hinter dem Closteracker, unter großen Buchbaum.

52. Item ein weißer Wacken zwischen dem Closter und Landgewehr.

53. Item ein weiser Wackenstein gegen Sandthorn über dem Graben.

54. Item ein schwarber Wacken uff dem Berg.

55. Item von dem vorigen Stein durch die Wiesen über die Bach durch den Closter Weingart ist ein grawer Stein, zwischen dem Closter- und Waldweeg, stehet dieß in der Erden über 1½ viertel rhein, hoch nicht über der Erden, ist dünn und fast 2 ehlen lang.

Hier Endet sich der Wißbader Gemarckt.

B. N. Renger p. t. Geschrb.

Die neuere Zeit mit ihren Fortschritten im Vermeßungswesen machte auch diesen festlichen „Begängnissen" ein Ende. Die Gerichtsbehörden brauchen durch einen feierlichen Umzug ihr Gedächtnis nicht mehr zu stärken; denn sie haben alles wohl aufgezeichnet in Akten und Plänen. Auch die Schuljugend darf sich solcher Abwechselung nicht mehr freuen; denn der Herr „Kantor" hat für andere Obliegenheiten zu sorgen. Es ist das Verfahren viel prosaischer und einfacher geworden. In der Hand der Feldgerichtsschöffen allein liegt jetzt die Aufsicht über die Grenzen sowie die Wahrung der Steine. Alljährlich im Frühjahr setzt das Amtsgericht den Besichtigungstermin fest; eine Kommission von zehn Beamten schreitet, zu je zweien, das Gebiet ab, jedes Mal genau prüfend und die geringste Veränderung notierend. Sollten im Laufe des Sommers irgendwelche Beschädigungen der Steine vorgekommen sein, die ein Neusetzen erfordern, so geschieht solches zur Herbstzeit unter Aufsicht eines Feldgerichtsschöffen.

[1]) Kasseler Weg.

Digitized by Google

# Der Schulmeister-Friedel.

2) Von J. Brumm. (1. Fortsetzung.)

Acht Tage später bewegte sich abermals ein Zug durch die Hauptstraße der alten Dilkefe. Er war nicht so imposant wie der Schützenzug am 25. Junius. Es war ein Trauerzug, der sich vom Schloßberge herunter nach dem Friedhofe bewegte. Ein einfacher Sarg barg die Leiche der guten und frommen Schulmeisterin, Franziska Herrchen, die man nun zur ewigen Ruhe brachte. Hinter dem Sarge schritt ihr einziger verwaister Sohn, der Schulmeister-Friedel, nebst einem kleinen Leichengefolge.

Als man auf dem von immergrünen Lebensbäumen umrauschten Friedhofe angekommen war, hielt der Ortspfarrer eine ergreifende Rede, in welcher er den frommen Sinn, den tugendhaften Wandel und die bewundernswerte Geduld und Standhaftigkeit der Verblichenen in hohem Maße rühmte und den Sohn mahnte, darin dem Beispiele der Mutter zu folgen, dann werde er erfahren, daß der Mutter Segen ihn begleite. Als das kleine Trauerzefolge vom Friedhofe heimkehrte, meinte die Baderfritzen zu ihrer Nachbarin, der Büttnerin: „Es ist gut, daß die arme Frau ausgekämpft hat. Sie hat in ihrem ganzen Leben nichts gehabt, als Armut und Plage! Mein Mann ist nur Bader, aber er verdient doch mehr als zwei Schulmeister. Ich kann's Euch sagen, Gevatterin, so arm, wie es in dem Haus hergegangen ist, habt Ihr noch nichts auf Gottes Erde erlebt. Da war manchmal in zwei Tagen kein Laibchen Brot im Haus, und die Kinder, die ja der liebe Gott alle bis auf den Friedel zu sich genommen hat, haben oft den schwarzen Hunger leiden müssen."

„Nicht möglich?" meinte treuherzig die Büttnerin.

„Nicht möglich, Gevatterin? Ich sag's Euch; ich hab's mit meinen leibhaftigen Augen gesehen, wie die Kinder um den Tisch herumgesessen haben und hätten gerne noch etwas gegessen, wenn noch was da gewesen wäre."

„Gott sieh' mir bei, Fritzen, hätt' ich so etwas wissen sollen! Ich hätt' doch mit dem alten Schulmeister gern mein Brot geteilt; er war so ein herzensguter Mann."

„Gewiß, war er das; aber sein Gehalt betrug nur ein paar Gulden, die kaum fürs halbe Jahr reichten und dabei die starke Familie. Die Frau Schulmeisterin hatte ja einiges Vermögen, aber das war in wenigen Jahren zugesetzt, und die Not war da."

„Ach Gott, ach Gott! Hätt' ich das nur gewußt, wie gern' hätt' ich geholfen."

„Ja, und was ich sagen wollte, Gevatterin, es ist recht garstig von den Reichen, daß sie keine Barmherzigkeit mit den Armen haben. Was meint Ihr noch vom Obermüller?"

„Ich hab' ihn immer für einen guten Mann gehalten."

„Im Gegenteil. Er ist ein rechter Grobian und unbarmherziger Mensch. Noch neulich hat die Schulmeisterin, Gott hab' sie selig, den Friedel mit dem Mehlsack hingeschickt, um etwas Mehl zu holen. Der Müller hat ihm auch den Sack gefüllt und dann hat er die Hand aufgehalten. Als aber der Friedel kein Geld hatte, schüttelte er das Mehr wieder aus und ließ den armen Jungen leer heim gehen."

„Das ist aber eins! Gott, so arm! was soll denn nun mit dem armen Friedel werden?"

„Mein Mann hat ihn ja in der Lehr', wie Ihr wißt, und er hat bis jetzt auch seine Sach' ganz gut begriffen; wahrscheinlich wird er nun auf die Wanderschaft gehen, um sein Brot zu verdienen."

„Gott segne den armen Jungen; er ist eine so treue Seele. Wenn ich etwas für ihn tun kann, dann geschieht es sicher, Gevatterin. — — —

Mittlerweile waren die Frauen im Städchen angekommen; man verabschiedete sich. Der Friedel aber, der eine kurze Strecke mit seinem Meister, dem Baderfritz, voraus war, eilte den Schloßberg hinauf in sein armes, vereinsamtes Stübchen. Halb verzweifelt ließ er sich in einem alten Lehnstuhl nieder, barg sein Antlitz in die mageren Hände und ließ seinen Tränen freien Lauf. „O du mein Gott," klagte er, „nun bin ich ganz allein; allein in der großen, weiten Welt, wo so selten einer ein Herz hat für den andern. Vater im Himmel, steh' du mir bei und verlaß mich nicht in den Tagen meines schwersten Leides."

Langsam ließ der tief erschütterte Jüngling die Hände vom Gesicht gleiten. Da fiel sein Blick auf zwei verblaßte Bilder, die im dürftigen Rahmen die schlecht getünchte Wand schmückten. Er stand auf und trat heran. „Vater", flüsterte er „und du herzensgute Mutter, ihr Herz geschlossen habe ich euer Bild für alle Zeiten, und in dieser Stunde der Einsamkeit und Stille gelobe ich, daß ich getreulich in einem Sinn und Geist leben werde. Rasten und ruhen werde ich nicht eher, als bis ich mich aus dem Elend und der Not, die sich mir so unbarmherzig an die Ferien heftete, emporgearbeitet habe, um als Mensch unter Menschen zu stehen."

Andern Tages schloß der junge Mann die Trauer in seine Herzenskammer und ging frisch und mutig an seine Arbeit. Meister und Meisterin waren nicht wenig erstaunt, ihn so gefaßt zu sehen und hüteten sich ängstlich, die Herzenswunde, die der bittere Tod dem Jüngling geschlagen hatte, aufzureißen.

## II. Auf der Wanderschaft.

Das Trauerjahr des Schulmeister-Friedels war zu Ende, und mächtiger wuchs in dem jungen Manne die Sehnsucht, die weite Welt zu sehen. Eines Tages faßte er sich ein Herz, trat vor den Meister hin, der nach dem Tode der Eltern ihm ein zweiter Vater geworden war und sprach: „Herr Meister, wenn's erlaubt ist, möchte ich ein Wort mit Euch im Vertrauen reden."

„Nun das wäre, Friedel?"

„Nun, Ihr wißt ja, bester Meister, daß es schon seit langer Zeit meines Herzens Sehnen ist, einmal die Welt zu sehen und das Handwerk in der Fremde zu grüßen."

„Das ist schon recht, Friedel, wer nicht hinaus kommt, der kommt auch nicht heim, und wer sich

Digitized by Google

sein Handwerk nicht von verschiedenen Seiten besieht, der bleibt ein Stümper."

„Das ist's eben," fuhr der Friedel begeistert fort, „ein Stümper möcht' ich nicht werden: alle Kunstgriffe, die unser ehrbar' Handwerk kennt, die muß ich lernen, daß ich ein Meister werde."

„Das lob' ich mir, Friedel; bleibe nur immer von diesem ehrenvollen Streben beseelt, dann muß dir dein Vorhaben mit Gottes Hilfe schon gelingen. Grundsätze muß ein junger Mensch fassen, Richtlinien muß er sich ziehen, die ihn höher und höher bringen und zum schönsten Lebenszsiele führen, zum Glück. Dein Vornehmen gefällt mir, und mein Segen, guter Friedel, begleitet dich."

„Tausend Dank, bester Meister. Ihr habt an mir gehandelt wie ein Vater; wie soll ich Euch einmal all die Liebe und Güte vergelten?"

„Still davon, Friedel, was ich an dir getan habe, war meine Pflicht und Schuldigkeit. Du weißt, ich war mit deinem Vater selig immer gut dran, und wir zwei haben manches Stündchen hier beisammen gesessen. Wie oft hat er mir seine Not geklagt, die bittere Not, und als ihn die tückische Krankheit erfaßte und er sich sagen mußte, daß es mit ihm bald zum Sterben gehe, da mußte ich ihm hier an dieser Stelle versprechen, daß ich dich, Friedel, in die Lehre nehme. Mein Versprechen habe ich gehalten, und ich hab' dich im Handwerk so gut unterwiesen, als es meine Kenntnisse erlaubten."

„Tausend Dank, bester Meister, Gott im Himmel woll' Euch lohnen, was Ihr an mir getan habt. Es wird mein Bestreben sein, Euch, Meister, Ehre zu machen, und geistesdenk werde ich mich daruhar meines guten Meisters erinnern; nehmt meinen Dank."

Der Friedel reichte dem Meister die Rechte, und Aug' in Auge standen Meister und Geselle einander gegenüber, als wollten sie sagen: „Wir bleiben, was wir bisher gewesen sind — Freunde bis in den Tod."

Acht Tage später zog zum Untertore der alten Dillfeste ein schmucker Wanderbursch hinaus, den Hut keck auf dem Ohr und das Reisebündel an der Seite. Die Sonne schaute so fröhlich hernieder auf den grünen Wiesenplan des Tales, in dem Tausende von Blumen ihre buntfarbigen Blütenköpfchen sanft im Winde wiegten, und über dem im lichten Äther die Lerche sang. Kaum hatte der Wanderbursch die Tore von Herborn hinter sich, als er auf der Landstraße einen jungen Mann erblickte, der ihm auch auf der Wanderschaft begriffen schien. „Mukt machen daß zu ihn erreicht," sagte sich der Friedel, „er weiß gewiß Weg und Steg besser als du, und ich komme leichter ans Ziel." Er holte fest aus und war in kurzer Zeit dem Fremdling an der Seite.

„Grüß Gott," rief Friedel dem fahrenden Gesellen freundlich entgegen, „ist's erlaubt, daß ich mich Ihm anschließe?"

„Schönen Dank, junger Gesell, wohin so früh?"

„Mein Weg geht nach der großen Handelsstadt Frankfurt," versetzte Friedel.

„Der meinige auch," hallte es zurück.

„Trifft sich das aber gut," fuhr der Friedel fort; „wenn zwei zusammen wandern, spart man die Hälfte des Weges."

„Das versteh' ich aber nicht," versetzte der andere.

„Ist Er denn des Weges von hier nach Frankfurt schon einmal gekommen?"

„Gewiß, schon mehr als einmal."

„Und immer allein?"

„Immer allein."

„Nun," entgegnete der Friedel still vergnügt, „dann wollen wir zwei heut' und morgen den Weg zusammen machen und Er wird sehen, daß wir die Hälfte gespart haben."

„Er scheint mir ein gelehrter Herr zu sein," versetzte der Fremde, der seines Zeichens Schlosser war.

„Das gerade nicht," warf Friedel ein, „obgleich ich eines Schulmeisters Sohn bin."

„Wo stammt Er her?"

„Ich bin aus Dillenburg und will die Welt sehen und Kenntnisse erwerben für die Profession."

„Dann sind wir ja Landsleute; meine Wiege hat in Driedorf gestanden, und damit ich in der Fremde die Heimat und Herkunft nicht vergesse, wandere ich von Zeit zu Zeit immer wieder einmal auf die Höhe von Bakalt. Welche Profession hat Er denn?"

„Barbier bin ich und Feldscherer, hab' in Dillenburg beim Baderfritz in der Lehr' gestanden und einen guten Meister gehabt, dem ich unendlich viel verdanke. Was ist Er denn?"

„Ich bin meines Zeichens Schlosser und hab' die Zeit her in Frankfurt gute Stellung gehabt. Auch die Barbiere finden da Brot, und wenn sie etwas von der Chirurgie verstehen und die Zähne gut ziehen können, sind sie gesuchte Leute."

„Wären wir nur schon da," rief der Friedel daraufhin, „etwas vom Handwerk verstehen wir schon."

„Heute erreichen wir die Stadt Frankfurt nicht mehr. Es sind von hier bis dorthin immer zwei Tagereisen. In Butzbach bleiben wir über Nacht, und morgen abend sind wir am Ziel."

Fröhlich schoben die beiden Gesellen auf der Landstraße weiter, und als die Sonne im Westen sank, grüßten die Türme von Butzbach zwei müde Wanderer. Der Friedel überließ sich willig der Führung seines Landsmannes, und so fanden sie auf und billig Quartier, das ihnen vollauf genügte. Andern morgens wurde froben Mutes die Reise fortgesetzt und abends die Handelsmetropole am Main erreicht. Als die beiden Gesellen an dem Stadttor standen, meinte der Friedel: „Nun, ist Ihm der Weg nicht kürzer erschienen?"

„Wenn man so einen angenehmen Gesellschafter hat, allerdings; so schnell und leicht bin ich noch nie nach Frankfurt gekommen."

Die Messe war gerade im Gange, als die beiden Reisegefährten in Frankfurt eintrafen, und das war ein Glück für den Friedel. Er fand sofort Stellung, aber auch nur für die Zeit der Messe. Mit ihrem Ende kam seine Entlassung, und mißmutig ging er zur Herberge und überlegte, was zu tun sei. Während er so da saß und nachgrübelte über das Glück und sein jähes Ende, trat ein übermütiger Werber an ihn heran und sagte: „Laß Er

Digitized by Google

einmal die Ohren nicht so hängen, junger Mann; es gibt noch Brot genug in der Welt. Frisch in des Kaisers Dienst getreten; der Kaiser zahlt prompt," und damit knallte er einen Reichstaler auf den Tisch. „Hat Er Lust?"

Der Friedel schaute bald nach dem Werber, bald nach dem Taler. „Will Er oder will Er nicht? Topp, schlag' Er ein," sprach der Werber herausfordernd.

Da trat der Herbergsvater heran. „Hör' Er, junger Mann, Feldscherer ist er; weiß ihm einen Platz, wo er in Kondition treten kann. Komm' Er einmal beiseite!"

Der Friedel ließ den Werber samt seinem Reichstaler und eilte dem Herbergsvater nach. Der sagte ihm: „Der Chirurgus Schlicht aus Sachsenhausen war heute morgen bei mir, er sucht einen Gesellen, der seine Profession versteht. Will Er nicht einmal hinaehen?"

Freudebestrahlend eilte der Friedel über den Main und bot seine Dienste an. Der Chirurg stellte ihn sofort ein und gab ihm bei freier Kost nicht einen Heller Geld. Aber der Friedel war hier zum rechten Lehrmeister gekommen, der ihn innerhalb Jahresfrist in die Kunst des Handwerks einführte und ihn lehrte, wie man zu Ader läßt und schröpft, wie man verbindet und die Zähne zieht. Nachdem er ein Jahr hier gearbeitet hatte, erariff ihn von neuem die Wanderlust. Er setzte den Wanderstab munter fürbaß und zog nach dem Goldnen Maim. Da wanderte er gaßaus, gaßein, bis er schließlich in der Schöffergasse vor einem Barbierladen stehen blieb. Das Schild sah so verlockend aus. In goldenen Buchstaben stand da: „Joseph Kränter, Hof-Chirurgus." Er trat ein.

„Ein fremder Geselle fragt um Arbeit an," sagte er nach seinem Eintritt.

„Woher ist Er?"

„Bin weit hergereist und habe zuletzt in Sachsenhausen beim Chirurgo Schlicht in Kondition gestanden."

„Hat Er Zeugnisse?"

„Auch das," versetzte Friedel und zog sein Testimonium aus der Tasche.

„Ist gut, kann dableiben."

Schon nach einer Woche war Friedel mit den Verhältnissen des Hauses vertraut. Die Geschäftsinhaberin, eine Witwe, hatte einen Obergesellen mit der Führung ihres Geschäfts betraut, und Friedel sollte fortan sein Gehilfe sein.

Eines Morgens standen die beiden Geschäftsgenossen im Laden und schauten nach der Kundschaft aus, als plötzlich ein herrschaftlicher Wagen vorfuhr, dem ein reichbetreßter Diener entstieg, der eiligst in den Laden stürzte. „Die Frau Kräuterin soll schnellstens ihren Chirurgum in das Kurfürstliche Schloß entsenden, daß er dem hohen Herrn zur Ader läßt. Aber in Eile!"

„Schnell, Obergeselle," rief die Geschäftsinhaberin, „pack' Er seine Sachen zusammen und eil' Er ins Schloß, schnell, ehe es zu spät ist."

(Forsetzung folgt.)

## Miszellen.

C. T. **Anekdoten aus Herzog Adolfs Leben. I.** Großherzog Adolf war als Herzog von Nassau ein passionierter Jäger. Besonders sind es seine Treibjagden, die noch heute da, wo sie abgehalten wurden, in der Erinnerung der Landleute leben; denn dabei spielten sich allerlei heitere Szenen ab, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten. Zu einer großen herzoglichen Treibjagd wurden die Bauern aus den Dörfern des Jagdreviers aufgeboten und ihnen dafür eine entsprechende Vergütung gegeben. War keine dringende Feldarbeit mehr zu erledigen, so ging der Bauer selbst mit. Ein derber Knotenstock, eine Lederklapper, um Lärm zu machen, ein „Buddelchen" Schnaps und im Zwergsack über der Schulter der Mundvorrat, darunter ein paar Dutzend roher Kartoffeln in den Schalen, war die ganze Ausrüstung des Treibers, der im wetterdichten Schlapphut oder einer selbstfabrizierten Pelzkappe aus einem Fuchsbalg und in Gamaschen, die weit über die Knie heraufreichten, auf dem Sammelplatz erschien. War eine zeitlang gejagt, und die Treiber auf einem bestimmten Punkte wieder versammelt, so fanden sie da bereits von vorausgeschickten Kameraden ein mächtiges Feuer angefacht, und nun wurden die rohen Kartoffeln in die glühende Asche gelegt und gebraten, und dann wurde gefrühstückt, wobei die Bratkartoffeln zu dunklem Butterbrod und einem kräftigen Schluck aus dem „Buddelchen" köstlich schmeckten.

So war es einmal wieder bei einem herzoglichen Treiben. An Gruppen lagerten die Treiber und Feuerochsen und tranken, machten Späße in ihrer Weise über das aufgejagte Wild und die Jäger, die vorbeischossen, und waren bei ihren gebratenen Kartoffeln kreuzfidel. Da verließ der Herzog, welcher bei der Jagd zugegen war, den Anstandsplatz der Jäger und trat an das Feuer zu den Treibern und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Er sah mit Wohlgefallen, wie die Leute die gebratenen Kartoffeln aus der Asche hervorholten, sie durch einen gelinden Fingerdruck zum Platzen brachten, daß das schneeweiße Mehl sichtbar wurde, und dann mit Vergnügen verzehrten. Der Herzog bekam Lust, zu wissen, wie diese Kartoffeln schmecken möchten und bat, ihm eine solche zu überlassen.

Ein alter Bauer holte nun eine schön gebratene Kartoffel und drei Feuer hervor, blies die Asche davon fort, drückte sie auf und überreichte sie dem Herzog, der sie mit Behagen verspeiste und sagte:

„Nein, ihr Leute seid wirklich zu beneiden; so wohlschmeckende Kartoffeln habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gegessen!"

„Ja," erwiderte darauf der alte Bauer, „Herr Herzog, wann Ihr se alle Dag esse wärt', dann sollt' Ihr awwer e anner Gesicht debei mache!"

Der Herzog lachte und verließ die Leute guten Humors.

Bei solchen Szenen begreift man, wie ein Bauer von der Lahn im Jahre 1848 einem Herrn vom Wohlfahrts-Ausschusse auf die Frage: „Wollt Ihr eine Republik?" antworten konnte: „Jo en Republik wolle mer uns gesalle lasse, awwer de Herzog misse mer behalle!"

G. B.-F. **Altnassauischer Lokalpatriotismus.** Vor ungefähr 60 Jahren — also Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — verlebte ich einen Teil meiner unbeschränkten Jugendzeit als Sohn einer Lehrerfamilie in dem damals volkreichen Flecken Weilmünster, der allerdings, was Bewohnerzahl anbelangt, inzwischen von verschiedenen „Dörfern" weit überholt ist. Da durchzogen eines schönen Herbsttages die Kunde den Ort, daß Einquartierung von Manövertruppen käme. Wir Jungen, nämlich die gesamten „Herren Buben", schwammen in einem Meer von Wonne, ob solch seltenen Ereignisses. Der Tag des Eintreffens der Soldaten brach endlich an. Schon weit „vor den Toren" wurden die Krieger von uns eingeholt, und mit Spannung erwarteten wir bei der dann folgenden Aufteilung der Quartierzettel, „was für einen" das Haus erhalten sollte.

Digitized by Google

Meine Eltern bekamen zwar keinen „Hochen", aber immerhin einen, der schon „was zu befehlen" hatte, nämlich einen Korporal.

Diejenige Persönlichkeit aber, die uns in der ganzen Truppe am meisten imponierte, war der Tambourmajor. Er marschierte stets voraus, war zierlich phantasievoll gekleidet — es war noch die altnassauische, bekanntlich durch das eigelbe Lederzeug sehr bunte, mit die tatsächlich hübsche, 1862 eingeführte, letzte Uniform —, verstand er seinen Prachtstock, goldglänzenden Stock während des Marsches hoch in die Luft zu dirigieren, um ihn dann sicher und kunstgerecht wieder aufzufangen, ein Kunststück, das einen gehörigen Eindruck auf jedes Knabenherz machte. Nachdem die Soldaten wieder abgegangen, trat ich eines Tages einen Kameraden, der die Schlacht bei Waterloo mitgemacht und sich gerne mit mir unterhielt, in seinem Gehöfte, um ihn über verschiedene mir noch dunkle militärische Dinge um Auskunft zu bitten. Hierbei bezeichnete der alte Veteran, wie mir noch wohl erinnerlich, u. a. folgendes: „Siehste Bubche, jetzt bawwe mer 6000 Mann Soldate (Ausruf meinerseits: „Hurrjeh!"), wie ich dorbei war, do warn's noch nit so viil, awwer mir warn Deiwelskerl un hun die Schlacht bei Waterloo gemiinar helfe. (Alles glorioosus!) Mir hie un die im Lissinger Land sein richtige Nassauer; die do one, vorn ufm Wald — dabei deutete er nach Norden — in Dillebarg un Rennerod un Horremer, des sein aach alle Nassauer, awwer von der annern Seit." (Damit meinte er die preußischen Landesteile.)

„Die annern awwer" — nach Westen weisend — „am Rhei' un unne an der Lohn un die hinne, „ufm Wald", im trierische Ländche, des sin alles ta' alle Nassauer." Über diese, mir damals noch unverständliche, „Geographie", namentlich über die Bezeichnung des „trierischen Ländchens", welche Bezeichnung mir höchst sonderbar vorkam, mußte ich mich erst durch meinen Vater aufklären lassen.

Tatsächlich hatte der Alte mit seiner Belehrung nicht unrecht, denn Weidenbach in seinen „Nassauischen Territorien" nennt das vormalige Amt Weilburg „ein uralt nassauisches Besitztum". Als das nassauischen, trierischen, darmstadtischen und andere kleine Landstriche in 1803 nassauisch wurden, war unser alter Kriegsheld schon ein dentender Mensch; ja, die letzten der fremden Volker, nämlich die Hessen in der ehemaligen Niedergrafschaft Katzenelnbogen, waren erst nach der Waterlooer Schlacht, nämlich Ende 1816 unter den nassauischen Hut gekommen.

Also Respekt vor solchem Lokalpatriotismus!

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Novitäten und Neueinstudierungen sind nicht vorgekommen; doch stehen in nächster Zeit solche bevor.

Im Mai sollen, wie verlautet, wieder Festspiele stattfinden.

## Literatur.

* **Die Nassauischen Volkstrachten.** Bearbeitet von F. Hottentoth. Herausgegeben vom Altertumsverein. 225 S. Wiesbaden, Verlag des Vereins. — Das in Nr. 24 von 1905 angekündigte Werk ist nun erschienen. Es ist das Vermächtnis eines Verstorbenen. Mit großem Aufwand an Zeit und Mühen und auch mit pekuniären Opfern hat der verewigte eifrige Altertumsforscher, Gerichtsrat Düssel, alles ihm Erreichbare, von den altnassauischen Volkstrachten noch Vorhandene, gesammelt und dann die reichen Schätze dem Altertumsverein testwillig vermacht. Der Verein hat jene Schätze nicht müßig liegen lassen, sondern alsbald den bewährten einheimischen Trachtenforscher F. Hottentoth aus Johannisberg, der zugleich mit Stift und Pinsel gewandt umzugehen versteht, zur Bearbeitung gewonnen. Volks- und landeskundige Männer sind hinzugezogen worden, und so ist das schöne Buch entstanden, das in der äußeren Ausstattung auch der herstellenden Firma Beckhold Ehre macht. Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, das weiß man; denn mit Riesenschritten geht die alte Volkstracht zurück, und die modernstädtische monotone, unmalerische Konventionelleidung greift auf die entlegensten Dörfer über. Und wenn man es nicht wüßte, das Buch könnte einen darüber belehren; denn es weist leider so manche Lücke auf, die nur schwer ausfüllen sein wird. Aber das ist doch gelungen: die charakteristischsten Trachten unseres Nassauerlandes, vom Hohen Westerwald bis zum Main und vom Rhein bis zur Wetterau, sind unvergänglich für immer festgelegt. Den Hauptwert des Buches machen — figura docet — die 40 Abbildungen im Text und namentlich die 29 farbigen Tafeln aus. Letztere zeigen uns die ganzen Gestalten, erstere dienen besonders dazu, eine Fülle von Einzelheiten der Trachten zu veranschaulichen, denen der Text zu Hilfe kommt. Dieser ist nur siebenzehn Textgroßseiten breitet; er enthält nicht bloß eine trockene wissenschaftliche Aufzählung, vielmehr hat Hottentoth die von Düssel gesammelten Materialien über Sitten und Bräuche, die ihm weiterhin überlieferten und ihm sonst bekannten volkskundlichen Mitteilungen gleichsam als Erläuterungen der Beschreibung in diese verwoben. Die Einleitung macht eine kurze Vorführung der ältesten allgemeinen Kaiserstrachten am Rhein und an der Lahn bis ins 16. Jahrhundert; dann folgt die Vorführung der eigentlichen einheimischen Volkstrachten. Sie gliedert sich in zwei Hauptabteilungen: evangelische und katholische Volkstrachten, die sich wieder in fünf Hauptgruppen: altnassauische, hessische, sayusische, wiedische, pfalzische, luttericrische und rheinische Tracht, unterscheiden. Am reichsten floß die Quelle der Darbietungen natürlich da, wo heute noch Volkstracht getragen wird, namentlich im Hinterlande, das dem auch vorzugsweise ist, obgleich es Nassau nur angegliedert ist. Zwischeilas wird das Buch, wenn es einmal vollendet geworden ist, Ergänzungen hervorrufen, auch wohl da und dort Berichtigungen; denn es mag die Typisierung mitunter vielleicht zu weit gehen. Das letztere tut dem Ganzen keinen Abtrag. Wir begrüßen die Tat, die das Buch verkörpert, das kulturhistorische Rettungswerk, das der Verein und der Bearbeiter unternommen haben. Nassau steht nun nicht mehr zurück gegen andere Provinzen, Bezirke und Landschaften, die ähnliche Werke schon vor langerem haben erscheinen lassen. Wir begrüßen es auch, daß das Werk populär gehalten ist und allgemein zu haben spricht. Es muß seinen Platz unter den Büchern jedes Nassauers haben; namentlich sollten Geistliche und Lehrer darauf halten, daß die Bauerstöchter sich hineinlesen und wieder Freude an der farbenfrohen Kleidung ihrer Altvorderen bekämen, statt sich ihrer zu schämen.[1]) Wenn das Buch zur Wiederbelebung der alten Trachten beitragen könnte, dann wäre sein praktischer Zweck neben dem theoretischen erfüllt. Also man bestelle das Werk baldigst unter der Adresse: Nassauischer Altertumsverein, Wiesbaden, Friedrichstraße 1. Der Preis beträgt bis zum 1. April ds. Js. 7 Mk., später 11 Mk.

* **Frau Aleit,** Roman von Louise Lauff. 544 S. Berlin, G. Grosescher Verlag. — Adermals hat sich der Dichter auf den Boden der Heimat gestellt. Das Niederland, drunten zwischen den Rheinarmen und -deichen ist der Boden, in dem er wurzelt. Wiederum malt er uns die Ebene mit dem alten Städtchen und seiner Umgebung; mehr aber als sonst treten wir in diese Heimats auf das Bauernterritorium, unter die „Höfner", das verzingende, bodenstarke, aber auch trotzig am Alten hängende und den Daumen auf dem Spind haltende Geschlecht, mit dem der Teichgraf seine liebe Not hat, und das erst durch Schaden in Gestalt der fruchtbringenden Hagelversicherung wird. Daneben steht das philiströse Kleinbürgertum mit seinen Biedermännern und Klatschbasen, urgelungenen Gestalten, die uns der Dichter in seiner bekannten individuellen Kraftdarstellung, geistiger Vertiefung, in Situationen, die den derben Bauern- und Bürgerleben-Schilderein der alten Holländer nahekommen, noch näher manchmal dem Naturalismus unserer Jüngsten. Das muß man der Lauff sein längerem mit in den Kauf nehmen. In diesem Milieu spielt sich die Haupthandlung des Romans ab. Aleit und der Sohn der Küsterfrau, Spiel-

[1]) Mein verstorbener Freund Düssel erzählte mir: Wenn ich zu den wichtigen Bauern kam und hatte eine alte Frau oder einen alten Mann in der Tracht erwischt und zum Photographieren gewinnt gemacht, dann hieß es meist: „Ja, awer dann meißte eb noch sicher anerscher anhabe." Die Bauerntracht seinen Ihnen nicht „fein" genug und es kostete große Mühe, in dieser die Eitzung zu erlangen. (C. P.)

Digitized by Google

lamerraden, dann in der ersten Liebe zu einander entbrannt, erlebten das Schicksal der „Königskinder", die nicht zusammen kommen konnten. Sie wird an einen wüsten Hofbauer, den „Donnerjü" verschachert; er geht in die Weite, lernt und bringt es zu etwas und kehrt als Deichgraf in die Heimat zurück. Natürlich beginnen nun die Stämpfe, äußere und innere. Der Donnerjü reizt die Bauern gegen den Deichgraf auf; heftiger aber sind die Seelenstürme, die das Herz der lang Getrennten, räumlich einander wieder nahe Gerückten durchbrausen. Das Verhängnis reißt sie hin; in der dunklen Nacht, da die Wasserwut den Hof zerstört, fallen, sündigen sie. Und trotzdem der Donnerjü mitten in einer ebenso strafbaren Stunde dahingerafft wird, hetzet sich die Schuld an die Fersen der beiden wie bessern Menschen und zieht sie in den Untergang, den sie selbst suchen. Es ist eine erschütternd tragische Erscheinung, daß der Tod des trotz seines Fehltritts ethisch so hoch über seiner Umgebung stehenden Paares, dem in den Augen der Welt ehrbaren, in der Tat aber verächtlichen Heuchler- und Verleumderpaar den Weg zum unverdienten Glücke bahnen muß. Der „neue Lauff" wird zweifellos seine Verehrer finden.

## Neues aus Nassau.

**S. H. Großherzog Wilhelm von Luxemburg, Herzog von Nassau** ist auf Schloß Hohenburg schwer erkrankt. Bei Schluß dieser Nummer war der Zustand des hohen Patienten wieder besser. Möge bald völlige Genesung beschieden sein.

Das Landesdenkmal für Herzog Adolf soll nach dem Vorschlage des Denkmal-Ausschusses auf die Adolfshöhe zwischen Wiesbaden und Biebrich kommen, hoch und frei gelegen, den schönsten Teil des Nassauerlandes überschauend. Auch die höchsten Herrschaften sind dem Plan gewogen. Die Idee ist gewiß sympathisch, und aus praktischen Gründen kann man ebenfalls dafür sein; denn Biebrich stellt den Platz umsonst und sagt ihn noch dazu gärtnerisch herrichten. Eine allgemeine Landesversammlung im Friedrichshof zu Wiesbaden am 4. Februar soll über die Frage entscheiden.

Weilburg will ein Adolfsdenkmal für sich haben, das in den Lustgarten zu stehen kommen soll. Ein Komitee hat sich schon gebildet. Mögen die beiden Komitees sich nicht die Zirkel verwirren.

Im Februar begeht Weilburg das Tausendjahrfest seiner erstmaligen Erwähnung in der Geschichte. Am 27. Februar 906 fiel in einer Stammesfehde der fränkische Graf im Lahngau, Konrad der Ältere, gegen den Markgrafen des fränkischen Nordgaus (Oberpfalz in Baiern), Adalbert von Babenberg, in der Schlacht bei Fritzlar und wurde von seiner Witwe und seinen Söhnen auf der Wilmburg beigesetzt. Der älteste Sohn des Gefallenen war Konrad der Jüngere, welcher Herzog in Franken und später König von Ostfranken (Deutschland) wurde.

Am 18. Januar feierte die Nassauische Brandversicherungsklasse ihren 100. Jahrestag. Sie wurde am 18. Januar 1806 von Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen, dem späteren ersten Herzoge von Nassau, begründet. Wir werden noch näher darauf zurückkommen.

Am 1. Februar waren es 100. Jahre, daß die „Nassauische Leichenkasse" in Homburg begründet wurde.

Die Kosten für den Bahnhofbau zu Wiesbaden sind nunmehr auf 19 950 000 Mark veranschlagt, sogar erhöht worden, da unvorhergesehene Mehrausgaben unter der Hand entstanden sind. Dagegen hat sich, auch unter der Hand, der Wert des zur Bebauung freiwerdenden Terrains auf 12 500 000 Mark erhöht; außerdem zahlt die Stadt Wiesbaden einen baren Beitrag von 1 600 000 Mark. Bleiben also für den Fiskus nur 5 450 000 Mark wirkliche Kosten, eine im Vergleich zu der lokalisalen Anlage sehr mäßige Summe.

Abnahme der Bevölkerung ist wohl des mäßigste Dorf Nassau, was alkoholische Getränke angeht. Auf 500 Einwohner, die es aufweist, kommt nur eine Wirtschaft.

Limburg hat die 20. Volksschullehrerstelle errichtet.

Der große Saal in Nassau dürfte bis jetzt wohl der des Tivoli in Schierstein sein. Er soll mit den Galerien etwa 2000 Personen fassen.

Auf dem Salzburger Kopf soll ein Aussichtsturm errichtet werden.

Der Seminarist Fleitner aus Flörsheim (19 Jahre alt) hat einen Mechanismus erfunden, die Torpedos genau zu steuern. Er erhielt ein Vierteljahr Urlaub, um in Kiel den Versuchen mit seiner Erfindung beizuwohnen.

Am 5. Januar starb der Redakteur unserer bekannten Sozietätszeitschrift „Hessenland", Wilhelm Binnecke, zu Kassel. Er war 1846 geboren und lange Zeit Sekretär und Bibliothekar des Kasseler Hoftheaters.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Februar.**

2. 1234. Graf Heinrich, zubenannt der Große, von Sayn, durch den Ketzerinquisitor Konrad von Marburg der Ketzerei angeklagt, verlangt sich auf dem Gerichtstag zu Frankfurt von diesem Vorwurfe.

4. 1763. Die Abtei Sayn wird von einem preußischen Husarenkommando überfallen, um zur Kriegskontribution gezwungen zu werden. Die Burger von Sayn befreiten das Kloster, und der nahe Hubertusburger Frieden verhinderte Weiterungen. (Siebenjähriger Krieg.)

6. 1749. Egidius Günther Hellmund, Kircheninspektor zu Wiesbaden, stirbt. Er war ein Anhänger A. H. Franckes, Pietist, und kam wohl auf dessen Empfehlung 1721 nach Wiesbaden. Bekannt wurde er durch die Begründung des Waisenhauses daselbst. Er war auch Schriftsteller. In Wiesbaden ist eine Straße nach ihm benannt.

10. 1618. Graf Philipp Wilhelm von Nassau-Oranien stirbt. Er war am 19. Aug. 1554 als Sohn Wilhelms des Schweigers und Annas von Büren geboren, wurde 1567 von den Spaniern entführt, katholisch erzogen, 1594 freigegeben und regierte in Oranien (Orange), das er, kinderlos, seinem Stiefbruder Moritz hinterließ.

12. 1695. Gräfin Christiane von Nassau-Ottweiler, Gemahlin des Grafen Friedrich Ludwig, geborene Gräfin von Ahlefeld, stiebt. Sie war am 28. Juli 1680 zu Gravenstein in Schleswig vermählt worden und Mutter von acht Töchtern.

14. 1488. Der Neubau der Mauritiuskirche zu Wiesbaden beginnt.

## Briefkasten.

**H. Sch. in Nb.** Besten Dank für Zusendung. Das Buch und der Plan ist von uns seinerzeit besprochen worden. Frdl. Gruß.

**F. U. in N.** Es fehlt immer noch das Geschäftliche.

**G. B. in F.** Besten Dank für Ihren Brief und die darin ausgesprochenen Sympathien. Frdl. Gruß.

**Redaktionsschluß 26. Januar.**

Inhalt: Julia Capulet. (Gedicht.) Von H. L. Linkenbach. — Nassau-ottonische Kulturarbeit in Boosslien. Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.) — Der Wetterwald. Von H. Behlen. (Schluß.) — Gemarkungsbegängnis in alter Zeit. Von L. Lüftner. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (1. Fortsetzung.) — Mißgellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 4. Wiesbaden, den 16. Februar 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Morgengruß der Liebe.

Von fern schallt ernster Glockenklang
Im lauen Morgenwind,
Du folgest ihm mit leisem Sang,
Du wunderliebes Kind.

Es lockt so sehr und sonderbar
Der fernen Glocken Gruß.
So golden weht dein Lockenhaar,
So leicht hin schwebt dein Fuß.

Noch lichter blüht der stolze Baum,
Weil dort die Liebe geht.

Aus deinem Auge strahlt ein Traum,
Ein himmlisches Gebet.

Das Vöglein singt, die Blume blüht
Noch duftender im Feld,
Und in der Liebe Kraft erglüht
Noch leuchtender die Welt.

Und ich, ich trete still beiseit',
Flehend im Morgenwind:
Gott geb' dir glückliches Geleit,
Du liebes, liebes Kind!

## Werbung.

Springt mein Mädel mit hurtigen Füßen
Leicht vorüber in neckischem Grüßen:
„Ei, du einfältig närrischer Mann,
Fange mich, schau', wie ich laufen kann!"
Elendes hab' ich mich aufgemacht,
Fange mir ein ihrer Jugend Pracht,
Drücke die Hand ihr lieb und gelind;
Doch da entflieht sie mir wieder geschwind.
Weißt du denn nicht, du täppischer Mann,
Daß man sein Liebchen auch küssen kann?"
Ei, das ließ ich mir ohne Fragen
Nimmer und nimmer zweimal sagen;
Fing sie und küßte sie fest auf den Mund,
Küßte die rosigen Lippen ihr wund.
Still ward's am blühenden Frühlingsrain,
Lachend schaute die Sonne drein,
Und vom berauschend duftenden Flieder
Klang es wie wonnige Liebeslieder.

## Frühling.

Sinnend lenke ich die Schritte
In den stillen Frühlingsrain.
Traut und lieb wie eine Bitte
Lädt es mich zum Fröhlichsein.

Knospen springen, Vöglein singen,
Leben sprüht bei jedem Schritt,
Und ein Klingen und ein Zwingen
Reißt mich unaufhaltsam mit.

Sieghaft strahlt die liebe Sonne.
Fahre hin, du Winters Schnee!
Freue, Seele dich der Wonne,
Fahre hin, du Leid und Weh'!

Und wenn doch ein kleines Rühren
Ernster Trauer noch mich hält,
Fahre hin, nicht will ich's spüren,
Nimm mich auf, du weite Welt!

Georg Knauer.

Digitized by Google

# Nassau-oraniſche Kulturarbeit in Braſilien.

4) Von Dr. C. Spielmann. (3. Fortſetzung.)

Unterdes war eine Schar Spanier und Portugieſen unter Vidal und ein Schwarm wilder Tupinambos über den Franciſco in niederländiſches Gebiet eingefallen. Johann Moritz trat ihnen erſt entgegen, als die Geſahr zur See abgewandt war und ſchlug ſie in mehreren Treffen mitten in den Urwäldern, daß ſie ſich im Innern verloren. Bagnola, der in Riogrande gelandet war und von dort in die Kolonie einzudringen verſuchte, wurde von den Tapujas zurückgeſchlagen, und damit war die Gefahr beſchworen. Johann Moritz ſuchte die aufgeregten Gemüter zu verſöhnen und verfuhr milde gegen die, welche mit dem Feinde gemeinſame Sache gemacht hatten. Nur ſechzig Mönche, die zur Rebellion aufgereizt hatten, ließ er nach den weſtindiſchen Inſeln verbannen. Auf einem Landtage der Provinzen Pernambuco, Parahyba und Tamarica im Auguſt 1640, zu dem er die angeſehenſten Portugieſen berufen hatte, beſtätigte er dieſen ſeine früheren Verſprechungen und traf gemeinſam mit ihnen Maßregeln, die auf die Förderung des friedlichen Gedeihens der Kolonie berechnet waren. Die Einkünfte der Kompagnie betrugen damals 4 350 000 Gulden, darunter aus liegenden Gütern 350 000, aus Zöllen 700 000 ,aus der Sklaveneinfuhr 600 000, aus verkauften Grundſtücken und gefangenen Sklaven 2 400 000, aus der Beute 300 000 Gulden. Das war ſo recht nach dem Herzen der niederländiſchen Geldſäcke, und nun war auch Johann Moritz wieder ihr Mann. So iſt's allemal, wenn der Erfolg König iſt.

Bereits im Frühjahre von 1640 kamen die Admirale Jol und Lichthart mit einer Flotte von 28 Schiffen und 3000 Mann nach Braſilien und brachten den erneuten Auftrag des Direktoriums, Bahia zu erobern. Allein Johann Moritz, durch ſeinen Mißerfolg belehrt, erklärte, dafür 6000 Mann nötig zu haben. Doch ſandte er Lichthart mit 21 Schiffen und 2500 Mann ab, um als Repreſſalie für den Einfall in die Kolonie die Umgegend der Allerheiligenbucht zu verheeren und ſich, da in der Kolonie die Lebensmittel knapp geworden, dort zu ernähren. Der Admiral unterzog ſich der Aufgabe möglichſt ſchonend und ging den wehrloſen Bewohnern nicht ans Leben; dann wandte er ſich mit Jol gegen Norden, um bei Cuba die ſpaniſche Silberflotte abzufangen. Ein Sturm warf aber ſeine Schiffe auseinander; mehrere ſtrandeten, und die anderen mußten nach Süden flüchten. Abermals verſtärkt, wandte ſich Lichthart gegen die ſpaniſchen Beſitzungen, ohne indes Erfolge zu erzielen. Das Direktorium war darüber aufgebracht und machte Johann Moritz die bitterſten und unbegründetſten Vorwürfe; er, tief empört darüber, forderte ſeine Entlaſſung, obwohl ſeine Vertragszeit noch nicht abgelaufen war. Unterdes war er mit dem Vizekönig zu Bahia, Marques de Montalban (ſpr. Montalwán), in Verbindung getreten, den Krieg menſchlicher zu führen, und die Spanier waren ihm durch die humane Behandlung der Gefangenen auf Cuba bereits entgegengekommen.

Die Verhandlungen zu Bahia und im Reciſ waren noch im Gange, als der Vizekönig dem Statthalter mitteilte, in Liſſabon habe eine Revolution ſtattgefunden, und ganz Portugal habe Johann von Braganca als König anerkannt; er und die Seinen hätten ſich ebenfalls der Bewegung angeſchloſſen. Es war in der Tat ſo; die Portugieſen hatten das ſpaniſche Joch, das ſie ſo ſehr drückte, abgeworfen. Der Umſchwung der Dinge mußte unbedingt auf die Verhältniſſe in Braſilien einwirken. So angenehm den Niederländern die Schwächung Spaniens durch den Abfall Portugals war, ſo unangenehm mußte es ihnen anderſeits ſein, daß die braſilianiſchen Kolonien nicht mehr ſpaniſch waren. Dieſe den Portugieſen überlaſſen, wollten ſie nicht, nun nachdem ſie angefangen hatten, ſich zu rentieren. Deshalb beſchloſſen die Generalſtaaten in Europa, mit Portugal ein Bündnis zu ſchließen, aber in Braſilien — weiter zu kämpfen, um noch möglichſt viel einzubehimſen, bevor ihnen ein etwaiger Generalvertrag die Hände bände. Unter dieſen Umſtänden konnte auch die Kompagnie Johann Moritz nicht entbehren. In ſehr ſchmeichelhaften Worten lehnten deshalb Generalſtaaten und Direktorium ſein Entlaſſungsgeſuch ab und verſicherten ihn ihres vollſten Vertrauens; die Direktoren fügten die dringliche Ermahnung hinzu, doch ja gegen Bahia vorzugehen, um womöglich mit dieſem ein entſprechendes Pfand in die Hand zu bekommen.

Johann Moritz überſieht es dem Rat, zu entſcheiden, und da dieſer zuſtimmte, ſo fügte er ſich. Er beſetzte zunächſt jenſeits des Franciſco die verödete Kapitanie Sergipe und rüſtete dann eine große Expedition nach Portugieſiſch-Kongo in Afrika aus, um den Sklavenexport von dort in die Hand zu bekommen. Am 30. 5. 1641 ſegelte Admiral Jol mit 20 Schiffen und 2200 Soldaten hinüber, nahm am 24. 8. 1641 die Hauptſtadt Loanda, wo er große Beute machte und eine Beſatzung hineinlegte und dann die Inſel San Tomás, wo er indes leider mit vielen der Seinen dem ungeſunden Klima erlag. Währenddem eroberte der Graf die große und fruchtbare Provinz Maranhao (ſpr. Maranjaung), das Hinterland von Siara, welches Unternehmen verhältnismäßig leicht vor ſich ging und mit der Beſetzung der Hauptſtadt Sao Luiz durch Oberſt Koin

Digitized by Google

am 31. 10. 1641 beendet war. Das alles beriedigte aber die habsüchtigen Direktoren noch nicht, und nun mit Mühe erlangten die Generalstaaten die Verlängerung des Vertrages mit Johann Moritz um ein Jahr. Der Rat von Brasilien hatte sich sehr für den Statthalter verwandt. Kein Mann verstehe wie er die Lage. Er sei im Kriegswesen der erfahrenste Mann und bringe allein das große Werk fertig, all die widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten und miteinander auszusöhnen. Sein humanes Regiment werde über alles geachtet. So gab das Direktorium nach; doch erteilte es dem Grafen den Statthalterbefehlen über die afrikanischen Eroberungen nicht, da sein hoher Gehalt so schon die Aktien drücke(!).

Am 22. 6. 1641 wurde im Haag das Schutz- und Trutzbündnis zwischen den Generalstaaten und Portugal unterzeichnet, das den Niederländern den Besitz der eroberten Kolonien garantierte und gemeinsamen Krieg gegen Spanien verkündete. Unterdessen kamen die Nachrichten über die fortdauernden niederländischen Eroberungen in Brasilien und Afrika an, worüber sich die portugiesischen Gesandten bitter beschwerten. Sie forderten die Eroberungen geradezu zurück. Allein die Niederländer zuckten die Achseln: das sei der Krieg, und der Vertrag sei ja noch nicht ratifiziert. Ein recht sowohl brutales, wie spitzfindiges Verhalten. Die Portugiesen ergaben sich ingrimmig darein; aber sie verziehen den Niederländern die Hinterlist nicht. Auch der Vizekönig de Montalban schrieb einen entrüsteten Brief an den Statthalter, und dieser scheint nichts darauf haben antworten können. Aber es war doch nun endlich der Friede in Brasilien hergestellt.

## III.

Ein reiches, d. h. erfreuliches Land erholt sich rasch von den Wunden, die ihm der Krieg geschlagen hat. So war es auch mit Brasilien der Fall. Im Laufe des Jahres 1642 verschwanden die Spuren der Verwüstung gänzlich. Und jetzt konnte Johann Moritz von Nassau seine Kulturarbeit ungehindert beginnen.

Der Ackerbau begann sich zu entwickeln, zur Viehzucht wurde von neuem der Grund gelegt, die Plantagen blühten, der Handel nahm große Ausdehnung an. Nun erwächtete der Graf es an der Zeit, den heimischen Handwerkern Verdienst zu schaffen. Er ging zunächst daran, das Recief zu erweitern und zu befestigen. Die Stadt, die unter seiner Verwaltung von 200 auf 2000 Gebäude angewachsen war, lag, wie erwähnt, etwas südlich von Olinda, auf einer sandigen Landzunge, und vom Festlande durch die Mündungen des Biberibi und Capivaribi, zwischen denen sich wieder ein sumpfiges, ödes Eiland dehnte, getrennt. Der Landzunge vorgelagert war ein langes Felsenriff, das die Brandung des Ozeans abbrechte, in der oberen Hälfte eingeschnitten war, und dadurch Zugang zu einem vortrefflichen natürlichen Hafen gewährte. Durch den Baumeister Pieter Post aus Haarlem ließ der Graf die Stadt mit Bollwerken umziehen, dann setzte er auf dem Riffe drei Schanzen und ebenso eine an der Mündung des Biberibi an. Auch die Warenhäuser, die sich an den beiden Außenseiten des Reiefs am Strande entlang hinzogen, ließ er erneuern und erweitern, und erbaute mitten in der Stadt das imposante Rathaus, das auch hier in Amerika dem Niederländer das Symbol der Bürgerfreiheit bedeutete. Aber die Landzunge wurde bald dem wachsenden Zuflusse der Bevölkerung zu klein, und der Statthalter schlug deshalb dem Rate vor, jenes, nur durch den Capivaribi davon getrennte, Eiland hinzuziehen.. Als man wegen der Kosten bedenklich war, kaufte er es aus seinen Mitteln und ließ es durch eine sorgfältige Kanalisierung entwässern. Auf der Nordecke der Insel, die eine halbe Stunde im Umfange hatte, legte er einen herrlichen Garten an. Nach der Rodung der Wildnis wurden mächtige, bis zu fünfzig Fuß hohe Kokospalmen zu hunderten vom Lande herübergeschafft und angepflanzt; sie gediehen vortrefflich, ebenso die neugepflanzten Zitronen, Orangen, Dattelpalmen, Tamarinden, Granaten- und Bananenbäume, dann die Kokosnuß und der Weinstock, die von Europa eingeführt wurden. Ein tropischer Wald erhob sich, wo früher trostlose Wirrnis war. Schöne Anlagen mit Süßwasserteichen, die von Fischen wimmelten, schlossen sich an, und mitten darin baute Post die prächtige P r i i b u r g (spr. Freiburg), den Palast des Statthalters, dessen beide Türme, als Leuchttürme eingerichtet, ihre Lichtstrahlen sechs Meilen weit in die See hinaussandten.

Diese Arbeiten, die schon 1640 begonnen wurden, ermutigten auch andere, und so bedeckte sich der Ostteil der Insel binnen drei Jahren mit Straßenanlagen und schönen, geräumigen Gebäuden. Post errichtete auch einen großen Regierungspalast und eine geschmackvolle reformierte Kirche, während Johann Moritz die neue Niederlassung mit Wall und Graben umzog und an jedem Ende ein starkes Fort anlegen ließ. Jetzt sah der Rat, wie recht der Statthalter gehabt hatte und nannte die neue Niederlassung, ihrem Schöpfer zu Ehren, M a u r i t s s t a d (Moritzstedt). Die Insel wurde hierauf durch eine Brücke mit dem Recief verbunden, deren Kosten auf 240 000 Gulden veranschlagt wurden. Als der Baumeister mitten im Werke aufhörte, weil er fürchtete, die Brücke würde in dem reißenden Gafftrome nicht bestehen können, übernahm der Graf die Vollendung des Werks auf eigene Kosten. Unter seiner Leitung wurde in zwei Monaten die Arbeit ausgeführt, und die Brücke konnte die schwersten Lasten tragen. Der Regierungsrat ließ sich nun jene vom Grafen abtreten, und letzterer stellte nur die Forderung, den Ertrag des Brückenzolls an ersten Tage in die Armenkasse fließen zu lassen. Dieser Ertrag belief sich auf 620 Gulden, und der Jahreszoll brachte 28 000 Gulden ein. Der Baumeister hatte an steinernen Pfeilern für 100 000 Gulden nutzlos verbaut, die Holzpfeiler (aus Harthofz), die der Graf verwandte, kosteten nur 28 000 Gulden. Somit brauchte der Rat 112 000 Gulden weniger aufzuwenden. Nun verband der Graf nach der anderen Seite hin das Eiland auch mit dem Festlande durch eine Brücke über den Capivaribi, die mehr als 1000 Fuß lang war. Auf dem Festlande, am Ende der Brücke kaufte er ein großes Grundstück und erbaute sich hier inmitten schön angelegter Gärten das Landhaus Boavista (spr. Bongawista) oder Schoorziat (spr. Schonschiet), beides = Schönblick, genannt. Der Brückenkopf bei Boavista war befestigt; ebenso

Digitized by Google

war an der Meeresseite von Brijburg ein Batteriebau errichtet, aus Marmorquadern, die den zertrümmerten Kirchen und Klöstern Olindas entnommen worden waren. Anfangs hatten die Portugiesen darüber gemurrt; doch legte sich der Groll, als ihnen Johann Moritz nun Olinda wieder aufbauen half, und sie auch sonst unterstützte.

Die ruhigere Zeit, die der Graf von Nassau nun verlebte, füllte er neben der Sorge für die Staats- und Kolonisationsgeschäfte durch die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften aus. Geistreiche Genossen waren ihm sein Hausprediger Franciscus Plante, sein Hofdoktor Willem Piso und der Naturforscher Georg Markgraf aus Liebstadt in Sachsen; auch Pieter Post wurde in den Kreis gezogen. Plante, poetisch veranlagt, hat Johann Moritz in einem Heldengedicht „Mauritius“ verherrlicht und von ihm rührt wohl der Ehrenname „Americanus“, der Amerikaner, her, der dem Grafen seitdem beigelegt wurde. Markgraf ist ein großer Gelehrter seiner Zeit geworden. Der Graf erbaute für ihn zu Mauritsstad eine Sternwarte, von der aus Markgraf den südlichen Sternhimmel mit dem berühmten „Kreuz des Südens“ beobachtete. Er machte Reisen, um die geographische Lage der einzelnen Orte der Kolonie zu bestimmen und geographische Karten aufzunehmen. Er erforschte endlich die Flora und Fauna Brasiliens mit unermüdlichem Fleiße und wurde in all seinen Bemühungen von dem Statthalter aufs eifrigste unterstützt. Das Resultat seiner vielseitigen Arbeiten war ein großes lateinisch abgefaßtes Werk, das in drei Teilen erschien. Der erste Teil war den astronomischen Beobachtungen gewidmet und enthielt besonders die Beschreibung der südlichen Himmels-Hemisphäre; er brachte manche neue Theorien über die Planetenbewegung (die ja erst kurz zuvor durch Galilei tatsächlich festgestellt worden war) und über die Sonnenbahn. Der zweite Teil enthielt die Naturgeschichte Brasiliens und die topographisch-geographischen Ergebnisse, der dritte Teil umfaßte die astronomischen Tafeln. Sechs Jahre lang, von 1638 bis 1644, forschte Markgraf in Brasilien; dann begab er sich nach Loanda hinüber, wo er aber bald, noch nicht vierunddreißig Jahre alt, am Fieber starb. Der Graf war über seinen Verlust ganz untröstlich. Seine hinterlassenen Arbeiten, die Astronomie angehend, übergab Johann Moritz dem Direktorium der Kompagnie, und dieses überließ sie der Universität Leiden, wo man aber, da sie in unbekannten Chiffren ausgeführt waren, nichts damit anfangen konnte. Die astronomischen Tafeln gelangten später sogar in spanische Hände, wurden auch nach hundert Jahren von einer spanisch-französischen Gesellschaft von Gelehrten benutzt, und sollen dann nach Cadix gekommen sein. Dagegen nahm Johann Moritz die Karten von Brasilien später nach Europa mit und ließ sie dort in Kupferstich vervielfältigen. Sie sind mehrfach aufgelegt worden.

(Fortsetzung folgt.)

# Ausgegangene Ortschaften in Nassau I.

1) Von J. Benner.

Gar oft hört man von Landleuten, daß da und dort in der Gemarkung früher ein Dorf oder ein Hof gestanden habe, und daß man beim Pflügen und Graben noch immer Bausteine, Mörtel und allerhand Haushaltungsgegenstände zu Tage fördere, welche auf das Vorhandensein einer einst bewohnbaren Stätte hindeuten. Frogt man nach dem Namen der betreffenden Flur oder Gemarkung, so erhält man in der Regel eine Antwort, die die Angaben der Landleute bestätigt. — Nach der Tradition sind die Ortschaften, Burgen und Klöster, die wir heute nur noch dem Namen nach kennen, im „Schwedenkriege“ zerstört worden. Bei vielen wird es damit seine Richtigkeit haben; bei anderen dagegen hat schon früher, manchmal auch später die bessere Einsicht die Orte nicht weiter ausbauen, sondern auflassen lassen; man fand heraus, daß sie ungünstig gelegen, dem Wind und Wetter zu sehr ausgesetzt waren, und man siedelte sich an einer anderen Stelle an oder wanderte fort in eine andere Gegend. Noch im vorigen Jahrhundert wurde, wie wir unten sehen werden, ein Dorf vollständig verlassen, weil die Bewohner wegen der Unergiebigkeit des Bodens und der Abgelegenheit von der Straße sowie wegen Mangels an Verdienst bei den im Laufe der Zeit gesteigerten Lebensbedürfnissen nicht mehr existieren konnten. Die Ortschaften, welche dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer fielen, sind wohl meist aus ähnlichen Gründen nicht mehr aufgebaut worden; die Einwohnerzahl hatte der unglückliche Krieg ungeheuer verringert; das Inventar und Geld war den Unglücklichen geraubt worden; Vieh zum Betriebe der Landwirtschaft war nicht mehr vorhanden. So zogen dann die Trümmer eines so ausgebrannten und ausgeraubten Dorfes in die Nachbarschaft, wo man weniger von der Kriegsfurie mitgenommen worden war, oder wo man sich ein besseres Fortkommen versprach. Daß aber Armut, Unergiebigkeit des Bodens und Mangel an Verkehrswegen die Hauptgründe für das Ausgehen der Ortschaften waren, ersehen wir aus dem Umstande, daß in den Ebenen und Tälern wenig ausgegangene Orte zu finden sind, obschon die Ebenen doch vielleicht noch mehr von den bösen Kriegsleuten heimgesucht wurden.

Im Nachfolgenden will ich einen Rundgang durch das Nassauerland antreten und sammeln, was sich von Nachrichten über die einzelnen Ortschaften findet in den Archiven, in der Literatur und in der lebendigen Chronik, der Tradition des Volkes. Bei dem Teil des Landes, der meinem Herzen am nächsten liegt, will ich anfangen und so mit dem Westerwald beginnen.

Als ich vor Jahren bei meinem Forschen in der

Digitized by Google

Geschichte unserer Heimat das liebenswürdige Entgegenkommen auch des Herrn Pfarrers Ehrlich in Hundsangen fand, da hat er mich, auch eine Sache aufzuklären, die in seiner Pfarrei nicht ergründet sei. Jedes Jahr müsse eine Messe gelesen werden für die „Lottenfahner", und niemand wisse, wer das sei. Es war mir nicht schwer, das Rätsel zu lösen, denn in der Nähe von Hundsangen hatte einst das ausgegangene Dorf Pottenhahn gelegen, für dessen Einwohner eine Messe in der Pfarrkirche gestiftet worden ist. Bei der Abschrift des Registers ist dann aus „Pottenhahner" — „Lottenfahner" geworden. Doch dies nur nebenbei; es sollte zeigen, wie leicht Namen in früheren Zeiten verändert und entstellt wurden.

Pottenhahn, auch Potenhain und Puttenhahn genannt, lag zwischen Steinefrenz und Ruppach in der Nähe des Gebücks und hatte früher ein Hubengericht, das bis Ende des 16. Jahrhunderts bestanden haben soll. In dem sogenannten Dietzer Vertrag vom Jahre 1564 wird es nicht erwähnt; entweder hat Pottenhahn damals nicht mehr bestanden oder es gehörte nicht mehr zu den Kirchspielen Hundsangen, Mendt oder Nentershausen, welche durch diesen Vertrag von den Grafschaftsherren von Dietz an Kurtrier kamen, sondern nach Montabaur, dessen Bering allerdings bis in diese Gegend reichte. In der benachbarten Gemarkung Girod gibt es einen Waldistrikt, welcher zwischen Girod und Johnhausen am Wege liegt und der „Puttenhahn" genannt wird. Im Jahre 1789 hatten im „Puttenhaner Feld" bei Girod die Freiherren von Esch den Zehnten. Auch in Steinefrenz hörte ich die Leute oft von einem Felde im Puttenhohn reden. Amtlich wird daselbst ein Distrikt „vorm Puttenhehn" und ein anderer „Puttenhahner Heide" genannt. Steinefrenz gehörte früher (bis vor einigen Jahren) zur Pfarrei Hundsangen, und so werden die Erben der Pottenhahner diesen in der Pfarrkirche die Messe gestiftet haben.

Nicht weit von Pottenhahn lag im Jahre 1526 das ausgegangene Dorf Altenfelt, nach welchem ebenfalls noch ein Distrikt benannt wird. Beide Dörfer lagen in der Heimgereide des Dorfes Langwiesen, welches jetzt noch ein Gutshof ist und dem Grafen Walderdorff gehört. Im 18. Jahrhundert tauschte der damalige Besitzer eines Hofes in der Gemarkung Langwiesen, Freiherr von Esch, die Häuser, Gärten und Ländereien seiner Nachbarn in Langwiesen aus, und das Dorf hörte damit auf zu existieren. Das Hofgebäude macht auch heute noch den Eindruck eines zusammengebauten Häuserkomplexes; der Hof ist schon gelegen, hat gute Wiesen und mehrere Weiher. Im Jahre 1219 kommt der Name Lancruse schon in einer Urkunde des Klosters Seligenstadt bei Seck vor; 1564 werden noch sechs Einwohner von Langwiesen genannt, welche Pferdegeld zahlen mußten, nämlich: Holtz Henntgen, Matz Gangolf, Stömmels Heintz, Stömmels Hentgen, Holtz Gangolf, Weymers Anne, Gemein(?) Thiel „pauper", Stömmels Gangolf, Michelen Contz, Heimburger (Landsteuererheber). Einer war von der Abgabe befreit, weil „pauper" oder arm, zwei zahlten nichts als Heimburger. In diesem Jahre war in Langwiesen auch ein Hof, der zur Hälfte der Präsenz zu Montabaur und zur anderen Hälfte dem Junker Johann von Laurenburg gehörte; ein anderer Hof daselbst war Lubenzen (von Dorn) nebst einer Mühle. Von den Leibeigenen gehörten damals 5 Trier aufs Haus Molsberg und 5 Isenburg. Im Jahre 1589 finden sich in Langwiesen noch acht Bürger, die Renten nach Montabaur, zur Kellerei zahlen wegen Gütern zu Boden. Aus 1653 fand ich einen Konrad Wolff, der Schultheiß zu Langwiesen war und auch der Sebastiansbruderschaft in Hundsangen angehörte. Im Jahre 1786 wird erwähnt, daß bei der letzten Huldigung für den Kurfürsten noch neun Bürger in Langwiesen gewesen wären, und daß von Esch vier Häuser zu der Burg getauscht habe. Die Familie von Esch erfreute sich jedoch nicht lange des alleinigen Besitzes von Langwiesen; denn im Jahre 1785 verlegte sie ihren Wohnsitz nach Coblenz, weil der Wohnsitz in Langwiesen baufällig geworden und die Familie es nicht vermochte, das Haus in gehörigen Stand setzen zu lassen. Wie es heißt, sollen die Vermögensverhältnisse durch Mißheiraten der von Esch sehr heruntergekommen sein.

Zur Heimgereide Meudt gehörte außer Eisen im Jahre 1525 noch ein Dorf Kolerstorf, das aber 1564 nicht mehr existierte.

Im „Schwedischen Krieg" sollen die Dörfer Wenigenfrenz und Roth gänzlich verbrannt worden sein. Es ist dies aber zweifelhaft; denn Wenigenfrenz lag zwischen Kleinholbach, Girod und Nentershausen, und Roth zwischen Steinefrenz, Girod und Johnhausen. Beide Orte hätten also in dem Dietzer Vertrag von 1564 mit aufgeführt werden müssen. Da sie aber darin fehlen, so ist anzunehmen, daß sie in 1564 nicht mehr existierten oder damals zu ihren Nachbarorten gerechnet wurden: Roth zu Girod und Wenigenfrenz zu Steinefrenz. „Im Roth" und „Rotherwiese" werden noch jetzt Feldistrikte bei Steinefrenz genannt, und ebenso gibt es bei Girod noch einen „Wengefrenzer Kopf". Die Gemarkung Wenigenfrenz gehörte übrigens noch im Jahre 1789 gemeinschaftlich den Gemeinden Kleinholbach und Girod, und die Gemarkung Roth den Gemeinden Girod und Steinefrenz. Der südlich von Girod gelegene Wald, die „Sechs Hunds-Hecken"(vielleicht früher Hundrete!), gehörte ehemals als gemeinsames Eigentum den Orten Girod, Steinefrenz, Kleinholbach, Roth und Wenigenfrenz und wurde nach Ausgang der beiden letzteren unter die drei (?) ersteren Gemeinden verteilt, mit dem Vorbehalt, daß die Mastschweine noch weiter so getrieben werden sollten, als ob die Gemeinschaft noch bestände. Es muß aber noch ein weiteres Dorf an dem Walde beteiligt gewesen sein; denn noch dessen Namen waren es sechs; diese Gemeinde wird auch später bei der Aufteilung berücksichtigt worden sein. Entweder war es Nentershausen oder Großholbach. Da die Gemarkungsgrenze von Nentershausen mitten über den „Wengefrenzer Kopf" zieht, ist anzunehmen, daß Nentershausen diese mit teilende Gemeinde war.

Es ist eigentlich auffallend, daß die bis jetzt erwähnten ausgegangenen Orte entlang dem Gebück lagen, welches sich an der Grenze befand zwischen den früheren Gauen: Engersgau und Unterlahngau,

Digitized by Google

später zwischen Kurtrier und der Grafschaft Diez. Ob nicht hier an der Grenze schon vor dem „Schwedischen Kriege" Kämpfe stattgefunden haben, wodurch die Orte verwüstet wurden? Wenigenfrenz ist nach Kehrein 1526 noch vorhanden gewesen.

(Schluß folgt.)

# Neue Verse über das alte historische „Wirtshaus an der Lahn".

Von W. Fink.

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn;
Da halten all' die Fuhrleut' an.
Frau Wirtin schenkt vom besten
Echt Ullrichsteiner Fruchtbranntwein
Und setzt ihn vor die Gäste!"

Kommst du als müder Wanderer an, kehr' ein ins „Wirtshaus an der Lahn". Tausend sind schon vor dir eingekehrt, jahraus, jahrein, in das alte, vielbesungene „Wirtshaus an der Lahn" im schön gelegenen Örtchen Dausenau. Wo früher Fuhrleute anbielten, um bei einem derben Schinkenbrote den Ullrichsteiner Fruchtbranntwein zu kosten oder sich bei festlichen Gelegenheiten ein reichliches Fischessen vorsetzen zu lassen — da halten heute auch herrschaftliche Karossen an, und die vielen eingeritzten Namen in den Glasscheiben der Fenster und Türen des Gasthauses erzählen dir von den kostbaren Demanten einer vornehmen Welt, die hier verkehrt. Neben dem vielbesungenen „Wirtshaus an der Lahn" sind es noch die sehenswerte Kirche, die alte Ringmauer um das Dorf und der graue schiefe Turm, die viele Wanderer und viele Kurgäste von Ems nach Dausenau locken, die dem Orte eine besondere Anziehungskraft verleihen. Dausenau ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre des öfteren in Bild und Wort hervorgetreten. „Die Fähre von Dausenau" dürfte ein weitbekanntes Gemälde sein, dem man früher in vielen Zeitschriften begegnete. Auch heute noch kommen öfters Maler und Kunstfreunde nach Dausenau, um mancherlei Skizzen von dem reizend gelegenen Orte anzufertigen. Auch die Kaiserin Friedrich, die begabte Künstlerin, hat sich einst bewundernd über die schöne Lage dieses Lahndörfchens ausgesprochen. Bei ihrem Emser Aufenthalte machte sie fast täglich Abendspaziergänge durch die grüne Au auf dem linken Ufer des Flusses lahnaufwärts, wobei sie einmal die von Weinreben umrankte altertümliche Ringmauer mit den Bogengängen ein seltenes Motiv für einen Maler nannte. Ein nicht minder schönes Bild — nur daß der Blick nicht über den Ort selbst, sondern über einen Teil seiner herrlichen Umgebung schweift — bietet sich dem Auge dar von der Veranda des Lahnwirtshauses aus ins weite romantische Lahntal mit seinen Wiesengründen und seinen bewaldeten Höhen.

Hast du schon das Tal bedacht,
Wo ein blauer Himmel lacht,
Wo die Welle murmelt traut
Von dem Glück, das sie geschaut;
Wo des Abends, wenn die Wölkchen blutrot wallen,
Feierlich der Städt' und Dörfer Glocken schallen.
Glockenklang, du Heimatklang,
Dein denk' ich mein lebelang.

Ja, gerade dann, wenn Glocken erschallen und der Abend in das Tal einzieht, wenn das letzte Gelärm des Tages verhallt ist, dann dürfte es wohl weit und breit kaum noch ein Plätzchen geben, das wie dieses alle Reize der Lahngegend so in sich birgt.

Es war an einem prächtigen Sommertage vorigen Jahres. Als wanderude Gesellen waren wir „zu Fünfen in das „Wirtshaus an der Lahn" eingekehrt, fünf lustige Brüder sonder Ausnahme, die neben Wein und guter Kost auch Gesang und Humor lieben — etwas Humor natürlich mitenzgerechnet —, und hatten uns des Abends auf der Veranda zusammengefunden. Das Dunkel der Nacht brach schon herein und trug die Kühle des Flusses zu uns herauf. Der Mond war eben aus den Wolken getreten und gab sein schimmerndes Bild in den Fluten wieder. Leise zogen die Wasser unter uns dahin, während die Schatten der Lahnberge gleich schwarzen Wolken die schöne Abendlandschaft einrahmten. Es ist eine ergreifende Sprache, die hier die Natur zu dem Menschenherzen spricht; ihrem Einflusse könnte sich auch ein weniger empfängliches Gemüt nicht so leicht entziehen. Eine ganze Weile mochten wir wohl dagesessen haben, unserer Bewunderung über die Naturschönheiten in Worten Ausdruck gebend, als uns dann etwas aus dem Reich alles Flüssigen — der freigiebigen Mutter Erde sei tausendmal gedankt, daß sie uns noch jedes Jahr diesen Lebensstoff spendet — in eine vernünftige feuchtfröhliche Stimmung versetzte. Und dieses Etwas war kein altbergebrachter Ullrichsteiner Fruchtbranntwein; der ist schon lange nicht mehr zeitgemäß im „Wirtshaus an der Lahn". Es war auch kein „Nassauer Löwenbräu", das jüngst meistgerühmte Lahnprodukt; nein, eine heimische Pfirsichbowle bester Güte war es, ein echtes Erzeugnis edlen Lahnobstes, die uns nach monatelangen Arbeitstagen sonst ungewohnte Bilder des Übermutes und der Lebenslust vorzauberte. Bei Scherz, Gesang und Klavierspiel flogen die Stunden dahin. Vor allem haben auch die mehr oder weniger guten Verse der Fremdenliste, „Neue Verse über das alte historische Wirtshaus an der Lahn" nannte ich sie in der Überschrift, viel zu dem fröhlichen Verlauf der Unterhaltung beigetragen. Aus der überreichen Fülle der Reime und Reimchen will ich eine auserlesene Anzahl zum Gemeingut machen, da mir diese besonders gefielen.

Ein Student aus Berlin hat wohl aus dem Herzen eines jeden Besuchers dieser trauten Klause gesprochen, wenn er in seiner gemütvollen Weise singt:

Abendstille sank hernieder,
Ruhig zieht der Fluß durch's Tal.
Vögel singen Schlummerlieder.
Und dann Stille überall.

Müder Wanderer kam gegangen
Über Berg und Felsensteg,

Digitized by Google

Bis die „Herberg' hier zum Lahntal"
Freundlich winkt an seinem Weg.

Ruhe fanden müde Glieder.
Als der Morgen kam herauf,
Zog erquickt er seine Straße
Frischen Muts den Berg hinauf.

Doch des Lahntalhauses Frieden
Müder Wanderer nie vergißt,
Wenn er längst bei seinen Lieben
In der nord'schen Heimat ist.

Ein zweiter Dichter gibt seinen Gefühlen in folgendem Verse Ausdruck:

Unter mir die schöne Lahn —
Bis-à-vis die Eisenbahn.
Blütenduft und Himmelblau —
Herrlich ist's in Dausenau.

Wie ungern Einquartierung das „Wirtshaus an der Lahn" verließ, beweist das stimmungsvolle Lied eines Hauptmanns der Reserve:

Im alten Wirtshaus an der Lahn,
Da hielten heute „Dritter" an;
Die Hitze war unsäglich;
Doch klarer Wein und kühles Bier,
Die machten sie erträglich.

Die „Dritter" ruhten all' hier aus
Und labten sich bei lecrem Schmaus;
Forellen brackt', gar frische,
Die Wirtin und ihr Töchterlein
Am Sonntag dann zu Tische.

Am Montag rief in frühster Stund
Hellschmetternd der Trompete Mund:
„Nun gürtet eure Leudel"
Ade, du Wirtshaus an der Lahn,
Die Rast hat nun ein Ende.

Entgegen geht's des Flusses Lauf
Und südwärts dann, bergab, bergauf,
Noch zweimal gibt's Quartiere.
Und grad so oft wird ausgerückt,
Des Morgens früh um Viere.

Ein allerliebstes Gedichtchen, das der schönen Wirtsmaid gewidmet ist, lautet:

Dem schönen Jettchen.

Der Wirtin lieblich Schwesterlein
Mit Anglein wie zwei Sternelein,
Mit Wangen rot wie Milch und Blut,
Mit einem Mund, zum Küssen gut:
Die hab' es heut mir angetan
Im schönen „Wirtshaus an der Lahn."

Wer einmal ihr ins Aug' gesch'n,
Um dessen Ruhe ist's geschehn;
Wo er auch weilt im fernsten Land,
Sein Herz wohnt an der Lahnestrand,
Und nimmer er vergessen kann
Das schöne Jettchen an der Lahn.

Noch zwei weitere Verschen sind für das schöne Jettchen bestimmt. Der Verfasser des ersteren, der sich mit dem Namen „Sorgenfrei" unterzeichnet, nimmt mit folgenden Worten von dem Lahnkinde Abschied:

Ruhige Tage
Ohne viel Klage
Waren in Frieden
Hier mir beschieden.
Doch jetzt muß ich scheiden.
Schön-Jettchen nun meiden;
Wie schwer es auch sei,
Ich bleib „Sorgenfrei".

Du bist wie die Sonne, um die ich mich wende;
Du leite und liebe mich, bis ich einst ende.

So heißt das zweite Reimchen. Wein, Dichtung und schwankender Gang — eine Kette von Dingen, die hier gewöhnlich zusammengehören. Daher der Wunsch unseres Dichters nach der regelmäßigen Bewegung eines Wandelsterns. Er soll überhaupt eine stark schiefertreibende Wirkung besitzen, der Wein im „Wirtshaus an der Lahn". Ich schließe das aus dem Stimmungsbilde eines Poeten, der selbst bekennt, daß er schief geladen hatte.

Schief ist der Turm, vom Alter grau,
Ganz schaurig und verlassen,
Und schief sind auch im Tannenau
Die Straßen und die Gassen. —
Unehen ist nur nicht der Wein.
Ich dacht, er könnt nicht schaden;
Viel trank ich — Aber hinterdrein
Hatt' ich auch schief geladen.

Ein Poet, der sich selbst „ein Abscheulichfauler" nennt, reimt:

In Dausenau hier an der Lahn,
Da läßt die Zeit sich gut dahschla'n;
Ich schlälg sie, s'il peut-être,
So gerne noch viel dädder.

Eine recht sinnige und gemütvolle Betrachtung stellt ein Münchener an — die Münchener sind stets gemütvoll — wenn er singt:

Ich saß vor zwanzig Jahren im „Wirtshaus an der Lahn";
Manch Fuhrwerk kam gezogen — ich sah mir jedes an —
In flotten, noblen Wagen, bespannt mit edlem Roß,
Sah ich viel Edelleute, bedient von reichem Troß.
Es brüstet sich die Dame in Samt und Seide steif,
Den Gatten ziert ein Städchen von Geld und Ebenholz —
Ich sah den Fadrmann ziehen, verstoßen ist sein Kod;
Er schwang nur eine Peitsche und seinen goldnen Stock.
Doch war sein Blick so helle, voll frischer Lebenslust,
Sein Weib hat ihn erwartet, das Kindlein an der Brust —
Brauchst' ich da noch zu raten um „Wirtshaus an der Lahn",
Wem unser lieber Herrgott das Best're angetan?

In der Mitte des Buches finde ich eben noch ein recht hübsches Gedichtchen, das ich den Lesern nicht vorenthalten möchte. Es ist ebenfalls dem schönen Jettchen gewidmet.

„Du bist wie eine Blume"
Hat Heine einst gesagt;
Was Köhnliches zu sagen,
Dab ich mich hier gewagt —
Jetzt hab ich es gefunden,
Nun hat die Seele Ruh':
Nicht du bist wie die Blumen —
Die Blumen sind wie du.

Wir haben gesehen, manch schönes Reimchen ist im „Wirtshaus an der Lahn" geschmiedet worden. Nach der Art der Produktionen zu schließen, müssen jedoch die meisten Gäste, die sich in der Fremdenliste ein Denkmal gesetzt haben, sicherlich an der sogenannten Dichterinis gelitten haben, an jener tückischen Krankheit der Neuzeit, die nicht nur das stärkere Geschlecht befällt, sondern die auch unter Frauen und Jungfrauen manches Opfer fordert. Großes denken und Großes in schöne Worte einkleiden können, ist noch lange nicht jedem vereint gegeben, wohl aber das Gegenteil; das haben die meisten unserer „großen Dichter" noch nicht bedacht. Witz und Humor liegt wohl in manchem Verse; es ist nur schade, daß die vollendete Form beiden nicht zur Geltung verhilft. Es wird wohl nicht uninteressant sein, wenn ich einige dieser „echten Perlen deutscher Dichtkunst", wie sie die vorliegende Gedichtssammlung aufweist, hier anführe. Da wirst du zwar, lieber Leser, manchmal nicht wissen, worüber du am meisten lachen sollst, ob über die naive Ansicht einer

Digitized by Google

solchen Dichterseele oder über die köstliche Form des Kunstproduktes. Höre z. B. den „Gruß einer Poetin, einer Freundin, die nicht gerne läuft", wie sie sich unterschreibt:

Seit die Bahnstation ich geseh'n,
Ist's in Tausenau noch einmal so schön.

Sicherlich liegt hier grobe Geschmacksverirrung vor. Der Bahnhof Tausenau, der — nebenbei erwähnt — das Aussehen einer Riesen-Konservenbüchse hat, ist alles andere eher als schön. Oder schließen die beiden Wörtchen schön und gemütlich nach der Ansicht der bequemen Dichterin denselben Begriff ein? Oder, und ich glaube, das liegt hier am nächsten, ist unsere große Dichterin in einer Fabrik für Wellblechschachteln, Drahtgitter und Eisenbahnlaternen angestellt. Wer weiß? Vielleicht ist sie sogar Besitzerin einer solchen Fabrik. Mir ist es leider bis heute noch nicht vergönnt, in all die tiefsten Tiefen einer solchen Dichterseele einzudringen.

Ein rheinischer sogenannter Dichter scheint sich die letzten Namensbuchstaben seines Heimatflusses zum Lieblingsreim gemacht zu haben, wenn er frisch und frei drauflos dichtet:

In Köln am Rhein
Auf der Bank von Stein
Ganz allein
Im Nonnenschein
Sein zu zwei'n:
Das ist fein.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein; am Rheine blüht immer noch die Dichtkunst! — Ein Berliner Kind dichtet nach seinen Kräften:

Ich bin ein Berliner Kind,
Fuhr per Bahn hierher geschwind;
Die Genossen tranken Bier,
Sitzen mußt nllein ich hier.
Die eine war dürr, die and're dick,
Letztere ging nicht über 'ne Brück
Und erst recht nicht über'n Kanal,
Wenigstens nicht mit einemal'.

Die zeitgemäßesten Reime schmiedete wohl ein Autker:

Noch steht das Wirtshaus an der Lahn;
Doch halten heut' bloß Autler an,
Dieweil ein Schild hier fündet,
Daß sich „Garage" im Hause findet.
„Madame désire?" spricht Kellnerin,
„Un vin de champagne", die Autlerin.
Wie wird es wohl noch werden
Auf unf'rer tollen Erden?

Und so geht's fort — Reim auf Reim. Lieber Leser, wenn du einmal die Gelegenheit hättest, die lange Reihe dieser sogenannten Gedichte zu überfliegen, du würdest erst ganz erkennen, mit welch blutigem Fanatismus hier gedichtet wird. Die Krankheit ist halt schon chronisch geworden. Neuerdings dürfte dir die Auswahl zwar schon leichter fallen, da alle „besseren Werke" dick angestrichen sind.

Als ich, der unzähligen Hymnen müde, das Buch zur Seite legte, meinte der Kleinste unserer Schar — es war ein Frankfurter und dazu ein Bürrenmer; wir nannten ihn wegen seiner Wichtigtuerei „de Versenmacher von Bürrenem" — in seiner Muttersprache: „No, all' howe se enin geschrinw, in die Fremdelsi't, aaner wie de anner. Umn mir, wolle mir nett ins Buch enin schreinwe? Awer das sag' ich euch vorne weg, deß mir kaaner dichte dud; mir wenigstens lasse uns nett von der Krankheit aastecke." Und das Buch durchblätternd, hielt er mit einemale an einer Seite inne, überlas die etlichen Zeilen, und ganz begeistert fuhr es ihm dann heraus: „Halt, hier haw' ich's, e fei' Gedicht. Die Iwerschrift paßt gut uff alles in der Welt: „Es ist alles Schwindel". Nur des derfe mir nett mache und se uff die Bewertung im „Wertshaus an der Lah'" aawende, sonst wärn mir die verlogenste Mensche' uff der Welt. Des is kaan Schwindel; des is e fei' Bevertung wie selte aa em Nassauer Ländche. Doch heert zu!" Und mit seiner lauter als lauten Stimme las er uns sein jüngstes Lieblingsgedichtchen vor:

's ist alles Schwindel.

Ei ja, auf dieser Welt
Ist alles Schwindel.
Glaub' nur, du wirst geprellt
Schon in der Windel:
Nämst aus 'nem tiefen Teich —
Glaub' nicht das närrsche Zeug —
's ist alles Schwindel.

Fängst du als Jüngling dann
Anfangs der Zwanzig
Süßholz zu liebeln an —
Ei, Gatterdanzig!
Wolln se belämmern dich;
Trau keener Eingzen nich' —
's ist alles Schwindel.

Bist du so peu à peu
Vierzig geworden,
Hast nichts im Portemonnaie
Und auch keen Orden —
Brüderchen, gräm dich nicht;
Denn danach geht's ja nicht —
's ist alles Schwindel.

Bist in die Sechzig 'nein
Du erst gestiegen,
Plagt dich das Zipperlein,
's ist kein Vergnügen —
Hin ist die Jugendzeit,
Aus alle Lebensfreud' —
's ist alles Schwindel.

Drum immer Trulala!"
Lustig ihr Kinder!
Ist erst der Schwackopf da,
Hilft euch keen Sinder.
Becherst du noch so sehr,
B'kommst doch keen Leben mehr —
Aus ist der Schwindel.

„Des is e' fei' Gedicht," fing unser Frankfurter noch einmal an, „wie ich selte aans gelese habe, ganz Lyrik und aach wieder ganz Prosa. Des muß e wahrer Mann sei', ohne Lug und Trug, de das fabriziert hot, de sich nett gescheut hot, die Dinger forchtlos beim Name ze nenne." Und in Riesenlettern setzte er seinen Namen darunter. Wir folgten, ob wir wollten oder nicht, seinem Beispiele.

Mittlerweile war die Mitternacht herangezogen. Die müden Glieder verlangten nach Ruhe. Bevor wir uns aber eine gute Nacht wünschten, sangen wir noch einmal einstimmig das schlichte Volkslied, das die Mutter aller vorstehenden Poesie ist, das alte vielgesungene Lied vom „Wirtshaus an der Lahn".

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn;
Da halten all' die Fuhrleut' an.
Frau Wirtin schenkt vom besten
Echt Ullrichsteiner Fruchtbranntwein
Und setzt ihn vor die Gäste!

Digitized by Google

Frau Wirtin hat ein' treuen Mann,
Und der hielt alle Fuhrleut' an.
Er ging bis an die Linden;
Er ging das Gäßlein auf und ab,
Ob Fuhrleut' wär'n zu finden.

Und wer hat dieses Lied gemacht?
Zwei Mann Soldaten auf der Wacht,
Ein Musketier und Pfeifer.
Und wer das Lied nicht singen kann.
Der fang es an zu pfeifen.

# Der Schulmeister-Friedel.

3) Von J. Brumm. (2. Fortsetzung.)

Im Nu waren die nötigen Instrumente zusammengelesen, und fort ging's ängstlich und zaghaft zu dem hohen Patienten, der ungeduldig auf das Erscheinen des Chirurgen gewartet hatte.

„Er soll mir zur Ader lassen," herrschte der Kurfürst den Gesellen an, „mach' Er seine Sache gut; 's soll Ihm an Lohn nicht fehlen."

Der Obergeselle setzte die Fliete an, schlug die Ader, und siehe, es kam kein Blut. „Er kann sich zum Teufel scheren," rief der Kurfürst. „Hat die Frau Kräuterin keinen geschickteren Chirurgen, als Ihn, dann werde ich ihr das Patent entziehen."

Vollständig niedergeschlagen eilte der Obergeselle von dannen, um seiner Herrin seinen Mißerfolg zu melden. Die geriet schier in Verzweiflung. Während sie händeringend im Zimmer auf und ab schritt, fuhr erneut der Herrschaftswagen vor. „Serenissimus, der Herr Kurfürst, wünschen sofort einen Mann zum Aderlassen, aber sofort, da das Leben unseres gnädigen Herrn in Gefahr schwebt."

Die Botschaft raubte der Frau jegliche Besinnung; kopflos rannte sie aus einem Zimmer ins andere und wußte nicht, was anzufangen sei.

„Auf ein Wort, Frau Meisterin," rief da der Friedel, „ich hab' den Mut, kurfürstlicher Gnaden zu Ader zu lassen, wenn man's wünscht."

Die Worte trafen die Frau wie ein Evangelium. „Gott sei Dank," rief sie, „daß ich einen Retter gefunden habe in der Not!"

Draußen zogen die Pferde an, und mit Blitzesschnelle rollte der Wagen durch die Straßen nach dem Schlosse zu. Zuversichtlichen Schrittes trat der Friedel vor den Kurfürsten und sprach: „Euer Gnaden befohlen?"

„Mach' Er keine Komplimente, zu Ader lassen soll Er mir."

Der Friedel setzte sein Instrument an und schlug es meisterhaft. Das Blut quoll in dickem Strome hervor, so daß der Kurfürst sofort Erleichterung verspürte.

„Er hat seine Sache gut gemacht," sprach der Kurfürst. „Er darf sich meiner Gnade rühmen; nehm' Er das für seine Mühe." Damit reichte er dem Gesellen einen Dukaten hin, den dieser dankbar entgegen nahm.

Als der Friedel aus dem Schlosse zurückgekehrt war und der Meisterin sein Glück schilderte, da war eitel Freude im ganzen Hause. „Er hat die Ehre meines Hauses gerettet," sagte die Kräuterin, „zeitlebens bin ich Ihm zu Dank verpflichtet."

Nun hatte die Kräuterin ein bildschönes Töchterlein von achtzehn Sommern, ein schmuckes Großstadtröslein. Als eines Tages der Obergeselle ausgegangen und Friedel allein im Geschäft tätig war, machte sich die Meisterwitwe an den jungen Mann heran und sagte: „Er könnte eigentlich sein Glück hier in Mainz machen, Herr Herrchen."

„Mein Glück machen?" entgegnete der Friedel mit fragender Miene.

„Gewiß könnte Er das, und zwar biete ich Ihm die Hand dazu."

„Sie?"

„Jawohl, ich, die Hof-Chirurgin Kräuter in der Schäfergasse. Seh' Er, Herr Herrchen, der Obergeselle Heinemann hat mir schon wiederholt angelegen, ich möchte ihm meine Tochter Erna geben; er wäre gerne bereit, alle Opfer im Interesse des Geschäftes zu bringen. Aber ich mag ihn nicht. Der Mann hat beim Kurfürsten kein Glück gehabt und mir mein Renommee verdorben; er mag geben, wann er will. Er aber wär' mir als Schwiegersohn willkommen, denn Er versteht sein Geschäft."

„Das wäre zu überlegen," entgegnete der Friedel schalkhaft.

„Da ist nichts zu überlegen, Herr Herrchen; seh' Er, ich hab' ein flott' Geschäft und Geld genug. Meine Tochter ist schön und gut und brav; das wissen die Leute alle."

„Auch ich weiß es."

„Sieht Er, was will Er nun noch mehr? Eins muß ich mir aber ausbitten, wenn aus der Sache 'was werden soll."

„Und das wäre?" sagte der Friedel.

„Die Chanagierung der Religion."

„Das muß ich mir doppelt überlegen," versetzte Friedel und ging an seine Arbeit.

Drei Tage später wanderte aus den Toren der alten Mainfeste ein munterer Barbiergeselle. Als Reisegeselle galt ihm Hamburg. Es war der Schulmeister-Friedel, der sein Bündel geschnürt hatte, um nordwärts zu steuern ans Meer mit seiner Majestät und Größe.

### 3. An und auf der See.

In der Herberge „Zum grünen Jäger" am Altonaer Tor in Hamburg stand der Herbergsvater, hatte die Arme untergeschlagen und schaute nach dem Leben und Treiben am Tore, als sich ihm ein junger Mann näherte, der von weiter Wanderschaft ermüdet schien. Nachdem der Bursche den Herbergsvater in angemessener Weise gegrüßt hatte, richtete er die Frage an ihn: „Kann man hier noch unterkommen?"

„Noch zweimal," gab der Herbergsvater zur Antwort, „tret' Er nur ein, es ist luftige Gesellschaft im Hause."

Digitized by Google

Ganz überrascht war unser Friedel — denn niemand anders war der Wanderburich —, als er in die Herbergsstube trat. Alle Tische waren besetzt mit fahrenden Gesellen; die einen spielten Karten, die anderen würfelten, andere hatte bereits der Schlaf übermannt. Schweigend ließ sich Friedel an einem Tische nieder und bestellte einen Krug Braunbier. Kaum war der Krug auf den Tisch gesetzt, als einer der Tischnachbarn aufstand, über den Tisch stieg und Friedels Krug umstieß, daß das Bier in die Stube floß. Friedel schwieg und bestellte sich einen neuen.

„Bist du aber ein einfältiger Kerl," sagte da ein zweiter Tischnachbar zu Friedel, „daß du dir so etwas gefallen läßt."

„O," entgegnete Friedel gelassen, „vielleicht hat er es ja nicht gerne getan; ich habe auch Gott sei Dank noch so viel Geld, daß ich einen neuen Krug bezahlen kann."

„Was, du willst auch noch groß tun und uns verachten? Hast du mehr Geld als ein schwedischer Werber?" Und sofort hatte Friedel eine Ohrfeige, daß ihm die Backe brannte.

Wütend sprang er auf und rief über den Tisch hin: „Meine Herren, wenn Ihr Werber seid, so müßt Ihr anständiger gegen die Fremden sein; ich lasse mich auf solche Art nicht engagieren."

„Und du willst noch trotzen, du miserabler Kerl! Hast du Galle im Leib, komm' mit hinaus und wag's mit mir!"

„Es sei!" rief der Friedel, ergriff ein Seitengewehr und stürzte hinaus auf den Hof, wo der Zweikampf sofort begann. Der Friedel brachte dem Gegner einen so heftigen Stoß bei, daß er blutend zu Boden sank. Auf sein Geschrei eilten acht Kerle ihrem Genossen zu Hilfe, so daß Friedel in einen Holzschuppen flüchten mußte. Breit stellte er sich in die Türe und rief den Gegnern zu: „Wer es wagt, mich anzugreifen, ist ein Kind des Todes; zurück wem sein Leben lieb ist!"

Die Rotte fürchtete sich jedoch nicht, sondern ging mutig vor, um den Friedel in die Hand zu bekommen. Als das der Herbergsvater merkte, eilte er schnell davon und brachte polizeiliche Hilfe zur Stelle. Damit war der Kampf beendet. Friedel wurde verhaftet und der blessierte Gegner in ein Hospital überführt.

Nach einem Vorverhör wurde der arme, unschuldige Friedel, der sich nur seiner Haut gewehrt hatte, in Haft behalten, sechzehn lange Wochen, bis sein Gegner als geheilt aus dem Hospital entlassen und zur Hauptverhandlung geschritten werden konnte. Der Richter war ein freundlicher Herr. Er leitete die Verhandlung mit Wohlwollen, mußte aber nach langer Debatte beide Gegner verurteilen. Der Angreifer erhielt 300 Schillinge Geldstrafe und den Ausweis aus Hamburg; auch Friedel wurde in eine Geldstrafe von 300 Schillingen genommen. Ausdrücklich war im Urteil bemerkt, falls er den Betrag nicht zahlen könne müsse er ihn durch halbjährige Schanzarbeit abverdienen.

Da war guter Rat teuer. „Woher dreihundert Schillinge nehmen und nicht stehlen?" sagte sich Friedel. Doch fand er einen Weg.

In einem längeren Schreiben berichtete er seine Umstände dem Altaesellen der Barbiere und bat um Hilfe, die ihm schon nach wenigen Tagen wurde. Nicht nur die 300 Schillinge wurden entrichtet, sondern man versah den mutigen Friedel, der sich so tapfer geschlagen hatte, mit dem nötigen Reisegeld bis nach Bremen, wohin er sich von Hamburg aus wandte.

In Bremen fand Friedel gute Stellung beim Chirurgen Gansberg, einem Mann von seltenen Kenntnissen und reicher Erfahrung. Obwohl es ihm hier gut gefiel, so regte sich doch öfters bei ihm ein Herzenswunsch, hinaus aufs Meer zu kommen, um auf seinen bewegten Wogen zu schaukeln, und dieser Wunsch sollte ihm erfüllt werden.

Als eines Tages Meister und Geselle in traulichem Gespräch begriffen waren, trat ein Schiffskapitän ein, der sich als der Führer des „Nordpol" vorstellte, der in den nächsten Tagen in See gehen sollte, um dem Walfischfang obzuliegen.

„Herr Gansberg," hub der Kapitän an, „ich habe ein große Bitte an Euch; beschafft uns einen tüchtigen Chirurgen, der den „Nordpol" auf seiner Fahrt begleitet und den Seeleuten bei Unglücksfällen und in Krankheit Hilfe leistet."

Mit fragendem Blick schaute Gansberg auf Friedel und bemerkte: „Ich habe zurzeit nur diesen jungen Mann; aber wenn ich Euch, Herr Kapitän, dienen kann, so bin ich gerne bereit. Das, wisset Ihr."

„Mit Verlaub, Herr Meister," warf Friedel ein, „wenn es dem Herrn Kapitän recht ist, übernehme ich mit Freuden die Stelle."

Der Kapitän musterte den jungen Burschen von oben bis unten. „Wie ist er im Geschäft, Herr Gansberg?"

„Er stellt seinen Mann, Herr Kapitän, und wird Euch in jeder Beziehung zufriedenstellen."

„Nun gut, dann ist er engagiert, und zwar gegen monatlich zwanzig holländische Gulden bei völlig freier Station. Die Medizin und andere Bedarfsartikel stellen wir. Ist Er hiermit einverstanden, so unterschreibe Er das."

Friedel durchlas flüchtig den vorgelegten Vertrag und unterzeichnete. Von Stund' an war er wohlbestallter Schiffschirurg auf dem „Nordpol", der dem reichen Ratsherrn und Kaufmann Bernhard aus Bremen gehörte.

Am 30. März 1795 ging der „Nordpol", nachdem er seine Ausrüstung beendet hatte, in See. Als Reiseziel war Grönland ins Auge gefaßt.

Das Schiff war kaum einige Tage auf offener See, als die Mannschaft wie betrunken auf dem Deck umherkam melte. Die Seekrankheit hatte sich eingestellt, und auch Friedel war von ihr befallen worden. Alle gegen sie angewandten Mittel verfehlten ihre Wirkung. Ein alter Matrose, den Friedel um Rat fragte, äußerte: „Wenn die böse Krankheit ausgetobt hat, verläßt sie das Schiff und die Mannschaft."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Miszellen.

J. B.-G. **Postanzen aus dem Jahre 1787.** Die Fahrpost gehört auch im nassauer Lande dalb der Vergangenheit an. Die Acte, gestützen denen sie früher das Verschromitel bildete, sind heute meist durch die eisernen Verkehrsadern miteinander verknüpft, und der Postwagen ist der Rumpelkammer anheimgefallen. Die Eisenbahn hat den Vorzug der größeren Schnelligkeit und vor allem der Billigkeit. Die Post hatte im Nassauischen hohe Tarifsätze. Wir setzen hier eine Anzahl der kaiserlichen Postdalterei Dillenburg her, die zu vergleichen mit der Gegenwart Veranlassung geben. Es kostete eine Post mit zwei Pferden von Dillenburg nach Gießen über Limburg 12 Gld., nach Wengenschieden 6, nach Löhnberg 8, nach Weilburg und Hadamar je 7, nach Beilstein, Driedorf, Ebersbach, Burbach je 3½ Gld. Nach Siegen fuhr man für 4½, nach Wetzlar für 6, nach Marburg, Gießen, Hachenburg für je 9 Gld. Zweispferdige Posten waren entsprechend billiger, vierspferdige teurer.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Don Juan.** Oper in 3 Akten von W. A. Mozart, Dichtung von L. da Ponte. Wiesbadener Neueinrichtung, zuerst am 29., wiederholt am 31. Januar. — Don Juan Tenorio, Silberkämmerer und Günstling Peters von Kastilien, hat in der Tat um 1350 gelebt. Und alle die Geschichten von den Tausenden von frauenherzen, die er brach, von der Schauermär vom nächtenden „steinernen Gast" ergründen sich die Sevillaner schon lange. Leider hat der Textaufsetzer eine gar so platte Bearbeitung geliefert. Mozarts herrliche Musik ist es, die das Stück genießbar macht. Manche hören nur die Musik. Die „Wiesbadener Neueinrichtung" — zu Ehren des 150. Geburtstages des Tondichters — bestand hauptsächlich in der prachtigen Ausstattung der Oper. Namentlich die maurisch-sevillanischen Ex- und Interieurs waren gerabezu glänzend; die Zeit der Handlung war unter Philipp IV. (geita 1650) also dreihundert Jahre später, verlegt, um die prächtige und äußerst ansprechende Tracht (Belasquesbilder) zu verwenden. Die Details waren so ideal herausgearbeitet und real verwertet, daß man seine helle Freude daran haben konnte. Auch soll bemerkt werden, daß der Schlage viel mehr entsprechend, das Fest des Don Juan in einer Fortschene stattfand, statt wie bisher in des Ritters Schlosse.

Gespielt und gesungen wurde vortrefflich. Den Juan gab der in jeder Maske vollkommene Herr Müller mit seinem klangvollen Organ in allen Partien als den unwiderstehlichen Libertiner sehr übergezeugend. Die Donna Anna sang in Vertretung der erkrankten Frau Lessler Brandstetter-Proksy anfangs, wie es schien, etwas indisponiert oder befangen, dann aber sehr zufriedenstellend. Frl. Müller vertrat die stets klagende Donna Elvira sympathisch. Ein wackerer Jugendschützer war Herr Sommer als Don Octavio, der für seinen prachtvollen Vortrag mehrfach der offener Bühne beifällig ausgezeichnet wurde. Gewandt war Herr Adam als Leporello, stimmgewaltig Herr Schwegler als Komtur, Herr Engelmann als Masetto und Fräulein Hans als allerliebste Zerline erledigten ihre lyrischen Rollen gut. Die Chöre waren trefflich gesamt; das Orchester unter Professor Schkas Leitung begleitete das Meisterwerk mit Meisterschaft.

* **Der Hefter.** Schauspiel in 4 Aufzügen von Felix Philippi. Zum ersten Male am 3. Februar. — Die Stücke von Philippi nehmen hauptsächlich durch ihre geschickte Mache gefangen; von psychologischer Vertiefung ist wenig vorhanden. Aber der „Hefter" glänzt auch durch erstere nicht. Die Unwahrscheinlichkeiten sind zu groß. Der Senator Oddendahl steht am Raube des Ruins; ihm kann nur ein Bankinhaber helfen, dem er feind, der aber seiner Tochter liiert ist. Diese, ein außerordentlich leichtlebiges Ding, ahnt von der drohenden Debäcle nichts und weiß den Bankinhaber, der plötzlich seine tiefe Liebe zu ihr entdeckt und ehrlich um sie wirbt, schnöde ab. Daß dieser ihrem Vater schon geholfen hat, ahnt sie auch nicht. Erst als ihr der wahre Sachverhalt bekannt wird, und ihr die edle Gesinnung des Hefters erkennt, geht sie in sich und nimmt ihn reuig an. Es braucht nur dieser kurzen Entwickelungsüberstürzt, um die erwähnten unmöglichen Unwahrscheinlichkeiten herauszufinden. —

Herr Dr. Braumüller hatte das Stück trefflich inszeniert; das Zusammenspiel klappte überall. Herr Leffler kannte sich als biederer Senator recht auszulassen. Frl. Santen, als dessen Gattin mit den „Nerven", war eine recht glaubhafte Erscheinung. Ebenso Frau Rodius-Doppelbauer, die hausmütterliche, älteste Tochter leider und auch Herr Weinig mit wenniger Fülius. Frl. Chen war die unangenehme Rolle der aller Zucht und Sitte baren Beate Oddendahl zugefallen; unserer Ansicht nach hätte sie etwas mildern dürfen, um diese freche, unweibliche Person zur halbwegs annehmbaren Bühnenfigur zu machen. Den Helfer, Bankdirektor Steinharter, machte Herr Schwab so verständlich, als es anging. Ein wackerer Monitor Brockmann war Herr Kober. Die Kleinrollen waren gleichfalls gut vertreten.

## Literatur.

* **Unter den langen Tächern.** Von Fritz Philippi. 247 S. Heidbronn, Eugen Salzer. — Unter diesem Titel vereinigt unser nassauischer Landsmann 12 Erzählungen von Westerwald, wie er ähnliche schon in dem 3st. besprochenen „Hofleßbach und Wildenborn" zu einem „Bäller" Strauße zusammenstaßte. Droben auf der Heide im Dillkreise, im alten Bersteinischen, wo im Sommer Ginster und Erika blühn, im Winter der „Schneewosst" über die die Fläche „jagt", wo die langen Dächer bis zum Boden reichen und die Dörfern sich hinter die Schutzheede ducken, ist Philippis Domane. Er versteht das Leben und Weben in der eigengearteten Pfalze des kernigen, trutzig harten Wäldervolkes; er geht den Äußerungen des Innenlebens auf den Grund und spürt ihm in die geheimsten Winkel nach. Als einen Seelenzucker und Seelsorger dürfen wir ihn also mit Recht betrachten. Das letztere dort oben auf der Höhe zu sein, mit Freudigkeit und Ausdauer zu sein, ist gewiß nicht leicht. Die Extreme: Fortgeschrittenheit und Bibelgläubigkeit berühren sich manchmal unmittelbar, und der „ordinierte Geisttiche" hat dann einen schlimmen Stand zwischen beiden. Deshalb geht naturgemäß fast durch jede Erzählung ein Zug innerer Kämpfens und Ringens, und das Suchen nach der Wahrheit und das Streben der Betätigung der Heilslehre strebt überall wieder. Die Lektüre des Werkchens ist nicht für oberflächlich denkende, sondern für tiefernste Gemüter, für solche, die Herz für Heimat, Volk und Christentum haben. Treffend stimmt der Buchschmuck zu den einzelnen Erzählungen; ihn hat ein künstlerisch begabter Kollege des Verfassers geliefert.

* **Rheinische Hausbücherei.** Herausgegeben von Prof. Dr. E. Liefegang. Wiesbaden, Emil Bergerd. — Wieder ein Volksbücher-Unternehmen! wird mancher ausrufen. Allein bei näherer Betrachtung der vorliegenden ersten Bändchen dürfte er der neuen Volksbibliothek bald freund werden. Es sind zunächst alte Bekannte, der Spinnstubenschreiber B. Oriel, genannt B. O. v. Horn, und der Dichter des Nahetals, G. Pfarrius, die uns entgegentreten. Und zwar sind mit Geschick gerade diejenigen Erzählungen ausgewählt, die uns Rheinländer und Nassauer am meisten interessieren, da sie großenteils auf heimischem Boden spielen. Zugleich sind es die besseren Erzählungen jener Volksschriftsteller. Freude an der Heimat, namentlich Freude am heimatlichen Volkston wollen und werden sie erzeugen. Doch will der Herausgeber nicht nur aus den Werken der bestbekannten Dichter gutes Alte wählen, sondern er will auch neuere Schriftsteller berücksichtigen, und da wird sich manches vielleicht noch verborgen finden, den uns Licht zu ziehen, ein Gewinn und Verdienst zugleich sein dürfte. Die ersten fünf Bände enthalten: 1. Horn: Aus der Schmiede; Die Deserteure. 2. Horn: Meine erste Braut; Die Elfer (mit z zu schreiben); Das

Digitized by Google

Mailchen. 3. Horn: Vor, während und nach dem Rheinübergang Blüchers bei Kaub (die Erzählung ist bekanntlich nicht ganz historisch treu); Kub beim Lesen des Vogelsbergers in Krieg und Frieden; Der Freiersmann. 4. Horn: Die Geschichte von den zwei Mutterskindern; Eine rheinische Schmugglergeschichte. 5. Pfarrius: Basteil Jakob; Die Klause am Sulmenbach. Eine kurze Biographie von Oxtel im 1. und eine von Pfarrius im 5. Bändchen sind zur Einleitung und Charakterisierung vorausgestandt. Der Verlag hat den Büchlein eine treffliche Ausstattung gegeben und den Preis — 50 Pf. für das broschierte, 75 Pf. für das gebundene Buch von ca. 10 Bogen — niedrig bemessen. Wir weisen also empfehlend auf die Rheinische Hausbücherei hin.

* **Athene Parthenos.** Novelle von Franz Treller. 108 S. Br. 1,50 Mk. Kassel, Friedrich Scheel. — Die Erzählung — als eine Novelle kann sie wohl nicht gut bezeichnen, da die psychologische Vertiefung fehlt — ist eine dichterisch treffliche bearbeitete Darstellung des Ostenzuges gegen die Peloponnes im Jahre 1687, als die wackeren Söhne des Schwertlandes in venezianischen Diensten Abenteuer gegen die Türken suchten. Bekanntlich wurde in genanntem Jahre bei der Belagerung der Akropolis von Athen der Parthenon durch eine venezianische Bombe in die Luft gesprengt und die herrliche Schöpfung der perikleischen Zeit, die bis dahin erhalten geblieben war, total zerstört. Historisch ist nachgewiesen, daß die Deutschen an der Unglücksat keine Schuld trifft; aber die Tatsache ist zu wenig bekannt. Treller hat nun versucht, sie durch die spezielle Einführung zu verbreiten, und wir können nur wünschen, daß ihm das gelingt. Die Fabel schließt sich den historischen Geschehnissen geschickt an, die Handlung ist spannend und der Ausgang versöhnend. Störend wirkt die Einleitung, in welcher der Verfasser sagt, was er beabsichtigt. Bei einer zweiten Auflage wird sie hoffentlich fortfallen. Der Satz S. 106/07 genügt vollkommen. Das von Liebe zum heimatlichen Hessenland und dem klassischen Hellas zeugende Büchlein sei allen Poesiefreunden empfohlen.

## Neues aus Nassau.

**S. K. H. Großherzog Wilhelm** erfreut sich einer langsam liegenden Besserung seines Befindens. Bülletins werden nicht mehr ausgegeben.

**König Christian von Dänemark** ist am 29. Januar sanft verschieden; nach dem Tode Großherzog Adolfs ist er der Nestor der europäischen Fürsten gewesen. Die Stadt Wiesbaden betrauert in ihm einen getreuen hohen Kurgast, der seit 1882 jedes Jahr (1888 ausgenommen) auf mehrere Wochen erschien. Auf dem Kurhause und dem Parkhotel wurde zum Zeichen der Trauer der Danebrog halbmast gehißt.

**Großherzog Adolf-Denkmal.** Am 4. Februar fand die angekündigte Landesversammlung im „Friedrichshof" zu Wiesbaden statt. Es waren nicht nur Wiesbadener und Biebricher Herren, sondern auch Abgesandte vom Taunus und Main, von der Lahn und dem Westerwald erschienen, etwa 60 im ganzen. Einstimmig wurde die Errichtung eines Landesdenkmals beschlossen und ebenso einstimmig dessen Aufstellung auf der Adolfshöhe, nach Biebrich zu, westlich von der Wiesbaden-Biebricher Chaussee, zwischen Schwalbacher Bahn und Waldstraße. Die Stadt Biebrich wird den Platz unentgeltlich geben, ihn gärtnerisch herrichten und mit ausgedehnten ebenfolchen Anlagen umgeben lassen, außerdem 15 000 Mk. zur Verfügung stellen. Die Ausgestaltung des Denkmals soll in einer späteren Landesversammlung zur Sprache kommen; Bildhauer Gerth hat sich bereits erboten, einen Entwurf kostenlos anzufertigen. Die weiteren Arbeiten in der Frage wurden dem nunmehr definitiv ernannten Komiter übertragen; Wiesbaden, das ein eigenes Denkmal errichten will, ist ausgeschieden. Der Ausschuß soll sich kooptieren; Subkomitees sollen gebildet werden, um die Einziehung von Beiträgen zu fördern. Bereits bis zum März dürften, wie Major Roth mitteilte, etwa 60 000 Mk. sicher eingehen. Benannten Herrn, als dem eifrigsten Arbeiter in der pietätvollen Angelegenheit, wurde der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Die Stadt Weilburg will die in Nr. 3 erwähnte Tausendjahrfeier über ersten Erwähnung festlich begehen, hat aber einen Zeitpunkt dafür, wie man uns mitteilt, noch nicht bestimmt.

Die direkte Bahnverbindung Wiesbaden-Homburg scheint nun doch eintreten zu sollen. Vorläufig wird im Frühjahr täglich ein Schnellzug von Ostende und einer nach dort über die Verbindungsstrecke bei Rödelheim geleitet werden. Die anderen werden dann noch nach und nach folgen.

Am 14. März kann die katholische Gemeinde zu Idstein, die Hundertjahrfeier ihrer Gründung (unter Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen) begehen.

Das Karl Langsche Krankenhaus zu Langenschwalbach, Stiftung der Frau Wwe. Generaldirektor v. Lang, ist eingeweiht worden.

Dillenburg wird als Wilhelm-Augusta-Viktoria-(warum nicht Wilhelm-Viktoria-) Stiftung ein neues Krankenhaus erhalten. Die Erben Landfried haben bereits 10 000 Mk. dazu gestiftet.

Das frühere Palais des Grafen von Walderdorff zu Wiesbaden, in dem sich die Reichspost befand, ist niedergelegt worden, um durch den Neubau des Postamtes ersetzt zu werden.

Höchst soll eine Kanalisations- und Kläranlage erhalten. Kosten: 800 000 Mk.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Februar.**

18. 1777. Fürst Karl zu Weilburg begründet die Lehrer-Witwen- und Waisenkasse seines Fürstentums.
20. 1809. Neugründgierung des Korps des Marschalls Victor nach der Gualija, an der das 2.-Regiment Nassau teilnimmt. (Spanischer Feldzug.)
22. 1288. Gräfin Adelheid von Nassau, Witwe des Grafen Walram II., Mutter König Adolfs, eine geborene Gräfin von Katzenelnbogen, stirbt zu Mainz und wird in der Klarakirche daselbst beigesetzt.
24. 1635. Graf (sp. Fürst) Balzad von Nassau-Usingen, jüngster Sohn des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, wird geboren. Bei der Landesteilung von 1659 erhielt er Usingen, das er erweiterte und verschönerte. Als bedeutender Kriegsheld starb er am 17. X. 1702 zu Roermond und wurde zu Mörs bestattet.
26./27. 1442. Die Grafenbrüder Philipp II. und Johann II. von Nassau-(Weilburg-)Saarbrücken teilen ihre Gebiete, so daß ersterer Weilburg und Zuckerberg, letzterer Saarbrücken und Zuckerberg erhält. Die dolandischen Besitzungen blieben gemeinsam.
28. 1812. Oberst Meder übernimmt zu Barcelona das Kommando über das 1. Regiment Nassau.

## Briefkasten.

H. L. L. in E. Dankend erhalten. Frdl. Gruß.
L. A. in N. Dankend erhalten.
F. U. in N. Dankend erhalten. Mitgezeile leider nicht verwendbar.
G. B. in F. Wird besorgt. Frdl. Gruß.
L. K. in F. Die kleine Änderung können Sie in der Korrektur besorgen. Frdl. Gruß.

**Redaktionsschluß: 9. Februar.**

Inhalt: Morgengruß der Liebe. Werbung. Frühling. (Gedichte.) Von G. Knauer. — Nassau-ottonische Kulturarbeit in Brasilien. Von Dr. C. Spielmann. (3. Forts.) — Ausgegangene Ortsfesten in Nassau I. Von J. Benner. — Neue Berse über das alte historische „Wirtshaus an der Lahn". Von W. Fink. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (2. Forts.) — Mißzeilen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 5. Wiesbaden, den 1. März 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Erfüllung.

Da liegst du nun, mein lieber kleiner Knabe,
Beschirmt vom duft'gen blauen Wiegenzelt.
Der Welt ist's einerlei, daß ich dich habe;
Doch mir, mir bist du eine ganze Welt.

Und wer dich sieht, der sagt: Ein reizend' Bübchen!
Und denkt: Ein Kind, wie alle andern sind!
Doch ich kenn' jede Linie, jedes Grübchen,
Und weiß: Du bist ein ganz besond'res Kind!

Du brachtest mir in ernsten Mannesjahren
Der Kindheit frohes Paradies zurück,
Und in zwei Augen seh' den wunderbaren,
Den Himmelsglanz ich: Sel'ges Mutterglück!

## Unser Halbjähriger.

Wie freu'n wir uns, daß nach viel bangen Stunden
Uns unser guter kleiner Knabe blieb.
Wenn seine blauen Augen uns gefunden,
Wie dankbar sprachen sie: Ich hab' euch lieb!

Des kleinen Geistes Spiel hat angefangen,
Es heben sich die Fingerchen so zart,
Und kosend streicheln sie der Mutter Wangen,
Und jauchzend haschen sie des Vaters Bart.

Dem lieben Stimmchen möchten stets wir lauschen,
Die wie Gedichte aus dem Himmel sind.
Durchs Zimmer geht ein leises Flügelrauschen,
Und Kinder sind wir mit dem lieben Kind.

Rudolf Dietz.

# Nassau-ottoische Kulturarbeit in Brasilien.

5) Von Dr. C. Spielmann. (4. Fortsetzung.)

Das Pracht- und Hauptwerk aber, das auf die Nachwelt gekommen ist, bildet die „Historia naturalis Brasiliae", die in 12 Büchern erschien und deren erste Ausgabe 1643 von dem gelehrten Mitgliede des Direktoriums de Laet (spr. Laat) besorgt wurde; die vier ersten Bücher bearbeitete Piso; Luft, Wasser, Boden Brasiliens, Krankheiten, Gifte und Gegengifte werden behandelt, und man erkennt den Arzt im Verfasser. Die sieben nächsten Bücher hat Markgraf geschrieben; in dreien führt er die Kräuter, Sträucher und Bäume, in vier die Fische und Krustentiere (Schaltiere), die Vögel, die Vierfüßler, die Schlangen und die Insekten vor. Im letzten Buche bringt de Laet alles dasjenige, was thm über die Eingeborenen Brasiliens berichtet wurde, leider nicht sehr viel. Piso und Markgraf haben auch die Zeichnungen des aus 500 Abbildungen bestehenden Tier- und Pflanzenatlas geliefert. Eine zweite Ausgabe dieses Werkes bearbeitete Piso 1658; doch unterscheidet sich diese so sehr von der ersten, daß man sie als ganz neue Arbeit ansehen kann, die indes an Wert jener nachsteht. Auch sind die Abbildungen hier, wie übrigens auch in der ersten Ausgabe, nicht überall den Originalen entsprechend, die in Johann Moritz' Besitz blieben.

Letztere kamen 1652 durch Kauf an den Großen Kurfürsten von Brandenburg und sind nunmehr im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Es sind zwei Bücher und eine Anzahl Ölgemälde, erstere mit 455, bezw. 488 Blättern Malereien in Wasserfarben auf Papier, deren Urheber man in Markgraf selbst vermutet. Auf jedem Blatte des ersten Buches und auf vielen des zweiten befinden sich persönliche Anmerkungen des Grafen, der dadurch irgend eine besondere Merkwürdigkeit des betreffenden Gegenstandes hervorheben will. Die Ölgemälde sind wahrscheinlich vom Maler Franciscus Post, dem Bruder des oben genannten Baumeisters Pieter Post aus Haarlem, auf starkem Papier gemalt. Sie wurden 1661—1664 zu Berlin in vier große Foliobände vereinigt und enthielten 1460 Abbildungen; der größte Teil war von Johann Moritz hinzugeschenkt worden, um die Sammlung vollständig zu machen. Franciscus Post hatte auch eine Anzahl brasilianischer Landschaften, Menschen-, Tier- und Pflanzengenerien, in Öl auf Leinwand in mächtigen, zum Teil lebensgroßen Dimensionen gemalt. Eines dieser Gemälde zierte noch lange die Mauern des Lustschlosses Honselaarsdyk (spr. deik), und sieben kamen auch nach Berlin, sind dort aber nicht mehr vorhanden. Auch die übrigen Sammlungen, darunter viele Seltenheiten mancherlei Art, gingen an den Großen Kurfürsten über, der dafür die hohe Summe von 50 000 Talern bezahlte und dem Grafen als Pfand einstweilen ein Grundstück in der Nähe von Kleve überwies.

Man muß bedenken, welche Mühe es verursachte, in damaliger Zeit, noch teilweise während des Krieges, unter einer unfreundlichen Kolonistenschaft und feindlichen Menschenfressern, die Tiere in den Urwäldern zu jagen oder zu fangen, zu präparieren und auszustopfen, die Pflanzen zu sammeln und zu pressen oder in die Gärten von Vrijburg und Boavista zur Anpflanzung zu transportieren — ein botanischer Garten und eine Menagerie scheinen sich dort befunden zu haben —, so wird man erkennen, was für eine Arbeit jene Gelehrten leisteten und zugleich, wie opferfreudig Johann Moritz daran teilgenommen und jene Männer unterstützt haben muß. Denn die wissenschaftliche Arbeit war so gründlich, daß selbst spätere Brasilienreisende, wie Alexander von Humboldt und Prinz Maximilian zu Wied, sie als grundlegend anerkannten und lobten. Auf der Berliner Bibliothek befindet sich auch, um dies noch nebenbei zu bemerken, ein Exemplar des Markgrafschen Werkes, das, nach den Randbemerkungen und den sorgfältigen Kolorierungen zu urteilen, des Grafen Handexemplar war.

Der Statthalter verwandte viele Mühe darauf, die Sitten und die Lebensweise der Eingeborenen zu erkunden, um sie dementsprechend behandeln und für sich gewinnen zu können. Er legte in Vrijburg neben seiner naturhistorischen Sammlung ein Museum für Völkerkunde an mit allen Arten von Kleidungsstücken, Geräten, Waffen u. s. w., die er aus Brasilien und Afrika zusammenerworben hatte und nachher in Europa in seinem Moritzhaus im Haag unterbrachte.[1]) Er sandte ferner 1641 den Befehlshaber von Parahyba, Elias Herckmans, geradezu zu einer wissenschaftlichen Reise in die Urwälder des Hinterlandes; der Oberst Baren drang einige Monate später tief ins Land der Tapujas ein und brachte mehrere Häuptlinge zur Huldigung mit, die Johann Moritz reich beschenkt entließ. Dieser hoffte durch die Entdeckungsreisen auf Gold- und Silberminen zu stoßen, die ihm die Mittel verschaffen sollten, sowohl den ostindischen Gewürzhau in Brasilien zu betreiben und durch andere neue Handelsanlagen den allgemeinen Wohlstand zu mehren, als auch das geistige Leben durch Einrichtung von Schulen, zu einer Universität, durch Gründung einer Buchdruckerei u. a. m. zu heben.

[1]) Leider ist dieses 1704 mit seinem gesamten Inhalte verbrannt.

Digitized by Google

Es kam nicht dazu; die Direktoren fingen nach dem Friedensschlusse an, das Heer allmählich zu entlassen, wodurch der Statthalter seiner nötigsten Stütze beraubt wurde. Johann Moritz widersetzte sich dem verderblichen Beginnen vergeblich. Man dachte bereits 1643 an seine stillschweigende Entlassung, da er „zuviel kostete", doch widersetzten sich die Generalstaaten, und so sah man davon ab. Kaum aber hatte der Graf das erfahren, als er sofort seine Entlassung einreichte und sich nur auf Bitten des Statthalters Friedrich Heinrich bewegen ließ, sein Amt noch bis zum Ende des Jahres zu verwalten. Das war für die Kolonien ein Glück; denn es gelang dem Grafen durch Heranziehung geistesverwandter, französischer und englischer Siedler das niederländische Element gegen die Portugiesen etwas zu stärken und auch durch die Verteilung von Kulturland um Alagoa an fleißige Bauern den Ackerbau zu beleben und der Kolonie neue Nahrungsmittel zuzuführen. Aber schon recte sich der unzufriedene portugiesische Teil der Bevölkerung in den zuletzt gewonnenen Gebieten; in Kongo und auf San Tomas brach ein Aufstand aus, und in Maranham empörten sich die Pflanzer gegen den tyrannischen niederländischen Befehlshaber. Es glückte dem Grafen, alle diese Bewegungen niederzuwerfen. Die Schuldigen im eigenen Lager traf die Strafe; aber das Vertrauen zur Herrschaft des Statthalters begann zu wanken. Dazu kam die Unzufriedenheit damit, daß die Pflanzer, denen die Neger durch eine plötzlich aufgetretene Epidemie weggestorben waren, der Kompagnie das neue Menschenmaterial teuer bezahlen mußten und dadurch noch tiefer in die Schuldenlast gerieten, die sie durch eine üppige Lebensweise sich bereits aufgeladen hatten. Ein Aufstand, der Erfolg hatte, mußte sie von ihren Gläubigern, die ihnen dazu als Neger verhaßt waren, befreien.

Schon zu Ende von 1642 tauchte von neuem das Gerücht von einer heimlichen Verschwörung auf, und man bezeichnete sogar ein Magistratsmitglied zu Moritzstadt, Vieira (spr. re-i) einen reichen und angesehenen Mann als deren Haupt; doch konnte ihm nichts Verräterisches nachgewiesen werden. Johann Moritz ließ aber, um künftigen derartigen Gefahren vorzubeugen, sämtliche portugiesischen Untertanen entwaffnen, eine Maßregel, die zwar hart, aber gerechtfertigt war, wie die Folgezeit zeigte. Der Graf glaubte sich nun so sicher, daß er einen Eroberungszug in die Gegenden des La Plata zu unternehmen sich anschickte, als ihm die Kompagnie den früheren Gouverneur von Ostindien Hendrik Brouwer (spr. Brauer) schickte, dem er Schiffe und Mannschaft zur Umseglung Südamerikas, Eroberung von Chile (spr. Tschile) und Revoltierung der Araukaner gegen die Spanier abtreten sollte. Das geschah. Brouwer wütete an der chilenischen Küste mit Feuer und Schwert, starb aber bald und hatte Herckmans (s. d.) zum Nachfolger. Diesem gelang es, die Araukaner zum Bündnisse zu bewegen; als sie aber hörten, daß er beauftragt sei Gold zu suchen, erinnerten sie sich, daß die Goldsucht der Spanier die Ursache der schrecklichen Behandlung der Indianer geworden war. Sie hielten sich zurück; trotz der nachgesandten Verstärkungen konnte Herckmans sich nicht behaupten, sondern mußte heimkehren. Sein einziger Gewinn war ein Wörterbuch der chilenischen Sprache, das er mitbrachte. Über diesen Mißerfolg tröstete den Grafen einigermaßen die Huldigung zweier schwarzen Kongokönige, die um Beistand gegen die Portugiesen baten und reiche Geschenke brachten. Eine silberne Schüssel mit getriebener Arbeit, die Johann Moritz selbst erhielt, schenkte er nachher der reformierten Kirche in Siegen, wo sie noch heute als Taufbecken dient.

Allmählich nahte nun die Zeit des Abganges des Grafen heran. Er mußte sie noch etwas hinausschieben, da die Kompagnie wünschte, daß in den Gehältern der Prediger und Beamten Ersparnisse eingeführt und die Truppen allmählich bis auf 2000 Mann verringert würden. Johann Moritz erhob gegen diese Maßregel Einspruch, umsomehr, da die Portugiesen in Maranham und Ciara sich sogusagen der Herrschaft bemächtigt hatten und zudem ein Negeraufstand in Parahyba nur mit Mühe bewältigt worden war. Aber der Statthalter fand in seiner Ansicht diesmal bei den Generalstaaten keine Unterstützung und mußte den Befehlen der Kompagnie gemäß verfahren. Er tat es schonend, dann verabschiedete er sich von den Provinzbehörden schriftlich und hatte die Freude, daß alle Militär- und Zivilbeamten seine Verdienste voll anerkannten und ihren Schmerz ausdrückten, ihn aus dem Amte scheiden zu sehen. Besonders lobten die jüdischen Kolonisten die Toleranz, die er gegen sie bewiesen habe.

Ein große Versammlung wurde auf den 6. V. 1644 in das Regierungsgebäude zu Moritzstadt berufen; vor ihr legte Johann Moritz seine Gewalt in die Hände seines Nachfolgers, des Hohen Rates nieder, der nunmehr den Hauptmann der Leibgarde Hendrik Honfius (spr. Hanfius) zum militärischen Oberbefehlshaber machte. Fünf Tage später verließ der Graf seine Hauptstadt; unter dem Donner der Geschütze und den Klängen der niederländischen Nationalhymne „Wilhelmus van Nassouwe" (spr. Nassauc) ritt er, geleitet von einer berittenen Bürgerwache, langsam durch die dichtgedrängte Volksmenge, die sich herzugedrängt hatte, um ihn noch einmal zu sehen. Niederländer, Portugiesen, Juden und Indianer, alle waren voller Wehmut und Klagen; nur langsam kam er vorwärts. Er hielt auch mehrmals aus eigenem Antrieb sein Roß an, um seine Schöpfungen noch einmal, zum letzten Male zu überschauen. Die Beweise von Zuneigung wiederholten sich auf seiner Reise die Küste entlang und bei seiner Einschiffung beim Margaretenfort in Parahyba, die am 22. Mai 1644 erfolgte. Es begleitete ihn 11 Schiffe mit 1400 Köpfen Bemannung, lauter entlassene Offiziere und Soldaten; ihnen hatten sich aber auch viele Beamte und Kaufleute angeschlossen, die in Johann Moritz' Abgang den Anfang vom Ende der niederländischen Herrlichkeit in Brasilien voraussahen. Eine Menge kostbarer Waren im Werte von 26 Tonnen Goldes wanderten mit. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Ausgegangene Wirtschaften in Nassau I.

2) Von J. Benner. (Schluß.)

Das erst in der Neuzeit durch Verlassen seitens der Einwohner ausgegangene Dorf Sefpenrod lag einige Kilometer südlich von Wenigenfrenz in dem Kirchspiel Rentershausen. Es zählte noch im Jahre 1843 dreizehn Häuser, 16 Familien mit 63 Seelen, und hatte eine Gemarkung von 364 Morgen, zumeist Wald, welcher aber an den steinigen Abhängen des Gebachtales wenig ergiebig war und außerdem vom Verkehr vollständig ausgeschlossen lag. In 1565 wird von Sefpenrod erwähnt, daß es vier Feuerstätten habe und daß seine Bürger zwei Achtel Herrenhafer gaben; Dietkirchen Dern, Junker Dietrich von Waldmannshausen und Junker Dietrich von Hadamar zu Welterburg hatten hier den Zehnten. Von seinen Leibeigenen gehörten damals einer aufs Haus Molsberg und zwei zu Nassau. Später hatten den Zehnten in Sefpenrod der Pastor in Rentershausen, Freiherr von Hohenfeld, die von Dern und von Hilchern. Im Jahre 1786 zählte es 34 Seelen in neun Häusern und gehörte zu Gericht und Pfarrei Rentershausen und zum Zech Heilberscheid. Damals hatte es 120 Reichstaler Schulden, welche durch den Bau einer Kapelle und eines Backhauses entstanden waren.

Im Jahre 1853 waren noch 60 Seelen in Sefpenrod, darunter zwei Bauernfamilien. Die übrigen Einwohner setzten sich zusammen aus Korbmachern, Spenglern, Kesselflickern und Schäfern. Da das Dorf sich an die Nordseite eines Hügels anlehnte, waren mehrere Wohnungen in den Hügel gebaut, man nannte ihre Inhaber daher die Höhlenbewohner. Die Gemarkung war jetzt bereits auf 202 Morgen Landes zurückgegangen, wovon ein großer Teil noch als Schafweide diente. Auf den Ostermontag 1853 wanderte die Bevölkerung mit Sack und Pack nach Amerika (Milwaukee), weil die Gemeinde verschuldet war und die Gemeindeangehörigen sich nicht mehr ernähren konnten. Vier Familien wollten den Auszug nicht mitmachen; sie wurden zwangsweise den Dörfern Reckenthal, Heilberscheid, Rentershausen und der Stadt Diez zugeteilt. Das Dorf ward rasiert; nur zwei Scheuern waren noch mitnehmenswert, sie wurden abgebrochen und in Heilberscheid wieder aufgebaut. Das Gemeindeland erwarb die Gemeinde Heilberscheid für 8573 Gulden, welche Summe unter die Bürger von Sefpenrod verteilt wurde. Als Erinnerung an das Dorf ließ man das Dorfkreuz und die Linde stehen, welche auch heute noch vorhanden sind. In dem Versteigerungsprotokoll von Sefpenrod befinden sich nur zwei Unterschriften; die übrigen Einwohner haben mit drei Kreuzen gezeichnet, weil sie des Schreibens unkundig waren.

Nicht weit von Sefpenrod lag das ebenfalls ausgegangene Dorf Oberuffelbach oder Oberuffelbach, welches 1564 den Zehnten an die Stiftsherren zu Limburg, die Junker Friedrich vom Stein und Stoffeln von Baldenstein entrichtete und sechs Feuerstätten hatte. Seine Leibeigenen gehörten Trier, Nassau und Diez. Bekannt war namentlich die Abgabe der Oberuffelbacher Grevenbutter, die am Pfingstmittwoch fällig wurde. Im Jahre 1573 soll der Ort noch bestanden haben.

Nach der Tradition hat am südlichen Abhang des zur Gemarkung Molsberg gehörigen „Eichberg" ein Dorf Lengrod oder Langrod gestanden und ist im Dreißigjährigen Kriege verschwunden. In dem Dietzer Vertrag von 1564 ist es jedoch nicht aufgeführt, obschon es zum Kirchspiel Hundsangen gehört haben könnte, in dessen jetziger Gemarkung Lenzrod auch gelegen haben soll. Einen Distrikt „Am Rod" und „Roth" gibt es in der Gemarkung Hundsangen noch.

Die nassauischen Forscher Vogel und Kehrein erwähnen den Ausgang eines Dorfes Rod bei Salz. Da es aber jetzt tatsächlich noch ein Dorf Roth gibt, welches mit Salz zusammengebaut und auch diesem eingemeindet ist, so könnte man geneigt sein, dieses Roth für das ausgegangene Dorf Rod anzusehen, wenn nicht der Umstand dagegen spräche, daß es in der Gemarkung Salz, und zwar zwischen dem jetzigen Roth und dem Dörfchen Girkenrod einen Feldbistrikt gibt, der Alterrod heißt. Dieser Distriktsname weist mit großer Deutlichkeit darauf hin, daß es ein altes Rod gegeben hat. Vielleicht haben sich die Bewohner dieses Orts nach dessen Zerstörung an der Stelle des jetzigen Roth angesiedelt, weil die Lage besser war. Rod oder Roden, wie es im Jahre 1564 genannt wird, zählte damals acht Feuerstätten, gehörte zum Salzer Zech und mußte den Zehnten an die Stiftsherren in Diez abgeben. Sonderbar ist, daß sich dieses Rod in der Tradition nicht erhalten hat, was aber wohl darauf zurückzuführen ist, daß es, wenn auch an anderer Stelle, doch unter demselben Namen wieder erstand.

Im Gegensatz hierzu weiß in Salz jedes Kind die Stelle, wo das um dieselbe Zeit ausgegangene Dorf Hausen gestanden hat. Der Volksmund nennt sogar Ober- und Unterhausen, weil das Dorf nicht zusammengebaut war. Die Erinnerung ist allerdings noch achalten worden, weil man bis in die fünfzehn Zeit beim Pflügen und Graben Spuren der einstigen Existenz von Hausen in dem betreffenden Felde gefunden hat, das nördlich der Straße von Salz nach Dorndorf liegt. Östlich von dem Felde erhebt sich eine bewaldete Anhöhe, welche Hausenberg heißt und zweifellos ihren Namen dem einstigen Dorfe Hausen verdankt. Hausen besaß im Jahre 1564 fünf Feuerstätten. Ein Hof gehörte den Junkern von Reifenberg, den Herren von Brambach, von Dern und Ottenstein zu Freisberg; ein anderes Höfchen besaß Dietrich von Hadamar. Im Jahre 1329 war hier ein Hof dem Kloster Seligenstadt bei Sek vermacht worden. Der Zehnte gehörte halb den Stiftsherren zu Diez und halb der Pfarrei. Im Jahre 1589 hatte Hausen nur vier Familien, und seit dieser Zeit wird nichts mehr von ihm gemeldet.

Nach dem Dietzer Vertrag von 1564 bestand das Salzer Zech aus fünf Dörfern: Salz, Rod, Hausen, Willheim und Neurod. Letzteres ist jetzt nur ein Schlößchen mit Hof und gehört dem Grafen von Waldersdorff. Nach dem „Rheinischen Antiquarius" gab es Adelige von Neurod, welche von alten Zeiten

Digitized by Google

der Vasallen des Stiftes vom hl. Georg in Limburg waren. Und 1313 schenkte Gerlach II. von Limburg den Neurod-Zehnten zu Rod dem Kloster Marienborn. Ein Hof Neurod gehörte um 1564 den Herren von Braunbach und noch einem andern, nicht genannten Junker. Philipp und Johannes von Reifenberg besaßen hier ebenfalls einen Hof. Anscheinend ist das Dorf Neurod, welches wohl sehr klein gewesen sein wird, ebenfalls wie Langwiesen zu einem Gute umgestaltet worden.

Zwischen den jetzigen Straßen von Hersichbach nach Guckheim und von Hersichbach nach Salz war einst der Rittersitz der freiherrlichen Familie Köth von Wanscheid. Von der Burg oder doch dem zweifellos befestigten Wohnsitz ist fast keine Spur mehr vorhanden. Hier und da stößt man beim Graben in der Erde noch auf Mauern, und eine Wüstenei bedeckt jetzt die einst bebaute Stätte. Ein kleines Dörfchen liegt daneben, welches den Namen Wanscheid heute noch führt. Die Köthe scheinen aus der Gegend von Diez gekommen zu sein und waren schon frühzeitig in Wanscheid ansässig; in Urkunden des Klosters Seligenstadt kommt um 1218 ein Arnoldus von Wagenscheid vor, und die Limburger Chronik kennt einen Gerhard Koeth von Wanscheid, der 1347 im Reckenforst (Mosstatt im heiligen Hain bei Dietkirchen) mit zu Gericht saß in einem Streit zwischen denen von Westerburg und von Kramberg; 1403 wird eine Lütze Koethin von Wanscheid als Äbtin im Kloster Dirstein (Oranienstein) genannt. Im Jahre 1501 erbten die Koethe Fenberg. Erstere müssen aber seit mehreren Jahrhundert von Wanscheid Güter und Lehen der Rödel von Reinhardsten den Westerwald verlassen, und die Adeligen von Brambach und von Schenk werden die Besitzungen angetreten haben. Die Ländereien sind aufgeteilt worden. Im Jahre 1786 wurde der Wald noch als ritterschaftlich bezeichnet und gehörte dem Freiherrn von Schenk, einem Schwager des Freiherrn Eich zu Langwiesen. In diesem Jahre ging derselbe nebst anderem Besitz an den Schultheiß Joh. Christ. Zimmermann zu Salz „mit Nachbenennung desselben Stiefschwester Anna Maria Kegel zu Höhn im Nassauischen" für 15 000 Reichstaler und gegen einen jährlichen Pacht von 500 Gulden in Erbbestand über. Die Angabe bei Vogel, daß das Geschlecht der Koethe von Wanscheid im Jahre 1788 erloschen sei, ist irrig. Um die Wende des 19. Jahrhunderts lebte in Darmstadt noch ein Freiherr Gideon Köth von Wanscheid, bekannt als der „hessische Bauernkönig" und als Landtagsabgeordneter. Und ein Bruder von ihm, Hugo, Freiherr Dael von Köth-Wanscheid, hessischer Rittmeister à la suite und Gutsbesitzer in Dirnstein bei Frankenthal, lebt wohl jetzt noch. Beide Herren haben meine Forschungen in siebensürdigster Weise unterstützt. Nach ihren Familienpapieren ist der Hof in Wanscheid im Jahre 1536 von der Witwe Werner Köth, Barbara Rutichidiekin von Ebermannstadt und Reinsbrunn mit allem Zubehör an Andreas von Brambach verkauft worden. Das Verzeichnis der Grundstücke, beiteilt: „Wanschieder Hofgüter. Dis ist solch laut dat zu Wanschitt zum Junker Wernher Koethen hoff geboringh ist", enthält u. a. die Gewannennamen „Ubendig den boefen, stoßet widder den Kirchenwall", „Uff dem kersenberge", „In der foilbach" und „Dat holz wind den Kleyn Glichenboef". Der Name wird verschieden geschrieben „Köthe" und „Koethe"; die beiden erwähnten Freiherrn schreiben „Köth".[1])

[1]) Die Köth von Wanscheid besaßen eine Zeitlang in Wiesbaden einen Hof (s. Kirchgasse 36 u. 38).

# Fürstliche Heirat vor der französischen Revolution.

1) Von J. Löwenthal.

Es war Ende Septembers von 1779. Ein frischer herbstlicher Wind wehte von den Vogesen her und verjuchte die blaugrauen Nebel zu zerreißen, welche sich um die Spitzen der Berge gelagert hatten, und trocknete die vom Regen des vorherigen Tages feuchtgewordenen Wege. Der fallende Nebel versuchte zwar die Trocknungsarbeit des Windes zu bekämpfen, versprach aber einen klaren Herbsttag.

Ein außergewöhnliches Leben und Treiben spielte sich auf den verschiedenen Straßen und Wegen des Elsaß ab. Hätte jemand die Gegend von Rappoltsweiler bis Reichshofen von der Vogelperspektive aus überschauen können, er hätte an diesen und einigen nachfolgenden Tagen mehr Bewegung zwischen den einzelnen Orten und in den Städten und Dörfern dort wahrgenommen, als sonst vielleicht in einigen Monaten zusammen. Die Menschen schienen alle nach Straßburg und Hagenau hin zu drängen: Fußgänger und Reiter verschiedenster Art und Klassen, Fuhrwerke jeder Gattung, von gewöhnlichsten Karren des Plebejers bis zu den wappengeschmückten Karossen der sogenannten besseren Menschheit. Ein ähnliches Treiben hatte wohl seit 1770 hier nicht stattgefunden, in welchem Jahre die schöne Maria Antoinette, die jugendliche Tochter Maria Theresias, über Straßburg nach Paris pilgerte, wo der ihr bestimmte Gatte, der französische Kronprinz, sie erwartete. Die hohe Braut verweilte auf der Reise mehrere Tage in dem schönen Straßburg. Adel und Volk, damals noch viel schärfer als heute getrennte Menschenklassen, waren eifrig bestrebt, Zeugen der außergewöhnlichen Festlichkeiten zu sein, welche der Bischof Prinz Rohan, die städtischen Behörden und der Adel der Provinz, wie auch die Abgesandten Ludwigs XV. zu Ehren der jungen österreichischen Prinzessin gaben.

Die Ursache des heutigen lebhaften Treibens war gleichfalls eine Hochzeit und zwar die zwischen dem elfjährigen Prinzen Heinrich Ludwig Karl Albrecht von Nassau-Saarbrücken und der achtzehnjährigen Prinzessin Marie Françoise Mariniliane von Montbary, Tochter des damaligen

Digitized by Google

französischen Kriegsministers Alexander Marie Léonar von St.-Maurice, Fürsten von Montbarey. Die Vermählung sollte am 6. Oktober 1779 auf dem Schloß Reichshofen im Unterelsaß stattfinden. Jedenfalls waren es politische Gründe, die die Vereinigung der so verschiedenaltrigen Persönlichkeiten veranlaßten, und ähnliche Ursachen mögen auch den Ort der Vermählung bestimmt haben.

Das Schloß zu Reichshofen hatte früher dem Prinzen von Vaudemont gehört; als dieser beim Könige von Frankreich in Ungnade gefallen war, wurde Schloß und Herrschaft Reichshofen konfisziert und im Jahre 1761 von einem reichen elsässer Patrizier, dem Herrn von Dietrich, erworben. Die Prinzen von Vaudemont gehört; als dieser beim von Reichshofen waren seit etwa 250 Jahren ausgestorben.

Die von Dietrich waren im Elsaß sehr angesehen, jedoch von recht jungem Adel und mochten wohl durch Übernahme der sehr kostspieligen Hochzeit die Absicht gehabt haben, sich leichter in die Kreise des alten Adels einführen zu können, wie auch sich den sehr einflußreichen französischen Kriegsminister zu verpflichten.

Vielleicht lagen auch Jugendbeziehungen zwischen den beiden vor, war doch Herr von Montbarey in Besançon in der Freigrafschaft Burgund, also nahe dem Elsaß geboren, auch war er Vorsteher der Konturei Hagenau, einer Unterabteilung der Ballei Elsaß-Burgund des Deutschen Ritterordens, zu welcher Kontunei auch Reichshofen gehörte.

Der als Herr von St.-Maurice geborene Adlige hatte es fertig gebracht, sich erst zum Grafen emporzuschwingen, dann zum Granden von Spanien, zum deutschen Reichsfürsten, und zum Komtur in dem vorerwähnten hohen Orden.

Nebenbei war Herr von Dietrich, welcher mit der Tochter eines Schweizer Patriziers, namens Ochs, verheiratet war, Generalfeldkretär des französischen Regiments der Schweizer und Graubündner Garden, deren Generaloberst der Graf von Artois (nachmalige König Karl X.) war. Also stand er, wenn auch indirekt, unter der Autorität des Kriegsministers.

Wir kehren jetzt wieder zu den belebten Heerstraßen zurück, die sowohl vom Süden, wie von allen anderen Himmelsrichtungen her nach Hagenau und Reichshofen führten.

Vor kurzem waren die Pfeifertage in Rappoltsweiler und Bischweiler gewesen, in ersterem Orte für die mittlere, in letzterem für die untere Abteilung der Brüderschaft. Nebenbei war Rappoltsweiler auch der Sitz der Zentralbehörde der Vereinigung der wandernden Spielleute, und zum Feste mögen sich damals wohl viele Hunderte dieser ambulanten Künstler versammelt haben. Rechnen wir hierzu noch diejenigen, welche geschäftshalber an jenem Tage mit den Musikanten und Schäfern, welche zur Vereinigung eine besondere Abteilung bildeten, die Instrumentenmacher, Schneider, Schuster und Hut- und Mützenmacher rc., die vielen Freunde, Verwandte und Bekannte, so haben wir einen annähernden Begriff von der zusammengeströmten Menge. Nach einigen Tagen zogen dann die Spielleute wieder in alle Welt hinaus.

Die Herren von Rappoltstein waren nachweislich seit dem 13. Jahrhundert (vielleicht aber schon früher) die Schutzherren der Schäfer und Pfeifer (fahrenden Spielleute), während die Kessler oder Kesselflicker gleicherweise den mächtigen Herren von Rathsamhausen, gleichfalls im Elsaß, unterstellt waren. Während die Handwerker sich zu gegenseitigem Schutze in Zünften vereinigten, hatten sich die fast ganz rechtlosen fahrenden Leute in den Schutz dieser adligen Herren begeben, wofür sie ihnen gewisse Abgaben zahlten.

Schon im Sachsenspiegel Bd. I. Art. 38 werden die Spielleute ausdrücklich als rechtlos bezeichnet, und waren noch später von gewissen kirchlichen Ehren und den Sakramenten ausgeschlossen.

Zu deren Erlangung war ihnen der Schutz eines mächtigen Geschlechtes oft behilflich, wie auch zur Hilfe gegen die Willkür oder ungerechten Druck einer weltlichen Macht. Dieser Schutz ward auch von Kaiser und Reich mehrmals anerkannt und verbrieft.

Alljährlich versammelten sich nun die Mitglieder der Brüderschaft der Pfeifer in der Residenz der Herren von Rappoltstein, nämlich Rappoltsweiler (Ribeauvillé), zahlten ihren Schutzzoll und erhielten dafür ihren Schutzbrief für das kommende Jahr. Das Aussterben der Herren von Rappoltstein, 1673, brachte die Schutzherrschaft an die Pfalzgrafen von Birkenfeld und 1734 an die Pfalzgrafen von Zweibrücken. Es gab im Elsaß drei Bezirke der Pfeiferbrüderschaften, die obere etwa von Hanenstein in der Schweiz bis Ottmarsshüh in Elsaß, die untere von Eyhig bis zum Hagenauer Forst, dazwischen die mittlere.

Die Aussichten auf einen größeren Verdienst für eine Anzahl Spielleute und Kesselflicker bei Gelegenheit der zu erwartenden Festlichkeit in Reichshofen hatten einen großen Teil der Brüder veranlaßt, nach Schluß des Pfeifertages nach dort zu ziehen, und je näher sie dem Festorte kamen, desto mehr füllten sich naturgemäß die Wege, welche zu demselben führten. Nun waren zu der auf den 6. Oktober festgesetzten Hochzeit fast der gesamte elsässische und nassau-saarbrückensche, wie auch der altnassauische Adel von Rhein und Lahn eingeladen, sodann auch die Freunde und Verwandte der Braut aus der Freigrafschaft und vom Hofe in Paris und Versailles. Hierzu kamen noch die ganz oder halb souveränen Familien, welche in der Nähe des Festortes oder in der Nähe Saarbrückens und der altnassauischen Lande ihre Besitzungen hatten und die herzoglichen, fürstlichen und gräflichen Häuser, welche durch Familienverbindungen mit den Nassauern verwandt waren. Wenn auch nicht alle der Einladung Folge leisteten, so kamen doch viele mit großem Gefolge; andere sandten der Sitte gemäß Geschenke und Glückwünsche bringende Vertreter, und auch diese erschienen nicht ohne eine Anzahl Diener und Dienerinnen.

Gehörten doch noch im Anfange jenes Jahrhundert über fünfzig Familien der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Ober- und Unterelsasses an;

Digitized by Google

lagen doch in der Nähe des Festortes und von Saarbrücken Dutzende land-, pfalz- und wildgräflicher Herrschaften, gräflicher, fürstlicher und herzoglicher Höfe, Bischofssitze ꝛc. Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren auf drei Tage ausgedehnt, und man kann sich leicht einen Begriff von der Menschenmenge machen, welche Ende Septembers und Anfangs Oktobers 1779 gen Reichshofen zog.

Es ist noch zu erwähnen, daß viele dieser kleinen Potentaten, die sich an den vor 9 Jahren in Straßburg erfolgten Festlichkeiten, wegen des ihnen nicht zusagenden französischen Hofceremoniells nicht beteiligt hatten, mit Freuden ihren Glanz und ihre Herrlichkeit bei der bevorstehenden Hochzeit zu entfalten wünschten. Es hatte nämlich kein auswärtiger Fürst einen bestimmten Rang am französischen Hofe und rangierte stets *hinter* dem französischen Könige und dessen Familienmitgliedern, weshalb solche Gäste meistens inkognito am französischen Hofe erschienen. Nur im kleinen Cercle aßen sie mit den königlichen Herrschaften am selben Tische und nie gab ihnen der König oder die Königin bei großen Festlichkeiten die Hand.

Der Morgen, an dem unsere Erzählung beginnt, war der Morgen des 30. September, und wir befinden uns in der Nähe von Zabern, der zweiten Residenz des Straßburger Bischofs, des später berüchtigt gewordenen Kardinals von Rohan, Halsband-Angedenkens.

Auf dem nach Straßburg führenden Wege nimmt eine umgestürzte Staatskarosse unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Kutscher hatte eben mit Hilfe eines Dieners die Pferde ausgespannt. Der Besitzer der schwerfälligen Transportmaschine betrachtete anscheinend mit größerem Interesse den zerrissenen Ärmel seines geistlichen Gewandes als den umgestülpten Wagen und die ruhig vor demselben stehenden Gäule. Jetzt wandte er sich zu seinem Kutscher, welcher seine bisher vergeblichen Versuche, den Wagen aufzurichten, unterbrochen hatte: „Warte Er bis Hilfe kommt, es wimmelt dort hinten von Menschen und Fuhrwerk, und mit dem Weiterreisen werden wir uns doch noch etwas gedulden müssen." — „Nun, vier bis sechs Stunden wird die Reparatur wohl dauern, Ew. Hochwürden", meinte der Kutscher. — Der also Angeredete nahm nachdenklich eine Prise und beschaute wehmütig seinen zerrissenen Ärmel. — Ein freundliches „Guten Morgen, Ew. Hochwürden," weckte ihn aus seinen Betrachtungen. Ein schlanker, hübscher Jüngling von etwa zwanzig Jahren in Samtwams, Degen und Barett nahte leichten Schrittes dem älteren Herrn und betrachtete das umgeworfene Objekt auf der Landstraße. — „Sie haben Unglück gehabt, Hochwürden," fuhr er fort, „aber schlimme Folgen für Ihre Weiterreise wird es wohl nicht haben; in etwa einer halben Stunde wird mein Wagen hier sein, und ich würde es mir zur Ehre nehmen, Sie und Ihr notwendigstes Gepäck weiterbefördern zu dürfen, und", indem er auf das verunglückte Gewand zeigte, „ein zweites Meßkleid werden Hochwürden wohl in Kisten und Kasten beherbergen; so wird auch dieser Schaden leicht zu heben sein." — „Gerne und dankbar nehme ich Ihr Anerbieten an, Herr Baron," antwortete der geistliche Herr, und schüttelte dem jungen Manne die Hand.

(Schluß folgt.)

# Der Schulmeister-Friedel.

4) Von J. Brumm. (3. Fortsetzung.)

Der Feldscherer bestand die harte Probe und war bald wieder hergestellt, um seine Dienste den Mannschaften angedeihen lassen zu können. Bei dem einen hatte er Wunden zu verbinden, die der schwere Schiffsdienst fast täglich schlägt, bei einem anderen ein bitziges Fieber zu stillen, bei einem dritten war Nachtwache zu halten; kurz und gut, er war reichlich in Anspruch genommen.

Die freie Zeit benutzte er gerne, um mit dem alten Steuermann Hartherz ein Plauderstündchen zu halten. Hartherz war eine echt niederdeutsche Natur von robuster Gestalt, mit gutmütigem Blick und warmem Druck der Hand. Das lange Leben auf der See hatte ihm mit allen Einzelheiten des Seelebens vertraut gemacht, und Friedel hörte gern zu, wenn der alte Steuermann aus seinen reichen Lebenserfahrungen zum besten gab.

Anfangs Mai standen die beiden Männer, Hartherz und Friedel, wiederum auf Deck beisammen, als der Steuermann seinen scharfen Blick nach Nordwesten wendete. Seine Gesichtszüge nahmen sofort eine ernstere Gestalt an.

Dem Friedel fiel das plötzlich veränderte Wesen des Alten auf. „Was gibt's?" fragte er kurz.

„Junge, Junge, es ist ein schwerer Sturm im Anzug. Wenn das gut abgeht, will ich Gott im Himmel preisen." Bei diesen Worten wandte er sich und ging eiligst auf seinen Posten.

Der Friedel eilte in seine Schiffskammer, wo er im Gebete Leib und Seele Gott befahl.

Es dauerte nicht eine halbe Stunde, und der Sturm brach los. Wie eine Nußschale wurde der „Nordpol" auf den hochgehenden Wogen hin- und hergeworfen, sodaß er in allen Fugen krachte. Dabei herrschte eine so grimmige Kälte, daß der ausgeworfene Speichel sofort gefror; Schnee und Eis lagen handhoch auf dem Verdeck. Lauter und immer lauter heulte der Sturm; die Wogen schlugen über Bord; Angst und Entsetzen erfaßte die Mannschaft. Zwanzig lange Minuten verstrichen, und der Sturm legte sich, ohne dem Schiff ernstlichen Schaden zugefügt zu haben.

Als die Ruhe wiedergekehrt war, erschien Friedel, der ganz verstört ausgesah, wieder auf Deck, und begab sich abermals zu seinem alten Freunde. Der ließ ein leichtes Lächeln über seine wettergebräunten Züge gleiten und meinte treuherzig zu Friedel: „Es

Digitized by Google

ist doch nicht schöner als auf der See, wenn so eine frische Brise durch die Masten streicht."

„Eine schöne Brise!"

„Die war nur jung, mein lieber Feldscherer; es kann noch besser werden. Wir Seeleute haben stündlich das Totenhemd an, und wer weiß, ob das Meer nicht auch mein Grab wird! Zwanzig Jahre bin ich allen Gefahren glücklich entronnen, hab' immer Weib und Kind wiedergesehen; es war Glück aus Gottes Hand."

Tiefbewegt hatten Friedel und etliche Matrosen die Worte des alten Steuermannes angehört. Und wie aus einem Munde sprachen die Umstehenden: „Seemanns Los, hartes Los! Gott sieh' uns bei auf hoher See. Kyrieleis!"

Um die Mitte des Wonnemondes gelangte der „Nordpol" glücklich an Grönlands klippenreiche Küste, wo man vor Anker ging. Nach mehrtägiger Ruhepause begann die in Aussicht genommene Tätigkeit: der Walfischfang.

Man hatte anfangs kein Glück. Zwar gleich bei der ersten Ausfahrt kam ein mächtiger Wal in Sicht, dem der Harpunier den Wurfspeer tief in die Seite bohrte. Aber von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, bäumte sich das Meerungeheuer hoch auf, peitschte mit seinem Schwanze die Fluten, um alsdann blitzschnell in die Tiefe zu schießen. Eiligst mußten die Taue gekappt werden, um großem Unheil vorzubeugen.

Zwischen Eismassen setzte der „Nordpol" tagelang seine Fahrt fort, ohne irgend einen nennenswerten Erfolg zu erzielen. Anfangs Juni kam man in freiere Meeresregionen, wo man das Glück hatte, zwei mächtige Wale zu erlegen, die 250 Ohm Speck und eine reiche Ausbeute an Fischbein lieferten. Darüber herrschte ungemeine Freude bei dem ganzen Schiffsvolke. Auch der alte Steuermann strich sich vergnügtlich durch den Bart, setzte seine kurze Pfeife in Brand und trank einen kräftigen Rum, der ihm seit Jahren schon als heilsame Arznei galt.

Der Friedel, dem die sämtlichen Vorkommnisse neu waren, konnte sich kaum satt sehen an den wechselnden Ereignissen, die stündlich an seinem Auge vorüberzogen. Bis Mitte August setzte man die Kreuz- und Querfahrten auf der hohen See fort, aber ohne weiteren Erfolg. Es stellte sich vielmehr ein neues Unheil ein, das leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Das Schiff geriet nämlich zwischen Eisberge und wurde wie ein Spielball zwischen ihnen hin- und hergeschleudert, daß es in allen Rippen krachte. Ein heftiger Windstoß, ein erneuter Anprall an einen Eisberg, und der „Nordpol" war leck.

„An die Pumpen!" klang der Kapitän. Im Nu waren die Mannschaften in voller Tätigkeit; aber alles Pumpen half nichts, das Wasser strömte in immer größerer Menge ein. Auf Deck sammelte sich die nicht an den Pumpen beschäftigte Mannschaft; Friedel war unter ihnen. Man stimmte das Lied an: „Wenn wir in höchsten Nöten sein", warf sich auf die Kniee und rief den Himmel um Rettung an. Da kam dem Schiffsherrn ein glücklicher Gedanke.

„Die sämtlichen Fässer und Vorräte über Bord," rief er laut, und mit Blitzesschnelle rollten die schweren Fässer in die aufgeregte Strömung. Das Schiff hob sich. Die Zimmerleute eilten ans Werk, und es gelang, das Leck zu stopfen.

Am nächsten Tage arbeitete man mit allen Kräften an der Ausbesserung des Schadens, und es gelang, den „Nordpol" wieder seetüchtig zu machen.

Während dem die Mannschaft ununterbrochen an der Arbeit war, saß der Schiffsherr Bernhard in seiner Kajüte, den sorgenvollen Kopf auf beide Arme gestützt, und berechnete den Schaden, den ihm der Sturm gebracht hatte. Still und wie geistesabwesend starrte er vor sich hin. Da klopfte es an die Türe. Der Steuermann fuhr erschrocken auf, als der Kapitän eintrat. „Ach, Ihr seid's, mein lieber John," sprach der Schiffsherr, „was bringen Sie?"

„Wollte Euch bloß melden, daß mit Gottes Hilfe der Schaden beseitigt und das Schiff flott und zur Weiterfahrt bereit ist."

Der Schiffsherr schaute auf und wiederholte: „Zur Weiterfahrt? Nein, mein lieber Kapitän, diesmal nicht. Wollen wir uns auf dem schwachen Fahrzeug nochmals der Gefahr aussetzen, in diesen Eismassen umherzugehen? Ich habe viel verloren, viel; — aber das kostbarste ist meiner Familie und mir erhalten geblieben —, das Leben. Freventlich will ich es nicht auf das Spiel setzen. Lichten wir die Anker und nehmen wir südlichen Kurs."

„Zu Befehl, Herr, in einer Stunde ist das Schiff klar." Beide Männer drückten sich stumm die Hand und verabschiedeten sich.

So seachte denn der Walfischfänger, dessen Mannschaft so Furchtbares erlebt hatte, heimwärts. Die Fahrt verlief günstig; in sechs Wochen lag das Schiff vor der Mündung der Weser, und am 6. Oktober traf Friedel in Bremen ein, wo er seinen Fuß wieder auf festes Land setzen konnte. Herr Gansberg nahm den Gesellen mit offenen Armen auf, und freute sich wenige Tage später seiner fleißigen Mitarbeit, die dem Friedel das Lob des Meisters und die Anerkennung weiter bürgerlicher Kreise einbrachte. Seine nächsten freien Stunden benutzte er jedoch dazu, um dem Baderfritz in der alten Oranierstadt, dessen er auch schon in Frankfurt und Mainz gedacht hatte, einen ausführlichen Bericht über seine Abenteuer im Nördlichen Eismeer zu übermitteln.

### 4. In der Neuen Welt.

Obwohl der Feldscherer von Dillenburg auf seiner ersten Seefahrt in die nordischen Gewässer recht betrübende Erfahrungen gemacht hatte, so zog es ihn doch immer wieder zum Meere hin. Das rege Leben im Hafen der Großstadt, die ein- und auslaufenden Schiffe, das bunte Menschengewühl, die Handelsprodukte fremder Länder erregten sein Interesse im hohen Maße. Von Tag zu Tag reifte mehr der Entschluß in ihm, die neue Welt zu sehen.

Meister Gansberg hatte gehofft, der Geselle würde noch einige Jahre bei ihm bleiben und sich dann in Bremen selbständig machen; aber weit gefehlt. Der Friedel eröffnete ihm eines Tages, daß es bei ihm beschlossene Sache sei, nach Amerika auszuwandern.

„Ich meine," sagte Gansberg, „die eine Wasserfahrt nach der Nordkante sei Ihm ein Lehrmeister

Digitized by Google

gewesen, oder hat Er die Gefahren schon vergessen, die Er durchzumachen hatte?"

„Wer wagt, gewinnt," entgegnete Friedel, „ich habe so wie so niemand mehr in der Heimat, der mir durch die Bande des Blutes nahesteht, also kann ich ziehen."

„In Gottes Namen, meinen Segen hat Er," erwiderte Gansberg, „aber glaub' Er ja nicht, daß man drüben in der neuen Welt das Gold auf der Straße aufleſen kann. Dort muß anſtrengender und fleißiger gearbeitet werden als bei uns."

„Verſtehe ſchon." gab Friedel zurück, „bin ſtets ein Freund der Arbeit geweſen und habe keine Arbeit gescheut, weil ich weiß, daß ſie unſer Leben erſt wertvoll macht; werde mich auch drüben durchzuſchlagen wiſſen."

Alle Einwände Gansbergs halfen nichts. Schon vierzehn Tage ſpäter ſchiffte ſich Friedel in Bremen auf der „Johanna" ein, um der neuen Welt, dem Lande der Sehnſucht und des Glückes, entgegen zu ſteuern. Außer ihm befanden ſich noch 280 Paſſagiere auf dem Schiff, aus aller Herren Länder bunt zuſammengewürfelt. Elf volle Wochen brauchte das Schiff, bis es in Philadelphia vor Anker gehen konnte. Viele der Paſſagiere, die da an Land gingen, waren ſo knapp mit Geldmitteln verſehen, daß ſie die Weiterreiſe kaum wagen konnten. Friedel blieb vorläufig auch am Platze; denn das zukünftige Geſchick der Reiſegefährten intereſſierte ihn.

Ein Glück war es für die armen Leute, daß um dieſe Zeit ein Agent aus Mittelamerika auf der Bildfläche erſchien, um Arbeiter für Mexiko zu werben. Die armen Auswanderer, etwa vierzig Männer und zehn Frauen, gingen auf das Angebot des Agenten ein und verpflichteten ſich, zwei Jahre für ihren Unterhalt zu arbeiten; alsdann ſolle ihnen ein gewiſſer Jahreslohn gewährt werden.

Da erſchien plötzlich ein zweiter Agent, der rief in die Menge: „Nix gehen nach Mexiko; da ſehr ungeſund."

Die Worte wirkten wie ein Donnerſchlag auf die Aermſten; ſie ſahen ſich alle betroffen an und wußten nicht, was zu tun ſei.

Schließlich wurde man des Handels dann ſo einig, daß alle bereit waren mitzugehen, wenn Friedel als Heilkundiger ſich anſchlöſſe.

Der Agent machte ſich nunmehr an den Raſſauer heran und gewann ihn für ſein Unternehmen gegen vierzig Taler Monatslohn und Überweiſung der erforderlichen Medizin.

Am 3. November 1798 ging das Auswandererſchiff, auf dem ſich Friedel befand, von Philidelphia nach dem Süden. Es war ein alter Schuner, auf dem man die Reiſenden untergebracht hatte; aber trotz ſeiner Altersſchwäche ſegelte er mit großer Geſchwindigkeit. Die Fahrt ging glücklich bis in die Mobile-Bay, in welcher das Schiff auf eine Klippe fuhr und mitten entzwei barſt; nur mit Mühe rettete man die Paſſagiere und die Mannſchaft.

So ſaßen denn, vom Schickſal gefoppt, unſere Auswanderer fern im Weſten und harrten der Dinge, die da kommen ſollten. Die Männer wurden ſchon in den nächſten Tagen als Arbeiter bei Hafenbauten verwendet; Friedel hatte nur ſeinen Verpflichtungen als Medizinmann nachzukommen. Da die Leute mäßig lebten, wurden ſie kaum krank, und Friedel verfügte über viel freie Zeit, die er aufs Studium der engliſchen Sprache, Erforſchung des fremden Landes und andere wichtige Dinge verwandte.

Leider ſtellte es ſich ſchon nach mehreren Monaten heraus, daß die deutſchen Auswanderer einem Schwindler in die Hände gefallen waren, der ſogar den geringen Verpflichtungen, die er den Armen gegenüber übernommen hatte, nicht nachkommen wollte. Auch den Medizinmann ſuchte er nach ſechs Monaten um ſeine geſamte Forderung von 240 Talern zu bringen.

Der Friedel aber war nicht auf den Kopf gefallen; er rückte dem Schurken auf den Leib und ſagte ihm: „Sie ſind ein ganz gemeiner Lump, wenn Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen."

„Was, ein Lump? Ich werde Ihnen gleich zeigen, was ein Lump iſt", und dabei griff er nach der Piſtole, die er im Gürtel trug.

Der Friedel aber ging raſch ein paar Schritte näher, bob die Fauſt und ſagte: „Na, ich wiederhole es, daß Sie ein Lump ſind, wenn Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen."

Der Gegner ließ den Griff der Piſtole los und ſagte rubig und gelaſſen: „Wieviel fordern Sie?"

„Zweihundertvierzig Taler."

„Die hab' ich nicht; vierzig will ich geben."

„Und das andere ſoll ich alles verlieren?"

„Das andere zahle ich ſpäter."

Der Friedel beſann ſich eine Weile, ſah dem Schurken noch einmal ins Geſicht und erklärte: „Einverſtanden, her mit dem Gelde!"

Mit einem höhniſchen Lächeln zählte der Agent das Geld auf.

Der Friedel aber ſtrich es vergnügt ein und war froh, wenigſtens ſo viel gerettet zu haben. Er mietete ſich in Mobile ein und war als Arzt, Chirurg, Kaufmann und Barbier tätig. Seine vielſeitigen Kenntniſſe brachten ihm bald einen anſehnlichen Kundenkreis, und ſeine erfolgreichen Kuren machten ihn zu einem angeſehenen Manne.

Ein Jahr mochte verſtrichen ſein, da erſchien eines Tages ganz verſtört ein vornehm gekleideter Herr bei Friedel, der in antem Deutſch baſtig den Chirurgen anredete: „Habe ich die Ehre, Mijter Herrchen zu ſprechen."

„Meine Wenigkeit," erwiderte Friedel, „womit kann ich dienen?"

„Meine Tochter Ellen, Sir." fuhr der Fremde fort, „iſt ſoeben vom Pferde geſtürzt und hat ſich ſchwer verletzt; wollen Sie ihr nicht ſchnell Hilfe bringen? Hier meine Karte!"

„Komme ſofort, Mijter Blanche."

„Vielen Dank, Mijter Herrchen. Adieu!"

„Adieu, mein Herr!"

Kaum hatte der Fremde die Tür ins Schloß geworfen, ſo las Friedel die Karte nochmals aufmerkſam. Darauf ſtand: Rudolf Blanche, Proprietor. 5. Avenue 75.

Schnell packte Friedel ſeine Inſtrumente und das erforderliche Verbandzeug zuſammen, und als

Digitized by Google

eben Mister Blanche das Haus betreten wollte, stand der Chirurg an seiner Seite.

Friedel warf einen flüchtigen Blick auf das große prächtige Haus und folgte alsdann eiligen Fußes Herrn Blanche, der mehr flog als er ging, die Treppe hinauf. Ein Diener erschien, öffnete die Salontüre, und beide traten ein.

Etwa in der Mitte des luxuriös ausgestatteten Salons lag auf einer Chaiselongue eine Dame mit feingeschnittenen Gesichtszügen, dunkelen Augen und rabenschwarzem Haar. Sie hob den Kopf leicht in die Höhe, als die Herren eintraten und verneigte sich, als ihr Vater den Chirurgen Herrchen vorstellte, der gekommen sei, ihre Schmerzen zu lindern und ihr Gebrechen zu heilen.

Friedel ordnete schnell seine Sachen und bat dann Herrn Blanche, ihm etwas behilflich zu sein. Eine Dienerin schlug die Decke zurück, mit der man Ellens Fuß leicht zugedeckt hatte, und vorsichtig untersuchte Friedel diesen.

„Ein einfacher Bruch des Unterschenkels, Mister Blanche," so lautete Friedels Diagnose. „Aber, wenn keine Komplikationen eintreten, ist der Fuß in einigen Wochen gut geheilt. Sofort kalte Umschläge."

Schnell holte die Dienerin ein Gefäß mit Wasser, und Friedel legte den ersten kalten Umschlag um den gebrochenen Fuß.

„Und warum tun Sie das, Mister Herrchen?"

„Der Fuß ist bereits stark angeschwollen und die Geschwulst muß gemildert werden; das geschieht aber eben durch die kühlen Kompressen. Es wird dadurch gleichzeitig Entzündungen vorgebeugt."

„Wie wohl mir das kühle Wasser tut, Papa." ließ sich Ellen vernehmen, „die Schmerzen nehmen ab."

„Wie ich mich freue, mein Kind! Hoffentlich wird alles wieder gut; habe nur Vertrauen zu Mister Herrchen."

„Es wird alles wieder gut werden, ganz gut." versetzte Friedel, „nur schön Geduld haben, und die Verletzung wird heilen, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen."

In kurzen Zwischenpausen erneuerte Friedel die Umschläge, und sichtlich fiel die Geschwulst.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

K. W. **Verpflichtung der Zentgrafen aus den zum Amte Bornheimer Berg gehörenden Ortschaften.** Über die Verpflichtung der Zentgrafen der zum Amte Bornheimer Berg gehörenden Ortschaften: Bergen, Berkersheim, Bornheim, Eckenheim, Eschersheim, Fechenheim, Ginnheim, Griesheim, Gronau, Hausen, Praunheim, Ried, Oberrad, Offenbach, Preungesheim, Seckbach und Bibel, mit der Stadt Frankfurt den Kaiser auf seinen Zügen zu unterstützen, gibt uns ein Befehl des Kaisers Friedrich von 1475, den er an seine und des „Richs getrewen Zentgraven und gemeynde" des Bornheimer Bergs (zusammengenommen Offenbach und die damals bereits frankfurtischen Dörfer) erließ. Danach wurden sie aufgefordert, mit Volk, Wagen, Pferden und sonstigen nach Herkommen mit der Stadt Frankfurt Volk an dem Zug gegen den Herzog von Burgund teilzunehmen. Über die Verpflichtung der Zentgrafen bei Mißverständen zu Pferd mitzuziehen, gibt eine Urkunde von 1428 Nachricht. Dieselbe lautet: „Zuwissen, das man uff Bornheim wiset und alda gewiset hat, wan ein Romischer konig über berg gen Rome ziehen wulle, das dann die nemlichen zingreven uff Bornheimer berg gesessende pflichtig sin, mitde dem konige zu ziehen, und iglicher zingrevde mag als dan in dem Dorffe, da inne er zingrevde ist, heissen alle werde, die zu der zit da inne sin, zu brenche oder sust zu den stellen oder husen klagen und hat dan macht zu allen werden eins zu nemen, das im fuget und darzuff er trowet mitde zurzyhen, und wzg die XIX Dorffe uff Bornheimer Berg gehorende schuldig zu belgalen und auch den ihnnen für die perde genun zutuen, der sie gewest sin, und in welcher iz uff die zit nit wermachte ein stumm ihse, der sulde einen andern als guden oder besseren an sin stad also mydeschicken.."

W. G.-F. **Die Vereinigung des Seulberger und Köppern Gerichts.** Im Jahre 1637 ist durch Herrn Jakob Frieden, fürstlich hessischen Keller, zu Seulberg Gericht zu halten angestellt worden. Nun ist nicht allein der Flecken, sondern auch das Gericht mehrenteils ausgestorben und mehr nicht als ein einziger Gerichtsschöff, nämlich Jakob Föller, im Leben verblieben. Ingleichen ist auch zu Köppern vorgegangen, daselbst mehr nicht als noch zwei Gerichtsschöffen im Leben geblieben, als nämlich Balthasar Schweizer, welcher jetzt Stadtschreiber zu Homburg vor der Höhe, und dann Gerhard See, so nach Seulberg zu einem Schultheißen angenommen worden, und daselbst das Gericht ganz abgegangen. Und dieweil nun aus Mangel der Leute an keinem Ort das Gericht wiederum zu ergangen, so ist von der Obrigkeit für nötlam und gut angesehen worden, daß aus beiden Flecken, Seulberg und Köppern, für diesmal hierzu qualifizierte Personen zusammengezogen und ein Gericht zu ergänzen und zu besehen sei, mit dem Bedinge, wann zu Seulberg Gericht zu halten angestellt wird, sollen die Gerichtsschöffen von Köppern zu Seulberg erscheinen, ingleichen, wann Gericht zu Köppern zu halten angestellt wird, sollen die Gerichtsschöffen von Seulberg zu Köppern erscheinen. Doch soll hiermit jedem Flecken an seinem Recht nichts benommen sein, bis hinfürder in jedem Flecken wiederum ein Gericht allein besetzt und ergänzt werden kann.

Hierauf sind beiden Personen, hier von Seulberg und drei von Köppern, zu Schöffen erwählt und angenommer worden.

H. W. **Ernst von Willich in Schlangenbad.** Ernst von Willich, der Stiefenkel Schleiermachers, dichtete im Alter von 12 Jahren das bekannte Lieblingslied des Kaiser Friedrich III.: „Wenn der Herr ein Kreuze schickt, laßt es uns geduldig tragen!" Einen Kurgast Schlangenbads, welcher der von Willichschen Familie nahestand, verdankt ich folgende Aufzeichnung, die hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird. „Als im Sommer 1872 Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Karl von Preußen wie alljährlich ihren Sommeraufenthalt in Schlangenbad genommen hatte, verbreitete sich die frohe Kunde, Se. Majestät der Kaiser Wilhelm I. wolle im Anauf seiner Schwägerin einen Besuch abstatten. Diese Nachricht rief die freudigste Erregung unter den Einwohnern und Kurgästen hervor. Unter den letzteren befand sich der Oberregierungsrat von Willich mit seiner Gemahlin und seinem zwölfjährigen Sohne Ernst. Seinen geliebten Herrscher mit eigenen Augen schauen zu können, erfüllte den Knaben mit einer solchen Begeisterung, daß er sofort ein Gedicht verfaßte, das er selbst dem Kaiser zur Begrüßung vortragen wollte. Der Vater aber hielt es wegen seiner amtlichen Stellung nicht für angemessen, daß sich sein Sohn in solcher Absicht dem hohen Besuche nahe. Dem jugendliche Dichter fühlte sich nun sehr unglücklich und wandte sich an den jedem kleinen Kinde in Schlangenbad bekannten Kurgast, den Freiherrn von Kessel-Zeutsch, dessen Sohn sein Spielgefährte war. Derselbe wurde nicht wenig überrascht, als er aber das Gedicht gelesen hatte, nahm er sofort Veranlassung, den Vater zu bitten, diese ganze Angelegenheit in seine Hand zu legen. Zur Begrüßung des Kaisers hatte sich auch die Schlangenbader Schuljugend am mitt-

Digitized by Google

leren Kurhause aufgestellt. Am rechten Flügel derselben hatte der junge Willich seinen Platz erhalten. Allein der Flügeladjutant Sr. Majestät, der Graf Lehndorff, gestattete den Vortrag des Gedichtes nicht. Zur Begründung sagte derselbe: „Se. Majestät ist von den vielen Ansprachen, Dichtungen und Gesängen ermüdet." Hierauf wandte sich in der Angelegenheit der Freiherr von Kessel-Zeusch an den Kammerherrn der Prinzessin, den Grafen von Brühl. Nach ganz kurzer Zeit wurde der Knabe aufgefordert, das verfaßte Gedicht dem Kaiser vorzutragen. In der freudigsten Erregung trat er vor den Monarchen und begrüßte ihn mit lauter Stimme ohne jede Schüchternheit also:

„Willkommen Kaiser Wilhelm hier,
Du sieggekrönter Held!
Viel' tausend Stimmen jauchzen dir;
Dich preiset alle Welt.
Und auch wir Knaben wissen's ja,
Wie Du in diesem Krieg
Dein ganzes Volk Germania
Geführet hast zum Sieg.

Wir wissen's, wie dein Mund stets sprach:
„Die Ehre Gott dem Herrn!"
Drum folgt dein Heer dir siegreich nach
Und stirbt für dich so gern.
Und wenn nun wieder einmal droht
Der alte Feind mit Krieg,
Dann folgen wir dir bis zum Tod
Und helfen dir zum Sieg."

Der Kaiser freute sich ungemein über den frischen Knaben, sprach seine Anerkennung aus und unterhielt sich noch längere Zeit mit dem Glücklichen. Ernst von Willich kehrte freudestrahlend zurück und berichtete: „Heute habe ich meinen höchsten Glück- und Ehrentag gefeiert." Leider erkrankte der hoffnungsvolle junge Dichter bald darauf. Eine Genesung war ausgeschlossen. Am 22. Oktober desselben Jahres entstand das im Eingang erwähnte Trostlied. Am 4. Februar 1873 entschlief er. Eines seiner letzten Gebete lautete: „Lieber Gott, laß mich nicht so sehr leiden, wenn es dein Wille ist; wenn aber nicht, so laß mich nicht verzagen, sondern es geduldig tragen." Wer so stirbt, der stirbt wohl.

J. B.-G. **Unwetter an der Lahn am 4. August 1776.** Am Sonntag, den 4. August ging ein Gewitter von Süden gegen die Stadt Dieg. Nachdem es etliche Mal nicht so stark gedonnert, lat es mit dem Blitz zugleich einen hellen, heftigen Schlag, daß man glaubte, es habe in der Stadt eingeschlagen. Es hatte auch, nämlich der Landesdeserschultheißerei einen Baum „geschecket" und unweit der Petersstrecke wirklich eingeschlagen. Das Gewitter wandte sich darnach rechts nach Lyen zu und ging vorbei. Das Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr unter der Nachmittagspredigt kam ein weit stärkeres Gewitter von Süden, mit stark eilenden hellen Wolken. Man hörte in der Luft ein starkes Brausen; es entstand ein Sturmwind, wobei ein starker Regen und zugleich starker Hagel fiel. Der Sturm bewerte viel über eine halbe Viertelstunde. Die Kiesseln in der Stadt waren wie Erbsen und Haselnüße, davon in der lutherischen Kirche die Fenster not gelitten. Dahingegen war der Hagel rechts und links, besonders der Strich von Birlenbach über Frewenberg und Limburg bis fast an das kurtrierische Dorf Eschdorf weit stärker und von der Größe der Welschnüße und Taubeneier, wodurch die meiste Sommerfrucht und Weizen zerschlagen wurde. Wie sich das Gewitter oberhalb Limburg über Dietkirchen und der langen Meil hin gezogen, haben die Orte gleiches Unglück gelitten. Das Wasser in der Stadt stoß in den Straßen wie ein Bach und die Guckenberger Höhle herunter wie ein Strom, der viele Steine und Schlamm in die Stadt gebracht hat.

J. B.-G. **Ein Kunstmaler aus Schönbach** 1505. Der Dillenburger Hof pflegte schon recht früh die schönen Künste, besonders die Malerei. Auf dem Schlosse sowohl, als auch in den Kirchen wurden Maler in Dienst genommen, darunter einer aus Schönbach. Er verpodete Monstrantzen, fertigte Heiligenbilder, malte das Agnus dei und auch — Teufel in der Dillenburger Stadtkirche 1505, wozu er weiße, rote, gelbe und blaue Farben verwandte. Ganz recht so; denn der Teufel ist vielfarbig.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Am 18. wurde als dritte Volks- und Schülervorstellung „Iphigenie auf Tauris" von J. W. v. Goethe gegeben. Im übrigen ist die Oper Trumpf; mindestens hier, oft fünf Vorstellungen in der Woche sind Opern.

Frl. A. Kramer vom Frankfurter Opernhause ist vom 1. September 1906 für die Königliche Bühne verpflichtet worden.

## Literatur.

* **Hessische Blätter für Volkskunde.** Herausgegeben im Auftrage des Hessischen Vereins für Volkskunde von (Univ.-Professor Dr.) A. Strack. Bd. III 1903. 304 S. Anhang: Volkskundliche Zeitschriftenschau, 281 c. Leipzig, B. G. Teubner. — Der erste Teil enthält zunächst acht volkskundliche Abhandlungen und größere Mitteilungen. Als besonders interessant für die engere Heimatkunde machten wir hervorheben: „Die Volkskunde im Rahmen der kulturentwickelung der Gegenwart", von Professor Dr. E. Mogk in Leipzig. Sie ist in knapp wie eindringlicher Weise des hohe Wert der Volkskunde für unsere leider zu schnell vormarschierende Zeit mit ihren Egalisierungs- und Nivellierungsbestrebungen, ihrem Zwange zu typischem Tun und geringem Verständnis für geistige Individualität übergezeugend nachgewiesen. „Die Totenklage der Wenden, ein altes Bauernprotestantum in Oberlausitz," von Pfarrer Schulze in Beuern, rust Erinnerungen an ähnliche Gebräuche im Westerwald hervor. Ebenso „Alterlei Aberglaube und Hexenglauben" von Dr. Ebel-Gießen und „ein Odenwälder Zauberspiegel" von Professor Dr. Wünsch-Gießen zeigen zu Vergleichen mit Nassauischen Sitten und Gebräuchen. Mehrfältiges Material bieten ferner die kleineren Abhandlungen und Mitteilungen. Es folgen noch eine Bücherschau (30) und Nachrichten, mehr Berichte über Versammlungen von Vereinen mit historischer und kulturhistorischer Tendenz, an. — Der zweite Teil, die Zeitschriftenschau, ist eine Arbeit von tatsächlich allgemein kulturteiler Bedeutung. Zunächst sind eine Anzahl Zeitschriften mit Namhaftmachung ihrer auf Volkskunde bezüglichen Arbeiten aufgeführt. Allerdings erklärt der Bearbeiter, daß das Vergebrachte keine Vollständigkeit beanspruche. Nassauische Annalen und „Nassovia" fehlen, trotzdem gerade letztere in 1903 reiches volkskundliches Material gebracht hat, und der Bedische Aufsatz über Eisenindustrie an der Weil und die Namensänderung von Dumbach in den Annalen gehören doch auch unter Volkskunde. Doch gut der Herausgeber der „H. B. f. V." verbrechen, die Lücke künftig auszufüllen.) Ferner sind 556 Bücher volkskundlichen Inhalts aufgeführt. Der große Fleiß und die Mühe des Zusammentragens sollen hiermit ihr Lob erhalten, nicht minder die Sorgfalt, mit welcher Namens- und Sachregister aufgestellt sind, die denn auch ein schnelles Auffinden des Gewünschten in der Fülle des Gebotenen ermöglichen. Möge das verdienstvolle Werk alle die Anerkennung und Benutzung erfahren, die es in reichem Maße verdient.

* **Hügelland.** Neue Verse von Hans Ludwig Linkenbach. 136 S. Dresden, E. Pierson. — Hans Ludwig Linkenbach ist unseren Lesern als Dichter bereits bekannt. Hügelland nennt er die neuen Gedichte, weil er frei und hoch stehen und weit schauen will. Er ist eine sympathische Natur, Moderner zwar, aber ohne die manherlei unangenehmen Eigenschaften, die den meisten der Lyriker dieser Gattung anhaften, als da sind: Dunkel, Wortfertheit, Schwulstigkeit, Verachtung aller poetischen Gesetze, Bizarrerie in Form und Inhalt. Von all dem merkt man bei Linkenbach gar nichts. Er beherrscht die Formen, die man die alten nennt, und die in den Grundzügen die ewigen bleiben werden, gut. Aber er bindet sich auch nicht sklavisch daran, wenn der Inhalt es anders verlangt. Er hält auf guten Reim und ordentliche Interpunktion. Er schlägt die verschiedensten Saiten der lyrischen Dichterlaute an, und es klingt har-

Digitized by Google

monisch. Eine gewisse Eigenart liegt in den Dichtungen und läßt uns erwarten, daß der junge Poet, wenn er seine Sturm- und Drangperiode überwunden haben wird, nach dem Niedergang des modernen Banalismus mit in die Reihe der Besseren treten wird.

" Ehrenfehden. Von Freiherr D. von Zedlitz. 126 S. Frankfurt a. M. C. Griesar. — Der Freiherr von Zedlitz und Neukirch zu Wiesbaden ist als Humorist bereits in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt. Namentlich liefern ihm seine militärischen Erlebnisse vorzüglichen Stoff zu seinen humoristischen Darbietungen. Nie aber verletzt er bei seinen lustigen Quersprüngen den guten Ton; nie wird sein Stil ätzend oder gar verletzend; stets hält er sich auch fern von der naturalistischen Kraftsprache. Doch im übrigen zieht er alle Register, in toller Laune, mit seinen lustigen Einfällen, voll geistreicher Einstreuungen. Und durch all die lustigen Strophe klingt das treue deutsche Gefühl und blickt die gute, humane Seele. Wer sich einige genußreiche Stunden verschaffen will, der lege sich das Büchlein mit seinen neuen Humoresken zu; er wird auch später noch öfter danach greifen.

## Neues aus Nassau.

**Großherzog Wilhelm.** Das Befinden S. H. macht andauernd gute Fortschritte, was wir mit Freuden verzeichnen.

Fürst Paul von Metternich-Winneburg (geb. 1834), Sohn des bekannten Reichskanzlers von Österreich-Ungarn, Besitzer des Johannisberges, ist am 6. Februar zu Wien gestorben. Am Tage seines Ablebens feierte er noch die Hochzeit seiner Tochter mit dem Prinzen Maximilian von Thurn und Taxis. Er hinterläßt diese und einen Sohn, den nunmehrigen Fürsten Clemens.

**Stiftung zur Silberhochzeitsfeier des Kaiserpaares** hat die Stadt Wiesbaden 50 000 Mk. bestimmt, mit denen unter Hinzunahme von bereits vorhandenen 21 459 Mk. aus privaten Sammlungen eine städtische Säuglings-Milchanstalt im Schlachthofe errichtet werden soll.

Die Stadt Weilburg hat 20 000 Mk. zur Erbauung eines neuen Krankenhauses anläßlich der Silberhochzeit des Kaiserpaares) gestiftet. — Die Tausendjahrfeier soll im Juni stattfinden, und ein Festzug soll damit verbunden werden.

Der Aufsichtsrat der Höchster Farbwerke hat 100 000 Mark der „Wilhelm-Augusta-Stiftung (für Arbeiter-Invaliden, -Witwen und -Waisen) und 100 000 Mark der Beamten-Pensionskasse hinzugefügt, aus Anlaß der Silberhochzeit des Kaiserpaares.

Frl. E. Kreitz, die Erbauerin der katholischen Herz-Jesu-Kirche zu Biebrich, hat 100 000 Mark legiert, aus deren Zinsen eine volle Pfarrstelle bei der Kirche dotiert werden soll.

Der Rentner F. Simmler in Offenbury hat dem Krankenhaus „Mariahilf" in Geisenheim 40 000 Mark überwiesen.

Der Direktor der Höchster Farbwerke, Dr. v. Meister, hat zum Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses für die evangelische Gemeinde Sindlingen-Zeilsheim als Grundkapital 15 000 Mk. gestiftet.

Der seit sieben Wochen vermißte Beigeordnete G. Schreiner von Biebrich (s. Nr. 1) ist als Leiche im Mainzer Flußhafen gefunden worden. Er ist, wie gleich vermutet wurde, verunglückt.

Die zahlreichen Professoren-Ernennungen an den preußischen höheren Schulen (i. g. 1076) sind auch 32 Oberlehrern an nassauischen Lehranstalten zugute gekommen.

Bei Bahnhof Bürgendorf an der Strecke Deutz-Gießen ist ein gewaltiger Erdrutsch erfolgt, der 40 000 Kubikmeter Erd- und Felsmassen bewegt hat. Glücklicherweise sind Menschenleben nicht gefährdet worden.

Niederhadamar wird am 1. April alle seine drei Lehrer durch Versetzung verloren haben, Lehrerlos sein(!). Der Lehrermangel macht sich erschreckend bemerklich.

Die Bahnstrecke Usingen-Weilmünster soll nun endlich zu bauen begonnen werden. Man rechnet auf die Ausführung und somit auf die Herstellung der Verbindung Frankfurt—Weilburg zwei Jahre.

Die Motoromnibusverbindung vom Bahnhofe zur Stadt Langenschwalbach soll am 1. Oktober eingehen. Kann müssen sich aber wohl die Schwalbacher mit einer Straßenbahn versehen; denn im Zeitalter des Verkehrs kann man Kurgästen keine halbstündige Promenade zum Bestimmungsorte mehr zumuten.

An der Stelle auf dem Felde bei Rauheim, wo im vorigen Jahre der Kaiser die Manöverkritik abhielt, soll eine Kaisereiche gepflanzt werden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**März.**

2. 1549. Einführung des Augsburger Interims in der Herrschaft Nassau-Idstein-Wiesbaden.
4. 1634. Die ersten Angestellten von Nassau-Diez, Sophie Hedwig, läßt beim drohenden Anmarsche der Spanier die Lahnbrücke bei Diez sprengen. Es gelingt unvollständig; die Pfeiler fielen nur um, und auf ihnen wurden zum Teil die neuen später aufgemauert. (Großer Krieg.)
6. 1811. Das 2. Regiment Nassau und die reitenden Jäger kämpfen siegreich mit spanischen Guerillertos bei Albacete. (Spanischer Feldzug.)
8. 1748. Fürst Wilhelm V. von Nassau-Diez, Sohn des Erbstatthalters Wilhelms IV. und seiner Gemahlin Anna von England, wird geboren. Als Erbstatthalter der Niederlande folgte er dem Vater unter Vormundschaft 1751, selbständig 1766, verlor 1795 sein Land an die Franzosen, wurde 1803 in Deutschland entschädigt und starb am 9. 4. 1806 zu Braunschweig, wo er auch beigesetzt ist. Sein Sohn Wilhelm VI. (von Friedericke von Preußen) folgte ihm in der Regierung.
12. 1821. Regierungspräsident Karl Ibell, der Hauptorganisator des Herzogtums Nassau, wird aus dem nassauischen Staatsdienste entlassen.
14. 1647. Fürst Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, Generalstatthalter der Niederlande, stirbt. Er war am 29. 1. 1584 als Sohn Wilhelms des Schweigers und Luisens von Coligny geboren, folgte als Statthalter 1625 seinem Bruder Moritz und war einer der größten Feldherren aller Zeiten. Ihm folgte in der Statthalterschaft sein Sohn Wilhelm II. (von Amalie von Solms).

## Briefkasten.

**H. H. in G.** Dankend erhalten. Weiteres gern erwartet.

**H. G. in D.** Unsere Karte werden Sie erhalten haben. Frdl. Gruß.

**Redaktionsschluß: 22. Februar.**

Inhalt: Erfüllung. Unser Halbjähriger. (Gedichte.) Von R. Dieß. — Nassau-ottonische Kulturarbeit in Brasilien. Von Dr. C. Spielmann. (4. Fortsetzung.) — Ausgegangene Ortsfesten in Nassau i. Von J. Benner. (Schluß.) — Fürstliche Heirat vor der französischen Revolution. Von J. Löwenthal. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (3. Fortsetzung.) — Mißzellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

# Nassovia

## Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann
Druck und Verlag P. Plaum, Wiesbaden.

№ 6. Wiesbaden, den 16. März 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Deutscher Wein und Franzmanns Rosen.

Wollt ihr einen Trank euch brauen,
Der die müden Glieder weckt,
So vermischt der Mosel-Auen
Jungen Wein mit deutschem Sekt.

Taucht dann weiße, halb erblühte
Marschall Niel-Rosen ein,
Und des Göttertrankes Güte
Wird unübertreffbar sein.

Darum hoch des Franzmanns Rosen!
Hoch der Mosel Traubensaft!
Sticht der Neid auch die Franzosen,
Deutscher Wein gibt deutsche Kraft!

Also trinkt! Und was da liebt sich,
Necke sich bei diesem Wein;
Kommt dann wieder 'mal ein Siebzig,
Soll's des alten Bruder sein.

Carl Preser.

## Der Hagestolz.

Eine Rose abzubrechen,
Ging ich in der Liebe Drang;
Da — — ein kleines, falsches Dörnchen
Eilig mich zum Rückzug zwang.

Nach dem Veilchen an der Hecke
Streckt' ich dann entzückt die Hand,
Habe aber an den Nesseln
Mir die Finger arg verbrannt.

„Du bist mein, du holde Lilie,
Die sich kokettierend wiegt!"
Doch — wie einen Schatz bewachend,
Drunter eine Schlange liegt.

Nach der Jungfer in dem Grünen
Stand mein jugendlicher Sinn;
Konnt' sie wiederum nicht pflücken,
Denn ein Bienchen saß darin.

Zu der purpurroten Nelke
Hab' ich nun den Schritt gelenkt —
Um zu sehen, wie sie sterbend
Schon das matte Köpfchen senkt.

Tulipan' und Sonnenblume
Heben mir zu stolz das Haupt,
Und die schöne Hyazinthe
Hat ein Knabe mir geraubt.

Schlüsselblum', Levkoj', Maslieb-
Und Lupin' sind mir zu schlicht; [chen
Aster und Pantoffelblume,
Strohblum', nein, die mag ich nicht,

Und was dann noch übrig bleibet,
Wird von mir nicht sehr verehrt;
Es ist meiner treuen Liebe,
Meiner Anbetung nicht wert.

August Gasser.

Digitized by Google

# Die Familie Dilthey.

1)

Von Laura Koepp.

Wenn es für ein Zindelkind, ein erbedendes Geschlecht Pf. sich schlechterdings durch die Welt geschlagen zu haben, so hat doch das Bewußtsein, einem edlen Stamm wackerer Vorfahren entsprossen zu sein, einen höheren Wert in dem Maße, als dankbare Pietät das stolze Selbstgefühl, niemands als sich selbst für sein Leben verpflichtet zu sein, an wärmender und begeisternder Kraft übertrifft.

(Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.)

In der Berliner Sezession war im letzten Sommer ein Werk von Reinhold Lepsius ausgestellt, ein Porträt des greisen Gelehrten Wilhelm Dilthey. — Es ist Reinhold Lepsius gelungen, die geistreichen Züge in voller Lebendigkeit darzustellen. Und doch sind es nicht die Züge allein, die uns fesseln. Auch in die leicht auf dem Knie ruhende Hand hat der Künstler etwas gelegt, das fast denen Recht zu geben scheint, die in der Hand den Ausdruck der Seele sehen wollen.

In unseren Kindertagen hat uns die Hand auf dem Bilde eines Urahns manchmal viel zu schaffen gemacht, die feine, durchgeistigte, weiße Hand. Den Immensee hatten wir glücklicherweise noch nicht gelesen; wir hätten sonst wohl dem Ahnherrn schlaflose Nächte und ein krankes Herz angedichtet. — Von schlaflosen Nächten des Eisenacher Pfarrherrn ist keine Kunde auf die Nachwelt gekommen, und auch das Herz des Enkels schlägt gesund in der zweiundsiebzigjährigen Brust. Aber die Hand des Ahnherrn, die fast noch mehr als Wilhelm sein jüngerer Bruder Karl geerbt, sie deutet auf ein sein entwickeltes Seelenleben des Trägers, bei Karl allerdings gesteigert zu einer empfindlichen Nervosität, wie sie in der Westerwälder Luft des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht gedeihen konnte. — Und die Hand, die weist vom Enkel hinauf zum Urahn, und weiter in rückwärts schauender Geschichte zu einer langen Reihe von Vorfahren, von denen wir freilich wenig wissen von der Tiefe ihres Denkens, aber doch immerhin soviel, daß sie zu den Gebildeten und Gelehrten ihrer Zeit gehörten.

### 1. Johannes Dilthey um 1571.

Die erste Spur, die wir schwarz auf weiß oder vielmehr grau auf gelb — denn verblaßt ist die Tinte und vergilbt ist das Blatt — verfolgen können, führt uns etwas vor 1571 zu Johannes Dilthey, Bürger zu Siegen, von dem gesagt wird, daß bereits seine Vorfahren belehnt waren mit dem halben Teil des ganzen Zehnten zu Kelsdorf in der Rüstermark in dem Fürstentum Siegen, und daß er selbst den anderen Teil dieses Zehnten mit Bewilligung Wilhelms, Grafen von Sayn-Wittgenstein, dem Vater Ludwigs des Älteren, als Lehnsherrn von einem namens Jost Heimbach kaufte und also für sich den ganzen gräflichen Zehnten als Lehen inne hatte. Da nach damaliger Sitte die Lehnsherren ihren Beamten gewissermaßen die Besoldung in einem solchen Lehen zahlten, so dürfen wir annehmen, daß Johannes Dilthey ein Beamter des Grafen von Wittgenstein war.

### 2. Hermann Dilthey und seine Brüder (nach 1571).

Von Johannes' Söhnen, Hermann, Johann und Christian, wissen wir dann nicht viel mehr, als daß sie 1571 noch lebten. Daß von Johann oder Christian der Zweig der Dilthey abstammt, diesen Glieder in ausgedehnten Familien am Niederrhein als bedeutende Großindustrielle leben, der Zweig, dem auch die Rüdesheimer Dilthey angehören, dürfen wir als gewiß annehmen; aber noch fehlt ein Glied in der Kette um uns zu sagen, von welchem der beiden sie sich herleiten.

### 3. Johannes Dilthey um 1637.

Von Hermanns Sohn, Johannes, ist dann bestimmt nachgewiesen, daß er 1637 nassauischer Rent-

---

1) Es ist mir Bedürfnis, an dieser Stelle, allen denen zu danken, die durch ihr freundliches Entgegenkommen meine zum Teil recht mühsame Arbeit erleichtert haben. Außer den nächst beteiligten Familienglie-dern danke ich Herrn Bauinspektor Baur in Soldberg und Herrn Dr. Max Bindel in Bregenz für freundliche Übersendung alter Familienbriefe. Ich danke den Herren J. H. Hofmann und Wilhelm Rückert in Herborn, die mir in liebenswürdigster Weise die noch ungehobenen Schätze des Herborner Museums zugänglich gemacht haben, sowie den Herren Karl Dönges, Konservator des Hist. Vereins zu Dillenburg, Pfarrer Dresler zu Dieß a. L., Pfarrer Dr. Gerbert zu Biebrich a. Rh. und Pfarrer Gail zu Eisenroth. Ich danke Herrn und Frau Otto Dilthey zu Rhendt, die durch ihre Mitteilungen es mir zur Gewißheit gemacht haben, daß die Stammbäume im sechzehnten Jahrhundert zusammenlaufen; ich danke Herrn Gymnasialdirektor Mangold in Darmstadt für einige Notizen über einen seiner Vorgänger im Amte, Karl Dilthey, wenn ich auch leider keinen Zusammenhang mit diesem Namensvetter habe finden können. Ich danke der Frau Gräfin Hardenberg, geb. Dilthey in Wernigerode und ich danke endlich dem eifrigen Erforscher Dilthey'scher Familienstammbäume, Herrn Hofprediger Dilthey in Weimar, mit dem eine Verwandtschaft nachzuweisen, mir nicht gelungen ist, so gern ich mir auch dadurch den Anrecht auf ein Lorbeerblatt aus dem Ruhmeskranze von Göttingens preisgekrönter Dichterin, Johanne Christine Dilthey, erworben hätte.

Die Verfasserin.

Digitized by Google

meister zu Hilchenbach war, und wir finden von da ab wechselsweise die Söhne und Enkel bald in wittgensteinischen, bald in nassauischen Diensten.

**4. Philipp Dilthey** von 1620 (?) bis 1690.

Johannes' zweiter Sohn, Philipp, stand von 1650 bis 1660 als Rat und Sekretär in Wittgenstein, kam 1660 als Stadtschultheiß nach Herborn, als Nachfolger seines Schwiegervaters, Eberwein Koch, dessen älteste Tochter, Marie Christine, er 1649 geheiratet hatte. Er ist der erste gewesen, welcher den Titel und Charakter eines Oberschultheißes und zugleich Nassauischen Rates geführt hat, in welcher Würde er schon am 4. November 1660 vorkommt. In einem Stadtprotokoll vom 2. August 1688 wird er sogar Geheimer Rat genannt. Er starb 1690, nachdem ihm seine Gattin schon fünf Jahre früher vorausgegangen war. In seinen Mußestunden oder vielleicht auch nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten lag er der Dichtkunst ob; wenigstens erzählt Steuding in seiner Topographie von Herborn von Gedichten auf den Tod der beiden Prinzen Georg Ludwig und Friedrich Heinrich zu Nassau-Dillenburg. Mir sind die Gedichte leider nicht zu Gesicht gekommen.

**5. Johann Eberwein Dilthey**
und seine Brüder. 1721.

Philipps poetische Ader mitsamt der treuen Anhänglichkeit und Verehrung für das Nassauische Fürstenhaus vererbte sich auf Sohn und Enkel, Johann Eberwein und Johann Philipp, von denen uns lateinische Carmina erhalten sind auf den Tod der lieblichen siebzehnjährigen Prinzessin Elisabeth Charlotte von Nassau, deren frühes Hinscheiden von allen Untertanen beklagt wird, die in Liedern bedauert wird, als die schönste Zier und Perle der Fürstinnen, deren Tugendkranz vollkommen war, und deren frohes Wesen und holde Geberden, deren Aufrichtigkeit und Wahrheit in Werken und Worten von den damaligen Kanzelrednern gefeiert wird:

Lugete cuncti Nassoviae incolae!
Plorate multum! Dicite lugubre,
Sed quale nunquam dixistis ante,
Principe demorlente tanta
Carmen. Profecto nil nisi tristia
Responsat aether: nil nisi flebile,
Per saxa, montes, sylvas et undas
Finitimis sonat aura campis. . . .

Johann Eberwein starb zu Ende des Jahres 1721 zu Dillenburg als Geheimrat, Kanzleidirektor und Oberkonsistorialrat. Von seinen Brüdern wird uns gemeldet, daß Ludwig Christian, der älteste, 1673 zu Herborn studierte, dann zu Genf, schließlich zu Heidelberg, wo er 1682 pro licentia iuridica disputierte. Hierauf ging er als Sekretär in gräflich ysenburgische Dienste, nahm 1686 zu Heidelberg den Grad an und war noch in diesem Jahr der erste ordentliche juristische Professor am „illustren Gymnasium" zu Hanau, auch Advocatus fisci, hielt am 22. April daselbst seine Antrittsrede und ließ verschiedene, ihm wegen seines erhaltenen Doktorats zugekommene Gratulationen unter dem Titel Purpura doctoralis drucken, scheint also nicht frei von Eitelkeit gewesen zu sein. Im Jahre 1691 ging er als Rat und Oberschultheiß in seines Vaters Stelle nach Herborn, starb aber schon nach wenigen Monaten, am 17. September 1691.

Der jüngste Bruder, Gottfried Henrich, studierte 1682 zu Herborn, wurde daselbst Klassenpräzeptor und starb 1712 als Pfarrer zu Weidenhausen im Wittgensteinschen. Ein anderer Bruder, Johann Friedrich, trat als Leutnant in savoyische Dienste, war 1705 Hauptmann unter dem Prinzen Ludwig Heinrich und scheint, wie die beiden Vorgenannten, ohne Erben verstorben zu sein. Am meisten von sich reden machte der mittlere Bruder, Philipp Jakob, Prediger zu Haiger, von dem die Chronik berichtet: „Er hatte eigene Lieblingsmeinungen, woran er fest hing und deshalb von seinen Zeitgenossen für einen Ketzer gehalten wurde.[1]) Man verbrannte ihn zwar nicht, entsetzte ihn jedoch seines Dienstes. Zum Glück hatte er Vermögen, daß er mit den Seinigen, deren viele waren, keinen Mangel zu leiden brauchte." In Goebels Geschichte des christlichen Lebens in der Rheinisch-Westfälischen Kirche und in Sachsses Urspruna und Wesen des Pietismus wird er wiederholt erwähnt. Er ging unter die Separatisten, hielt sich aber augenscheinlich fern von deren ausschweifendem Leben, das seinen Gipfelpunkt erreichte in dem unsittlichen Wandel der berüchtigten Eva von Buttlar, der Dilthey gelegentlich einmal gründlich den Text liest. Er soll als Einsiedler gelebt haben und starb nach 1702 zu Schieferstein.

Von Philipp Jakob und Ludwig Henrich ab zieht wie ein Leitmotiv, wie ein roter Faden durch die Geschichte des Geschlechts die Theologie. Sie, die Philipp Jakob im siebzehnten Jahrhundert trotz Weib und Kind zum pietistischen Eremiten werden läßt, macht im zwanzigsten den Philosophen Wilhelm, den Biographen Schleiermachers, im Jahre der Jubelfeier Kants zum Ehrendoktor der Universität Königsberg.

**6. Philipp Dilthey** und seine Brüder. 1775.

Johann Eberweins zweiter Sohn, Philipp, um wieder zur Hauptlinie zurückzukehren, war 1722 Doctor iuris und nassau-dillenburgischer Regierungs- und Oberkonsistorialrat. Er vermählte sich 1719 mit Anna Christina, Tochter des Hofpredigers und Konsistorialrates Johann Heinrich Arnsdorff zu Dillenburg.

Auf dem Friedhofe zu Hohm bei Ballenstedt steht noch heute auf einem Grabsteine zu lesen:

D. O. M. S.
Stehe still
Mein Wandersmann bei dieser Gruft,
Denn diese lehret Dich, daß auch Lehrer, deren Ruhm
unsterblich ist, dem blassen Tode zur Beute werden; du findest ein Beispiehl an einen aufrichtigen und in dem Hause Gottes getreuen Knechte des Herrn, den wenl. Hoch Ehrwürdigen und Hochgelahrten, Herrn RUDOLPH ERNST DILTEJ
der hiesigen gemeind — verordten Treufleißig gewesenen Oberprediger und Seelsorger, welcher Ao. 1698 d. 29. Aug. in Nassau Dillenburg gebohren, auf denen berühmten Musen-Sitzen von Teutsch und Holland den Grund der Theologischen wißen schatten gelegel und wegen seiner Rühmlichen Studien erst zum Hochfürstl. Schaumburg. Hoff und endl. zun hiesigen

[1]) Er verwarf unter anderem die Kindertaufe.

Digitized by Google

Oberprediger berufen worden. Er ver Hei rathete sich Ao. 1.7.3.0. d. 16. May mit Jufr. SOPHIA ELISABETH BRumstry wepl. Hn. W. C. H Brumstrys Ehel. hinter lassen 2. Jufr. Tochter, zeugte mit Ihr 3 Söhne und 2 Töchter, wovon 2 bereits das zeitliche gesegnet. Er starb an einer febritischen Maladie d. 29. (. . m. Ao. 173(9?).

Das war Johann Philipps einer Bruder, während der jüngste, Maximilian, 1722 bereits den medizinischen Doktor gemacht hatte und 1724 nassau-dillenburgischer Stadt- und Landphysikus wurde. Er war dann zweimal von 1736 bis 1737 und 1744 bis 1745 Rektor der Herborner Hochschule, und starb mit Hinterlassung von zwei Söhnen und einiger medizinischer Schriften. Diese beiden Söhne, Noë und Jakob Christian, haben keine Erben hinterlassen. Ob von den Nachkommen Rudolf Ernsts noch welche leben, wissen wir nicht; vielleicht wird dieses Blatt ihnen ein Gruß und ein Anlaß, ergänzend aufzuzeichnen, was uns fehlt.

(Forsetzung folgt.)

# Nassau-oraniische Kulturarbeit in Brasilien.

6) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Die Flotte landete im Juli von 1644 unangefochten und unversehrt im Texel. Johann Moritz legte im Haag vor einer gemeinsamen Versammlung von Generalstaaten und Direktorium Rechenschaft von seinem Wirken ab, empfohl friedliche Verwaltung der Kolonien und Einstellung der Eroberungen, kräftige Unterstützung der Ansiedelungsarbeit, schonende Behandlung sowohl der portugiesischen Pflanzer wie der Indianer und Negersklaven. Keinen Raubbau treiben! mahnte er. Die beiden Behörden sprachen ihm ihren Dank in anerkennender Weise aus, und die Bevölkerung schloß sich durch mancherlei Kundgebungen diesem Danke an. Die Universität Leiden ehrte ihn durch eine Feier, und Professor Barlæs verfaßte auf den Beschützer der Künste und Wissenschaften den „Americanus", ein Lobgedicht, das noch erhalten ist.

Seine Ansicht über Erhaltung und Verwaltung der Kolonie legte Johann Moritz noch ausführlicher in der Denkschrift nieder, die er bei seinem Abgange dem Hohen Rate von Brasilien übergab. Er unterscheidet nach der dreifachen Gliederung der Untertanen: Soldaten, Kaufleute und Bürger (letztere Portugiesen und Niederländer), auch eine dreifache Art der Verwaltung: die militärische, zivile und kirchliche. Die Soldaten soll man anständig behandeln, ordentlich bezahlen und gegen die Offiziere nachsichtig sein, ohne dadurch schwach zu erscheinen. Tapfere oder sonst ausgezeichnete Taten sollen belohnt, Vergehen oder Verbrechen unnachsichtig bestraft werden, streng, aber nicht tyrannisch. Die Disziplin sei konsequent streng; keine Ausschweifungen sind zu dulden, keine Bedrückungen der Besiegten und Grausamkeiten gegen sie. Die Befestigungen sollen in gutem Stande gehalten und die Wachsamkeit und stete Kriegsbreitschaft Bedingung sein. Doch soll man den portugiesischen Statthalter in Bahia nicht befeinden, vielmehr mit ihm gute Beziehungen pflegen. Die Zivilbehörden sollen die Befehle des Direktoriums mit Anpassung an die kolonialen Verhältnisse ausführen. Die portugiesischen Pflanzer als Produzenten sind schonend zu behandeln, nicht unnachsichtig zu drücken, zu belasten oder gar auszubeuten und zu ruinieren; das Geld ist nicht aus dem Lande wegzuführen, es soll darin kursieren. Strenges, aber gerechtes Richten und Schlichten ist nötig; nur bei Hochverrat ist Unerbittlichkeit zu zeigen, und Waffenbesitz ist nicht zu gestatten. Die Tortur ist im Gerichtsverfahren nicht anzuwenden. Bei den Niederländern ist das Heiligtum, der Geldsack (!), zu schonen, doch deshalb kein Betrügen, kein unrechtes Schbereichern auf Kosten anderer zu gestatten. Die kirchlichen Verhältnisse müssen von der Toleranz getragen sein. Die Portugiesen soll man bei ihrer Religion lassen; man soll sich in ihre Kirchensachen nicht einmischen, keine Bekehrungen vornehmen wollen, keinen religiösen Übereifer zeigen. Die hochangesehenen Geistlichen sind zu schonen, und nur diejenigen zu bestrafen, die hochverräterischen Umtriebe überwiesen sind. Schließlich sind auch die Eingeborenen durch Güte zu gewinnen und nicht auszurotten, und die Negersklaven sind menschlich zu behandeln und zu schonen. „Die Herrschaft beruht nicht auf Festen und Waffen, sondern auf der Gesinnung der Bürger; der Regierung Macht und Größe wird nicht nach dem Grund und Boden, sondern nach der Treue, Zuneigung und Ehrfurcht der Untertanen geschätzt. Liebe erhält, Haß zerstört."

Graf Johann Moritz von Nassau, der „Amerikaner", hat nach diesen Grundsätzen regiert, oft den Wünschen des Direktoriums entgegen. Kriegsfürst von Erziehung, hat er doch den Krieg in Brasilien nur als Mittel zum Zweck betrachtet; er war jedesmal froh, das Schwert aus der Hand legen und friedliche Bahnen wandeln zu können. Die humane Behandlung der Portugiesen und der Indianer zeugt davon, und seine Verwaltung sticht gegen die harte, ja greuelvolle Traktierung der Indios durch Spanier und Portugiesen vorteilhaft ab. Dies warfen ihm seine Gegner als Schwäche und als der niederländischen Herrschaft zum Nachteil gereichend vor. Man war in jenen Zeiten an das tyrannische Verfahren nach dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Muster jener beiden welterobernden romanischen Nationen so gewöhnt, daß man ein humanes Walten gar nicht begriff. Und noch heute begegnen wir bei allen Kolonien besitzenden europäischen Völkern allermeist derselben Ansicht: nur durch Härte könnten Barbarenvölker zur Anerkennung der Überlegenheit zivilisierter Nationen gebracht und erhalten werden. Männer wie William Penn und David Livingstone, wie Gordon und Wißmann sind selten.

Der andere Vorwurf, den einer seiner Feinde machte, war der, daß er sich ungerecht bereichert habe. Aber das ist unbegründet. Wir wissen, daß Johann

Digitized by Google

Moritz ein Jahresgehalt von 18 000 Gulden ohne die Tafelgelder bezog, daß er ferner seinen pflichtgemäßen Anteil an der Millionen werten Beute hatte. Allerdings hat er das Geld gut angelegt und ehrlich spekuliert. Wenn aber mehrere andere, die genannten Vorwurf nicht erheben, ihn beschuldigen, durch kostspielige Bauten und Anlagen zuviel verschwendet zu haben, so muß diesen entgegengehalten werden, daß die Portugiesen, sinnlicher veranlagt als die Niederländer, gerade durch diese Bauten im Recief, in Moritzstadt und Boavista erst einen Begriff von der niederländischen Macht bekamen. Johann Moritz wollte ihnen und den Eingeborenen äußerlich imponieren.[1]) Zudem baute und „verschwendete" der Statthalter nicht für sich. Es steht sogar fest, daß die Kompagnie ihm große Summen schuldig blieb, die er später, noch nach Jahren, vergeblich reklamierte.

Johann Moritz von Nassau-Siegen, der Amerikaner, ist mit reinem Gewissen aus dem Lande seiner Wirksamkeit jenseits des Ozeans geschieden. Er war damals vierzig Jahre alt.

Die beste Bestätigung der Behauptung, daß nur der große Graf den Verhältnissen in Brasilien gewachsen war, weil er sie kannte und zugleich ihnen diente und sie nützte, liegt in den Ereignissen der Folgezeit, wie sie uns überliefert sind. Unter Führung von Vieira und Vidal kam bereits im Jahre nach Johann Moritz' Abreise die insgeheim vorbereitete Revolution in der ganzen Kolonie zum Ausbruche; Portugiesen und Niederländer wüteten mit Feuer und Schwert gegeneinander. Die kannibalischen Indianer beteiligten sich mit höchstem Vergnügen an dem großen Gemetzel, das die Weißen untereinander anstifteten. Der Hohe Rat war rat- und machtlos, und als am 3. August 1645 in der Schlacht bei Monte das Taboeas die Niederländer unterlagen, brach das Verderben über sie herein. Die Befehlshaber handelten auf eigene Faust und begingen mancherlei Fehler; einer wurde gefangen und hingerichtet; ein anderer ward zum Verräter; viele Orte der Kolonie, zuletzt auch Olinda, fielen in Feindes Hand, und das Recief wurde eingeschlossen und belagert. Als die Not am größten war, am 22. Juni 1646, erschien glücklicherweise eine niederländische Flotte, die den Rest der Ihren rettete.

Aber der Westindischen Kompagnie wie dem Rufe des niederländischen Namens war ein arger Schlag zugefügt. Der brasilianische Handel war unterbunden, und die Aktien der Kompagnie sanken auf dreißig. Das Volk wurde über das Schicksal seiner Angehörigen ungeheuer erregt. Ein großer Unwille erhob sich in den Niederlanden gegen Portugal, das die Empörung insgeheim begünstigte. Endlich tat man, was man schon früher hätte tun sollen: ein Flotte von 21 Kriegs- und 35 Transportschiffen mit 6000 Mann Landtruppen wurde von Generalstaaten und Direktorium gegen den Einspruch Amsterdams ausgerüstet. Nun trug man Johann Moritz abermals den Oberbefehl an; er erklärte, mit 50 000 Gulden Jahresgehalt auf Lebenszeit nebst Tafel- und Repräsentationsgeldern sowie 12 000 Mann getraue er sich, ganz Brasiliens sich zu bemächtigen und solches zu halten. Sollte er Leben und Gesundheit in die Schanze schlagen, so wollte er den Krämerseelen gegenüber wissen, warum. Selbstverständlich schreckten diese zurück, sandten aber 1648 den Admiral Witte de Witt mit 12 Schiffen und 6000 Mann hinüber. Er hielt sich bis 1650, kehrte dann heim, indem er erklärte, er wolle lieber den Türken dienen, als dieser Kompagnie auf dem „Hungerberge" (Recief). Nun ging's mit der Kolonie rasch zu Ende. Loanda und San Tomas in Afrika fielen den Portugiesen wieder zu; 1653 sandten diese eine 60 Segel starke Flotte nach Brasilien, die am 25. Januar 1654 das Recief zur Übergabe zwang. Als dann die Sieger eine allgemeine Amnestie verkündeten, ergaben sich ihnen alle niederländischen Besitzungen. Solches vollführten die Portugiesen, wohlverstanden, während sie in Europa mit den Niederländern in Frieden zu leben vorgaben, und diese konnten ihnen nicht wehren, da sie damals den furchtbaren Seekrieg mit den Engländern ausfochten. Als dieser beendet war, dachte man an seine Wiedereroberung mehr, obwohl einige Provinzen sie dringend forderten. Am 6. August 1667 traten die Generalstaaten die Kolonie um acht Millionen Gulden an Portugal ab, zugleich Frieden schließend.

Das weite brasilianische Gebiet ist heute eine Republik vereinigter Staaten; nichts erinnert mehr an die ehemalige niederländische Herrschaft daselbst. Die Brisburg und das Schloß Boavista wurden in den wilden Kriegen zerstört und geschleift; die Anlagen verwüstet. Die Mauritsstad wurde in Sao Antonio umgetauft; sie verschmolz mit dem Recief einer-, und neuen Niederlassungen zu Boavista andererseits zu einer Stadt, die seitdem Sao Antonio de Recife de Pernambuco oder kurz Pernambuco hieß. Einzig die beiden Brücken stehen heute noch als Wahrzeichen der Kulturtätigkeit, die der große Nassauer, der weitenwälder Fürstensohn, fern von der Heimat, jenseits des Ozeans im Tropenlande entfaltete.

[1]) Die Engländer befolgen noch heute, namentlich in Indien dieses System und machen dadurch und durch anderen äußeren Pomp Eindruck, während z. B. die Deutschen durch ihre Sparsamkeit in jenen Dingen viel weniger ihre wirkliche Macht zu dokumentieren, ad oculos zu demonstrieren verstehen.

# Fürstliche Heirat vor der französischen Revolution.

2) Von J. Löwenthal. (Schluß.)

Es wird nun an der Zeit sein, die beiden Herren dem Leser vorzustellen. Der Ältere, mit freundlichem, klugem Gesichte, über die mittleren Lebensjahre hinaus, war der Herr von Rathsamhausen,

Digitized by Google

Abt zu Murbach und Lüders, und der junge Kavalier war der Freiherr Christian von Zweibrücken, Sohn des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken und dessen morganatischer Gemahlin, der Gräfin von Forbach, früheren Tänzerin Marie Anne Camasse. —

Mittlerweile hatten sich ein halbes Dutzend Wagen der Unglücksstätte genähert, ein- oder zweispännige Fuhrwerke, überspannt mit einer halbrunden, weißen Leinwanddecke, wie man ähnlichen in jenen Gegenden und bis weit unten am Niederrhein noch heute vielfach auf den Landstraßen begegnet. Ihre Insassen waren augenscheinlich fahrende Leute, Straßenmusikanten oder dergleichen. Ohne Zaudern sprangen sie von ihren Wagen und halfen dem Kutscher des Abtes bei seinem Rettungswerke. Inzwischen war auch der Wagen des jungen Zweibrücken angelangt, und einiges Gepäck des Abtes wurde jenem einverleibt. Die Kutscher der beiden Wagen hatten die Musikanten mit Namen und Stand der Wagenbesitzer bekannt gemacht, und es schien dieses auf die Künstler einen tiefen Eindruck zu machen. Einer, der als ihr Führer erschien, sprach leise aber bestimmt auf die übrigen ein, und kaum war der Wagen gehoben und einigermaßen gestützt, als etwa 6 bis 8 ihre Instrumente aus den Karren holten, und sich im Halbkreise vor den zwei Herren aufstellten. Der Führer zog demütig seinen Hut und bat um die Erlaubnis, einige Worte sprechen und dann ihre Kunst produzieren zu dürfen, was selbstredend gerne bewilligt wurde.

Er erzählte, daß in den hinteren zwei Wagen sich auch Kesselflicker befänden, und so habe es der Zufall gefügt, daß sie heute zwei Sprossen jener Familien getroffen, welche von Kaiser und Reich zu ihren und der Kessler Schutz- und Schirmherren bestellt seien. Eine solche Ehre wüßten sie wohl zu schätzen; sei er, der Redner, doch einer der Zwölfer des Pfeifergerichts und hätten alle Musiker und Kesseler ihre Beiträge nach Pflicht und Gewissen bezahlt, und wollten sie ihren Schutzherren jetzt zeigen, daß sie tüchtige Jünger der Frau Musika seien.

Nun begann auf der Landstraße ein gar lustiges Geblase und Geschmetter, und eine Menge Neugieriger freute sich der fröhlichen Weisen an ungewohnter Stätte.

Mein lieber Herr Baron, flüsterte der Abt lächelnd seinem Begleiter auf französisch zu; „wir sind in die Hände gar arger Schelme gefallen, und werden uns mit einigen Sechslivresstücken auslösen müssen." Unter vielen Dankesworten wurden die Geldstücke in Empfang genommen; aber der Redner von vorhin wollte die seltene Gelegenheit nicht so leichten Kaufes vorbeigehen lassen, und bat die Herren, mit ihm die Wagenreihe entlang zu gehen, damit auch ihren Weibern und Kindern die Ehre zuteil würde, ihren Schutzherren von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Natürlich kostete auch diese Gnade den Spendern der Ehre einige Silber- und Kupfermünzen. An dem vorletzten Wagen standen einige Kesselflicker, und um nicht leer auszugehen, hielten sie ihre Hechseln, als Kennzeichen des Handwerkes, in ihren hochgehobenen Händen.

„Bon gré, mal gré" lachte der Abt, sich zu seinem Begleiter wendend. „Jetzt werden Sie auch den Schüttlingen meines Hauses mitopfern müssen."

Ein gar eigenes Schauspiel aber zeigte sich den beiden Herren am letzten Wagen. Vor diesem war ein Tischlein aufgestellt, auf welchem allerlei Braten und sonstige gute Bissen standen, feines Besteck, teilweise in Silber und noch seltenerem Porzellan, wie auch schön gearbeitete silberne Trinkbecher. Zwei hübsch gestickte Feldstühle luden zum Niedersitzen ein. Ein elegant gekleideter Kavalier, anscheinend im Alter von 18 bis 20 Jahren, mit zarten, feinen Zügen, ging den Herren entgegen, stellte sich als einen Herrn von Ludwigsberg aus dem Saarbrücklichen vor, der infolge einer Wette, eine mehrwöchige Reise mit dem fahrenden Volke unternommen habe und um die Ehre bitte, die Herren mit einigem bewirten zu dürfen. Auf einer besonders schön gearbeiteten Metallschüssel brachte ein junges Mädchen einige Flaschen Wein, und die Herren ließen sich den improvisierten Imbiß gut munden.

Die Schönheit des Gastgebers war eine so außerordentliche, seine Bewegungen waren so zart, fast schüchtern, sein bartloses, rosig angehauchtes Gesichtchen, seine Züge so weich und milde, daß es den beiden Herren auffallen mußte. Nach der unter Edelleuten, namentlich in jener Gegend üblichen Sitte hatte der Abt den jungen Herrn auf Französisch angeredet, worauf dieser auf Deutsch antwortete, daß das ausschließliche Deutschreden während seiner jetzigen Reise auch ein Teil seiner Wette sei, und die Bemerkung des Herrn von Zweibrücken, daß er sich wundere, nie von einer Familie von Ludwigsberg im Saarbrücklichen gehört zu haben, wo er doch in dem nahegelegenen Forbach gewohnt habe, ließ der junge Gastgeber unbeantwortet.

Doch Essen und Wein waren vorzüglich, und die beiden Herren ließen es sich weiter gut schmecken. Mit Dank und Hoffnung auf Wiedersehen verließen sie den Herrn von Ludwigsberg, um sich zum Wagen des Freiherrn zu begeben. Vorher jedoch rief der Abt den musikalischen Feldredner bei Seite. „Sprechen Sie Französisch?" fragte er ihn; „ich möchte Ihnen einige Fragen stellen und von der Umgebung nicht verstanden werden." „Gewiß," meinte der Musikus, „aber wollen Hochwürden sich vielleicht auf Lateinisch ausdrücken, das versteht von meinen Kollegen sicher keiner." Der Abt machte ein erstauntes Gesicht, worauf der andere erwiderte: „Ich bin aus Ottweiler, besuchte mehrere Jahre die Schulen in Saarbrücken und St. Gallen, und ging dann auf die Universität in Duisburg, um Theologie zu studieren; aber ich fand mehr Gefallen an den Weibern als an den Büchern und war ein so wilder Bursche, daß mein Gönner mir seine Huld und seinen Geldzuschuß entzog. Meine musikalischen Anlagen brachten mich in meine jetzige Beschäftigung, und das Wanderleben behagt mir." Noch eine Weile flüsterten die beiden, und nachdem der Abt dem musizierenden Baldtheologen noch ein Silberstück eingebändigt hatte, stieg er mit dem Freiherrn in dessen Wagen, nachdem er seinem Kutscher für einen der nächsten Tage ein Rendezvous im Schloß zu Bischweiler angegeben.

Digitized by Google

Es war eine herrliche Gegend, welche die beiden durchfuhren, und sie benutzten die ersten zehn Minuten, um stillschweigend deren Reize zu genießen. Der Abt unterbrach zuerst die Stille. „Ist es nicht ein herrliches Land, unser Elsaß!“ wandte er sich an seinen Gefährten, „und darf ich nicht stolz sein auf meine Heimat? Zwar hat auch Deutschland viel Herrliches und Schönes; z. B. unseren liebenswürdigen Herrn von vorhin. War das nicht ein hübscher Kerl?“

„Offen gestanden, Herr Abt, ich bin noch im Zweifel, ob dieser „Er“ nicht eine „Sie“ war! Der Abt brach in ein schallendes Gelächter aus. „Respekt vor Ihrem Scharfsinn, junger Freund, Sie haben wohl das Richtige getroffen. Erstens wunderte ich mich, einen Kavalier in einer solchen Reisegesellschaft zu finden, und vor allem war mir die zarte Gestalt verdächtig. Sein Dialekt wies zwar auf die Saargegend, aber es war doch auffallend, daß er als dortiger Edelmann kein Französisch sprechen wollte, und auf Ihre Bemerkung wegen seiner Familie keine Antwort gab. Nun sind wir so ziemlich alle edeln Familien im Elsaß, in Lothringen, in der Pfalz und der Saargegend mindestens dem Namen nach bekannt und von einer Familie von Ludwigsberg habe ich nie gehört. Nun fand ich auf der schönen Platte, auf welcher uns der Wein serviert wurde, ein bekanntes fürstliches Wappen, das auch Ihnen, Herr Baron, aufgefallen wäre, wenn Sie nicht immer das schöne Gesicht und den wundervollen Arm unseres Wirtes bewundert hätten. Meine Mutmaßungen wurden von dem schlauen Mimiker zwar nicht voll bestätigt, aber sein listiges Lächeln und sein scheinbares Ausweichen gab mir zu denken. Endlich gestand er, daß seine Frau dem „Herrn von Ludwigsberg“ bei der Toilette behilflich sei, namentlich beim Frisieren. Dieser Herr ist sehr wahrscheinlich die Geliebte des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, welcher uns beide zur Hochzeit seines Söhnleins nach Reichshofen eingeladen hat. Offiziell kann sie dem Feste nicht beiwohnen, und so wird sie es in der Verkleidung tun, in welcher wir sie gesehen. Doch wir wollen keine oder ihre Gäste, also werden bald des Fürsten Gäste sein und wissen also von nichts“.*)

Der Abt suchte angenscheinlich das Gespräch von diesem Thema abzulenken, und den jungen Mann nicht zu verletzen, da dessen Mutter ja in einem ähnlichen Verhältnisse zu dem Herzoge von Pfalz-Zweibrücken gestanden hatte.

Wir verlassen jetzt die beiden Reisenden, die Musikanten und den Herrn von Ludwigsberg, und versetzen uns mit dem Leser in das mit Gästen überfüllte Schloß Reichshofen. Aber nicht nur das Schloß, auch die Schlösser sämtlicher Herren der Umgegend und die Herbergen der Städte und Dörfer im meilenweiten Umkreise waren von Hochzeitgästen in Anspruch genommen.

Es ist am Spätnachmittage des 5. Oktober 1779. Im Schlosse des Herrn von Dietrich waren zahlreiche Diener damit beschäftigt, die Wachskerzen anzuzünden, so daß bald die Fenster des Schlosses weithin sichtbar wurden. Ein für sein Alter hoch aufgeschossener Knabe von etwa 11 Jahren schlich sich aus einer Hintertür des Schlosses und flüchtete eilig in den dunkeln Park. Nach einigen Minuten schien er sich sicher zu fühlen und stellte sich hinter einen Baum, dessen Stamm ihn in vollständige Dunkelheit hüllte. Er schien sehr erregt und sprach halblaut mit sich selbst, während er ängstlich nach den Fenstern des Schlosses schaute. Er glaubte von dort Schritte zu vernehmen, und legte mit finsterer Miene seine linke Hand auf den Griff seines zierlichen Salondegens. Er hatte sich nicht getäuscht. Ein kurzgedrungener, kräftiger Mann mit einer Trompete in der Hand und eine Mütze von Fuchspelz auf dem Haupte, kam vom Schlosse, scharf nach allen Seiten in die Dunkelheit lugend. Doch würde er den Knaben nicht bemerkt haben, wenn ihn dieser nicht angeredet hätte. Der Musikant blieb sofort mit einem Lächeln der Befriedigung stehen. Der Knabe fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn noch in der Nacht auf den Weg nach Frankreich zu führen und vielleicht ihn zu jemanden zu bringen, der ihn per Wagen dorthin schaffen würde. „Ich habe Geld,“ fügte der Knabe hinzu, „und werde Sie gut bezahlen“. Der Musiker erwiderte, daß er die ganze Nacht frei sei, auch Weg und Steg genau kenne. Das gütige Wesen des Mannes und seine spannenden Erzählungen von weiten Reisen und fernen Ländern machten den Knaben rasch vertraut, und er erzählte ihm, daß er der Erbprinz von Nassau-Saarbrücken sei, und daß ihn sein Vater mit nach Reichshofen genommen, wo er morgen die viel ältere Prinzessin von Montbarey heiraten solle, was er aber durchaus nicht tun werde. Der König von Frankreich habe ihm eine Oberstenstelle versprochen, und er wolle jetzt nach Frankreich, um sich an die Spitze seines Regiments zu stellen, und da würde es wohl niemand wagen, ihn zu einer solchen Heirat zu zwingen. Der Musiker ging scheinbar auf die Ideen des Knaben ein, und als sie nach wenigen Minuten einen kleinen Bauernhof erreichten, ersuchte er ihn, hier mit ihm einzutreten, um wegen eines Wagens zu unterhandeln. Beim Öffnen der Haustüre fiel ein voller Lichtschein auf das Gesicht des Führers, und wir erkennen nun den halbstudierten Musikanten und Redner von der Landstraße bei Zabern. Es befand sich außer den beiden in der außergewöhnlich nett und wohnlich eingerichteten Stube, noch eine Frau, mit welcher der Mann einige Worte wechselte, worauf er dem Knaben einen bequemen Sessel ans Feuer rückte, und ihn bat, ruhig abzuwarten, bis der Herr des Hauses

*) Die Person, auf welche der Abt hier anspielte, war die in oder bei Ottweiler geborene Katharina Margaretha Keff, Tochter eines leibeigenen Bauern, und mit vierzehn Jahren Dienstmädchen bei einer Frau von Waltig. Sie wurde unter dem Namen einer Frau von Ludwigsberg geadelt, später zur Baronin von Ottweiler, 1783 vom Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Ottweiler und 1787 zur fürstlichen Gemahlin des Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken erhoben, mit welchem sie schon längere Zeit morganatisch vermählt war. Kurz vor Ausbruch der französischen Revolution machte Ludwig XVI. sie zur Herzogin von Dillingen und ihre zwei Söhne zu erblichen Herzögen (Ducs héréditaires). Einer dieser Söhne war Ende des 18. Jahrhunderts Hauptmann bei den oberrheinischen Kreistruppen, der andere preußischer Titularleutnant. Sie nannten sich Herzoge von Dillingen und Grafen von Ottweiler; von etwaigen Nachkommen ist dem Verfasser nichts bekannt; die Mutter starb am 11. Dezember 1829 in Mannheim, 72 Jahre alt.

Digitized by Google

zurückkehre, den er durch Trompetensignale herbeirufen wolle. Bald hörte man wirklich helle Trompetentöne draußen, welche nach einigen Minuten mit ähnlichen Klängen vom Schlosse her beantwortet wurden. Inzwischen war der Knabe in seinem Sessel fest eingeschlafen, während draußen von Zeit zu Zeit die Trompetentöne sich wiederholten, als wollte der Musiker dadurch jemand den Ort kenntlich machen, wo er sich befinde. Dies war auch wirklich der Fall. Man hatte die Flucht des Knaben sofort auf dem Schlosse bemerkt, und es hatte der Fürst, um bei den Gästen Aufsehen zu vermeiden, ihm einige Musiker nachgesandt, um ihn zurückzubringen, oder ihn so lange aufzuhalten, bis der Fürst selbst ihn holen würde. Ein Trompetensignal sollte das Zeichen sein, daß jemand den Knaben gefunden hätte.

Nach kurzer Zeit nahte sich der Fürst mit einem Offizier und mehreren Dienern dem Standorte des Musikanten, und nun traten alle in die Wohnstube des Bauernhauses, in welchem sich der noch fest schlafende Prinz, die Frau, die mir schon dort gesehen und gleich nach Eintritt des Fürsten der Herr von Ludwigsberg befanden, welcher aus einem anstoßenden Zimmer eingetreten war. —

Der Fürst war sehr guter Laune, versicherte den Musiker mehrmals seines Dankes, und ersuchte ihn, sich eine Gnade zu erbitten, wenn eben möglich, wolle er sie gerne gewähren.

Der Angeredete schien einen Augenblick zu überlegen. „Fürstliche Gnaden", begann er „ich habe einen Sohn in fast gleichem Alter, wie der Prinz und möchte ihm gar zu gerne eine gute Erziehung und eine gelehrte Bildung zuteil werden lassen. Wenn mir Durchlaucht dazu die Mittel gewähren wollten, würde ich Ihnen ewig dankbar sein." Gerne bewilligte der Fürst die Bitte.

Wie der Knabe ans Schloß zurückgebracht wurde, davon ist mir nichts bekannt. Wir finden ihn jedoch den nächsten Morgen bei der Hochzeitsfeier, natürlich als eine der beiden Hauptpersonen. Über die Festlichkeit selbst verdanken wir einige Details den „Mémoires de la Baronne d'Oberkirch etc., publiés par le Comte de Montbrison, petit-fils de l'auteur."

Es wird dort berichtet, daß eine große Anzahl Gäste anwesend waren, unter welchen der Vater des Bräutigams, der erst 34 Jahre alte Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken, durch seine hübsche, kräftige Gestalt aufgefallen sei. Zur Feier hatte irgend ein Dichter ein höchst lächerliches, französisches Gedicht gemacht, welches, der Braut gewidmet, in freier Übersetzung also begann:

„Sie ziehen ferne von Ihrer Heimat (sie kehrte mit ihren Eltern zurück, um erst nach zehn Jahren mit ihrem Gatten vereinigt zu werden),

Um aus den zarten Händen einer geliebten Mutter in die begierigen Arme (Bras avides) eines bezauberten Gatten eine so teure Last zu legen. (Dieser bezauberte Gatte mußte — s. u. — zum Tanze mit ihr gezwungen werden.) Ihre Anbeter werden diesen Abschied mit Tränen begrüßen, der Besitzer Ihrer Reize wird vor Vergnügen außer sich sein. Usw., usw.

Die Mutter der Braut war eine der schönsten Frauen am französischen Hofe; sie machte sich indes über alle Maßen lächerlich, indem sie jedem Gaste dies scheußliche Poem vorlas. Eine merkwürdige Figur machte der junge Ehemann aus; er wollte von seiner Gemahlin nichts wissen und schrie furchtbar, als er ihr zum Tanze die Hand reichen sollte. Um ihn hierzu zu bewegen, versuchte man es bald mit Zuckerzeug, bald mit der Drohung, die Peitsche zu gebrauchen. So oft als möglich flüchtete er zu der etwa sieben Jahre alten Tochter des Schloßherrn, die ihm anscheinend besser gefiel. Ein Bruder der Verfasserin oben zitierter Memoiren, ein Baron von Waldner-Freundstein, suchte den Prinzen durch Vorzeigen eines Bilderbuches aufzumuntern. Als jedoch der Prinz darin einen Hochzeitszug erblickte, schrie er: „Schaffen Sie das Buch weg!" und, auf das Bild einer Dame zeigend: „Das gleicht dem Fräulein von Montbaron." —

Erst zehn Jahre nach der Trauung kam das Ehepaar zusammen. Der elfjährige Gatte bezog die Universität Göttingen, wo er unter anderem bei dem berühmten Physiker Lichtenberg Vorlesungen hörte.

Die politischen Vorteile, welche der Fürst von Nassau-Saarbrücken durch die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des damals so einflußreichen französischen Kriegsministers für sein Land und seine Dynastie erhoffte, sind ihm nicht zuteil geworden. Er starb 1794, als sein Land bereits im Besitze der französischen Republik war. Der Sohn hat von seinem Vater nur den Fürstentitel, aber nie sein Land geerbt. Mit ihm erlosch 1797 die Linie Nassau-Saarbrücken. Sie hatte über vierhundert Jahre in jenem Teile Deutschlands regiert. Durch den Wiener Kongreß kam dann das Land an Preußen. Die letzte Fürstin von Nassau-Saarbrücken, über deren Hochzeit wir oben berichteten, starb zu Paris am 2. Februar 1838 im hohen Alter von 76 Jahren.

Dem Ururenkel des halbgelehrten Musikers verdanken wir einen Teil obiger Angaben; er lebte noch vor einigen Jahren als pensionierter höherer Beamter eines deutschen Landes, bereits sein Vater war geadelt worden. Seine Söhne sind noch heute zum Teil in sehr angesehenen Stellungen. Der Fürst Ludwig hatte sein dem Musikanten gegebenes Wort voll und ganz eingelöst.

---

# Der Schulmeister-Friedel.

5) Von J. Brumm. (4. Fortsetzung.)

Nachdem der Fuß mehr und mehr seine normale Beschaffenheit angenommen hatte, sagte Friedel: „So, nun können wir zum Verband schreiten."

Da alles zu demselben bestens vorbereitet war, ging die Prozedur unter der meisterhaften Hand Friedels leicht und sicher vonstatten. „Und nun,"

Digitized by Google

sagte dieser, „muß der Fuß Ruhe haben und möglichst in derselben Lage bleiben. Fräulein Ellen wird allerdings die ruhige Lage als eine drückende Last und harte Unbequemlichkeit empfinden, aber, wer Rosen pflücken will, der darf die Dornen nicht scheuen."

„Sehr richtig," entgegnete Ellen, „ich werde mich streng nach Vorschrift verhalten, und wenn es mir auch schwerfallen sollte."

„So gefällt du mir, Ellen. Der Mensch muß auch das Widerwärtige mit Fassung und Geduld ertragen; nach Regen kommt auch wieder Sonnenschein, und wenn du, mein Herzblatt, wieder genesen sein wirst, dann wird unser Glück vollkommen sein." Liebevoll neigte sich der Vater über sein Kind und drückte ihm einen Kuß auf die heiße Stirn.

„Sie scheint doch Fieber zu haben, Mister Herrchen," fuhr Herr Blanche zu Friedel gewendet fort.

„Das ist nicht zu vermeiden, wird sich aber schon nach einigen Tagen zum besseren wenden. Sollte das Fieber steigen, so werden wir Maßnahmen ergreifen, um ihm wirksam zu begegnen."

„Schön, danke Ihnen, Mister Herrchen!"

„Ich hätte nun vorläufig hier meine Aufgabe erfüllt; wenn Sie gestatten, Mister Blanche, so möchte ich mich auf einige Stunden zurückziehen, was ich auch Ihnen empfehlen wollte. Ein wenig Schlaf wird Fräulein Ellen nicht schaden."

„Ganz nach Wunsch, Mister Herrchen, wann dürfen wir Sie wieder erwarten."

„Sicher werde ich vor Abend noch einmal vorsprechen, um mich nach dem Befinden von Fräulein Ellen zu erkundigen."

„Wird uns angenehm sein."

Friedel reichte Mister Blanche und Fräulein Tochter die Hand und verabschiedete sich.

Täglich verkehrte nun Friedrich Herrchen in dem Hause des reichen amerikanischen Proprietors in der 5. Avenue zu Mobile. Mister Blanche war trotz seines fremden Namens ein Deutscher, der seit einer Reihe von Jahren in Amerika sich angesiedelt und es dort zu Reichtum und Ansehen gebracht hatte. Seine Frau war seit Jahren tot; nur seine Ellen war ihm geblieben, und sie war die Hoffnung seines Lebens und der Stern seines Glücks. Er scheute aus diesem Grunde auch keine Opfer, um sie wieder vollständig hergestellt zu sehen. So oft Friedel kam, zog Blanche die eingehendsten Erkundigungen ein, und sein Herz schlug höher, wenn er erfuhr, daß sich der Zustand seines Kindes von Tag zu Tag bessere, was ihm auch die wachsende Fröhlichkeit des Mädchens deutlich verriet. Wie warm drückte Mister Blanche Friedel die Hand, wenn er kam und wenn er ging! Er sandte ihm Erfrischungen aus seinem Hause, erfreute ihn durch Geschenke.

Nach sechs Wochen war Ellen Blanche soweit hergestellt, daß sie außer Bett sein und in einem Fahrstuhle wieder ins Freie gelangen konnte. Wie strahlte da ihr niedliches Gesichtchen und wie leuchtete ihr dunkles Auge! Aber auch Mister Blanche war voll kindlicher Freude, daß die Genesung seines Herzblattes so sichtliche Fortschritte machte. Als sechs weitere Wochen vergangen waren, war Ellen Blanche imstande, ihren Fuß in gewohnterWeise zu gebrauchen.

Herrchen hielt es nun nicht mehr für nötig, tägliche Besuche zu machen.

„Sie kommen aber doch noch ab und zu in mein Haus", sagte Mister Blanche zu Friedel, als er ihm das eröffnete, „ich bin Ihnen zeitlebens zu Dank verpflichtet, daß Sie meiner Tochter ihre geraden Glieder wieder gegeben haben. So nehmen Sie das für Ihre Mühe", und damit drückte er dem Friedel eine Summe in die Hand, wie er sein Leben noch keine gesehen hatte.

„Gerne stehe ich zu Ihren Diensten, Mister Blanche", versetzte Friedel und wenn ich Ihrem Fräulein Tochter glücklich zur Gesundheit verholfen habe, so war das meine Pflicht als Mensch und Landsmann. Meinen Dank, daß ich Ihrem geschätzten Hause einen solchen Dienst erweisen durfte. Der Verkehr an dieser Stätte wird mir allezeit eine angenehme Erinnerung sein."

„Und meine Tochter und ich hoffen, daß Sie ihn noch recht oft erneuern."

„Werde gerne Gebrauch von diesem angenehmen Anerbieten machen, denn ich empfinde es als ein hohes Glück in der Nähe so lieber Menschen weilen zu können. Auf Wiedersehen!"

Friedel küßte Fräulein Ellen die Hand, schüttelte die Mister Blanches und verließ den Salon. Vor der Türe war's ihm jedoch, als habe er etwas zurücklassen; er wollte wieder umkehren, wandte sich jedoch plötzlich der Treppe zu und eilte hinaus auf die Straße.

„Wiederkommen soll ich, hm, hm; wiederkommen werde ich", sagte sich der Friedel, in dessen Busen seit einiger Zeit ein Feuer brannte, geheimnisvoll, aber mit zunehmender Heftigkeit, das unauslöschliche Feuer der Liebe zu Ellen Blanche. Immer und immer wieder tauchte das Bild der jungen Amerikanerin vor seinem Auge auf; die Erinnerung an sie war nicht zu bannen. Bei Tag und Nacht, im Wachen und Traum stand Ellen Blanche vor seiner Seele mit all ihrer Anmut und holden Weiblichkeit, mit ihrer kindlichen Naivität und dem Zauber ihres Wortes. Wohl hatte die Liebe schon hin und wieder an seinem Herzen angeklopft, aber mit so energischer Gewalt hatte sie ihn noch nie ergriffen.

Da Friedel Herrchen schon längst zwei tüchtige Gehilfen in seinem Geschäfte als Mitarbeiter besaß, konnte er sich zu jeder Stunde frei machen, und er tat es. Mit Macht trieb es ihn hinaus; er suchte Zerstreuung, fand sie aber nicht. Mit bekümmertem Herzen ging er, und mit wundem Herzen kehrte er heim. Gott Amor hatte ihn tödlich getroffen.

Da wurde ihm eines Tages eine große Überraschung. Auf seinem Arbeitstische fand er nach seiner Rückkehr vom Spaziergange ein Billet des Mister Blanche, das die kurzen Worte enthielt: „Mister Blanche beehrt sich Mister Friedrich Herrchen zu einer fröhlichen Feier seines Hauses einzuladen und wartet übermorgen drei Uhr auf sicheres Erscheinen."

„Eine Teegesellschaft also", sagte sich Friedel; „das kann gut werden; ich treffe also schon so schnell mit Ellen wieder zusammen." Wie klopfte ihm das Herz in der Brust; was er gehofft seit Tagen, an ihrer Seite zu sein, es war der Verwirklichung nahe.

Zur festgesetzten Stunde schritt er in tadellosem Gesellschaftsanzuge durch das Portal des Hauses 75 der 5. Avenue. Ellen Blanche als Repräsentantin

Digitized by Google

des Hauses empfing den Gast an der Türe des Salons und geleitete ihn zu der festlich geschmückten Tafel, wo die Dame des Hauses den neuen Ankömmling den bereits anwesenden Gästen vorstellte, um ihm alsdann seinen Platz anzuweisen.

Bei Tische saß Friedel Mister Blanche gegenüber; zu seiner Rechten hatte Ellen Blanche Platz genommen; es schlossen sich die übrigen Gäste in bestimmter Ordnung an. Die Speisekarte war reichlich, die Weine auserlesener Art. Trauliche Gespräche würzten das Mahl. Besonders wurde Ellen Blanche nicht müde, immer und immer wieder liebenswürdig ihren Nachbarn ins Gespräch zu ziehen. Aber auch dem Friedel wurde das Herz warm und die Zunge leicht, so daß es ihm wohl gelang, seine lebenslustige Nachbarin aufs beste zu unterhalten. Im Fluge rannen die Stunden dahin.

Nach dem ersten Gange erhob sich der Herr des Hauses und sprach: „Meine verehrten Damen und Herren! Ich habe Sie heute zu mir gebeten aus Anlaß der Wiedergenesung meines Töchterchens, das unter der tüchtigen und umsichtigen Leitung und Behandlung des hier anwesenden Mister Friedrich Herrchen seine Gesundheit und Heiterkeit wieder erlangt hat. Bitte, erheben Sie Ihr Glas und stoßen wir an auf das Wohlergehen unseres braven Freundes Friedrich Herrchen!“ Die Gläser klangen in der Runde, und Friedel mußte die Ehrung hinnehmen.

Er erhob sich aber sofort, nachdem der Hausherr geendet hatte und sprach: „Meine verehrten Damen und Herren! Ich wiederhole an dieser Stelle, was ich dem Herrn des Hauses gegenüber früher schon gesagt habe, daß ich nur meine Pflicht getan, und ich freue mich, daß alles so glücklich von statten gegangen ist. Bitte, erheben Sie Ihre Gläser und trinken Sie mit mir auf das Wohl dieser schönen Dame und ihres ausgezeichneten Vaters.“

Wieder klangen die Gläser in der Runde, und wer Ellen Blanche und Friedrich Herrchen in diesem Augenblick beobachtet hatte, mußte bemerkt haben, wie tief sich ihre Blicke ineinandersenkten.

Das fröhliche Hausfest dauerte bis zur späten Abendstunde, und während dieser Zeit war Friedel stets der Gegenstand zartester Aufmerksamkeit seitens seiner schönen Tischnachbarin, und auch er war galant und verliebt genug, solche aufs herzlichste zu erwidern.

Mister Blanche aber schien das beste Wohlgefallen an dem guten gegenseitigen Einvernehmen der jugendlichen Paares zu haben.

Gegen Mitternacht stand Ellen Blanche auf und gab damit das Zeichen zum Schluß der Veranstaltung. Der Abschied war im allgemeinen freundlich, gestaltete sich aber zwischen der Repräsentantin des Hauses und Friedel so herzlich, daß man sich sagen mußte, hier ist mehr als Freundschaft, hier herrscht die Liebe.

Zwei Tage schwelgte Friedel in süßer Erinnerung. Das Bild der Geliebten begleitete ihn wie ein Schatten; all sein Hoffen und Sehnen weilte bei ihr. Träumerisch, in Gedanken versunken, saß er da. Eben klopfte es an die Türe, und herein trat der Diener des Hauses Blanche.

„Im Auftrage meines Herrn dieses Billett,“ sagte er, indem er sich tief verneigte.

Friedel las flüchtig und erklärte nach einigem Besinnen: „Bitte, empfehlen Sie mich Mister Blanche und Fräulein und sagen Sie, daß ich zu jeder Stunde zu ihren Diensten bereit sei.“

Als der Diener weggegangen war, las Friedel das Billett erneut. Es lautete: Mister Blanche und Fräulein Tochter beehren sich, Mister Friedrich Herrchen zur Teilnahme an einem gemeinsamen Ausfluge zu gewinnen. Der Wagen wird übermorgen drei Uhr an Ihrem Hause vorfahren.“

Wie langsam flossen Friedel die Stunden dahin; ihm wäre es am liebsten gewesen, wenn man gleich abgefahren wäre, so sehr peinigte ihn die Sehnsucht. Doch auch diese Stunden vergingen, und der schöne Tag brach an, der Friedel wieder mit dem geliebten Wesen zusammen führen sollte, das er sich als ewigen Besitz wünschte.

Wie war Fräulein Ellen so anmutig, als sie nachmittags im Wagen vorfuhr! Ein dunkelblaues Gewand umfloß ihren zarten Leib, ein mit Vergißmeinnicht und Spitzen geschmückter Hut saß tadellos auf ihrem niedlichen schwarzlockigen Kopfe. An der Brust trug sie eine frische Rosenknospe, während ihre reizenden Hände mit einem Veilchenbukett spielten. Mister Blanche stieg vor Friedels Wohnung aus, der den Herrschaften eben aus der Türe entgegentrat.

Sie begrüßten sich, und nahmen im Wagen Platz, der schnell von dannen rollte.

„Sie gestatten, daß ich Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit erweise,“ begann Ellen, indem Sie Friedel treuherzig in die Augen schaute; „diese Blumen sollen ein weiteres Zeichen meines Dankes sein, den ich Ihnen schulde.“

Und ehe sich's Friedel versah, hatte Ellens flinke Hand das Veilchenbukett an der Brust des jungen Mannes befestigt.

„Sie sind so liebenswürdig, mein Fräulein,“ entgegnete Friedel, „ich sollte aber meinen, daß Sie durchaus keinen Dank mehr schulden. Sie haben mir, seitdem ich die Ehre habe, in Ihrem Hause zu verkehren, schon so viele Aufmerksamkeiten erwiesen, daß ich eigentlich zu Ihrem Schuldner geworden bin.“

„Nun vielleicht können Sie, wenn Sie dieser Meinung sind, die neue Schuld noch gut machen,“ erwiderte Ellen mit einem herzlichen Lächeln; „man kann immer wieder krank werden.“

„Siehst du,“ bemerkte Ellens Vater, „das ist richtig gedacht; mit Wohltätern muß man gute Freundschaft halten: man kann über Nacht in die Lage kommen, ihre Dienste von neuem zu begehren.“

„Wir wollen's nicht hoffen,“ fuhr Friedel fort, „daß Ihrem Hause ein gleich widerwärtiges Geschick begegnen sollte, als das vor einigen Monaten der Fall war. Es würde mir unendlich leid tun, wenn jemand von Ihnen bald wieder meine Hilfe in Anspruch nehmen müßte.“

„Ihr Wohlwollen, Mister Herrchen, freut uns aufrichtig, nicht wahr Papa; aber man kann es nicht wissen, ob nicht doch jemand von uns Ihrer Hilfe bedarf?“

Digitized by Google

„Nun, Sie sehen doch gar nicht danach aus und Ihr Herr Papa auch nicht," versetzte Friedel mit lautem Lachen, „lassen Sie jetzt, mein Fräulein, bitte, das Krankſein und Krankwerden, malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Sie wiſſen . . . ."

„Ich weiß es wohl, aber krank kann man immer werden — — — nicht wahr, Papa?"

„Ah, freilich — —, daß du mir aber ſo bald wieder krank wirſt, will ich nicht hoffen. Mister Herrchen iſt doch der Gaſt unſeres Hauſes und auch ſein Freund. Er kann jederzeit kommen, die Türe ſteht ihm offen."

„Bin Ihnen ſehr verbunden, Mister Blanche, und werde es mir ſtets zur Ehre anrechnen, mit Ihnen gute Freundſchaft zu pflegen."

„Übrigens", fuhr Mister Blanche fort, „ſind das die Türme von Salvatore."

„Ach ja!" rief Ellen entzückt, „bitte, ſehen Sie doch, Mister Herrchen, „wie reizend Salvatore ſich an der Küſte hinzieht."

„In der Tat, herrlich, da muß es angenehm ſein unter den Palmen zu wandeln."

„Ungeſtraft geſchieht das aber ſelten," verſetzte Ellen ſchalkhaft.

„Wir dürfen das ſchon."

„Man weiß nicht; wir hatten doch noch nicht die Gelegenheit dazu?"

„Das ſtimmt ſchon," gab Friedel zurück. „wir werden aber den Beweis dafür bringen."

(Fortſetzung folgt.)

## Miszellen.

**„Das Wirtshaus an der Lahn."** Wir erhalten folgende Zuſchrift: In Nr. 47 der „Naſſovia" fanden ſich einige recht hübſche Betrachtungen über die Poeſie, deren Wiege im „Wirtshaus an der Lahn" geſtanden hat. Ich habe mich darüber gefreut, daß endlich einmal einer den Mut gefunden hat, die immerhin ſehr heikle Frage der Wahnwirtshauspoeſie aufzurollen, die ſelbſt weit außerhalb der blau-orangen Grenzpfähle eine Fülle nicht grade wohlduftender Blüten hervorgezaubert hat. Denn wohin auch der Sohn der Lahn ſeine Schritte lenken mag, überall vernimmt ſein Ohr die vertrauten Klänge der „Wirtinverſe", überall aber wird auch ſein Lokalſtolz bitterlich gekränkt, weil er nur allzubald merken muß, daß die braven Leutchen da draußen meiſt nicht mehr und nicht weniger von der Lahn wiſſen, als daß ſie durch ein Ländchen fließt, das von ſogenannten „Naſſauern" bewohnt wird (denen man gemeiniglich und fälſchlicherweiſe gerade die Eigenſchaften nachſagt, die ſie am allerwenigſten beſitzen, nämlich Gewinnſucht und Charakterloſigkeit); und daß einmal an ihren Ufern ein Wirtshaus geſtanden hat, deſſen frühere Wirtin an Anrüchigkeit ſo ziemlich alles überbot, was nur ausdenkbar iſt. Armes Ländchen, wie wirſt du verkannt, und wie ſtelle ich's an, deine Ehre wenigſtens den Landsmännern und -männinnen gegenüber zu retten? Ja, ich weiß es wahrhaftig ſelbſt nicht, aber vielleicht gibt einer aus dem Leſerkreiſe der „Naſſovia" freundliche Auskunft.

Herr Fink hat von dem „hiſtoriſchen Wirtshaus" an der Lahn geſprochen; es gibt aber noch ſehr viele „ungeſchichtliche", die ſich nichtsdeſtoweniger ihrer Identität mit dem „hiſtoriſchen Wirtshauſe" rühmen. In Dauſenau ſelbſt exiſtiert ein ſolches, und Marburg, Gießen und Limburg machen dergleichen Anſtrengungen, den Ruhm des echten, rechten Wirtshauſes für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Wo ſteht nun das Wirtshaus an der Lahn par excellence, das Wirtshaus, von dem der Dichter ſingt, und ſagt, wo ſchaltet und waltet die richtige Wirtin, die ſo viele Dinge tut und beſitzt, wie es das Lied verkündet? Wo ſteht das Wirtshaus, das wirklich hiſtoriſch iſt und nicht aus Geſchichtlichgründen die Bezeichnung trägt? —

Freundlicher Leſer, der du hervorragende germaniſtiſche Kenntniſſe beſitzeſt, würdeſt du nicht einmal die große Liebenswürdigkeit haben, im Schatze deines Wiſſens nachzuforſchen, ob das Wort „Lahn" in alten Tagen nicht am Ende etwas ganz anderes bezeichnete als gerade nur das ſchöne Flüßchen zwiſchen Biedenkopf und Oberlahnſtein, das uns ſo ſchönen Wein und ſo vortreffliche Forellen beſcheert?

Und wenn das nicht der Fall iſt, wenn „Lahn" wirklich nicht „Landſtraße oder dergl." ſondern einzig und allein den Fluß bezeichnet, wäre es nicht eine dankbare Aufgabe, dem Urſprung des Liedes einmal nachzugehen? Wäre es nicht intereſſant, zu erfahren, ob die Verſe der Studenten- oder aber der Handwerksburſchenpoeſie angehören?

Einerlei ob dieſes Lied nun ein ſchönes oder aber ein höchſt unſchönes Volkslied iſt; ein Volkslied bleibt es doch ein für allemal, und das genügt, das macht es reif zu Forſchungszwecken!

Ich ſelber will mir Mühe geben, bei einer ſpäteren Gelegenheit einmal nähere Betrachtungen anzuſtellen. Wer hilft mir dabei, wer unterſtützt mich? Ganz unbanthar wäre die Aufgabe ſicherlich nicht. Naturgemäß ſollen und dürfen nur die wirklich urſprünglich vorhandenen Verſe ins Bereich der Nachforſchungen gezogen werden, nicht etwa die nachträglich dazu gekommenen (von denen ich nebenbei geſagt, in übermütiger Studentenlaune ſelber eine ganze Reihe dazugeſchuſtert habe).

H. L. Linkenbach, Ems.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die Großſtadtluft.** Schwank in 4 Akten von Oskar Blumenthal und Guſtav Kadelburg, neueinſtudiert am 24. Februar. — Man braucht keine Vorliebe für die Poſſen- und Schwankdichterei der Neuzeit zu befunden, wenn man ſagt, daß es eine angenehme Abwechſelung ſei, unter den vielen Sichtigkeiten der letzten Jahre wieder einen älteren guten Schwank aufſauchen zu ſehen. Zumal wenn der Schwank wirklich dieſen Namen und nicht den erborgten eines Luſtſpiels trägt. In dieſer Hinſicht alſo kann man die launige „Großſtadtluft" ganz gern wieder einmal begrüßen und es verſtehen, daß das Publikum ſie freundlich und fröhlich aufnehmen. Es will ja die Schaubühne nicht nach Schiller als eine moraliſche Anſtalt betrachten, ſondern ſich amüſieren: Auge und Ohr. Wann dieſe Geſchmacks- und Sinnesrichtung ſich einmal ändert, wer weiß es — — ; quien sabe ? — ſagt der Spanier und macht vorn und hinten ein Fragezeichen, von denen das erſte gar auf dem Kopfe ſteht. Ob vor Verwunderung oder Schrecken?

Geſpielt wurde der Schwank recht gut. Die Künſtler ſchwammen lebendig und wohlig wie die Fiſchlein im Waſſer; namentlich die jüngeren Damen und Herren befanden ſich recht in ihrem Element. (T. h. die Darſteller jüngerer Rollen; denn tatſächlich wird ein Schauſpieler ja nie alt, um wie viel weniger eine Schauſpielerin!) Das Lob ſoll ihnen deshalb auch in corpore gelten.

## Literatur.

* **Naſſau-Saarbrücken und Mörs.** Ein Beitrag zur Geſchichte des oraniſchen Sukceſſionsſtreites. Von W. M. Dienſtbach. 264 S. Frankfurt a. M. Voigt u. Gleiber. — Die Schrift iſt die Diſſertation, auf Grund deren der Verfaſſer, ein junger Naſſauer, von der Univerſität Zürich zum Dr. phil. promoviert wurde. Die gedruckte Arbeit geht weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Diſſertation hinaus; es war dem Bearbeiter darum zu tun, die Frage gründlich zu erledigen. Es handelt ſich um den Streit, den das Haus Naſſau, ſpeziell die walramiſche Linie um die Nachfolge in der Grafſchaft Mörs führte.

Digitized by Google

Eine Erbtochter von Saarwerden und Mörs hatte nämlich 1707 den Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken geheirathet und diesem Saarwerden nebst Lahr und Malberg sowie den Anspruch auf Mörs mitgebracht. Doch war letztere Grafschaft auf Grund vorgebrachter älterer Ansprüche von den Grafen von Wied in Besitz genommen und auf die Grafen von Neuenahr vererbt worden, trotz des Prozesses den Nassau-Saarbrücken anstrengte. Neuenahr vererbte Mörs auf Nassau-Oranien. Der Fürst Moritz von Nassau-Oranien hatte sich auch tatsächlich in den Besitz von Mörs, und dieses verblieb Oranien bis zum Tode Wilhelms III., 1702, worauf während des spanischen Erbfolgestreites der König von Preußen als Erbe Oraniens sich der Grafschaft bemächtigte. Damals griff Graf Wirich Bentinck den Prozeß wieder auf, der aber 1795, als die Franzosen das ganze linksrheinische Gebiet eroberten, noch nicht beendet war, und auch nie beendet wurde. Die Saarbrückener gründeten ihre Ansprüche auf eine Urkunde von 1361, den sogenannten Lehnsquittbrief des Grafen von Kleve, Mörs betreffend, ohne indes zu wissen, daß der Brief unecht war. Diese Unechtheit evident nachgewiesen zu haben, ist Dienstbach geglückt. Die gesamte Darstellung ist gründlich, logisch, wirtschaftlich; sie läßt sich entwickelungsgemäß, ohne Lücken auf und ist von einer Klarheit, wie man sie sonst in derartigen Arbeiten nicht oft findet; außerdem ist, was sonst auch sehr viele Wissenschaftler vergessen, jedesmal das Ergebnis und am Schlusse rückschauend das Gesamtergebnis verzeichnet. Die zahlreichen Beläge und Nachweise werden selbst des pedantischsten Notenhischers Herz erfreuen. Wir sind der Tatsache froh, daß wieder ein junger nassauischer Historiker mehr auf den Plan getreten ist.

## Neues aus Nassau.

**Die Silberhochzeit des Kaiserpaares** ist nach dem Wunsche der Jubilare auch in Nassau durch zahlreiche Stiftungen verewigt worden. Neben den schon genannten sind als und mitgeteilt zu verzeichnen: die Stiftung der Stadtgemeinde Ems in der Summe von 4000 Mk. zur Erwerbung eines Bauplatzes für ein Kreiskrankenhaus; die Stiftung der Israelitischen Kultusgemeinde Wiesbaden von 5000 Mk. zur Erbauung eines israelitischen Krankenhauses in der Stadt; der Beschluß der Städte Lorch und Sankt Goarshausen ein neues Krankenhaus (letzteres für Schwindsüchtige) zu erbauen; der Beschluß der Stadt Elsfeld, den Veteranen von 48, 66, 70, soweit sie ein Einkommen unter 1200 Mk. jährlich haben, die Gemeindesteuer zu erlassen.

**Generaloberst von Wittich †.** Am 23. Februar starb zu Würzburg, wo er sich in ärztlicher Behandlung befand, Generaloberst a. D. Adolf von Wittich. Er hat von 1892 bis 1904 das 11. deutsche Armeekorps geführt.

**Feldzeugmeister von Ziemiecki †.** Am 25. Februar starb zu Krakau FZM. Hieronymus von Ziemiecki (spr. Jiemjetzki), geboren am 7. September 1817, also nahezu 89 Jahre alt. Er war ursprünglich Offizier in sächsischen Diensten, trat 1851 in nassauische, zum Major und Flügeladjutanten Herzog Adolfs ernannt. Im Jahre 1865 wurde er Generalmajor und Generaladjutant und trat nach dem Feldzuge von 1866 in österreichische Dienste, wo er bis zu seiner hohen Stellung aufrückte. Seinen alten Herrn, mit dem er gleichalterig war, hat er nicht lange überlebt.

Bei der Einholung der Prinzessin Sophie Charlotte von Oldenburg, Braut des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen, in Rathenow war auch Landrat Kammerherr von Heimburg Biedenkopf, beteiligt.

Die Weinernte des Rheingaus ist im vergangenen Jahre recht befriedigend ausgefallen. Die Ernten der letzten 10 Jahre stellen sich der Quantität nach, wie folgt: 1896: 86 142, 1897: 35 770, 1898: 6606, 1899: 17 333, 1900: 34 433, 1901: 28 767, 1902: 39 940, 1903: 54 150, 1904: 58 928, 1905: 75 036 Hektoliter. Somit hat nur das „Lihungtschung-Jahr“ das vorige Jahr übertroffen; aber in der Qualität dürfte es umgekehrt sein. Die Ertragsfläche betrug 1901: 1919, 1902: 1941, 1903: 1961, 1904: 1963, 1905: 2014 Hektar.

Eine sehr alte Nassauerin, Frau Witwe Marie Geiter zu Wiesbaden, beging, körperlich und geistig rüstig, am 26. Februar ihren 97. Geburtstag.

Wie zu Neuheim sind auch an anderen Orten des vorjährigen Manöverfeldes Kaiserseiche und Kaiserbäume gesetzt worden.

Am 29. Februar wurde Behrheim durch Großfeuer heimgesucht. Es brannten drei Häuser und fünf Scheunen, dazu eine Anzahl Stallungen, ab.

Der Roßsteintunnel der Rheinbahn bei Kaub hat sich um 20 Zentimeter gesetzt. Hoffentlich bleibt's dabei.

Langenschwalbach hat sein neues Krankenhaus eingeweiht. Oberarzt ist Dr. K. Frichhöffer geworden.

Rudershausen ist an der Stelle des alten Eigenverhauses eine Kirche erbauen.

Die dritte Provinzial-Irren- Heil- und Pflegeanstalt kommt, wie endgültig entschieden ist, nach Herborn.

## Nassauischer Geschichtskalender.

März.

14. 1809. Das 1. nassauische Regiment unter dem Obersten von Pöllnitz wird formiert, um zunächst an dem Feldzuge gegen Österreich (in der Division Rouyer des Korps des Marschalls Davout) teilzunehmen.

17. 1849. König Wilhelm II. der Niederlande, Großherzog von Luxemburg stirbt. Er war der Sohn Wilhelms I. und Friederikens von Preußen, am 6. Dezember 1792 geboren und 1840 zur Regierung gekommen. Ihm folgte als König-Großherzog sein Sohn Wilhelm III.

20. 1822. Dr. Karl Braun, Rechtsanwalt, nassauischer Parlamentarier, wird zu Hadamar geboren. Er war einer der Führer der Fortschrittspartei in der 2. nassauischen Kammer, seit 1867 Mitglied des preußischen Landtags und des Reichstags, der nationalliberalen, dann der freisinnigen Partei angehörend. Er starb am 14. Juli 1893 zu Freiburg i. Br.

23. 1812. Landgraf Karl Emanuel von Hessen-Rheinfels (Besitzer der Niedergrafschaft Katzenelnbogen) stirbt. Er war 1746 geboren, folgte seinem Vater Konstantin 1778 in der Regierung und ging 1806 seines Landes verlustig. Mit seinem Sohne Viktor Amadeus starb 1834 das Haus aus.

24. 1558. Gräfin Anna von Nassau-Oranien, geborene Gräfin von Büren (geb. 1533), 1. Gemahlin Wilhelms des Schweigers, stirbt. Sie war seit 1551 mit ihm vermählt gewesen.

28. 1242. Erzbischof Dietrich von Trier aus dem Hause Wied stirbt auf seiner Feste Mons Tabor (Montabaur). Er hatte 30 Jahre regiert.

## Briefkasten.

**G. B. in F.** Ist besorgt. Besten Dank. Die Regimenter 1 und 2 verloren bei Waterloo zusammen 46 Offiziere und 841 Mann.

**Frl. H. in B.** Ja, wie Sie sehen, erledigt.

**H. M. in B.** Ein Aufsatz über Johann Philipp von Trier ist in der „Nassovia“ noch nicht erschienen, uns aber in Aussicht gestellt.

Berichtigung. In Nr. 5, S. 58, Sp. 1, Z. 15 v. u. muß statt der dort stehenden Zeile eingesetzt werden: „vor den Baudemonts hier ansässig gewesenen Ritter“.

**Redaktionsschluß: 9. März.**

Inhalt: Deutscher Wein und Franzmanns Rosen. (Gedicht.) Von C. Preser. — Der Hagelstoß. (Gedicht.) Von A. Gasser. — Die Familie Dilthey. Von L. Koepp. — Nassau-ottoische Kulturarbeit in Brasilien. Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.) — Fürstliche Heirat vor der französischen Revolution. Von J. Löwenthal. (Schluß.) — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (4. Fortsetzung.) — Mißzellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 7. Wiesbaden, den 1. April 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Naturgewalten.

(Auf dem Grauen Stein bei Frauenstein.)

Ein Wipfelmeer, zu Füßen mir gebreitet,
Das windbewegt sanft auf- und niederrauscht, —
Der Himmel über mir, der blau sich weitet
Und sonnbeglänzt herab zur Erde lauscht, —
Und ich allein auf grauem Felsgestein,
So steh' und schau' ich weit ins Land hinein.

Ich steh' und schau', wie feierliches Schweigen
Auf diesen freundlich grünen Tälern hängt,
Und dennoch in der Bäume Weh'n und Neigen
Des Lebens warmer Quell zum Lichte drängt. —
Ich seh' den Strom in weiter Ferne zieh'n
Und über mir die Wolken wechselnd flieh'n.

Erhab'ne Einsamkeit voll regem Leben,
In deinem Schaffen still und doch so groß,
Wie löst sich sanft durch deines Zaubers Weben
Von Tages Unrast meine Seele los!
Umweht vom Flügelschlag der Ewigkeit,
Dem Heut' entrückt, schaut sie in alte Zeit.

Sie schaut, wie dieses blühende Stückchen Erde,
Das viel' Jahrhunderte schon grünen mag,
Nach göttlichen Gesetzes ew'gem „Werde"
Als unfruchtbares Land in Wildnis lag.
Noch tobten in der Erde Schoß verhalten
Dämonischer Kräfte glühende Gewalten.

Mit Heulen und mit Sturmes Schauerweisen,
Entfesselt, brach's dann eines Tages los,
Und mächtig barst in wildem, tollem Kreisen
Der schwang'ren Erde überreifer Schoß.
Den Zeiten trotzend, unverwüstlich war,
Was damals sie dem Tageslicht gebar.

Da lohten himmelhoch in ihren Wehen
Die Feuergarben, Steine brachen vor;
Sie hob den Fels, auf dem wir heute stehen,
Mit all der Urkraft ihres Seins empor.
So ragt, geschleudert aus des Dunkels Haft,
Er nun als Zeugnis wilder Leidenschaft.

Die ungezügelten Naturgewalten
Der Erde haben längst sich ausgetobt;
Nun blüht sie still in segensreichem Schalten,
Indem sie friedlich Schaffens Macht erprobt,
Und lächelt vor sich hin, — in sel'gem Träumen
Von junger Tage tollem Ueberschäumen.

Minna von Konarski.

Digitized by Google

# Die Familie Dilthey.

2) Von Laura Koepp. (1. Fortsetzung.)

## 7. Maximilian Dilthey
1725 bis 1779 und seine Brüder.

Johann Philipps ältester Sohn, Eberwein, war fürstlich nassauischer Rat der Justizkanzlei zu Dillenburg und starb ohne männlichen Erben; die Tochter Christina Johannette vermählte sich mit dem Kammerrat F. W. Hofmann und wurde durch ihre Tochter die Großmutter des bekannten Obermedizinalrates Haas in Wiesbaden (Vater von Frau Finanzrat von Heemskerck und Frau General Schneider). Auch erinnere ich mich, daß einer ihrer Enkel, ein kleiner alter Herr, zur großen Entrüstung von uns Kindern einmal auf offener Wilhelmstraße meiner Mutter um den Hals fiel und sich dann als Vetter Hofmann (vermutlich Postdirektor?) zu erkennen gab.

Johann Philipps vier andere Söhne studierten Theologie. Von dem gleichnamigen Johann Philipp (von Maximilian ist weiter unten die Rede) ist uns nur die Kunde erhalten, daß er Stiftsprediger zu Keppel im Fürstentum Siegen war. Heinrich war zweiter Pfarrer zu Dillenburg, kam dann nach Niederdresselndorf, wo er auch starb. Er scheint unvermählt gewesen zu sein, da gelegentlich nur seine Haushälterin, Marie Katharine Meinhard, erwähnt wird, die achtzehn Jahre lang in seinen Diensten stand, was also auch damals schon der Aufzeichnung wert erachtet wurde. Der jüngste Bruder, Philipp Samuel, stand als Prediger zu Ufingen und war gleichfalls Junggeselle. Und so liefert die Geschichte des Hauses Dilthey durchaus nicht den Beweis, daß in früheren Zeiten mehr geheiratet worden sei als heute. Wir haben hier sehr viel Junggesellen zu verzeichnen, allerdings keine unverheirateten Frauen, es sei denn, daß der Stammbaum die alten Jungfern als wertlos für die Nachwelt, ich halte das für mehr als wahrscheinlich, einfach, unterschlagen hat.

Johann Philipps zweiter Sohn Maximilian, eben jener Vorfahre mit der interessanten weißen Hand, war geboren 1725. Nach beendeten Studien wurde er Feldprediger unter dem Regiment Oranien-Nassau in Holland, kam 1750 nach Balkersbach, 1769 nach Eisemroth, wo er 1779 starb. Er war vermählt mit Wilhelmine Henriette Mangerin, einer Tochter des Pfarrers Manger zu Burbach. Sie hat auch für die späteren Generationen eine besondere Bedeutung, nicht als des ehrsamen Westerwälder Pfarrherrn züchtige Hausfrau, nicht als seine trauernde Witwe, die treue Mutter seiner Kinder, die sie ohne Zweifel gewesen ist, sondern hauptsächlich als eines ehrwürdigen Pfarrers Möller liebwerte Base. Besagter Pfarrer Möller, der Sohn einer geborenen Tilemann, deren Schwester die Gattin des Pfarrers Manger war, lebte in kinderloser Ehe mit einer Hermann und begründete das sogenannte Pfarrer Möllersche Familienstipendium, das auch den Kindern und Enkeln der Mangerischen Familie zugute kam. Das einzelne Stipendium ist wohl nie so bedeutend gewesen, daß es ein Familienglied hätte zum Studium veranlassen können, auch damals, als die Aspiranten noch nicht so zahlreich und weit verzweigt waren; aber, es war immer, namentlich den Müttern und Vätern, eine willkommene Gabe und gerade groß genug, das Andenken des kinderlosen Vetters wach zu erhalten. Ich bin ihm jedenfalls sehr dankbar, denn ich behaupte, daß dies Vermächtnis des seligen Möller meine Arbeit wesentlich erleichtert hat. Denn da einmal die Diltheys des 19. Jahrhunderts ihre Abstammung von Maximilian und seiner Gattin, geborenen Mangerin, mit glaubwürdigen Dokumenten belegen mußten, hat's wohl den einen oder anderen gelüstet, seinen Stammbaum noch etwas weiter hinauf zu verfolgen, und er ist dann schließlich an Johannes Dilthey, Bürger zu Siegen, geraten.

## 8. Samuel Dilthey
1770 bis 1832 und seine Geschwister.

Die Ehe Maximilians war mit Kindern reich gesegnet. Die Töchter, um diese vorweg zu nehmen, waren vermählt, die eine, Auguste Henriette, mit dem Kaufmann Wilhelm Heinrich Rückert zu Herborn, die jüngere, Christine, mit dem Pfarrer Schütz, ebenfalls zu Herborn. Der älteste Sohn, Wilhelm Heinrich, studierte zu Herborn Theologie, ward 1779 Kandidat und Präzeptor an der fünften Klasse daselbst und starb 1782; der zweite, Philipp Maximilian, war Rat zu Dillkirchen (P. D. H.) bei Hadamar. Ihm haben die Wirren der Napoleonischen Herrschaft viel zu schaffen gemacht. Von ihm ist uns eine Eingabe an Seine Majestät den König von Holland erhalten, worin er um Nachzahlung des ihm unter napoleonischer Herrschaft von 1810 bis 1814 vorenthaltenen Gehaltes bittet. Das Gesuch soll nicht abgegangen sein. Ob die Nachzahlung trotzdem stattgefunden hat, erhellt nicht aus den mir vorliegenden Akten. Aber mit oder ohne diese 2787 Gulden 30 Kreuzer ist er als Erbonkel gestorben; zum mindesten hat jedes von Samuels Kindern — es kamen auch noch andere Neffen und Nichten in Betracht — einige Hundert Gulden oder etwas mehr erhalten,

Digitized by Google

wie aus einem noch vorhandenen Zettel der Sophie Wirths, geb. Dilthey hervorgeht. Bei Philipp Maximilian ist auch die geborene Mangerin selig entschlafen. Der jüngste Sohn, Johann Eberwein, lebte als Amtmann zu Burbach. Von seinen Söhnen sind zwei, Eberwein und Friedrich, unvermählt geblieben, der älteste, Karl, starb ohne männlichen Erben; von den Töchtern Johann Eberweins heiratete die eine, Henriette, einen Kaufmann Gontermann zu Köln, die andere, Auguste, den Gerbereibesitzer Christian Jüngst zu Herborn.

Der mittlere Sohn Maximilians, Samuel — für uns der wichtigste — wurde geboren am 22. Juni 1770 zu Eisemroth. Er besuchte die Klassen zu Herborn und von 1788 die Hohe Schule daselbst, wurde 1791 Vikar bei seinem mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Manger zu Wengerskirchen, und nach dessen Tod bei dem Bruder seines Vaters, dem reformierten Hofprediger Philipp Samuel Dilthey zu Usingen. Als dieser verstorben war, folgte er dem Rufe zur dritten Pfarrstelle in Dillenburg, wo er am 9. November 1800 präsentiert wurde.

Von Dillenburg kam Samuel Dilthey als zweiter Stadtpfarrer und zugleich als Hofprediger zu Oranienstein nach Diez und wurde als ersterer mit einem Eheins, als drittem Pfarrer, zusammen installiert am 22. September 1805, und zwar durch Steubing, nachdem er eine Predigt über Matth. 19. 14 gehalten hatte. Schon 1801 hatte er sich verheiratet mit der Tochter des Pfarrers Friedrich Winckel zu Obernhof, Karoline Winckel hatte eine umfassendere Bildung und einen weiteren Horizont, als er gemeinhin zu damaliger Zeit einfachen Pfarrerstöchtern eigen zu sein pflegte. Hatte sie doch ihre Kindheit und Jugend in Erlangen, wohin ihr Vater an die reformierte Gemeinde gerufen worden war, verlebt, im hauptsächlichen Verkehr mit hochgebildeten französischen Emigrantenfamilien, wovon noch in späteren Jahren ihr gewandtes Französisch Zeugnis ablegte. Jedenfalls hat es die Urenkelin als unmündiges Kind in schene Bewunderung versetzt, als die Sechsundachtzigjährige durch den Besuch einer jungen Französin aus dem Mittagsschlaf aufgestört, sich sofort der Situation anpaßte und im fließendsten Französisch die Unterhaltung führte, während die dabei sitzenden Enkelinnen mit großer Mühe nach den notwendigsten Ausdrücken rangen; ja, fast könnte es scheinen, als ob die deutsche Frau etwas von französischem Esprit eingesogen habe. Auch für die Politik und alles, was in der Welt vor sich ging, bekundete die Großmutter, wie sie im ganzen Verwandten- und Freundeskreise, ja, sogar von den Soldaten ihres die Festung Marksburg kommandierenden Schwiegersohnes genannt wurde, ein lebhaftes Interesse, ein Interesse — psychologisch ist diese Tatsache sehr bedeutsam —, das datierte aus der Zeit, da sie als sechsjähriges Kind einem erblindeten Major in Erlangen die Zeitung vorlesen mußte.

Gleich den Dilthens hatten auch die Winckels seit Jahrhunderten bald in wittgensteinischen, bald in nassauischen Diensten gestanden. Als Schüler und Lehrer der Herborner Hochschule begegnen und grüßen sie sich mit den Dilthens, ja sogar als Dichter treten sie in Konkurrenz. Wenn Johann Eberwein und Johann Philipp Dilthey die frühentschlafene Prinzessin Elisabeth Charlotte in lateinischen Strophen verherrlichten, so hat Johann Winckel, Karolines Großvater, sie in deutschen Versen besungen, die, geschrieben in der schwülstigen Sprache der damaligen Zeit, uns heute fast so unverständlich klingen wie die lateinischen. Eine innige Liebe verknüpfte die Gattin Samuel Diltheys mit ihrem einzigen Bruder Ludwig, dem Leibarzt des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, und heute noch verbinden ihre Nachkommen freundschaftliche Beziehungen mit dessen Enkeln, deren bedeutendster der bekannte Gynäkologe und Hochschullehrer Franz von Winckel in München ist.

Im Jahre 1818 wurde Samuel Dilthey an Stelle Steubings erster Pfarrer in Diez. Aus demselben Jahre ist uns ein vertrauliches Schreiben der obersten Kirchenbehörde erhalten, worin ihm auch die erste Pfarrei in Dillenburg angeboten wurde. Er aber zog Diez vor, trotzdem er dort Zeit seines Lebens zwar die Funktionen des ersten Pfarrers auszuüben hatte, aber nur die Besoldung des zweiten bezog, während die erste Steubing als Pension zufiel und nach dessen Tode ganz aus dem Etat verschwand, was noch bis in die neueste Zeit die jeweiligen Inhaber dieser Stelle schmerzlich empfanden. Als ein wenig auch kärgliches Äquivalent blieb ihm allerdings die Besoldung als Oranienstein'er Hofprediger, trotzdem diese Stelle nach dem Tode Wilhelms V., des Unvergeßlichen, wie er bei den Diezern hieß, zur eigentlichen Sinekure geworden war.

### 9. Maximilian Dilthey
1804 bis 1867 und seine Geschwister.

Die Ehe Samuel Diltheys und Karoline Winckels war mit einer ganzen Reihe von Kindern gesegnet. Die älteste Tochter Sophie — ein ihr vorausgegangener Sohn war schon als zweijähriges Kind gestorben — wurde 1803 zu Dillenburg geboren. Sie vermählte sich mit dem tapferen Waterlookämpfer Louis Wirths (s. „Nassovia" vom 15. Juni 1905). Die zweite, Karoline, lebte in kurzer, aber sehr glücklicher Ehe mit dem Kaufmann Friedrich Rückert in Herborn. (Durch ihre Tochter, Karoline, die Gattin des praktischen Arztes Ferdinand Koepp zu Biebrich a. Rh., ist die Verfasserin dieses Aufsatzes dem Stamme der Diltheys verwandt.) Eine dritte, Henriette, starb als Kind. Auch der jüngste Sohn, Friedrich, geboren 1818 zu Diez, wurde in der Blüte seiner Jahre dahingerafft. Er hatte als strebsamer Kaufmann den glühenden Wunsch gehegt, nach Paris zu gehen. Aber die Mutter wollte ihr Nesthäkchen nicht dorthin lassen, weniger vielleicht, weil sie die Gefahren des Seinebabel für ihren Liebling fürchtete, als, weil sie ihn — hier zeigt sich der mütterliche Egoismus — nicht so entfernt von sich wissen wollte, wie sie denn auch überhaupt immer bei jedem Abschied von ihren Kindern fast verzweifeln wollte, selbst wenn es nur die Entfernung zwischen Biebrich und Rüdesheim galt. Friedrich ging nach Köln, machte eines Sonntags eine lustige Ausfahrt mit ein paar übermütigen Freunden, deren einer selbst

Digitized by Google

kutschierte und das Fuhrwerk umwarf, wobei Friedrich so unglücklich stürzte, daß er nach ganz kurzer Zeit verschied. Er liegt zu Bensberg, in dessen Nähe die Unglücksstätte war, begraben.

Der mittlere Sohn Samuels, Wilhelm, wurde der ältesten Familientradition folgend, Jurist, studierte zu Gießen und Göttingen, und war dann in Hochheim, Höchst, Montabaur, Langenschwalbach, wieder Höchst, Rüdesheim, Wallmerod und Hadamar tätig. Er wurde zum zweitenmale nach Höchst geschickt, weil man ihn für besonders geeignet hielt, in diesem Amte, wo 1848 sich außerordentlich beklagenswerte Zustände eingeschlichen hatten, die Ordnung wieder herzustellen. Er selbst schreibt darüber an seinen Schwiegervater:

„Beispiele arger Anarchie zeigten sich allerorten. Kein Amt ist, wie man sagt, mehr in dieser Beziehung gesunken, als mein liebes Höchst. Eine gräßliche Zerfahrenheit soll sich dort eingenistet haben, eine vollständige Zernichtung aller gesetzlichen Autorität. Die Beamten unter sich uneinig, der Wille des Volkes durch ein sog. Sicherheitskomitee repräsentiert, das sich sogar eine exekutive Gewalt beilegt. Ein Regierungskommissar prüfte den Zustand an Ort und Stelle, sein Gutachten soll sehr traurige Spezialitäten enthalten. Eine anderweite Besetzung der Beamtenstellen wird für durchaus nötig gehalten. Das einstimmige Gutachten der Regierung, des Ministers greift mich unter der großen Zahl heraus, wie mir der Herzog in einer sehr langen Audienz sagt, weil man mich für einen sehr rechtlichen und dabei energischen Beamten halte.

„Ich übergebe Ihnen das wichtigste Amt meines Landes, doppelt wichtig in der jetzigen Zeit als Grenzamt, ich habe alles Vertrauen zu Ihnen, daß es gelingt, dort wieder Ordnung und Gesetzlichkeit herzustellen; gehen Sie mit Gott!" Ich war sehr lange bei ihm, und die Unterredung mit ihm in der jetzigen Zeit wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Werde ich aber dieses Zutrauen rechtfertigen können! Finde ich nicht vielleicht dort bei dem besten Willen mein politisches Grab? Man hat mir vielfach abgeraten, ich solle die Stelle ausschlagen! Wie konnte ich das. Soll man mich der Feigheit beschuldigen. Wir leben ja in einer Zeit des ewigen Kampfes; so wenig wie der Soldat zurückbleiben kann, wenn der Feind die Grenzen des teueren Vaterlandes bedroht, so wenig darf der Beamte zurückschrecken vor einer gesetzlosen Bande.

Ich gehe hin mit einem Herzen voll des redlichsten Willen, zu dem Gelingen muß dann Gott seinen Segen geben. — Das Schlimmste ist, daß die Bessergesinnten sich ganz neutral verhalten, nirgends ein energisches Zusammenhalten."

Später hat man den Dank für die geleisteten Dienste etwas vergessen, und als der treue Beamte und gute Protestant an höchster Stelle gegen die Zustände des Regiments Werren protestierte, wurde er versetzt; wenigstens hat er selbst seine Stelle in Hadamar als eine Art Verbannung angesehen, wenn es ihm auch dort gelang, inmitten einer ganz katholischen Bevölkerung eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten. Er starb nach längerem Leiden 1862 zu Wiesbaden.

Wilhelm Dilthey war verheiratet mit seiner Kousine Franziska Winckel aus Berleburg. Seine einzige Tochter Luise wirkte jahrelang als Lehrerin an der Höheren Mädchenschule zu Wiesbaden und starb, nachdem sie kurze Zeit vorher ihrer Gesundheit wegen hatte pensioniert werden müssen, 1886 in Torgau, wo ihr Bruder Max noch heute als Amtsgerichtsrat tätig ist; ein jüngerer Bruder, Alwin, war schon zwanzig Jahre früher gestorben. Auch Max Dilthey, der mit Julie Waldschmidt verheiratet ist, hat seinen einzigen Sohn in der Blüte der Jahre sterben sehen; dafür ist ihm Ersatz geworden im Schwiegersohn, Hans Stadthagen, der die gleiche Würde wie die Vorfahren des 17. Jahrhunderts bekleidet; nur, daß er sich nicht Stadtschultheiß, sondern Bürgermeister von Schwiebus nennt. Zwei blühende Enkelsöhne sind die Freude der Großeltern.

Maximilian Dilthey, Samuels ältester Sohn, wurde geboren zu Dillenburg am 4. Juni 1804. Schon ein Jahr nach der Geburt dieses Sohnes kam der Vater nach Diez. Aber vielleicht hat die alte oranische Bergfeste, die doch auch die Geburtsstätte des großen Oraniers war, den Sohne jene tiefe Verehrung für Wilhelm den Schweiger mitgegeben, jene Verehrung, die er später dem jungen Sproß des nassauischen Geschlechtes, seinem Schüler, dem Erbprinzen Adolf, einzuimpfen versuchte, als der erlauchte Vater, Herzog Wilhelm, der Stunde beiwohnte und erregt aufspringend meinte: „Und er war doch ein Revolutionär."

(Fortsetzung folgt.)

# Karl Ludwigs kurpfälzische Unions-Agende.[1]

1) Von K. Spieß-Bottenhorn.

Die Unionsbestrebungen des 17. Jahrhunderts fanden auch in der Pfalz an dem damaligen Kurfürsten Karl Ludwig einen eifrigen Förderer, und geistigten hier einen interessanten Versuch, der aber ebenso wie die sonstigen Unionsversuche ergebnislos blieb, nämlich die Herausgabe einer Unions-Agende. Näheres über die Motive, die den Kurfürsten leiteten, und die Art, wie er sich die Ausführung seines Planes dachte, erfahren wir aus einem Briefwechsel zwischen einem ungenannten pfälzischen Theologen und dem Obersuperintendenten D. Joachim Hildebrand in Zelle, von dem wir allerdings nur die beiden Antwortschreiben Hildebrands kennen. Sie genügen aber, um uns ein hinreichend deutliches Bild der Vorgänge zu ermöglichen.

Schon als der Plan einer Unions-Agende auftauchte, hatte sich der Kurfürst am 8. Januar 1678 durch Vermittlung eines pfälzischen Theologen an den Superintendenten Hildebrand gewandt und um seinen Beirat ersucht. Das Schreiben gelangte sehr verspätet in Hildebrands Hände, so daß dessen Vermutung, es sei inzwischen der Plan bereits zur Ausführung gelangt und sein Rat nun nicht mehr nötig, wohl das Richtige getroffen haben wird. Er

[1]) Die Agende ist auch für Teile Nassaus zum Gebrauch bestimmt gewesen, also interessant für uns. D. H.

Digitized by Google

hat trotzdem ausführlich geantwortet und eingehend seine Bedenken gegen einen solchen Plan dargelegt. Das Recht zum Erlaß einer neuen Kirchenordnung bestreitet er dem Kurfürsten nicht; er ist aber der Meinung, daß, wenn die neue Ordnung auch für die pfälzischen Lutheraner verbindlich gemacht werden würde, daraus mehr Ungelegenheiten entstehen würden, als man anfangs vermeint habe. Es war vorauszusehen, vielleicht auch in der Anfrage an Hildebrand ausdrücklich in Aussicht gestellt, daß in der reformierten Pfalz die Majorität der Reformierten die meiste Berücksichtigung bei der Abfassung der Kirchenordnung finden und der Unionscharakter der Agende im wesentlichen darin bestehen werde, daß „die Kirchen-Ceremonien, darin die Reformierten von den Lutheranischen different sind, in die lutherischen Kirchen eingeführt" werden würden. Hieraus erklärt es sich auch, warum der Kurfürst bei einem angesehenen lutherischen Theologen sich Rats erholte. Es mußte ihm viel daran gelegen sein, in zuverlässiger Weise darüber aufgeklärt zu werden, welche Aufnahme die geplante Unionsagende bei seinen lutherischen Untertanen finden werde. Und Hildebrand urteilt bei seinen kritischen Bedenken auch durchaus vom lutherisch-konfessionellen Standpunkte aus und zieht vor allem in Betracht, welche Folgen der Erlaß der Unionsagende für die lutherische Kirche in der Pfalz haben werde. Und da ist es zunächst ein numerischer Verlust an Mitgliedern, den er für die lutherische Kirche in der Pfalz befürchtet, „sonderlich an denen Orten, da die Obrigkeit reformiret ist". Der gemeine Mann, so vermutet er, werde aus der Gleichförmigkeit der Zeremonien auf die Gleichförmigkeit der Lehren schließen, dadurch den Unterscheidungspunkten gegenüber gleichgiltig werden und am Ende denken, es sei gleich ob er zu dieser oder jener Konfession sich rechne. Daß es dann nur eines ganz geringen Druckes bedurft hätte, um ihn auf die andere Seite hinüberzuziehen, ja, daß bei dem numerischen Übergewicht der Reformierten die in der Minderzahl befindlichen Lutheraner ganz von selbst nach und nach aufgesogen worden wären, ist eine Beobachtung, für die es zahlreiche Belege gibt. Die Besorgnis Hildebrands, die lutherische Kirche könnte in ihrem Mitgliederbestand eine erhebliche Schwächung erleiden, wenn die Grenzmauer gegen die reformierte Schwesterkirche niedergelegt würde, war also vom lutherischen Standpunkt aus vollauf berechtigt.

Wir sind allerdings heute geneigt, diesen Umstand anders zu beurteilen und aus ihm wesentlich andere Folgerungen zu ziehen. Es ist uns diese Besorgnis des strenggläubigen Theologen ein Beweis dafür, wie wenig doch auch damals schon der gemeine Mann für die konfessionellen Streitigkeiten zu haben war und wie der ganze unselige Hader, der an zweihundert Jahre und länger in der evangelischen Kirche geherrscht hat und die Protestanten, unter sich uneinig, zu folgenschweren Ohnmacht verdammte, im wesentlichen Sache der Theologen war, von ihnen hervorgerufen, von ihnen mit glühendem Eifer geschürt; das Volk aber sah dieser Rabies Theologorum gleichgiltig — im günstigsten Falle —, wenn nicht unwillig und erbittert zu. Es ist doch überaus bezeichnend und zeigt, wie sehr sich die Theologen der Schwäche ihrer Position bewußt waren, wenn hier Hildebrand schon aus einer bloßen Annäherung in der an sich so indifferenten Frage der Riten und Zeremonien einen numerischen Verlust seiner Kirche entstehen sieht. Wie wenig lag also dem Volk an den Unterscheidungspunkten! Wie leicht konnte es über sie hinwegschreiten! Was den Theologen unmöglich schien, dünkte dem gemeinen Manne selbstverständlich. Und so sehr die Theologen in ihren konfessionellen Vorurteilen befangen waren, so wenig galten sie dem Volke etwas. Was die Theologen für die heiligsten unverletzbaren Güter ihrer lutherischen Kirche erklärten, das war dem Volke im wesentlichen gleichgiltig. Man wird ähnliches auch von den konfessionellen Kämpfen sagen können, die unsere Gegenwart bewegen; auch sie sind fast ausschließlich Theologenangelegenheiten. Dem oft leidenschaftlich sich geberdenden, alles Maß überschreitenden Wesen eines streitbaren und streitsüchtigen Theologengeschlechts sieht das Volk, der Laienstand, gleichgiltig und ohne Anteilnahme zu. Auch noch einer anderen Richtung hin finden Hildebrands Beobachtungen ihre Bestätigung. Seine Befürchtungen gründen sich in der Hauptsache auf die Tatsache, daß dem Volk in geistigen, besonders in religiösen Dingen Form und Inhalt sich identifizieren und daß man ein bekanntes Sprichwort so variieren könnte: „Fällt der Mantel, so fällt auch der Herzog." Mit der Form wird auch der Inhalt aufgegeben. Die Abschaffung religiöser oder kirchlicher Sitten und Bräuche führt auch zu einer Schädigung des religiösen oder kirchlichen Lebens selbst. Das ist eine Beobachtung, die heute hundertfach ihre Bestätigung findet. Es ist gewiß auf die eine Tatsache nur zu verweisen, daß heute aus kirchlichen Gegenden, die zu Hause allsonntäglich zur Kirche gehen, in der Stadt mit einem Schlage unkirchlich werden. Die väterliche Sitte gilt in der Stadt nicht und mit ihr fällt auch die Kirchlichkeit selbst.

Was Hildebrand weiter an Bedenken geltend macht, hat mit dem ersten Punkt das gemein, daß es auch im wesentlichen aus der Vorstellungswelt des Theologen und Kirchenmannes geboren ist. Hat er nämlich in seinen ersten Bedenken ein materielles Interesse seiner Kirche ins Feld geführt, so beruft er sich jetzt auf ein ideelles: die Ehre der lutherischen Kirche leide es nicht. Andersgläubigen zu Gefallen irgend etwas an Zeremonien und Kirchengebräuchen zu ändern. Man brauche somit die lutherische Kirche unsichtbia in den Beobacht. „als wenn sie bisher geirret hätte". Dies Bedenken ist psychologisch sehr wohl verständlich. Aber ob es nicht oft dazu geführt haben mag, auch wider besseres Wissen an einem Irrtum festzuhalten, nur um der Ehre Willen? Jedenfalls ist dies hartnäckiger Widerstand gegen Versuche, die lutherische und reformierte Konfession einander anzunähern, aus der Furcht, jedes Nachgeben möchte als Eingeständnis eines bisher festgehaltenen Irrtums ausgelegt werden, zu erklären. An dieser so menschlich-natürlichen Schwäche sind denn auch die meisten Unionsbestrebungen und -versuche gescheitert.

An dritter Stelle bringt Hildebrand ein prinzi-

Digitized by Google

vielles Bedenken vor, das, stritte durchgeführt, eigentlich mit seinem autänglichen Zugeständnis in Widerspruch steht. Er hatte nämlich dem Kurfürsten, so gut wie anderen Reichsständen, das Recht und die Macht zugestanden, „eine Kirchenordnung in dero Landen zu machen, auch circa indifferentia ein und anders zu verordnen, insoweit als denen Unterthanen ihre freye Religions-Exercitium und ihre Lehre und Gewissen frey bleibet". Nun macht er geltend, daß „nach dem Principio, so bey dem vorhabenden Werck gesetzt, eine jede Obrigkeit, sie sey Heydnisch, Türckisch, Papistisch, Photinianisch, Wiedertäuffersisch, Macht und Gewalt haben würde die bisherigen Kirchengebräuche abzuschaffen und die übrigen an deren statt einzuführen". Damit eröffnet er eine Perspektive, die nicht sehr anzunehm sein mag; es läßt sich aber doch nicht leugnen, daß sie durchaus in der Richtung des von ihm selbst zugestandenen Rechtes der Reichsstände, kirchliche Zeremonien abzuändern, liegt. Hätte er konsequent sein wollen, dann hätte er das erste Zugeständnis nicht machen oder dieses Bedenken nicht äußern dürfen. Aber gerade sein Luthertum bringt ihn in dieses Dilemma. Die Besorgnis um seinen Bestand in den lutrpfälzischen Landen nötigt ihm dieses Bedenken ab, während er auf der anderen Seite als konsequenter Lutheraner nicht anders kann, als der weltlichen Macht auch das Recht, in kirchlichen Angelegenheiten Anordnungen zu treffen, zuzuerkennen. Deshalb verfehlt auch dieses Argument, das sonst wegen der beängstigenden Perspektive eines Erfolges sicher wäre, seinen Eindruck, zumal Hildebrand selbst die Einschränkung machen muß, daß eine solche Überspannung und Ausnützung des zugestandenen Rechtes pon dem pfälzischen Kurfürsten nicht zu befürchten ist: „Ich weiß zwar wol, daß J. Churfl. Durchl. dis gar nicht intendire, unterdeß wird ein solches principium zum Fundament gesetzt, daraus dis alles herfleucht".

Daß unter diesen Umständen das Gutachten Hildebrands von dem Versuch, beide Konfessionen zu vereinigen, abrät, war zu erwarten. Indes ist er selbst im Zweifel, ob der Kurfürst völlig von seinem Plane abstehen werde. Für das beste hält er es wohl, wenn man den Lutheranern ihre Besonderheiten lasse oder doch wenigstens davon abstehe, von oben her und mit Gewalt ändern zu wollen. Solle eine Annäherung stattfinden, dann müsse sie von den beteiligten Kreisen selbst ausgehen; und der geeignetste Ort sei eine gemeinsame Synode, auf der die einzelnen Punkte gemeinsam durchberaten werden könnten. Ob diese Verweisung auf eine Synode eine prinzipielle Bereitwilligkeit zum Eingehen eines Unionsverhältnisses mit den Reformierten bedeutet oder ob sie eher als eine Vertagung der Frage **ad** Calendas graecas anzusehen ist, darüber kann man wohl im Zweifel sein. Denn daß der Vorschlag einer solchen gemeinsamen Synode bei der Ausführung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen **mu**ßte, konnte sich Hildebrand nicht gut verhehlen.

Für den Fall, daß der Kurfürst trotz der geltend gemachten Bedenken auf seinem Vorhaben beharren sollte, macht Hildebrand den Vorschlag, dann doch wenigstens nur etwa bestehende **l o k a l e** Besonderheiten der Lutheraner einer Abänderung zu unterwerfen, diejenigen Zeremonien aber, die **u n i v e r s a l** und überall in lutherischen Kirchen bräuchlich seien, unverändert bestehen zu lassen. Das wäre ein Vorschlag der „mittleren Linie". Fraglich bleibt dabei nur, ob er ausführbar war oder ob nicht etwa gerade die allgemeinen lutherischen Besonderheiten zahlreich genug waren, um eine Union illusorisch zu machen, falls sie geschont würden. Es ist doch anzunehmen, daß nicht so sehr gewisse lokale Eigenheiten, sondern die aus der lutherischen Lehre herfließenden und darum auch überall in lutherischen Kirchen gebräuchlichen Zeremonien es waren, welche die beiden Konfessionen voneinander trennten und deren Beseitigung darum vor allen Dingen vorhergehen mußte, ehe von einer wirklichen Union die Rede sein konnte. Aber gerade diese universallutherischen Gebräuche galten als Schibboleth des Luthertums, indes war nicht zu erwarten, daß sich je ein überzeugter Lutheraner dazu verstehen würde, sie aufzugeben. Es war also auch dieser Vorschlag, wenn er aufrichtig gemeint war, von vornherein als unausführbar gekennzeichnet.

Was Hildebrand im einzelnen zur Empfehlung seiner Vorschläge und Bekräftigung seiner Bedenken in seinem Schreiben ausführt, das mag aus dessen Wortlaut ersehen werden, den wir hier mitteilen wollen:

Wehrter Freund!

Dessen beliebtes Schreiben sub dato den 8. Januarii habe ich allererst den 6. Aprilis dieses Jahrs empfangen, und halt ich davor, es werde in dem Werck, worüber er in Rahmen J. Churfl. Durchl. mich consuliren wollen, schon die Gebühr verfüget und also meines Bedrathe nicht nöthig seyn. Unterdeß meines Herzens Meinung aufrichtig zu entdecken, so ist zwar nicht ohne, es hat J. Churfl. Durchl. nicht weniger als andere Reichsfürsten Macht und Gewalt, eine Kirchenordnung in dero Landen zu machen, auch circa indifferentia ein und anders zu verordnen, insoweit als denen Unterthanen ihr freye Religions-Exercitium und ihre Lehre und Gewissen frey bleibet; ich bin versichert, daß J. Churfl. Durchl. eine Christl. und Fürstl. intention hierunter führe, massen denn dero friedliebendes Gemüht mir schon vom vielen Jahren bekandt. Ich besorge aber, wenn die newe Kirchenordnung publiciret, und unsere (Glaubensgenossen[1]) darauf verbunden worden solten, möchte hieraus mehr Ungelegenheit, alß man wol anfangs bermeinet, entstehen, insonderheit weann die Kirchen-Ceremonien, darin die Reformirten von uns different sind, in unsere Kirchen eingeführt werden solten. Es sind zwar die Ritus indifferent, aber der gemeine Mann, deren in der Kirchen am meisten, urtheilet gemeiniglich aus Gleichförmigkeit der Kirchen-Ceremonien von Gleichförmigkeit der Lehre, und meint, es sey diese oder jene Religion gleiche gut, weil sie von aussen in allen eine Gleichförmigkeit sehen, auch in den meisten Predigten die Controversien zwischen uns und den Reformirten nicht berühret werden, und kommen endlich auf die Gedenken es sey gleiche eins, sie mögen zu dieser oder jener Religion treten, welches mit grossem Abgang unser Kirchen sonderlich an denen Orten, da die Obrigkeit reformiret ist, geschehen würde. Derhalben sind fast alle Casuisten und Moralisten darin eins, daß man denen, die nicht unser Religion sind, zugefallen in denen Ceremonien und Kirchengebräuchen nichts endern soll, damit man nicht unsere so genandte Lutherische Kirche verschuldne in Verdacht bringe, als wenn sie bisher geirret hätte, welches die liebe Einfalt nicht wenig ärgern würde. Zum dritten würde nach dem Principio, so bey dem vorhabenden Werck gesetzt, eine jede Obrigkeit, sie sey Heydnisch, Türckisch,

[1]) D. h. die Lutheraner.

Digitized by Google

Papistisch, Phariniaisch, Wiederträuferisch, Macht und Gewalt haben, die bisherige Kirchengebräuche abzuschaffen und die ihrigen an deren statt einzuführen, welches sein gewissenhafter Theologus wird tadeln. Denn auff solche Art könt auch e. g. der Sontägliche Gottesdienst abgeschafft und ein ander Tag in der Wochen dazu gebraucht werden, auch an statt der Sonn- und Feiertäglichen Evangelien andere Text auß der Bibel verordnet, auch andere Feste und Feyertage, und die bisher gewesen, auf andere Zeit verlegt, auch sonst alle Papistische Ceremonien in unsere Kirche eingeführet werden, welches alles viel Verwirrung, grosse Unruhe und Aergernüss geben würde. Ich weiß zwar wol, daß J. Churfl. Durchl. dis gar nicht intendire, unterdeß wird ein solches principium zum Fundament gesetzt, daraus dis alles herfleust. Halte ich also davor, es sey J. Churfl. Durchl. unterthänigst zu bitten, daß sie unsere Kirchen bey ihren Ceremonien gnädigst lasse, und schütze; oder wenn dieses nicht zu erhalten, so stehe ich doch in den Gedancken, daß die Kirch-Ceremonien, welche überall in unsern lutherischen Kirchen bräuchlich, und also universal sind, nicht können noch müssen abgeschafft werden, welche aber nur in etlichen Kirchen unser Religion sind, die hohe Obrigkeit, insonderheit wo Ecclesia pressa ist, endlich wol könne ändern, und daß die Unterthanen all ihr hierin zugehorsten schuldig. Am besten und sichersten wird seyn, daß man uns Lutheraner bey unser alten Gerechtigkeit, wie man insgemein zu sagen pflegel, verbleiben lasse, daß dieserwegen ein Synodus angestellet werde, in welchem man sich solcher Enderung halber vergleiche. Habe es auf sein Begehren offenhertzig denselben zuführen wollen, der ich muß seinem Schreiben gerne und erfreulich verstanden, daß J. Churfl. Durchl. so wol unser als ihre Religions-Verwandten annehm- und beförderu, auch woll zu den höchsten Amtern employre, und hierin dem Allerhöchsten rühmlich folge, bey welchen auch kein Ansehen der Person ist. Gott wolle J. Churfl. Durchl. bey allem höchsterwünschten wolergehen, sampt Dero Churfl. Stammhause, und bey so hoher Affection gegen unsere Kirche und Brüder in Christo erhalten. Und ich empfehle hiemit MchDrn, sambt allen geliebten Seinigen in Gottes Schutz.

Zell, den 12. April 1678."

(Fortsetzung folgt.)

# Aus der wiedischen Geschichte.

[1])

Von W. Groß.

## I. Graf Maximilian Heinrich von Wied-Runkel.

Maximilian Heinrich, als zweiter Sohn des Grafen Georg Hermann Reinhard von Wied (Sohn des Grafen Friedrich, des Gründers der Stadt Neuwied) am 1. Mai 1681 zu Gräfenwiedt oder Altwied geboren, verlebte seine ersten Jugendjahre auf der väterlichen Burg im romantischen Wiedtale. Schon frühe, kaum drei Jahre alt, verlor er seinen Vater, welchem Recf in seiner Geschichte des wiedischen Hauses nachstehenden Nachruf widmet: „Die Väter jetzt (d. h. 1825) noch lebender Greise in Altwied haben durch Erzählungen von dem freundlichen und mildtätigen Verhalten, von dem witzigen und munteren Geiste, von dem liebenswürdigen Wesen dieses Grafen als Gatten und Vaters, sein Andenken in Ehren erhalten. Er bewohnte das seit 1622 erbaute und bis über die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bewohnbar gewesene Haus neben der alten Burg auf dem Felsen zu Wied. Seine Muße teilte er in Jagdvergnügungen, die seine letzte Gemahlin öfters mit ihm genossen haben soll, und in geistliche Schriftstellerei. Seine Witwe gab von seinen Schriften 1692 in Druck: „Bewährtes Gold in dem größten Feuer", oder: „Eines rechtschaffenen Christen Art und Eigenschaft in der Hitze der Anfechtung", und: „Licht von dem Lichte" oder: „Gottselige und erleuchtete meditationes, Gedanken und Anweisungen zu der Erkenntnis des ewigen wahren Lichtes".

Die Mutter führte nun in Gemeinschaft mit ihrem Bruder, dem Grafen Johann Anton von Leiningen-Westerburg, die Vormundschaft über ihre acht verwaisten Kinder. Sie vermählte sich 1692 zum zweiten Male mit dem Grafen Theodor Adolf von Metternich-Winneburg und -Beilstein.[1]) Sie starb 1708. Ihre beiden ältesten Söhne erhielten ihre erste Ausbildung zu Wetzlar und bezogen späterhin die Universität Halle, wo sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Von dort zurückgekehrt, unternahmen sie zur weiteren Ausbildung eine Reise durch die Niederlande und Frankreich, nach deren Vollendung sie ihre Studien in Halle und Wolfenbüttel beschlossen. Nach dem am 30. März 1699 erfolgten Ableben des erstgeborenen Prinzen Johann Friedrich Wilhelm wurde Max Heinrich Erbe der obern Grafschaft Wied-Runkel und empfing anfangs 1700 die Besetzung von Trier. Bald nachher trat er als Rittmeister in hessen-kasselische Dienste und nahm als solcher ruhmvollen Anteil an der Belagerung bach. Anno 1704 vermählte er sich mit Sophia von Landau und der Schlacht an der Speier-Florentina, Tochter des Grafen Simon Heinrich zur Lippe, Oberherrn von Biane, Amenden, Erbburggrafen zu Utrecht. Doch von nicht langer Dauer war diese äußerst glückliche Ehe, denn nach kaum zwei Jahren hauchte der junge Graf in der Blüte seiner Jahre infolge eines unglücklichen Zweikampfes in der Nähe von Stuttgart sein Leben aus. Aufrichtig und allgemein war die Trauer der Untertanen um den geliebten Herrn und herzlich die Teilnahme des ganzen Landes an dem herben Geschick der gräflichen Familie, wie solche besonders in der in sämtlichen Kirchen der wiedischen Lande gehaltenen Leichenrede die wir hier im Wortlaut folgen lassen, zum Ausdruck kam.

„Was nun anfanget die Geburth und das hohe Herkommen, auch christlichen Lebenslauf weyland deß hochgebohrenen Grafften und Herrn Maximilian Henrichen, Grafften zu Wiedt, Herrn zu Runckel und Isenburg, unsers nunmehro in Gott ruhenden gnädigsten lieben Landesherrn, so ist derselbe von dem Reichsfründiger masen uhralten hochgräflichen Hauß Wiedt, aus welchem schon im 11. Seculo Mefriedt, Graff zu Wiedt, berühmt gewesen ist, und im 12. Seculo Arnoldus, Graff

[1]) D. h. Beilstein an der Mosel.

Digitized by Google

zu Wiedt, zu einem Erzbischoff zu Cölln erwehlet worden, welcher das berühmte Kloster schwartzen Rheindorff in deme damahls zur Grafschaft Wiedt gehörig gewesenen Ampt Altenwiedt unfern der Statt undt Vestung Bonn gelegen, gestifftet hatt, undt im 13. Seculo Theodoricus, Graff zu Wiedt Erzbischoff zu Trier gewesen ist, entsprossen.

Der Herr Vatter ist gewesen weylandt der hochgebohrene Graff und Herr, Herr Georg Hermann, Graff zu Wiedt, Herr zu Runckel undt Isenburg, den 27. Junii 1690 seelig entschlafen. Die anitzo auch hochbetrübte Frau Mutter ist die hoch gebohrene Gräffin undt Frau, Frau Johanna Elisabet, vormahl vermählte Gräffin zu Wiedt, Frau zu Runckel und Isenburg, gebohrne Gräffin zu Leiningen-Westerburg, anitzo verwittibte Gräffin zu Metternich, Winneburg undt Beylstein. (Nun folgen die Vorfahren: Groß Herr Vatter, ältere Herr Vatter, Ihr ältere Herr Vatter, Ihr Ihr ältere Herr Vatter u. s. w.)

Von diesen jetzt abgelesenen preußwürdigen hochgräflichen Eltern und Vorfahren findt hochgemelte Ihre hochgräfliche Excellenz weylandt der hochgebohrene Graff und Herr, Herr Maximilian Henrich, Graff zu Wiedt, Herr zu Runckel undt Isenburg, seeligster Gedächtniß, posterirt, undt auf deme alten hochgräflichen Residenz-Hause Grävenwiedt den 17. Maii[1]) anno 1681 in diese jammervolle Welt gebohren, baldt darauf Vermittels der H. Tauffe deme gnadenbundt Gottes einverleibt undt Ihre nach deme damahls regierenden Churfürsten zu Cölln weylandt Herrn Maximilian Henrichen, Hertzogen zu Bayern ꝛc. Höchstseeliger Gedächtnuß, wie auch weylandt dem hochgebohrenen Graffen und Herrn, Herrn Simon Henrichen, regierenden Graffen undt Edlen, Herrn zu Lippe ꝛc. hochseeligen Andenkens, als erbettenen hohen Tauff-Pathen der Christliche Nahme Maximilian Henrich zugeeignet und mitgetheilet worden. Als nun diese edle junge Christenpflantze in ihren Kindtlichen jahren am Verstandt merklich zugenommen, haben deren hochgräfliche Eltern nicht Ihre geringste sorge seyn lassen, wie dieselbe nebst denen übrigen Ihren hochgräflichen Geschwistern von Ihrer Kindheit an in der wahren Gottesfurcht und Christlichen tugenden auferzogen werden möchten, undt dahero dieselbe zeitlich dazu anführen undt unterweisen lasen, gestalten damit auch der hochseelige Herr Vatter vor Seinem anno 1690 sich frühzeitig begebenen zeitlichen Ableben in seiner Testamentarischen Disposition seinen hinterlasenen gräflichen Kindern die woleinemeinte Vätterliche Vorsorg gethan undt Ihnen damit ja an rechtschaffener undt christlicher Auferziehung nichts ermangeln möchte, nebst der hochgräflichen Frau Mutter, auch deren Herren Brüdern weylandt den hochgebohrenen Graffen undt Herrn, Herrn Johann Anthon, Graffen zu Leiningen-Westerburg, deß Kayserl. Cammergerichts gewesenen hoch-meritirten Praesidenten hochseeligen Gedächtnuß zu Vormündern constituirt, welcher dann baldt hernach mehr hochermelten unsern hochseeligen gnädigsten Landesherren nebst dessen ältern anno 1699 auch schon seeligst verstorbenen Herren Brüdern, umb auf deren standesmäßige gute Auffziehung undt information desto besser invigiliren zu können, zu sich in die Stadt Metzlar genommen, unter welcher vormundschafftlicher Aufsicht Sie mit tüchtigen Informatoren und geschickten Dienern versehen, so wohl zugenommen, das Sie in der rechten Zeit Ihres alters Ihre Christliche Glaubensbekentnuß in der reinen reformirten Religion gethan, undt sich durch den würcklichen Empfang deß H. Abendmahls darzu offentlich bekennet, auch in andern studiis undt standesmäßigen exercitiis solche fundamenta gelegt, das für gut undt dienlich befunden worden, dieselbe auf außländische Academien undt zwar anfänglich auf die damahls neu angelegte undt sehr florirte Königl. Preußische Universität zu Halla in Sachsen zu verschicken, woselbsten dieselbe zu denen academischen studien, freyen Künsten, Sprachen undt exercitien einen sehr rühmlichen Anfang undt zu hocherfreulichen progressen solche Gründe gelegt, das mann zu nichts anders dan zu colligirung herrlicher Früchten bey solcher reichen Erndte überall grose Freudt undt Hoffnung schöpfen könne.

Da nun nach einiger Zeit Verfliesung diese beude älteste hochgräfliche Herren Gebrüder auf der anitzo hochbetrübten Frau Mutter undt hochseeligen Herrn Vormundts Gutbefinden von der Universität wiederumb abgefordert worden, hat man weiter für nöthig erachtet, umb den curs Ihrer Studien und Exercition noch weiter zu befördern undt Sie darinnen je mehr undt mehr zu perfectioniren, dieselbe nach denen Vereinigten Niederländischen provincen abzuschicken, umb so Viel mehr, weilen eben zu der Zeit über die zwischen denen mit Röm. Kayserl. majestät hohen Alliirten undt der Cron Frankreich biß dahin geführte schwehrer Kriege, in Gravenhage undt zu Reßwick ein beständiger Friede concertirt undt getroffen worden sollen[2]) Gestalten Sie dann beneben Ihren zu Utrecht anhaltenden ordinarien Studien undt anderen standmäßigen übungen auch dazumahl die Gelegenheit überkommen, damahliger Königl. Maj. von Groß-Britanien sowohl als anderer hohen Potentaten daselbst gegenwärtigen Herrn Abgesandten Ihre reverence undt sich darbey recommendabel zu machen. Als Sie nun die holländische Provincien undt was darinnen sehenswürdig nach genügen perlustrirt, haben Sie auch eine tour durch die Spanische Niederlande, nacher Frank-

[1]) Reck und Fischer geben als Geburtsdatum den 1. Mai an.

[2]) Alle Reiseausgaben wurden genau zu Papier gebracht, und es enthalten die mir vorliegenden Rechnungen manche interessante Angaben über das Reisen in damaliger Zeit. Zur Reise von Utrecht nach Antwerpen mieteten die Grafen mit noch verschiedenen sächsischen Kavalieren eine Jacht für 30 Taler. — An Brüssel versah man sich wegen der gefährlichen Kriegsläufe mit Pulverhorn, Augeln, Pulver und Feuersteinen. — Für die Weiterreise nach Paris per Post werden 145 Taler zur Rechnung gebracht. — Von Angers zurück nach Paris 158 Taler. — Unterwegs hatten sie das Unglück, daß zweimal die Chaise zerbrach; zur Ausbesserung des Schadens werden 8 Gulden verrechnet. — Für die Fahrt zu Wasser von Metz bis Neuwied erhielt der Schiffer 78 Taler.

Digitized by Google

reich gethan, zu Paris undt andern orthen sich ungefehr eine jahresfrist aufgehalten, den König zu Versaille undt andere Printzen vom Geblüth öffters gesehen undt sich in deme, was zu Ihrer mehreren perfectionirung dienlich, immer mehr undt mehr geübet.[2]) Als aber endlich der älteste hochseelige, verstorbene Herr Bruder, weylandt Herr Johann Friedrich Wilhelm, Graf zu Wiedt, anno 1698 mit einer Leibesindisposition befallen, nacher Hauß zurückkehren müssen, hat die anitzo hochbetrübte gräfliche Frau Mutter nach erfolgtem zeitlichen Ableben weylandt dero geliebten Herrn Bruders Herr Johann Anthon, Grafften zu Leiningen-Westerburg, als Vormunds hochseeligen Andenkens nicht dienlich zu seyn erachtet, Ihren zweiten Herrn Sohn, weylandt unsern mehrhochgemelten in Gott ruhenden gnädigsten lieben Landesherrn allein länger in Frankreich zu lassen, undt dahero selbigen ebenmäßig zurückberufen, solchem nach aber diese beyde ältesten hochgräflichen Herrn Söhne auß der Grafschaft Wiedt mit sich auf Ihre Wittumsgüter in Böhmen geführet, undt wie Ihre hochgräfliche Excellenz kurtz darauf ein Examen mit denselben anstellen lassen, umb zu sehen, wie viel Sie sowohl in Studien als auch in standesmäßigen Exercitien profoirt undt zugenommen; alß ist darbey für gut befunden worden, umb das erlernte sich desto besser zu imprimiren undt sich darinn gäntzlich zu befestigen, eine kurtze wiederhohlung desselben vorzunehmen, zu welchem ende dann die hochgräfliche Frau Mutter hochgedachte dero beyde ältere Herren Söhne wiederumb auf die Universität zu Halla undt nachgehendt von dar zu weiterer Begreifung standtsmäßiger qualitäten undt lebensarten an den für anderen sehr berühmten hochfürstlich Braunschweig-Wolfenbüttelischen Hoff undt daben befindlichen Academie abgeschickt, woselbsten sich dann auch weylandt unser in Gott ruhender gnädigster lieber Landtsherr eine ziemliche Zeit auffgehalten undt Ihre Studia undt standesmäßige exercitia continuirt hatt. Alß aber dessen älterer hochseeliger Verstorbener Herr Bruder, weylandt Herr Johann Friedrich Wilhelm, Graff zu Wied, wegen sich wiederumb bey demselben erregter Leibesindisposition von der hochgräflichen Frau Mutter auch wiederumb von dar zurück beruffen, undt unterwegs dieses Zeitliche gesegnet, mithin durch solchen todesfall die succession von Landt undt Leuten auf unsern hochseeligen gnädigsten lieben Landesherrn devolviret worden, hat die hochgräfliche Frau Mutter denselben endtlich auch von Wolfenbüttel avoeirt, wie dann auch weylandt Ihre hochgräfliche Excellenz baldt darauf nach deß hochgräflichen Hauses Wied hergebrachter Gewohnheit undt üblicher Observanz deßen pacta familia gebürig beschworen, darauf die Regierung von Landt undt Leuten, jedoch anfänglich noch unter vormundschaftlicher adsistenz Ihrer Hertzgeliebtesten undt gebohrnesten jetzo hochbetrübten Frau Mutter angangen, welche aber solche anno 1701 Ihr hochgräflichen Excellenz unserm hochseeligen gnädigsten lieben Landesherrn gäntzlich abgestanden undt völlig überlassen hatt.

Wiewohl nun jetzt hochgedachte Ihre hochgräfliche Excellenz hochseeligen Andenkens eine sonderbahre Liebe undt affection zu denen Ihro von Gott verliehenen undt anvertrauten Unterthanen gehabt, so haben Sie doch auch Ihrem Alter sowohl als deme Ihro von Gott verliehenen vigeur insonderheit aber auch Ihrem heroischen gemüth nicht convenabel zu seyn erachtet, das Sie sich so geschwindt zur Ruhe begeben undt nicht auch im Kriege einigermaßen versuchen solten, dahero Sie dann bey der sich baldt darauf erregten occasion unter Ihro hochfürstlichen Durchlaucht zu Hessen-Darmstadt eine Compagnie zu Pferdt angenommen undt anno 1702 die berühmte Belagerung undt Eroberung der Vestung Landau thun helfen, anno 1703 aber, als die frantzösische Armée gedachte Vestung wiederumb belagert, dem Vorgehabten Unglücklichen Entsatz der hohen Alliirten undt deren Ihrerseits übel außgeschlagenen scharffen action bey der sogenanten Spenerbuch beygewohnet, auch sich darinnen dergestalten beldenmüthig erwiesen, das Sie durch eine gantze frantzösische Esquadron gantz allein durchgetrungen undt weiter nichts denn nur an einem fuß durch einen schuß blessirt worden sindt.

Es haben auch dieselbe bey währenden Ihren Kriegsdiensten nichts destoweniger jeder zeit eine höchstrühmliche Landesvätterliche Vorsorg für dero Landt undt Leut gehabt undt sorgfeltig dahin gesehen, das selbige jeder zeit wohl regirt, undt sonderlich in denen noch währenden schwehren Kriegsläufften wohl prospicirt undt vorgestanden worden ist, biß es sich endtlich durch ungezweiffelte göttliche direction anno 1704 also gefüget, daß weylandt Ihre hochgräfliche Excellenz zu sonderbahrem wohlgefallen der hochgräflichen Frau Mutter undt zu deß gantzen Landes höchsten Freuden Sophia Florentina, Gräffin zu Wiedt, Frauen zu Runkel undt Isenburg, gebohrene Gräffin undt Edlen Frauen zur Lippe, unserer gnädigsten Gräfin undt Frauen, anitzo aber leyder! hertzlich betrübten hochgräflichen Frau Wittwen, in eine Christliche Ehegelöbnuß eingelaßen, undt selbige den 29. Augusti auf deme hochgräflich Lippischen residenzhauß undt Schloß Dettmoldt vermittels priesterlicher Copulation undt Ehlichen Beyleger vollenzogen, die Heymführung aber in dasallbiesige hochgräfliche residenzhauß undt Schloß Runckel in denne folgenden Monath Iduis gehalten haben. Wie nun dieses eine sehr wohl gerathene friedt- undt liebreiche Ehe gewesen, alßo haben sich auch die beyde hochgräflichen Eheconsorten deß Gröttlichen segens sonderlich darinnen höchlich zu erfreuen gehabt, das Ihnen der höchste Gott kurtz nacheinand zwey wohlgestalte hochgräfliche Herren Söhne verliehen hatt, welche der grundgütige Gott ferner beständiger Gesundheit erhalten undt zu seines Nahmen Ehre der jetzt hochbetrübten hochgräflichen Frau Mutter undt deß gantzen Landes Trost in der wahren Gottesfurcht undt andern Christlichen Tugenden aufwachsen und zunehmen lasen wolle.[4])

(Schluß folgt.)

[4]) Das Runkeler Taufregister enthält darüber folgende Eintragungen:

Digitized by Google

„Anno 1705, den 30. Maij, ist Ihro Hochgräflich Excellenz Herrn Maximilian Henrich von Ihro Hochgräfl. Gnaden, Frauen Sophia Florentina, ein junger Herr gebohren, welcher den 7. Junij in der Kirchen getaufet. Nahmens Johannes Ludovicus Adolphus. (Gest. 1762 als regierender Fürst von Wied-Runkel.) Anno 1706, den 19. Jun. ist Ihro Excellenz Maximilian Henrich unserm gnädigsten Landes-Herren dero Hochgräfl. Frau Gemalin Sophia Florentina allhier zu Runckel ein junger Herr gebohren, welcher den 27. getaufet. Der Name ist Wilhelm Alegander Emilius."

# Der Schulmeister-Friedel.

6) Von J. Brumm. (5. Fortsetzung.)

Inzwischen war der Wagen vor dem Hotel angelangt; man stieg aus und machte sich's im offenen Garten, der einem kleinen Parke glich und nach Süden an die See stieß, bequem. Es wurden Erfrischungen gereicht und ein opulentes Mahl eingenommen; angenehme Unterhaltung bildete die Würze.

Etwa eine Stunde mochte so in angenehmster Weise verstrichen sein, als sich Ellen plötzlich erhob und zu ihren Begleitern gewendet bemerkte: „Die Herren entschuldigen mich einige Augenblicke."

„Bitte, bitte!"

Flüchtigen Fußes, leichtschreitend wie ein Reh eilte die junge Dame dahin, während die beiden Herren ihr Gespräch fortsetzten. Es betraf die Gegend und ihre Reize. „Amerika ist doch auch schön," bemerkte Friedel eben, „der Mensch zieht zwar immer der Fremde die Heimat vor; aber offen gestanden, Amerika hat auch seine Vorzüge."

„Und worin finden Sie die?"

„In dem Reichtum seines Bodens und seiner unerschöpflichen Kraft, in dem Fleiß und der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner; was mich aber besonders angenehm berührt, ist der Umstand, daß die Klassenunterschiede hier kaum hervortreten."

„Darin haben Sie recht, Mister Herrchen, das ist ein Vorzug unseres Landes, dessen sich kaum ein zweites rühmen darf."

„Und ich glaube", fuhr Friedel fort, „daß Amerika gerade diesem Umstande seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt und ihn in Zukunft noch vermehren wird."

„Wir Amerikaner nehmen den Mann, wie er sich gibt; uns ist es egal, welchen Bildungsgang er genommen; wenn er Selfmademan ist, so begrüßen wir das um so freudiger, solche Männer haben fast noch immer Großes geleistet. Die Hauptsache ist, daß der Mann seinen Beruf versteht, ohne Rücksicht darauf, ob er seine Weisheit auf niederer oder hoher Schule erworben hat. — Doch das Ausbleiben Ellens beunruhigt mich."

„Es ist in der Tat auffallend," bemerkte Friedel. „es wird ihr doch nichts zugestoßen sein."

„Wir müssen nach ihr gehen." — Beide Männer wandten sich eiligst nach dem Park, in dessen dichtem Gebüsch sie bald verschwanden. Anfangs gingen beide Herren zusammen, man hielt es jedoch bald für zweckmäßiger, verschiedene Wege einzuschlagen. Friedel wandte sich der Küste zu; er vermutete, daß wohl das Meer Ellen verlockt haben könnte, und richtig, bald fand er auf dem zarten Sande des Weges Spuren eines Damenschuhes; er beflügelte seine Schritte und erreichte schon nach wenigen Minuten eine Lichtung, die einen großartigen Blick auf das Meer gewährte. Während sein Auge suchend umher schweifte, gewahrte es plötzlich Fräulein Ellen, die abseits auf einer Bank Platz genommen hatte und träumerisch ihre Augen über die unruhige See schweifen ließ. Leisen Schrittes näherte sich Friedel, aber Ellen mußte etwas vernommen haben. Sie warf überrascht den Kopf zurück, erhob sich und sprach: „Ach, Sie hier, Mister Herrchen, Sie haben mich gewiß vermißt?"

„Ach, ja, bestes Fräulein, Ihr Herr Papa und ich fanden uns sehr beunruhigt über Ihr Ausbleiben."

„Die Fahrt hat mich so erregt. Sie gestatten, Mister Herrchen, daß ich mich wieder niederlasse, so erregt, daß ich in dieser Stille die Ruhe wieder zu gewinnen hoffte."

„Sind Sie wirklich krank, Ihre Augen und Wangen scheinen vom Fieber gerötet."

„Nein, ach, nein! Es fehlt mir weiter nichts, ein körperliches Leiden ängst mich nicht; im Gegenteil, ich finde, daß die Stille, die mich hier umgibt, recht erfrischend auf mich eingewirkt hat. Aber Sie mögen eine gewisse Unruhe mir ansehen, die mich zu allerlei Mitteilung drängt, und ich freue mich, daß ich Ihnen mein Herz ausschütten darf."

„Fräulein Ellen, auch mein Herz ist voller Erregung; auch ich habe Ihnen manches mitzuteilen und begrüße den Augenblick, den uns das Schicksal vergönnt, hier allein zu sein. Die Entscheidung wird er herbeiführen über meine Zukunft."

Ellen blickte auf, tiefe Sehnsucht in ihren Augen.

„Und was wollen Sie mir mitteilen?" fuhr sie unbefangen fort.

„Nur eins, mein liebes, bestes Fräulein, daß ich ohne Sie nicht länger leben möchte; darf ich Sie um Ihr Herz und Ihre Hand bitten. Ein Wort von Ihren Lippen macht mich zum glücklichsten Menschen unter Gottes Sonne."

„Auch ich will ohne Sie nicht sein," rief erregt Ellen, „Dein will ich sein und bleiben, bester Mann, für alle Zeiten dein!"

„Und meinen Segen zu eurem Bunde, liebe Kinder, zu dem Bunde, bei dessen Schließung ich soeben Zeuge war." ließ sich Ellens Vater aus dem Hintergrunde vernehmen; „es macht meinem Vaterherzen unendliche Freude, zwei glückliche Menschen zu sehen über deren Geschick der Himmel wachen möge."

„Tausend Dank, Vater!" scholl es wie aus einem Munde.

Digitized by Google

„Doch, nun laßt uns zurückeilen, Kinder, die Sonne steht tief im Westen, und der Abend naht."

Friedel bot Ellen den Arm, und zwei hochbeglückte Seelen wandelten durch den Park von Salvatore.

„Sagte ich es nicht," bemerkte Ellen zu Friedel, „daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt?"

„Diese Strafe ist mir die angenehmste meines Lebens; denn sie bringt mir die Ruhe meines Daseins und lang ersehntes Glück." — — —

Mister Blanche war vorausgeeilt, um seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Nachdem Ellen und Friedel eingetroffen waren, bestieg man den Wagen, der nach zweistündiger Fahrt die Ausflügler nach Mobile zurückbrachte. — — — —

Acht Tage später war im Hause 75 der 5. Avenue zu Mobile wieder Festabend. Der Kreis der Gäste war derselbe wie zum erstenmale. Wieder erhob sich der Hausherr und sprach: „Meine verehrten Damen und Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen von der Verlobung meiner Tochter Ellen mit Mister Friedrich Herrchen Kenntnis zu geben. Bitte, erheben Sie Ihr Glas und trinken Sie mit mir auf das Wohl des jungen Paares."

Die Gläser erklangen, und in Eile drängten sich die Anwesenden zu dem Brautpaar, um die herzlichsten Wünsche darzubringen zu einer Verbindung, die von manchem der Erschienenen schon längst vorausgesehen war, und die auch ein jeder aufrichtig billigen mußte.

Vier Wochen später standen Ellen Blanche und Friedrich Herrchen im süßen Joch der Ehe. Der ehemals arme Schulmeister-Friedel war der Schwiegersohn eines der reichsten und angesehensten Männer in Mobile geworden.

Mister Blanche zog sich bald nach der Verheiratung seiner Tochter vom Geschäfte zurück, das er käuflich an einen anderen abtrat. Friedrich Herrchen jedoch blieb weiter seinem Berufe treu, was auch seitens des alten Herren gern gesehen wurde, zumal sich Friedel als Arzt und Chirurg einen geachteten Namen in Mobile erworben hatte.

Dem Mutigen gehört die Welt, und wer strebt, der lebt!

### 5. In der alten Heimat.

In der Hintergasse des Städtchens Dillenburg hatte der Baderfritz eben sein kleines Lädchen geöffnet, als der alte Briefträger Krause mit einem freundlichen „Guten Morgen, Fritz" eintrat und einen Brief aus Amerika überreichte.

„Diesen Dank. Hanjörg; der ist gewiß vom Schulmeister-Friedel; der hat lang nichts von sich hören lassen."

„Hoffentlich geht's ihm noch gut; doch ich muß fort." Eiligst suchte der Baderfritz seine Brille, öffnete das Schreiben und las in großer Eile:

Mobile, den 4. April 1806.

Lieber Meister und liebe Meisterin!

Seit meiner Wegreise von Bremen habe ich nichts mehr von mir hören lassen, und das ist recht undankbar von mir. Doch kann ich euch versichern, daß kein Tag der letzten Jahre vergangen ist, an dem ich nicht eurer, aller Freunde und Bekannten sowie der lieben alten, unvergeßlichen Heimat gedacht hätte. Es ist und bleibt ewig wahr, was der Dichter singt: „Wenn weit in den Landen wir zogen umher, wie die Heimat so finden kein Plätzchen wir mehr. Hast draußen auch erklommen der Wonne Gipfel du, es wird dir nimmer werden der Heimat süße Ruh'." So ist es. Aber ihr müßt schon entschuldigen, daß ich euch so lange ohne Nachricht gelassen habe. Wenn man so von einem Ort nach dem anderen reisen muß, in einer fremden Welt, unter fremden Menschen, auf einer anderen Erde und unter einem neuen Himmel, dann gibt es so viele Sorgen und Nöte, so reiche Arbeit und Mühe, daß man kaum Zeit findet, einen Brief zu schreiben.

Nun wollt ihr gewiß etwas von meiner neuen Heimat hören; gerne berichte ich euch darüber. Ich wohne in der Stadt Mobile in Mittelamerika. Das Klima ist ziemlich heiß. Bei Tag muß man erbärmlich schwitzen, und nachts gibts oft eine Kälte, daß einem die Zähne klappern. Doch ist das Land schön und reich an Wald und Wild. Man trifft oft 50 bis 60 Hasen beisammen; sie sind kleiner als unsere deutschen Hasen und ihr Fleisch ist auch nicht so schmackhaft. Wo die Menschen noch nicht allzuviel hingekommen sind, findet man auch reißende Tiere, giftige Schlangen und gefährliche Krokodile. Außer den Eingeborenen des Landes sind auch viele Eingewanderte da. Es geht nicht allen gut. Wer hier fortkommen will, muß etwas gelernt haben. Ich bin als Arzt, Chirurg und Kaufmann tätig und habe ein schönes Einkommen, so daß ich mich hier ganz glücklich fühle.

Den Höhepunkt meines Glückes habe ich jedoch seit einigen Monaten erreicht, und zwar durch meine Vermählung mit Fräulein Ellen Blanche, der einzigen Tochter eines angesehenen und reichen Mannes. Wahrscheinlich werden wir hier nicht wohnen bleiben, sondern nördlich nach Philadelphia ziehen, wo das Klima angenehmer und der Gesundheit zuträglicher ist.

Wie geht es denn bei euch in der alten Heimat? Was machen die lieben Freunde? Empfangt alle die herzlichsten Grüße und laßt recht bald recht viel Angenehmes von euch hören, damit ich von Herzen freuen kann euer euch ewig dankbarer

Friedel.

Der Baderfritz legte die Brille hin und sagte still für sich hin: „Ich freue mich herzlich, daß es dem Jungen gut geht; er war immer ein braver Mensch." Dann eilte er die Stiegen hinauf, um seiner Frau, die in der Küche beschäftigt war, die neuesten Nachrichten von Friedel zu bringen.

„Leni," rief er schon auf der Stiege, „Leni, auch 'was Neues!"

„Und das wäre?"

„Der Friedel hat geschrieben."

„Du bist gescheit, der Friedel? Was schreibt er denn?"

„O er schreibt nur Gutes; du kannst es ja selbst lesen", und damit reichte er seiner Leni den Brief,

Digitized by Google

die ihn in freudiger Erregung las. „Weißt du was Lenk! Gott hat doch alles wunderbar gefügt mit dem armen Friedel; aus der Tiefe hat er ihn auf die Höhe geleitet. Wenn nur sein Glück beständig ist."

„Wir wollen's hoffen, Fritz. Es schellt eben im Laden." Der Bader eilte wieder hinab und traf im Laden den Gerberfranz.

„Wohin so eilig?"

„Du kannst mich einmal ein bißchen in die Reih' stutzen; ich will heut' mittag nach Herborn."

„Dann halt du aber auch noch ein paar Augenblicke Zeit; ich habe 'was Neues für dich."

„Für mich?"

„Ein Augenblick, entschuldige."

Schon nach wenigen Minuten kehrte der Baderfritz mit Friedels Brief zurück den er dem Gerberfranz freudestrahlend überreichte.

Der Gerberfranz, der die Handschrift sofort erkannte, rief beglückt: „Ah, der ist von Schulmeisters Fritzche."

„Halt's richtig getroffen; nun lies einmal, wie der so schön schreibt."

Der Gerberfranz las eifrig, und der Baderfritz sah ihm leuchtenden Auges dabei über die Schulter, bis jener zu Ende war.

„Fritz, ich bin von Herzen froh, daß der Junge sein Glück gemacht hat; er hat's verdient, daß es ihm als Mann gut geht, nachdem er in der Jugend so ein traurig' Los gehabt hat."

„Ich freue mich am meisten darüber, Franz, ich hab' ihn doch in der Lehre gehabt und hab' mein Möglichstes getan, daß er fest wurde im Handwerk. Das will ich dir aber jetzt schon sagen: der Friedel bleibt nicht in Amerika, und wir alle werden es noch erleben, daß er eines schönen Tages wieder in Dillenburg ist, so gewiß, als ich der Baderfritz heiße."

„Das glaub' ich auch," erwiderte der Gerberfranz, „er kann doch nicht rubia sterben, ohne seine alten Freunde noch einmal gesehen zu haben."

„Aber, wie wird er sich umgucken, wenn er die alte Heimat wieder sehen sollte, die zur Fremde geworden ist."

„Ich sag' dir, Fritz, eine Schande ist es und eine Schmach, wie die verfluchten Franzosen schon seit Jahr und Tag hier im Lande hausen."

„Du hast recht gesprochen, Franz; dergleichen Zeiten sind noch nie in deutschen Landen gewesen, wie wir sie eben haben. Schon seit Jahren nichts als Krieg und Kriegsgeschrei überall; wo man hinblickt, am Rhein und Main, an der Lahn und Dill, allenthalben sehen wir die Greuel der Verwüstung und des Elends der Brüder. Wie die Räuber saugen die Schurken das Land aus, sie entmündigen das Recht zu einer leeren Form und lucken mit frevelnder Hand ihre Geldgier zu befriedigen und schleppen selbst der Witwen geheiligtes Gut weg, nichts zurückstossend als Tränen."

„Das ist noch lange nicht alles, was sie treiben," fuhr der Franz fort.

„Ich weiß, wie sie mit den armen Volk der Weiber und Töchter umspringen und Schande auf ihre Ehre und ihren guten Namen häufen. Nichts ist dieser erbärmlichen Rotte heilig; sie tritt alles in den Staub: deutsche Freiheit, Wohlfahrt, Ehre und Gesittung."

„Fluch dieser Elendsbande, dreimal Fluch dem Korsen, der in blinder Ruhmesgier zur Geißel ward, dem Frieden und der Ruhe unseres Landes!"

In eben dem Augenblick sprang die Türe auf, und in größter Erregung stürzte der Schreinerlips ins kleine Stübchen. Ohne die Anwesenden zu grüßen, rief er laut: „Habt ihr's gehört, was geschehen ist?"

„Was ist geschehen?" riefen die Anwesenden.

„Ihr wißt noch nichts? Unser Fürst ist abgesetzt, unser guter Wilhelm Friedrich, und wir sind französisch von heute ab."

„Du bist nicht bei Sinnen, Lips, das ist nicht möglich."

„Nicht möglich? Geht und lest, was an allen Straßenecken angeschlagen ist. Der Napoleon, der verfluchte Hund, hat ein Großherzogtum Berg aufgerichtet und seinem Schwager Joachim Murat gegeben und die Siegiſchen, Hadamarer und Dillenburger gehören dazu."

„Wir zum Großherzogtum Berg? Wir sind nassauisch und dabei bleiben wir; unser Fahn' ist uns noch lang gut."

„Ja, unsere Fahn'! Was meint ihr wohl, es dauert keine vierzehn Tage mehr, dann haben wir hier in unserem alten Städtchen eine ganz französische Einrichtung."

„Eine französische Einrichtung?"

„Ja, ja, eine französische Einrichtung. Es gibt keinen Präsidenten, Kreisdirektor, Bürgermeister und gar nichts mehr, lauter fremde Geschichten werdet ihr erleben. Ein Präfekt kommt, und unter ihm stehen Unterpräfekten, Maires, Munizipalräte, Prokureurs, Avoués, Greffiers, Huissiers und dergleichen. Ich hab' die Einrichtungen in Paris all kennen gelernt."

„Gott steh' uns bei!" sagten die beiden anderen einmütig.

„Und dann wollt' ich euch noch sagen, daß wir auch französisch babbeln müssen."

„Wir französisch? Das gibt's nicht; mit so kauderwelschen Brocken wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen."

„Das wird euch wenig nützen. Die Franzosen sind die Herren im Lande, und ihr müßt gehorchen. Ihr habt's ja gesehen, wie sie es bisher getrieben haben und jetzt, nachdem wir ganz und gar unterworfen sind, wird es nur noch schlimmer werden. Man wird uns unsere Sprache, unsere Sitten und Gebräuche, unsere Gesetze und Ordnungen, unser Hab und Gut rauben; unsere Ehre wird man besudeln und demütigen, so sehr man kann."

In dem Augenblick warf ein Bote das Wochenblatt zur Tür herein. Die Männer griffen fast gleichzeitig danach. Der Schreinerlips faßte es, hob es triumphierend in die Höhe und rief: „Seht hier habt ihr es; das Blättchen ist halb französisch und halb deutsch gedruckt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Kiszellen.

### Am Grabe Konrad Beyers.[1])

Wie stets in lichte Fernen
Dein Sehnen hoch Dich trug —
Jetzt ruhst Du unter Sternen
Vom nimmermüden Flug.

Jetzt strahlen Dir die Sonnen
In ewig lichtem Schein
Gleich wunderbaren Bronnen
Nach langem Trauriglein.

Und ist Dein Aug' geschlossen,
Dein Aug', so mild und klar,
So ist nur müd' verflossen,
Was sterblich an Dir war. —

Nun trägt man still Dich Toten
Zur ewigen Ruh' hinaus;
Der heißen Liebe Boten
Umschweben Dein einsam' Haus.

Nun gibt's ein traurig' Scheiden,
In namenlosem Schmerz.
Warum willst Du uns meiden,
Du treues, Du liebes Herz? —

Viel Immortellen schlingen,
Sich um Dein kühles Grab. —
Fast will das Herz mir springen,
Weil ich so lieb Dich hab'! —

Georg Knauer.

### Die ältesten Nachrichten über Weilburg.

Das 29. Programm der Landwirtschaftsschule zu Weilburg bringt aus der Feder des Herrn Direktors Matzat eine äußerst gründliche und verdienstliche Abhandlung: „Die ältesten Nachrichten über „Weilburg." Ich erkenne deren Wert voll an, muß mich nur gegen zwei Stellen der Untersuchung richten. Nämlich 1) gegen die auf S. 9 Note 6, wo Matzat sagt: „Ad austrum respiciens. Spielmann („Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg," D. V. R.) S. 20 hat dies mit „östlich" übersetzt und daraus dann natürlich wenige Folgerungen gezogen, welche den Wert seines sonst so fleißigen und anerkennenswerten Buches für die älteste Zeit etwas beeinträchtigen." In Verbindung hiermit steht 2) die Stelle S. 13 Note 2: „Spielmann S. 21 übersetzt auch hier wieder „Osseite" und sieht sich dadurch genötigt, den Hof nach Norden an die Stelle des heutigen Schlosses zu verlegen, da östlich gar kein Platz vorhanden ist".

Matzat hat meine Ausführungen nicht richtig aufgefaßt. Kaiser Otto III. schenkt dem Bischof von Worms im Jahre 1000 die Wilnburg, d. h. (in damaligem Lateinisch) totum castellum, Wilneburg nominatum, excepta curte nostra et ea pars castelli, qu(a)e est per transversum ad austrum respiciens. Ich übersetze: „die ganze Burg, Weilburg genannt, ausgenommen unsern Hof und den Teil der Burg, welcher der Quere nach (oder mit der Querseite) gen Süden schaut." Das heißt doch wohl: wenn der Teil der Burg, den der Kaiser sich hier behält, mit der Querseite gen Süden schaut, so schaut die längs., d. h. die Hauptseite nach Osten (auch Westen; aber nur Osten kommt in Betracht); der vorbehaltene Teil ist also der östliche Teil der Burg. Matzat übersetzt, als ob vor ad ein Komma stände: „den Teil der Burg, welcher in der Quere verläuft, nach Süden blickend" = „die südliche Querseite der Burg". Das ist meiner Ansicht nach nicht richtig, und auch Vogel hat es nicht so verstanden.

Wenn man nun fragen wollte, warum der Kaiser es denn für nötig hielt, die kurze südliche Querseite des ihm verbleibenden Burgflügels ausdrücklich zu erwähnen, statt einfach etwa ea pars castelli, quae est ad orientem respiciens zu sagen, so ist nach meiner Meinung darauf zu erwidern, daß er darum wollte, daß der Teil mit jener ad austrum weisenden Querseite an den ihm verbleibenden Fronhof anstieß. Daß Kaiser Heinrich IV. in der Urkunde von 1062 den Hof als an der Südseite des Münsters liegend bezeichnet: curtum in australi parte Wilenburgensis monasterii intra muros sitam, tut nichts zur Sache. Wir wissen von der Lage der ältesten Kirche garnichts, daß sie nun ungefähr mit der der heutigen decke, ebenso ist die Lage des Fronhofes nur annähernd festzustellen; ich habe S. 21 gesagt: etwa auf dem Terrain des Südflügels des alten Schlosses. Die Lage kann sich etwas südlich verschieben und die der alten Kirche etwas nördlich, dann haben wir den Hof in australi parte monasterii, an der Südseite des Münsters.

Überhaupt kann ich mich nicht entschließen, das Burg- und Hofgelände so weit nach Süden und Westen zu verschieben wie Matzat es tut. Ich denke mir die Kuppe, auf der das alte quadratische Schloß liegt, mit der Kirche und allernächster Umgebung als Terrain der ältesten Baulichkeiten, zumal die Folgezeit immer wieder an dieser Stelle gebaut und ausgebaut hat.

Also zwei Ansichten, die widereinanderstehen. Daß deswegen „der Wert meines Buches für die älteste Zeit etwas beeinträchtigt würde", vermag ich auf keine Weise einzusehen.

Der Herausgeber.

J. B.-G. **Die Nassauer Fürsten Vorbilder der Hohenzollern.** Im Gesamtsunterrichte der Schulen werden die minder gelegentlich der Behandlung der Geschichte des Großen Kurfürsten mit allem Fleiße auf seine Verdienste um die Hebung der Obst- und Waldkultur aufmerksam gemacht und auf seine Anordnung hingewiesen, daß jeder Bauer vor seiner Verheiratung jenes Obstbäume veredelt und sechs Eichbäume gepflanzt haben mußte. Eine ähnliche Verordnung besaß im Nassauischen schon im Jahre 1080. Sie ist vom Rentmeister des Grafen Johann des Älteren an sämtliche Schultheißen gerichtet und lautet: Erbarer lieber Schultheiß, Mit was Ernst und hoher Bedrawhung unnachläßiger Straffe von wegen des woigeborenen Unsers gnedigen Herrn, beuohlen worden, das ein Jeder Ihrer gnaden Undersaß, Jahrlichs fünff Junge Eichen oder Buchenbäume, neben den Obybäumen setzen und pflantzen solle. Item das die Mittell vnd Gemeygenne gantz vnd gar abgeschafft, vnd an derselben statt, lebendige Heygen gezogen werden. Item das an statt der alten verzagtlichen abgehawgenen vnd verthommenen Markstein andere junge Steinne gesetzt werden. Wir hoffen, daß Ihr dieselbige Ordnung darauff haben sollett, daß demjeldigen allem also gelebt werde. Im fall aber, wridder Zuuersteht, an euch oder den Vnderthanen, hier Innen nachlaygigkeit vnd Säumbnus befunden werden solte, hatt der Waldfürster aufzurichten Beueich Inwendig viertzehn Tagen herumbzureiten vnd von den Vngehorsamben, der vnderlassenen Pflantzung halber, die aufgesetzte Straff vnnachleßlich einzuforderen.

J. B.-G. **Die erste Arztestation und Apotheke zu Dieg.** Der Übernahmann und die Räte der diezischen Regierung veröffentlichen am 5. November 1674 ein Patent, den Hof-Medicum und die Hof-Apotheke betreffend, welches also lautet: Demnach die Fürstin Albertine zu Nassau aus Landesmütterlicher Vorsorge einen Doctorem zu Dero Hof-Medicum hierher nach Dieg beruffen und auch eine Apothek hat aufrichten lassen, alß wird solches hiemit allen und jeden Teren Vnderthanen kundt gethan und dieselben erinnert, daß ein jeder, welcher einen Doctorem zu brauchen oder auch Medizin auß der Apotheken benöthigt, sich dieses Hochgtzed. Ihrer Fürstl. Durchlaucht gnädigsten Frau Hof-Medici und dessen Apothel bedienen kommen, welches einem jeden zu seinem Unterricht hiemit angezeigt wird. — Der Name dieses ersten Dieger Arztes, der auch zugleich Apotheker war, ließ sich leider nicht ermitteln.

J. B.-G. **Eine sittenhafte Bestrafung.** Im Jahre 1471 wurde eine Frau aus Siegen zu einer Geldstrafe von acht Gulden verdammt, weil ihr Mann durch Selbstmord geendet. Es läßt sich nur denken, daß man die Frau zu einer so hohen Strafe verurteilte in der Annahme, daß sie den Mann in den Tod getrieben und sich also an dem Verbrechen mitschuldig gemacht habe.

[1]) S. „Neues aus Nassau"

Digitized by Google

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Wie die Alten sungen.** Lustspiel in 4 Akten von Karl Niemann, neu einstudiert am 10. März. — Es war ein glücklicher Griff, der dies lebensvolle, deutsch empfindende Stück wieder aufs Repertoire brachte. Und der Beifall, der ihm zu Teil wurde, bewies, daß gute derartige Dramen mit treuem historischem Zeitkolorit doch noch zu Herzen gehen und ansprechen. Die Fabel ist bekannt: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer", der selbst eine Bürgerliche, die Amalie Fose, geheiratet und zur Landesherrin gemacht hat, muß erleben, daß ihm sein Sohn, der Erbprinz Gustav, mit dem Bauerstöchterlein Sophia Herter denselben Streich spielt, den der gestrenge Vater weniger unstatthaft, als ihn dem Sohne überhaupt zutraut. Wie aber der Sohn die Kourage beweist, gibt er notgedrungen nach.

Die Künstler, unter Herrn Köchys Regie spielend, hatten sich sämtlich gut in ihre Rollen hineingelebt, so Herr Collin, der den despotischen, polternden Fürsten gab, Frl. Santen, die in der Amalise das diplomatisch vermittelnde Gegenstück stellte, Herr Malcher als „fouragierter" Erbprinz, Frl. Marsen als sanfte Sophie, beide ein Liebespaar, wie es sein soll und verlangt wird. Herr Kober schuf den biedern Charaktermenschen Brauherrn Herre zu einer kernigen Figur; Frl. Ulrich verkörperte vorzüglich die unumgestige Marketenderin und Höferin Hanne. Diese Hauptpersonen seien nur hervorgehoben; die übrigen — es standen nicht weniger als 30 Namen auf dem Zettel — gliederten sich dem zusammenspiel entsprechend ein; auch die Massen-, namentlich die Volksjenen, waren äußerst wirksam. Die Herren Schick und Rüsche hatten in Dekorationen und Kostümen Zeit, Ort und Menschen getreu wiedergegeben. Hoffentlich bleibt das hübsche Stück auf dem Repertoire.

* **Drei Erlebnisse eines Detektivs,** Komödie in 3 Akten von Franz v. Schönthan, zum erstenmal am 20. März. Ganz anders war der 20. März als der 10. Der Salondichter Franz von Schönthan kam mit einer Sensations-Verbrecher-Komödie. Die Schönthanmes-Serie, die „antegende" Lieblingslektüre des p. t. Publikums reizte dazu, pikante Ereignisse zu dramatisieren; unsere Hofbühne machte dem „Geschmack" des Theaterpublikums Konzession, und das wurde dankbar anerkannt; der tosende Beifall bewies es. Die „Komödie" besteht aus drei Einaktern: „Der Liebling der Pension Patterson", „Die Feuergiode" und „Auf Tod und Leben"; verbindende Person ist der Detektiv Richard Collins, der in allen drei Stücken als Hauptheld auftritt. Im ersten entlarvt er ein Verbrecherpaar; im zweiten packt er eine Anarchistenbande, im dritten erringt er sich, gewissermaßen als Lohn seitens des Schicksals, eine französische Baronin, obschon man es nicht meinen, sondern noch das Schlimmste befürchten sollte. Dies mag als Inhaltsangabe genügen.

Herrn Mebus' Regie hatte wacker ihres Amtes gewaltet. Herr Schwab als Collins war hervorragend von Anfang bis zu Ende; Herr Tauber und Frau Renier verkörperten das Verbrecherpaar des 1. Aktes bis ins eingelne genau, im 2. kann dasselbe von den Herren Andrinao und Weinig in ähnlichen Rollen gesagt werden. Auch übrigen wären noch besonders zu erwähnen: Frau Robius-Doppelbauer als Baronin und die Fräulein Marsen, Eben und Ulrich.

## Literatur.

* **Geschichte der Stenographie in Nassau.** Von H. Paul. 104 S. Wiesbaden, Kempf u. Komp. — Der Verfasser ist als tüchtiger Lehrer und steißiger Forscher für die Sache der Stenographie schon lange tätig und bestens bekannt. In dem vorliegenden Büchlein hat er alles das zusammengetragen, was auf die Stenographie in Nassau Bezug hat, und das Material so zusammengestellt, daß es jeder Bearbeiter einer historischen Schrift über die Stenographie mit Nutzen verwerten kann. In interessanter Weise verbreitet er sich über einige alte Urkunden mit Kurzschriftzeichen im Staatsarchiv, über das erste Auftreten der Stenographie in Nassau, ihre Anwendung in den Ständeversammlungen, über die Einführung in den Schulen, die Entwicklung im öffentlichen Gerichtsdienste, über die hervorragenden Vertreter, Förderer und Lehrer und mancherlei anderes. Das Schriftchen ist ein aktueller Beitrag zur Kulturgeschichte Nassaus; das wurde auch von S. H. dem Großherzog und Herzog anerkannt, der die Widmung huldvollst angenommen hat. Zu bezieben ist die Schrift durch den Verfasser H. Paul, Wiesbaden, Philippsbergstraße 16, zum Preise von 1 Mk.)

* **Die ältesten Nachrichten über Weilburg.** Von H. Wagat. (Im 99. Programm der Landwirtschaftsschule zu Weilburg.) Eine äußerst fleißige und verdienstvolle Abhandlung über die ältesten Urkunden, die über Weilburg vorhanden sind. Der Verfasser hat danach Lage und Ausdehnung der alten Bilinaburg zu bestimmen versucht. Wir verweisen im übrigen auf den in dieser Nummer befindlichen gleichbetitelten Artikel.

## Neues aus Nassau.

Das befinden S. K. H. Großherzog Wilhelms von Luxemburg, Herzogs von Nassau, ist auf dem Wege langsamer aber stetiger Besserung begriffen. Bei gutem Wetter finden täglich Ausfahrten statt.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter Adelheid wird in diesem Jahre wieder Aufenthalt in Königstein nehmen. Vielleicht wird dieser Aufenthalt dauernd werden, was die Bewohner der alten Heimat mit großer Freude erfüllen würde.

Auch Königstein will nun em Herzog Adolf-Denkmal errichten. Ein Komitee hat sich gebildet.

Konrad Beyer †. Am 16. März starb zu Mainz nach einer Operation der berühmte Literaturforscher und Rückertforscher Hofrat Professor Dr. Konrad Beyer-Bopparb aus Wiesbaden, im 72. Lebensjahre. Das Lebensbild des Verstorbenen ward gelegentlich seines 70. Geburtstages in Nr. 18 der „Nassovia" von 1904 veröffentlicht; wir weisen hier darauf hin.

Bischof Dr. Dominikus Willi zu Limburg hat anläßlich der Silberhochzeit des Kaiserpaares 30000 Mark zur Errichtung eines Krüppelheims gestammelt.

Der Magistrat zu Weilburg hat 1000 Mark für das Weilburger Herzog Adolf-Denkmal bewilligt. Die Tausendjahrfeier soll, wie neuerdings beschlossen wurde, anstatt der Kirchweihe, am 18., 19. und 20. August stattfinden.

Die nunmehr bekannte Instrumentenfabrik W. Heckel in Biebrich feierte am 11. März die Feier ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens.

Die Nachricht von der Senkung des Rostfeintunnels wird offiziell für unrichtig erklärt. Und dabei war die Sache bis in die Einzelheiten gemeldet. Man möchte manchmal die Notizen für den Abschnitt „Neues aus Nassau" vier Wochen ins Salz legen, ob sie die Veröffentlichung nach dieser Frist aushalten.

Der Verein der Beamten hat ein Gut bei Köppern angekauft und will dieses als ein Erholungsheim für seine Mitglieder ausgestalten.

Die Ehefrau Franz Hödlin zu Rödelheim haben der evangelischen Kirchengemeinde daselbst 5000 Mark hinterlassen.

Noch eine alte Nassauerin. Am 7. März starb im Alter von 93 Jahren die Witwe Barbel zu Ems. Geboren im Jahr des Befreiungskrieges 1813!

## Nassauische Personalien.

**1. Quartal 1906.**

**Ernennungen u. a.** Oberlehrer Dr. Höfer, Düsseldorf (geb. Wiesbadener), z. Direktor d. Realschule i. Ems. Kreisschulinspektor Stadtschulrat H. Völcker, Köln, z. Reg.- u. Schulrat i. Wiesbaden. Assessor Körner, Lan-

Digitized by Google

ganschwalbach, z. Hilfsrichter i. Ling. Landbauinspektor Rohr, Wasserbauinspektor Stuhl, Biebrich, u. Kreisbauinspektor Engel, Montabaur, z. kgl. Bauräten. Major v. Lunddlad, Brz.-Kommandeur z. Wiesbaden. O.-St.-Kontrolleur Piotrowski, Hadamar, u. Kurz, Katzenelnbogen, z. Steuerinspektoren. Bürgermeister a. D. Epstein, Nassau, z. Amtsanwalt dasl. Pfarrer a. D. Schröder, Tauborn, z. D. theol. h. c. (Heidelberg). Eis.-Betr.-Ingenieur Assistor Limburg, z. Maschinenbaurat. Vizewachtmeister Frhr. Löw z. Steinfurth, Ziemssen, Müller, Krumbiegel (Wiesbaden) z. Leutnants d. A. Eis.-Stat.-Kass.-Rendant W. Krah, Wiesbaden, u. Grp.-Sekretär d. O.-Verm.-Ger. Wallauer, Berlin (Wiesbadener), z. Rechnungsräten. A.-G.-Rat Dr. Follenius, Wiesbaden, z. Landg.-Rat dasl. Rektor Denecke, Hildesheim, z. Seminarlehrer i. Montabaur. Rechtsanwalt u. Notar Bliß, Dillenburg, z. Justizrat. Komm. General d. 18. Armeekorps G.-L. v. Eichhorn, Frankfurt, z. Gen. d. Infanterie. Bibliothekar Dr. G. Zedler, Wiesbaden, z. Professor. Real-hilfslehrer Löwe, Ems, z. Oberlehrer dasl. Gymn.-Hilfslehrer Dr. A. Hof, Hanau, z. Oberlehrer i. Höchst. Schulkandidatin St. Cronthaler, Frankfurt, z. Lehrerin i. Schwanheim. Ger.-Assessoren Hermstädt, Montabaur, Hellenberg, z. Hilfsrichter i. Idstein; Brühl, Idstein, i. Marienberg; Friedrich, Frankfurt, i. Langenschwalbach. Remimeister B. Bratvogel, Magdeburg (fr. i. Nassau), z. Rechnungsrat. Amtsrichter Kayser, Katzenelnbogen, z. Hilfsrichter dasl. Dr. Fechner, Frankfurt, a.-s. i. Katzenelnbogen. Wasserbauinspektor Benecke, Czarnikau, a. s. i. Biebrich. Pfarrer Bardenheier, Schönau, z. Dekan. Großh. Hofmarschall Frhr. von Sydow z. Simmern z. Großherzogl. Hessischen Hofmarschall. Großh. Hofmarschall Frhr. Ritter von Gruenstein z. großh. Hofmarschall; Großh. Finanzrat Frhr. von Brandis z. Hofjagermeister; Großh. Kammerherr v. Bohlen u. Halbach z. Hofstallmeister. Pfarrer Pfeil, Rettenbach, z. kreisschulinspektor. Reg.-Assessor Balzer, Wiesbaden, z. komm. Landr. i. Schlüchtern. Kand. d. Baufachs H. Kleinschmidt, Wiesbaden, z. Dipl.-Ingenieur. Oberleutnant a. D. v. Bismarck, Diez, z. Bürgermeister i. Bienburg. Ger.-Referendare Dr. Geiger, Dr. Dochnahl, Dr. Seelbach, Frankfurt, z. Assessoren. R.-Anwalt Dr. Zweck, Stettin, a. s. n. Wiesbaden; Mommer, Stettin, a. s. n. Ems. Gen.-Ltn. Frhr. G. A. von Gagl, z. Komm. d. 21. Division. Oberst Strauß d. Inf.-Rgts. 87 z. Gen.-Major u. Komm. d. 85. Inf.-Brig. Oberstleutn. a. D. Perbow z. Oberst u. Komm. d. Inf.-Rgts. 87. Hyg.-Arzt d. R. Dr. Cahn, Wiesbaden, z. O.-Arzt. U.-Arzt d. R. Dr. Prorok, Höchst, z. Ass.-Arzt. Leutnant Raab, Inf.-Rgt. 88, z. O.-Leutn. Lehrer Laut, Wiehlen, u. Schneider, Westerburg, z. Hauptlehrern. Lehrer Fr. Weyrich, Versched, z. Prap.-Lehrer i. Dillenburg. Postinspektor Hesting, Wiesbaden, z. Postdirektor i. Straßburg-Neudorf. Pfarrvikar H. F. Eibach, Frankfurt, z. Pfarrer i. Dodenhausen. Direktor d. nass. Landesgestüts v. Auerswald, Dillenburg, z. Mariewerder. Lehrer Schneider, Westerburg, z. Hauptlehrer. Pol.-Assistent Westhaus, Biebrich, z. Verw. d. Augenheilanstalt Wiesbaden. Pfarrer Schmidt, Sulzbach a. T., z. Dekanatsverwalter. Pfarrer Conrad, Barmen, z. 3. Pfarrer z. Dillenburg. Inspektor Mischke, Weilburg, z. Direktor i. Nassellenh. b. Neuwied. Reg.-Sanglistten Reiß u. Westphal, Wiesbaden, z. Sekretären. Postassistenten Kaiser i. Katzenelnbogen u. Zippi, Wiesbaden, Tel.-Assistent Eyrich, Wiesbaden, z. O.-Tel.-Assistenten. Postassistent Wegner, Bockenheim, z. W. Verwalter i. Rennerod. Reg.-Bauführer O. Wittgen, Darmstadt, z. Gew.-Referendar i. Wiesbaden. Brandmeister a. D. G. König, Wiesbaden, z. Ehrenbrandmeister. Erster Staatsanwalt Settegast, Limburg, z. Geh. Justizrat. Lehrer Christe, Lindenholzhausen, z. Gymnasium Montabaur. Stadtrat W. Moser, Weilburg, z. Stadträtlesten. Schulkandidat Lehnhäuser, Elfeld, z. Lehrer i. Obergladbach. Reg.-Rat Dr. Francke, Wiesbaden, a. s. n. Schlesswig. Hauptmann Köhn v. Jaski z. Bez.-Offizier i. Höchst. Reg.- u. Baurat Buh, Berlin, a. s. n. Wiesbaden. Ger.-Aktuar Haid, Höchst, z. Sekr. i. Höhr-Grenzhausen. G. Jüngst z. Registrator d. großh. lug. Finanzkammer, Biebrich. Landrate Berg, St.-Goarshausen, u. Dr. Beckmann, Usingen, z. Geh. Reg.-Räten. Oberleutnant v. Laer, Inf.-Regt. 87, z. Hauptmann. Major u. Komm. d. Art.-Regts. 27 Bothe z. Oberstleutnant. Zeughauptmann Moser, Breslau, a. s. n. Mainz. Fähnrich Anspach, Inf.-Regt. 88, z. Leutnant. Leutnants d. R. Frhr. v. Brandis, Biesbaden; v. Köller, Höchst; Langermann, Erbach; Schmelz, Wiesbaden; Winkler, Dodenh. z. Leutnants. Pfarrer M. Anthes, Ottstel, z. Dekanatsverwalter. Oberlehrer Dr. Schweigel, Wiesbaden, z. Realschuldir. i. Düsseldorf. Gen.-Intendant G. v. Hülsen, z. Wirkl. Geh.-Rat. Gymn.-Oberlehrer Dr. Bodewig, Deimel, Dr. Ling, Oberlahnstein; Selzer, Heymach, Dr. Zobel, Dr. Schäfer, Dr. Maurer, Dr. Koch, Bosse, Mosheim, Rosenstötter, Dr. Schneider, Meyer, Dr. Klinkert, Dr. Diehl, Dr. Rokmann, Dr. Kaiser, Wiesbaden; Oberlehr. Nieder, Wiesbaden; Meister und Dr. Lewin, Biebrich; Gymn.-Oberlehrer Dr. Lohberg, Dr. Erzleben, Dr. Suchier, Bruch, Höchst; Dr. Eckhardt, Homburg; Dr. Euler, Heidsiek u. Schlitt, Weilburg; Matzdorff, Montabaur; Vorgaudin. Schmitz, Hadamar; Rolle, Limburg; Schulte, Limburg, z. Professoren. Lehrer Hoh. Nieder, Seelbach, z. Prap.-Lehrer i. Schlüchtern; Boll, Langenschwalbach, z. Rektor i. Bodenheim. Reuprieser Pleuße z. Kaplan i. Griesheim, Spez. Hochbeim, Hehl i. Elz, Dip. Spez. i. Schlosborn, Fischbach i. Bürges. Kaiser i. Salz, Knoth i. Bürges. Menges i. Rüdesheim, Zentgraf i. Ettrid. Kaplan Klohmann, Hattenheim, z. Expositus i. Niederreifenberg. Hild, Schwanheim, z. Pfarrkonf. Ständer i. Limburg. Schulkandidat Wenkel z. Lehrer i. Gackenbach. Tel.-Inspektor Pohl, Wiesbaden, z. O.-Postinspektor i. Düsseldorf. C.-Leutnant v. Prittwitz u. Gaffron, Guthwangen, z. Gestütsdirektor i. Dillenburg. Kreisbeter Forster, Ems, z. Ober-Bürgermeister. Rechtsanwalt Dr. Hehner, Wiesbaden, z. Justizrat. Reg.-Referendar Dr. Hade, Wiesbaden, z. komm. Bürgermeister i. Sonnenberg. Lehrer Herdes, Bohwinkel, z. Mittelschullehrer in Hachenburg. Lehrer Fiselberger, Johannisberg, z. Hauptlehrer. Ger.-Assessor Seufferheld, Geisenheim, z. Weinbauinspektor. Mel.-Baurat Klein, Wiesbaden, a. s. i. Köslin, Ger.-Referendar Braß, Wiesbaden, z. Assessor. Obergärtner Jung, Lehranstalt Geisenheim, z. Garteninspektor. U.-Arzt d. R. Dr. Felder, Limburg, z. Ass.-Arzt. Garn.-Pfarrer Bistup, Glatz, z. komm. Mil.-Oberpfarrer i. Frankfurt a. M.

**Jubiläen u. a.** Dezember 17.: Bürgermeister a. D. Sauter, Johannisberg, 93 J. a. — 23. Bürgermeister Keuper, Kalkofen, 50 J. i. A. — 31. Förster a. D. W. Stoll, Steckenroth, 80 J. a. — Januar 1. Hauptlehrer W. Zugmaier, Geisenheim, 50 J. i. A. (23. a. O.) — Pfarrer A. Schröder, Tauborn, 50 J. i. A. — Oberpostschaffner Herrchen, Biebrich, 25 J. i. D. — Ger.-Sekr. Becker, Weilburg, 25 J. i. D. — O.-Meisch.-Meister H. Rücker, Biebrich, 25 J. a. D. „Dreikönig" dasl. — Kammermusiker C. North, Wiesbaden, 25 J. a. kgl. Theater dasl. — Kurmusiker Th. Schäfer, Wiesbaden, 25 J. i. D. — Frl. E. Stadtmüller, Niederselters, 40 J. a. Brunnen dasl. — Th. Spitz, 25 J. b. Firma Kalle u. Komp., Biebrich. — P. Lin. Fr. b. Firma H. E. Burchhardt, Limburg. — Bürgermeister W. Achtstein, Zimmerschied; B. Born, Dienethal; Ph. H. Schmidt, Bebeln, 25 J. i. A. — Dr. Hood, Braubach, 25 J. a. C. — Eisenmeister F. Burg, Elfeld, 30 J. i. A. — Z. H. Schäfer, Höchst, 25 J. a. D. Jardwerken dasl. — 4. W. Douqué, Niederlahnstein, 90 J. a. — 6. A. Längschied III u. Frau, Birlenbach (bd. geb. 1822), diam. Hochzeit. — 10. G. Weisborn, Seben, 90 J. a. — 11. (Sebeanme) M. Dornoff, Dietkirchen, 30 J. i. A. — Frau E. Lop, Homburg, 95 J. — A. Hieronymi, Bommersheim, 90 J. a. — 12. Hofmaler Kleijn dan Brandes, Dillenburg, 80 J. a. — 13. J. Reichwein u. Frau, Heuchelheim, diam. Hochzeit. — 31. Ph. A. Hingott, Höchst, 90 J. i. d. Forstwerken. Februar: 1. Gemeinderechner W. Schütz, Westerfeld, 25 J. i. A. — kgl. Maschinenmeister C. Giesler, Ems, 25 J. i. D. — 5. Gymn.-Pedell a.

Digitized by Google

D. F. Weinbrenner, Weilburg, 80 J. a. — 8. Ch. Ries, Johannisberg, 80 J. a. (55 J. i. d. Masch.-Fabrik das.) — 12. O.-Postassistent Himmerich, Limburg, 25 J. i. A. — 20. Aufseher Ph. Mirchhoff, Okriftel, 40 J. d. d. Höchster Farbwerken. — 22. Kirchenrechner Ehrwald, Sulzbach, 22 J. i. A. — 26. Bürgermeister Kreis, Hallgarten, 25 J. i. A. — Frau M. Geiter, Wiesbaden, 97 J. a. (geb. 1809.) — März: 1. Pfarrer Fabricius, Griesheim, 30 J. a. O. — Rentiebiener J. Roll, Molsberg, 50 J. i. D. d. Grafen v. Waldersdorff. — 3. O.-Monteure J. Schauß u. M. Wilhelmsdorff, Winkel, 50 J. i. d. Masch.-Fabr. Johannisberg. — 4. Bürgermeister Molitor, Merenberg, 25 J. i. A. — 10. Bürgermeister Conradi, Daßbach, 25 J. i. A. — 14. Feuerwehrmann P. Scheib, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 18. Bürgermeister Jung, Dehrn, 25 J. i. A. — April: 1. Bogebaumeister Schwieselmann, Hofheim, 25 J. i. A.

Pensionierungen u. s. w.: Lehrer Köster l, Dörsdorf. Ger.-Assessor Geisendorf, Wiesbaden, a. Amtsrentl. Kr.-Komm. Kass.-Kontrol. Greiff, St. Goarshausen. Kirchenrechner Epstein, Weilmünster. Bürgermeister Hahnewald, Mittelfischbach (25. J. i. A.) Londg.-Direktor Geh. Justizrat Graul, Wiesbaden. Steuerrat Raddatz u. Kanzleirat Gilles, Kassel (Nassauer). Kgl. Förster Zinser, Bubach (Hachenenburgen). Kanzleirat Lau a. Niederlahnstein (50 J. i. D.) Bürgermeister M. Elbert'rich, Frucht (35 J. i. A.) Postsekretär A. Rahm, Dillenburg. Tel.-Sekretär P. Schäfer, Ems. Graft. Elzischer Verwalter Semler, Vilmeck (67 J. i. D.) Bürgermeister G. Krieg, Wiesbaden, abgeht. (56 J. i. D.) St.-Ärzte d. R. Dr. Schleußner, Höchst, Prof. Dr. Weintraud, Wiesbaden, u. St.-Arzt d. L. 2. A. Dr. Vogel, Erbach, Rhch. bew. Rechtsanwalt Lossen, Elfeld, Amt niedergel. Pfarrer Seebold-Seeber, Neuerbain. Gelbrechter Th. Horn, Schönberg (25 J. i. D.) Realschuldirektor Dr. Gille, Ems. Lehrer Schweighofer, Wiesbaden. Lokomotivführer E. Reibling, Rüdesheim. Kirchenrechner Ph. Horz, Saig. Justizrat u. Notar Schend, Wiesbaden, A. Mühlbergel. Gen.-Agent. N. Metzler, Komm. d. 21. Division. Pfarrer Stüh, Neukirch, v. A. a. Ortsschulinspektor entb. Bürgermeister Schmidt, Sonnenberg, Amt niedergel. Hauptlehrer W. Zimmel, Johannisberg. Oberst z. D. Stockhausen, Oranienstein; St.-Arzt d. R. Dr. K. Müller, Wiesbaden, Absch. bew.

**Todesfälle.** Dezember: 7. Bureauchef d. Blei- u. Silberbergwerks Ems, H. Todt (geb. 1828). — 20. Kirchmeister Ph. Höhn, Wiesbadener (geb. 1849). — Bürgermeister L. Müller, Neuenhain. — 21. Stadtsekretär u. Kapellmeister J. Schneider, Schierstein (geb. 1819). — 22. Akziss-Einnehmer a. D. J. Hoeber, Wiesbaden (geb. 1832). — 31. Bürgermeister W. Erbe, Wiesbaden (geb. 1861). — Januar: b. Geh. O.-Bergrat Prof. Dr. Belius, Darmstadt. Gen.-Major z. Langenschwalbach). — Feldzeug-Schöffe H. Reichert, Idstein (geb. 1822). — 6. Frhr. F. W. von Loën, Wiesbaden (geb. 1851). — 9. Reg.- und Baurat F. J. Lohse, Wiesbaden (geb. 1849). — 10. Oberingenieur a. D. C. Richter, Celle (1875 bis 1902 in Wiesbaden, geb. 1841). — (?) Tel.-Assistent Nordel, Limburg. — Bürgermeister a. D. Hauter, Johannisberg. — Rektor a. D. F. Büren, Herborn. — 21. Lehrer Feidel, Marsain. — 15. Bibliothekar Dr. A. Hildebrandt, Wiesbaden (geb. 1846). — 24. Bürgermeister a. D. N. Höhn (Langenschwalbach) Wiesbaden (geb. 1835). — 30. Lehrer F. Landsied, Hennethal. — Februar: 4. Geh. San.-Rat Dr. F. Baumann, Schlangenbad (geb. 1831). — 9. L. S. Dahlen, Lorch, 90 J. a. (geb. 1815). — (?) Lehrer G. Jung (Nassauer), Großgeeau (geb. 1829). — 17. Direktor a. D. L. Porsch, Kreisrat F. Seher, Wiesbaden (geb. 1832). — 19. Lehrer L. Alberti, Holzhausen ü. A. — 20. Weichermeister M. Rahn, Limburg, 89 J. a. (geb. 1816). — Bürgermeister a. D. u. Ehrenbürger A. Schlitt, Limburg (geb. 1834). — 21. Lehrer H. Urban, Presberg. — 22. Lehrer Hergenhahn sen., Oberselters (geb. 1839). — 23. Generaloberst a. D. A. v. Wittich, Kassel (z. Würzburg). — 25. Geh.-Reg.-Rat a. D. A. Schreiber, Wiesbaden, (geb. 1827). — FML. b. v. Niemiecki, Krakau (geb. 1817). — März: 7. Wwe. Barbel, Ems (geb. 1818). — 8. Gasmstr. K. Schalles, Wiesbaden (geb. 1854). — (?) Strommstr. Kühn, Dieg. — 10. Bauinspektor u. Stadtverordneter F. Lang, Wiesbaden (geb. 1853). — 16. Hofrat Professor Dr. C. Meyer-Poppert, Wiesbaden (geb. 1834). — 17. Konzertmeister a. D. F. Pöpperl, Soden (geb. 1834). — Bürgermeister Peuser, Rennerod (geb. 1830). — Bürgermeister P. Debus, Zorn (geb. 1831).

## Nassauischer Geschichtskalender.

**April.**

2./3. 1810. Gefechte des 1. nassauischen Regiments bei Manresa. (Spanischer Feldzug.)

4. 1571. Das Solmser Landrecht erscheint. Es galt in verschiedenen Teilen der Nassauerlandes.

6. 1825. Herzogin Luise von Nassau stirbt. Sie war am 28. 1. 1794 als Tochter des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen und seiner Gemahlin Charlotte (geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz) geboren, wurde am 24. VI. 1813 mit dem Prinzen (späteren Herzoge) Wilhelm von Nassau (-Weilburg) vermählt und schenkte diesem acht Kinder, darunter den späteren Herzog Adolf.

10. 1808. Karl, Prinz von Nassau-Siegen, genannt der „falsche Prinz" oder der „Prätendent von Nassau", stirbt. Er war geboren am 5. Januar 1745 (als Sohn des „Prinzen" Maximilian, unehelichen Sohnes der Gemahlin des Fürsten Emanuel Ignaz von Nassau-Siegen, Charlotte, geb. Marquise Mailly de Nesle), Weltreisender, Abenteurer und Militär, zuletzt russischer Generalmajor. Seine vermeintlichen Ansprüche auf Nassau-Siegen wurden nie anerkannt.

14. 1574. Schlacht auf der Mooker Heide. Das niederländische Heer, das Graf Ludwig von Nassau zur Eroberung der Feste Maastricht herbeiführte, wurde von den Spaniern geschlagen. Graf Ludwig und sein Bruder Heinrich fielen dabei. (Niederländischer Befreiungskrieg.)

16. 1628. Gräfin Erika von Nassau-Weilburg, stirbt zu Burgschwalbach. Sie war eine geborene Gräfin von Isenburg-Birstein, 1596 mit dem Grafen Wilhelm vermählt (der aber schon 1597 starb) und Mutter zweier Töchter.

## Briefkasten.

**M. W. in W.** Die nassauischen Farben sind Gelb (Orange) und Blau. Daß das Gelb, bezw. Orange vorangeht, sehen Sie, ganz abgesehen von den Regeln der Heraldik, schon daraus, daß die fünf altnassauischen Bataillonsfahnen gelb (mit aufgestickten Wappen) waren. Das Staatsarchiv zu Wiesbaden hatte seinerzeit für die Bezirksfahnen auch die Reihenfolge Orange-Blau vorgeschlagen; die Kabinettsorder vom 3. Juni 1892 hat indes Blau-Orange bestimmt.

**A. S. in W.** Ihnen und anderen. Den geehrten Beitragern für das Herzog Adolf-Denkmal ist hierdie Quittung zugegangen. Wir schließen die Sammlung hiermit und bitten, fernere Beiträge an die nächste Sammelstelle oder an das Bankhaus Markus Berlé u. Komp., Wiesbaden, einzusenden.

**L. W. in S.** Bei Anfragen ist Einsendung einer Abonnementsquittung nicht nötig. Dem Vermerk: „Abonnent der „Nassovia"" glauben wir schon.

**Redaktionsschluß: 22. März.**

Inhalt: Naturgewalten. (Gedicht.) Von M. v. Konarski. — Die Familie Dilthey. Von L. Loepp. (1. Fortsetzung.) — Karl Ludwigs kurpfälzische Unions-Agende. Von K. Spieß-Bottenhorn. — Aus der wiedischen Geschichte. Von Ph. Groß. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (5. Fortsetzung.) — Mißgellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 8. Wiesbaden, den 16. April 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Frühlingsgruß.

Die Flur ergrünt, die Bäume blüh'n,
Die Frühlingsvöglein singen;
Aus Wald und Feld von allumher
Die Freudenlieder klingen

Der Lenz umarmt, der blühende Knab',
Die Erde. Wonnetrunken
Ist sie dem längst Erwarteten
Ans jauchzende Herz gesunken.

Und wie er ihr den duftigen Strauß
Hinreicht mit tausend Grüßen,
So leg' auch ich dies junge Reis
Leis hoffend Dir zu Füßen.

## Blühen und Reifen.

Umweht von Lenzesdüften
Geht einsam mein stiller Gang;
In weiten, blauen Lüften
Wirbelt der Lerche Sang.

Es rauscht durchs Moos die Quelle;
Über Kelchen der Falter schwebt,
Das Käferlein buscht, das schnelle,
Und alles lebt und webt.

Lebt?! — Von den Zweigen flittert's —
Der Blüten schneeiger Fall;
Wie leise Klage durchzittert's
Das herrliche, leuchtende All.

Es werden im Lenzesglühen
Viel Hoffnungen abgestreift,
Und darf auch vieles blühen,
Nur das starke Wenige reift.

C. Spielmann.

Digitized by Google

# Die Familie Dilthey.

3) Von Laura Koepp. (2. Fortsetzung.)

Maximilian Dilthey besuchte zuerst die Schule zu Diez, dann das Gymnasium zu Weilburg, um später in Halle und Marburg Theologie zu studieren. Während der Vorbereitung auf das Staatsexamen war er auf der Schaumburg als Lehrer der Kinder der Beamten und Diener Erzherzog Stephans tätig[1]), dann als Vikar des Pfarrers Fischer[2]) in Merzhausen. Zu Ende der zwanziger Jahre wurde er nach Biebrich berufen als Kaplan und Lehrer der herzoglichen Kinder. 1837 trat er an die Stelle des Kirchenrates Handel als erster Pfarrer. Fast vierzig Jahre lang hat er als Lehrer und Seelsorger in seiner Gemeinde gewirkt. Dilthey war kein Mann des starren Dogmenglaubens, so wenig wie der Vater Samuel, der am 26. Juni 1823 dem Sohne schreiben konnte:

„Dur [prichst in Deinem Briefe von beunruhigenden Zweifeln. Laß Dich das nicht befremden. Welcher denkende Kopf wäre ohne Zweifel durchs Leben und ohne schwere Zweifel durch die Dogmatik gegangen? Sie sind an sich wohltätig und führen zur Wahrheit. Und finden sie in fortgesetztem Nachdenken nicht ihr Grab, so betrachte nur das, was sie betreffen, als etwas Äußerwesentliches und laß es ganz auf seinen Wert oder Unwert beruhen, ohne weiter darüber zu grübeln oder abzusprechen. An dem, was dem gesunden Menschenverstand einleuchtet, (hier sind ein paar Worte unleserlich) an dem Herrn, an Gottes Vorsehung, an der Unsterblichkeit halte nur fest, und das ist ja doch wohl keine schwere Aufgabe. Vielleicht ist Herr A. (des Sohnes Lehrer in Halle) noch ein strenger Orthodoxer, was ich nie war und nie sein werde. — Laß ihm seinen Glauben und suche nur Beruhigung und Festigkeit in dem Teingen, was so leicht ist, wenn man nur von richtigen Grundsätzen ausgeht und den Stern von der Schale zu sondern weiß . . . . "

Max Dilthey gehörte der rationalistischen Schule an. Als warmer Naturfreund ahnte er die Nähe der Gottheit in der Natur und bewunderte den Schöpfer in seinen Werken. Und wie einst der junge Kandidat der Gottesgelehrheit in seiner stillen Studierstube auf der Schaumburg sich mit allerhand lebendem Getier umgab, so wußte er später der Enkelin und seinem fürstlichen Schüler, dem heutigen Großherzog von Luxemburg, den er bekanntlich in Religion und Naturkunde unterrichtete, die Allmacht Gottes nahe zu bringen, indem er sie lehrte, zu achten auf Blumen und Sträucher, auf die Stimmen der Vögel in den Zweigen der hundertjährigen Bäume des Biebricher Schloßparks. Fern lag ihm die pietistische Weltflucht jenes obenerwähnten Philipp Jakob. Er war ein Freund heiterer Geselligkeit und fühlte sich zuhause auf dem Parkett des Hofes; er nahm in seiner Jugend gern teil an den Freuden der Jagd. Als guter Reiter liebte er auch noch in späteren Jahren einen fröhlichen Ritt, wenn auch nicht auf eigenem Rosse, so doch auf dem, manchem alten Biebricher noch bekannten Rotschimmel des Herrn J. K. Lembach.

Als Kanzelredner und mehr noch als Gelegenheitsredner erfreute er sich großer Beliebtheit und wußte immer das rechte Wort zu finden.*) Seine ehemalige Schülerin, die feingebildete, edle Fürstin Marie zu Wied, verehrte in ihm nicht nur den einstigen Lehrer, den sie gern wieder zur Vollendung des von ihr selbst geleiteten Konfirmationsunterrichtes ihrer Tochter Elisabeth herbeirief, auch als Freund und Seelsorger stand er der von schwerem Schicksal heimgesuchten hohen Frau besonders nahe.

— Aber auch der Mund der armen Bürger-Christiane, alias Christiane Reifenberger, in Mosbach, wurde beredt, wenn sie ihren Kunden zu erzählen wußte von seiner Predigt über die Selbstbeherrschung, die Selbstwertegung und die Selbsterkenntnis oder wenn sie eines seiner selbstverfaßten Gebete auffagte. Und doch! wenn heute der Sohn meint, es sei schade, daß der Vater nicht eine andere Laufbahn eingeschlagen, aus ihm wäre ein großer Historiker und weitschauender Politiker geworden, dann kann auch ich nur den Träger des feinen Diplomatenkopfes mit den geistvollen Zügen fast leichter auf dem akademischen Lehrstuhl und auf der parlamentarischen Rednerbühne vorstellen, als auf der Kanzel, auf der doch meine Kinderaugen ihn noch schauen durften.

Die Dilthey untergebenen Geistlichen (er war bis 1864 Dekan) hatten seine freundliche und humane Art zu rühmen, und auch mit Theologen anderer Denkungsart verkehrte er aufs freundlichste (siehe Biebricher Chronik von Ferdinand Wilhelmi). Mit seinem Kollegen von der katholischen Kirche stand Dilthey stets in bestem Einvernehmen. Und vielleicht dürfte es den heutigen Gegnern der Simultanschule zu denken geben, daß wir ganz gute Protestanten und unsere Mitschüler ganz gute Katholiken waren, trotzdem der katholische Amtsbruder bei der Taufe von Diltheys jüngster Tochter der Gesellschaft fröhliche Lieder zum besten gab, wenn

[1]) Kann nicht stimmen; denn Erzherzog Stephan kam erst 1848 nach Schaumburg. (D. H.)

[2]) Die Biebricher Chronik des Herrn Konsistorialrat Wilhelmi nennt ihn Nöll.

*) Leider sind nur wenige seiner Predigten gedruckt worden; unter anderem: Der brave Soldat, Predigt, gehalten im Feldlager zu Höchst, als sich Ende der fünfziger Jahre die Kriegswolken zusammenzogen; ferner die Rede auf die Herzogin Pauline zu Nassau und auf den im Duell gefallenen Freiherrn von Marschall.

nicht gar Duette mit der glücklichen Taufmutter sang, was er jedenfalls öfters getan hat.

Mit seinem fürstlichen Schüler und Herrn verband Dilthey warme Freundschaft, und gar mancher Abend fand die beiden in der von Tabaksduft erfüllten einfachen Studierstube des Mosbacher Pfarrhauses in eifrigem Gespräch. Oft mußte Dilthey den fürstlichen Freund auf seinen Erholungsreisen begleiten. Noch im Frühjahr 1866 ging er mit zur Kaltwasserkur nach Gräfenberg. Als in der kritischen Zeit sich dort schon die Depeschen jagten, stand Dilthey im schroffen Gegensatz zur sonstigen Umgebung des Herzogs allein mit seiner politischen Meinung, mit seinem heißen Bemühen, den Landesherrn zur Neutralität zu bewegen. Vielleicht haben die Aufregungen jener Stunden den Grund gelegt zu seiner Todeskrankheit. Schon in Gräfenberg traf ihn ein leichter Schlaganfall. Die Katastrophe des unglückseligen Bruderkrieges, die zwischen Fürst und Diener eingetretene Entfremdung und endlich das schwere Schicksal seines Fürsten haben das Ende des treuen Dieners beschleunigt. Maximilian Dilthey starb am 29. Juli 1867.

**10. Wilhelm Dilthey** und seine Geschwister.

Maximilian Dilthey war vermählt mit Laura **Heusch**kel, einer Tochter des Hildburghausener Kapellmeisters Peter Heuschkel, der als Lehrer der Herzogin Luise, einer Hildburghausener Prinzessin, im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nach Biebrich gekommen war. Der Ehe entsprossen vier Kinder. Die älteste Tochter Marie verheiratete sich in sehr jugendlichem Alter mit dem Baumeister Adolf Lade in Wiesbaden. Die Ehe war leider keine glückliche, und bald kehrte die junge Frau mit ihrem kleinen Töchterchen ins Elternhaus zurück. Diese Tochter lebt heute als Witwe des früh verstorbenen Historikers Ludwig Weitand in Göttingen und ist Mutter zweier bereits erwachsener Kinder. Lili, die jüngste Tochter des Hauses, war jedenfalls eine populäre und gernegesehene Erscheinung in allen Mosbacher Bauernhäusern und lebte als wilde Hummel noch lange in der Erinnerung der biederen Bauern fort, sodaß, als sie schon längst eine Frau Geheimrätin war — sie verheiratete sich mit dem Philologen Hermann Usener in Bonn —, einmal ein alter Bauersmann fragte: „Ist die Lili noch so wild?“

Hermann Usener, gleich den Dilthey's ein Kind des Nassauer Landes —er stammt aus Weilburg —, ist im vergangenen Herbst zu seinen Vätern heimgerufen worden. Mit der Familie und mit der Bonner Hochschule trauern viele, auch über den Kreis seiner Schüler hinaus, um den großen Gelehrten. Er war eine jener seltenen reinen Persönlichkeiten, denen zu begegnen, man immer als eine Gunst des Schicksals ansehen darf, eine jener Naturen, die das Auge unverrückt auf ferne, edle Ziele gerichtet, unberührt vom Schmutz des Alltagslebens ihre Straße ziehen dürfen. — Hermann Usener war ein unermüdlicher Forscher nicht nur auf dem Felde der eigentlichen Philologie und Sprachwissenschaft — er hatte in Bonn den Lehrstuhl Otto Jahns inne —. Ein ernster Wahrheitssucher nach den Anfängen und dem tiefsten Grunde der Religion und aller religiösen Kultusformen, steht er auch auf religionsgeschichtlichem Gebiet — ein siegreicher Bahnbrecher — wohl unerreicht. Useners Name lebt in drei Söhnen und bereits einem Enkelkinde weiter, während in Useners Wissenschaft der Gatte der einzigen Tochter, der Heidelberger Professor Albrecht Dieterich, in seinem Geiste weiterstrebt.

**Karl Dilthey.**

Wilhelms jüngerer Bruder Karl wurde geboren am 18. März 1839. Ihn, der als Kind schon vor zarter Gesundheit war, hätte sein Vater gern in der Laufbahn eines Forstbeamten gesehen; aber auch ihn zog es mächtig zur Wissenschaft. Wie sein Bruder, verbindet auch er mit der tiefen und weiten Gelehrsamkeit eine feine und künstlerische Empfindung; aber ein kargeres Erbteil an Lebenskraft, an Lebenskunst und Lebenskunst hat seine Arbeit nicht gleich fruchtbar werden lassen. Als Philologe und Archäologe in Breslau und Bonn gebildet, ließ er sich nach reichen, nur durch die Kunde von seines Vaters Tod getrübten Reisejahren in Hellas und Rom in Bonn als Privatdozent nieder, wurde nach wenig Jahren als Professor der Archäologie nach Zürich, dann 1878 als Professor der Philologie nach Göttingen berufen, wo er nach Friedrich Wieseelers Tod den Lehrstuhl der Philologie mit dem der Archäologie vertauschte und wo er im eigenen Hause sich ein behagliches Junggesellenheim geschaffen hat.

Eine aufopfernde und gesegnete Lehrtätigkeit, nur allzusehr im Kampfe mit Schwankungen der Gesundheit, mußte im Verein mit einer sich selbst nicht leicht genügenden Kritik eigenes Schaffen hemmen und manche begonnene Arbeit im Pult zurücklatten, die hoffentlich die Erntezeit des Lebensherbstes noch zum Abschluß und ans Licht bringt, zum Nutzen mannigfaltiger Gebiete der Altertumswissenschaft, vor allem wohl der dem Gelehrten, in tiefem Einverständnis mit seinem Schwager Usener, besonders am Herzen liegenden Religionswissenschaft. Bei seinen dahingehenden Forschungen hat ihn das Suchen nach altem Volksglauben und neuen Religionsbegriffen bereits frühe auf das Gebiet der Sage und des Märchens geführt und ihn zu jenem trefflichen Erzähler gemacht, dem wir Kinder schon in seinen Stundentenjahren in traulicher Dämmerstunde andachtsvoll lauschten.

Wilhelm Dilthey wurde geboren am 19. November 1833 zu Mosbach[1]) in dem alten Pfarrhause, das sich von den umgebenden Bauernhäusern kaum durch etwas anderes unterschied, als durch den Wappenschmuck des Klosters Eberbach, dem einst die Pfarrei zugehört hatte, wie denn auch die vielen geräumigen Scheuern — es sollen deren dreizehn gewesen sein — dazu gedient haben mögen, den reichen Zehnten des Klosters aufzunehmen. Scheuern, die später in größtenteils unheimlicher Leere den Pfarrkindern und ihren Genossen zum Tummelplatz

[1]) Für solche Leser, die nicht geborene Nassauer sind, sei hier bemerkt, daß man unter Mosbach den nördlichen Ortsteil von Biebrich a. Rh. versteht und zwar den früher bedeutenden, während der südliche, das eigentliche Biebrich, seine heutige Blüte erst dem Aufschwung der Industrie seit Ende der sechziger Jahre verdankt.

Digitized by Google

fröhlicher Spiele dienten; dicht neben dem Totenacker und über dem unterirdischen Gang, der von dem Pfarrhaus zur alten Burgruine im Park und von da zum Kloster führen soll. Ob er es tut, haben auch die Pfarrbuben nicht ergründen können, da ihrem Wissensdrang und Forschungstrieb von altem Gestein und Geröll gar bald ein Ende gesetzt wurde, als sie in den Gang einzudringen versuchten.

Wilhelm Dilthey besuchte zuerst die Volksschule seiner Vaterstadt, dann die Privatschule des Kandidaten Bernhard, des späteren Leiters des Weilburger Gymnasiums, der schon damals, vor sechzig Jahren, die vielerörterte Frage der Koëdukation praktisch erprobte, indem er Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtete. Später wanderte der junge Dilthey auf demselben Wege zum Wiesbadener Gymnasium, wie vor ihm jener andere Dichter, dem sich dieser Schulweg zu der reizenden Novelle Abendfrieden verklärt hat.

Schon als Knabe und Jüngling berechtigte Wilhelm zu den schönsten Hoffnungen. Das läßt sich lesen aus den vergilbten Briefen der Großmutter, das klang aus dem Ton, mit dem einmal ein alter Schulkamerad Diltheys nach ihm fragte, ein Schulkamerad, der nach fünfzig Jahren von Amerika herüberkam, um zu sehen, was aus seinen früheren Schulfreunden — Knaben wie Mädchen — geworden war. Und auch die Zerstreutheit des Knaben und der geringe Wert, den er auf Äußerlichkeiten legte, waren ja im Volksglauben die sicherste Gewähr für künftige große Gelehrsamkeit. Nach absolviertem Gymnasium bezog Dilthey die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Als er das erste theologische Examen bestanden hatte, hielt er in der alten Mosbacher Pfarrkirche seine erste Predigt, nach welcher Kirchenrat Schulz in Wiesbaden der betagten Großmutter schreiben durfte: „Ich freue mich, daß Gott Ihnen die Freude gewährt, einen Enkel zu besitzen, der so große Hoffnungen bereits erfüllt hat, zu größeren berechtigt und der eine Zierde der ganzen deutschen Kirche zu werden verspricht."

Wenn der alte nassauische Geistliche sich auch in der letzten Behauptung geirrt hat, so haben sich doch die Hoffnungen in anderer Weise erfüllt. Schon in Heidelberg hatte Dilthey unter Kuno Fischer Philosophie getrieben; in Berlin setzte er, während er fleißig philologische und historische Vorlesungen hörte, diese Studien unter Adolf Trendelenburg fort, machte nach abgelegtem Staatsexamen sein Probejahr am Grauen Kloster unter Kießling, arbeitete dann in Berlin als Privatgelehrter und habilitierte sich schließlich an der dortigen Universität, nachdem sein Landesherr vergeblich in mehrstündiger Audienz versucht hatte, den jungen Gelehrten dem nassauischen Heimatstaate zu erhalten.

(Schluß folgt.)

# Karl Ludwigs kurpfälzische Unions-Agende.

2) Von K. Spieß-Bottenhorn. (Schluß, statt Fortsetzung.)

Welchen Einfluß auf die Gestaltung der Agende die Vorstellungen Hildebrands gehabt haben, entzieht sich im einzelnen unserer Kenntnis. Jedenfalls haben sie nicht dazu geführt, daß Kurfürst Karl Ludwig den Plan ganz aufgegeben hätte. Denn schon am 4. Juli desselben Jahres wurde Hildebrand das Manuskript des fertigen Entwurfs vorgelegt. Ob der Kurfürst ursprünglich vorhatte, die Union weiter auszudehnen und erst auf Hildebrands Bedenken hin sich mit weniger begnügte, oder ob dieser Entwurf nur die Ausführung dessen ist, was von Anfang an geplant war, diese Frage verliert etwas an Bedeutung angesichts des Umstandes, daß Hildebrand auch so noch an dem Entwurf mancherlei auszusetzen hatte und er seine Zustimmung zu den Absichten des Kurfürsten — die so wie so mehr aus Höflichkeit wie aus aufrichtigem Herzen gekommen sein wird — nur in sehr vorsichtig verklausulierter Form ausgesprochen hat. Da sein Antwortschreiben auf die Zusendung des Entwurfs uns über diesen selbst näheres erfahren läßt, sei es gleichfalls hier mitgeteilt. Es lautet wörtlich wie folgt:

Wolehrwürdiger und Hochgelahrter, Großgünstiger, hochgeehrter Herr und Werther Freund!

Es ist mir von Hr. D. Calixto[1]) die Heidelbergsche Kirchenordnung, welche P. Churfl. Durchl. in die Kirchen ihres Landes einzuführen gnädigst resolviret, unlängst zugeschickt, welche ich dem Begehren nach alsbald durchgelesen und befunden, daß in derselben keine Änderung in der Lehr, fast auch in keinen oder doch wenigen Kirchenceremonien vorgenommen, und mehrenteils in Gebetern und denen Hauptstücken des Catechismi aus Gottes Wort hergeholt, bestehet. Nur habe ich angemerkt, daß in etlichen Gebettern Finis et effectus Baptismi nicht genugsam exprimiret, sondern nur der Nutz der Taufe allein Stärkung des Glaubens, Versiegelung der Gnaden Gottes, Versicherung der Kundschaft Gottes gesetzt wird, da doch die Tauffe in denen Kindlein Gottes Gnade und Kindschafft und den Glauben an Christum von neuen auch schafft und wirkt, so billig mitgedacht werden sollen. Ich merke aber, daß einige Gebetter sich haben finden, darin gedacht, daß die Tauffe uns wiedergebäre und erneuwere. Die Ordnung der 10 Gebot ist einmahl nach der Reformirten, hernach auff Unser Kirchen Art eingerichtet, so, daß vermuthlich jedem frey stehen wird nach dieser oder jener Art die Gebot zu numeriren. Von den fünff Hauptstücken des Catechismi werden nur die Wort aus der Bibel angeführet, verhoffe aber, daß Unsere Glaubensgenossen in deren Erklärung bey dem Catechismo Lutheri und andern libris symbolicis Unser so genandten Lutherischen Kirchen, in der Catechisation und ihren Predigten und Schriften, wie hergebracht, verbleiben, und nach denen sich ferner richten dürffen. Die Macht zu absolviren, lehre ich wol, werde auch dem, der kein ordentlicher Kirchendiener ist, sondern nur dessen Stelle vertritt, und also non ordinato vergönnet, so in Unser Kirchen insolens et insuetum, adeogne expedit, ne fiat. Desgleichen wird die Nottauffe allein dem Kirchendiener anbefohlen, da doch den Uns auch den Hebeammen und andern Christlichen Personen, ob sie schon keine Kirchendiener, im Nothfall zutauffen vergönnet, wobey es billig zuzulassen, ne non baptizati moriantur, quibus baptismo provideri potuisset. Vom Exorcismo, Renuntiatione in

[1]) Nicht der bekannte Helmstedter Theolog Georg Calixt, der schon 1656 gestorben ist.

baptismo, Confessione privata, Ordine sacrorum mit singen, orgeln, Ablesen der Evangelien und Epistelu, de usu altarium etcetera finde ich in überlandter Kirchenordnung nichts determiniret. so wenig als vom Brodbrechen im H. Abendmahl. Will also verhoffen, daß wie die Reformirten ihr Brodbrechen nicht einstellen werden, ob schon dessen in dieser Kirchen-Ordnung nicht gedacht, also werden die Lasterungen ex pari causa ihre Ritus, quibus sunt adsueti, ferner behalten dürffen, ungeachtet sie in dieser Kirchenordnung nicht expremiret sind. Sufficirt. daß sie darin auch nicht verboten sind. Wis ita salvis halte ich, daß die mir zugelandten Agenda auff Befehl der hohen Obrigkeit in dero Churfürstenthum und Landen wol können introduciret und von denen Evangelischen alda, sie seyen Lutherisch oder Reformirt, mit gutem Gewissen auff und angenommen werden. Denn es stehet geschrieben: Jedermann sey (in den Dingen, die nicht wider Gott und Gottes Wort sind) unterthan der Obrigkeit, welche über ihn Gewalt hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Ich sehe aber nicht, wie so gestalten Sachen nach J. Churfürstl. Durchl. Ihre in dem herausgegebenen Decreto angeführte Intention erreichen werden, nemlich daß die Differentz der äusserl. Kirchengebräuche und daraus entstehende Verbitterung aufgehoben werden möchte, indertracht in dieser Kirchenordnung fast keine Kirchengebräuche, darin wir und Reformirten different weder eingeführet noch abgeschafft werden. Unterdeß J. Churfl. Durchl. Christl. Intention, so zu Friede und Einigkeit in der Kirchen zielet, billig hoch zu loben, und herzl. zu wünschen, daß wir doch alle einerley gesinnt seyen und im Friede auff einem Sinne unter und an Unserm allgemeinen Haupt Christo Jesu bleiben möchten. Gott gebe auch in Gnaden, daß die Einführung dieser newen Kirchenordnung zu Gottes Ehre und J. Churfl. Durchl. und dero Lande und Leuten zu seitlicher und ewiger Wohlfahrt, absonderlich zu beförderung Friede und Einigkeit ersprießlich seyn möge. Sonst aber habe ich noch ein oder andere Art zureden zu ferner Ueberlegung wolmeinentlich angemerkt; als Nr. 1: Wird gedacht, daß der Mensch in aller Bosheit werde empfangen. Welches Christi rehet so nicht, daß der Mensch werde in allen Sünden, viehweniger in aller Bosheit empfangen, sondern daß der Mensch werde in Sünden empfangen, daraus allerley Bosheit hernach entstehet. — 2. Auch wird für die Confirmandos gebetten, daß sie möchten weissagen. Propter Enthusiasmum wäre ein deutlicher Wort wohl besser. Denn weissagen ex communi usu loquendi donum prophetiae connotat, wiewol die Heil. Schrift sensu tamen diverso eben so bisweilen redet. — 3. Scheints als was hart zu seyn, daß ohne Unterschied das Reich Gottes abertandt wird allen Denen, die die Heiligen anruffen, oder Bilder verehren, da doch bekand ist, daß die Invocatio Sanctorum, sub hac formula: „Ora pro me!“ fast überall in Ecclesia quarti et quinti Seculi bräuchlich gewesen, quos omnes equidem non damnaverim, auch ein civilis cultus imagini in honorem prototypi praestitus etwa nicht verdamt. — 4. Wäre auch beßer, daß die Anlobung des newen Gehorsams vor dem, der da beichtet, selber geschehen, und also der Beichtformel inseriret oder annectiret würde. Habe es M. H. Hrn. aus gutem Vertrauen und in Erinnerung unser vor jenen dreissig Jharen gepflogenen Freundschafft auff dessen wiederholtes Ansuchen, insonderheit S. Churfl. Durchl. zu unterthänigstem Respect candide vermelden wollen, womit denselben zu allem erwünschten Wohlergehen in Gottes Schutz herzlich empfehle.

Zelle, den 13. Julii A. 1678.

Was uns dieses Schreiben an tatsächlichen Angaben und Urteilen über die Agende mitteilt, läßt darauf schließen, daß Kurfürst Karl Ludwig ganz und gar nicht radikal vorgegangen ist, und zwar so wenig radikal, daß die Union eigentlich nur auf dem Papier gestanden hätte und wesentlich nur darauf hinausgekommen wäre, daß beide Konfessionen eine gemeinsame Agende benutzen, die aber außer Gebeten und dem Wortlaut des Katechismushauptstücks nicht viel mehr enthielt und neben der die konfessionellen Besonderheiten noch Platz genug hatten. Es ist doch sehr bezeichnend, wenn selbst der Lutheraner Hildebrand zu dem Ergebnis kommt, daß die Agende die Unterscheidungspunkte gar nicht berühre und also auch gar nicht abzuschen sei, inwiefern sie die Differenz zwischen Reformierten und Lutheranern beseitigen könne:

„Ich sehe aber nicht, wie so gestalten Sachen nach J. Churfürstl. Durchl. Ihre in dem herausgegebenen Decreto angeführte Intention erreichen werden, nemlich daß die Differentz der äusserl. Kirchengebräuche und daraus entstehende Verbitterung aufgehoben werden möchte, indertracht in dieser Kirchenordnung fast keine Kirchengebräuche, darin wir und die Reformierten different, weder eingeführt noch abgeschafft werden.“

Die Agende ließ also nicht nur die Lehre unberührt, sie verzichtete auch darauf in den Zeremonien Gleichheit herbeizuführen. Sie wird sich also darauf beschränkt haben, für die Gottesdienste eine Anzahl von Gebeten und den Wortlaut des Katechismus für den Unterricht zu geben und ließ hinsichtlich der gottesdienstlichen Gebräuche alles im Unbestimmten. Sie gestattete nichts ausdrücklich, verbot es aber ebensowenig. Und darum ist ein Argumentum e silentio hier wohl gestattet, und Hildebrand wird die Absicht des Kurfürsten ganz richtig erraten haben, wenn er aus diesem Stillschweigen den Schluß zieht, daß z. B. beim Abendmahl den Lutheranern ihr Abendmahlsritus gelassen werden soll, gerade so wie nicht daran gedacht sei, die Reformierten zum Aufgeben des Brotbrechens zu veranlassen.

Dann wäre aber auch bei Einführung der Agende keine Union zustande gekommen; das Trennende gerade hätte weiter bestanden. Denn wenn die neue Kirchenordnung die Lutheraner nicht ausdrücklich zum Aufgeben ihres reich ausgebildeten Zeremonienschatzes zwang, dann fuhren sie natürlich weiter fort, ihn zu gebrauchen. Exorzismus und Abrenuntiation bei der Taufe, Privatbeichte, die liturgisch reich ausgestattete Gottesdienstordnung waren alles Einrichtungen, die in der damals konfessionell so erhitzten Zeit zu Kennzeichen wahren Luthertums geworden waren und die aufgeben ebensoviel bedeutet hätte, wie eine Verleugnung des Glaubens. Und gerade um diese entscheidenden Punkte ging die Kirchenordnung entschieden herum. Und zwar ganz offenbar nicht deshalb, weil sie in diesen Dinge Adiaphora gesehen hätte, deren Weiterbestehen sich sehr gut mit einer Union vertrüge; sondern weil sie das Unionswerk nicht durch ein Anrühren an strittige Punkte gefährden wollte. Diese unterscheidenden Zeremonien als unwesentliche Mitteldinge anzusehen, haben die beiden Konfessionen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts gelernt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts aber standen gerade diese Dinge im Vordergrund des Streites und wurden von lutherischer Seite mit einer Zähigkeit festgehalten und einem Eifer verteidigt, als handle es sich um die höchsten Glaubensgüter. Sollte der Hader der Konfessionen durch eine Union aus der Welt geschafft werden, dann mußten gerade diese Streitpunkte auf irgend eine Weise beseitigt werden. Ließ man sie bei Unionsversuchen bei Seite, dann blieb der Zündstoff aufgehäuft, und das Friedenswerk verurteilte sich von vornherein selbst zur Ergebnislosigkeit. Wir können darum die Verwunderung Hildebrands sehr gut verstehen; die Agende in der Gestalt, wie man sie ihm zur Begutachtung vorgelegt hatte, war allerdings ganz und gar nicht geeignet, den Unterschied der äußeren kirchlichen Gebräuche und die daraus immer neu entstehende Verbitterung zu beseitigen. Auf der anderen Seite aber begreifen

Digitized by Google

wir auch seine Genugtuung. Er hatte offenbar etwas ganz anderes erwartet und sicherlich schon damit gerechnet, daß die Agende den pfälzischen Lutheranern ihre so hoch gehaltenen Bräuche nehmen würde, und in seinem ersten Schreiben hatte er nachdrücklich vor einem solchen Schritt gewarnt. Nun konnte er mit Befriedigung feststellen, daß an der Lehre garnichts geändert war und daß auch die Zeremonien fast gänzlich unverändert geblieben waren. Da ward es ihm nicht allzuschwer, die christlichen friedlichen Absichten des Kurfürsten zu loben und zu erklären, daß der Annahme dieser Agende keine Bedenken gegenüberständen.

Allerdings gibt er seine Zustimmung nicht unbeschränkt. Wenn er es auch freudig empfindet, daß seinen Glaubensgenossen in der Pfalz keinerlei Zwang auferlegt werden wird, so tritt ihm doch an einzelnen Stellen der reformierte Charakter der Agende zu sehr hervor. Nicht so stark, um sie überhaupt als unannehmbar zu bezeichnen, aber doch stark genug, um den Wunsch zu erzeugen, auch diese Punkte noch abgeändert zu sehen.

Der erste betrifft die Lehre von der Taufe, deren sakramentale Wirkung ihm nicht immer genug betont scheint. Wohl finden sich auch Gebete, in denen lutherischer Geist weht und die die Taufe dogmatisch richtig als das Bad der Wiedergeburt werten. Andere aber scheinen ihm diesen sakramental-wirksamen Charakter der Taufe nicht genug zu betonen; sie reden von Stärkung des Glaubens, Versiegelung der Gnade und Versicherung der Kindschaft und übersehen, daß die Taufe nicht nur Verheißungen gibt, sondern im Täuflinge auch etwas wirkt und schafft, nämlich den Glauben und die Kindschaft.

Auch andere dogmatische Unrichtigkeiten merkt er an. So ist es ihm zu schroff, was über den Bilderdienst und die Heiligenverehrung geurteilt wird. Hier offenbart sich eine bis auf den Grund gehende Verschiedenheit zwischen lutherischem und reformiertem Denken. Vom reformierten nüchtern-ästhetischen Standpunkt aus mußte das Urteil über Bilderdiener und die Invocatio Sanctorum so hart und streng ausfallen. Dem mystisch-romantischen Lutheraner erschien das zu schroff.

Dogmatische Differenzen spielen auch in die Frage der Nottaufe hinein und in die der Sakramentsverwaltung durch Nichtordinierte. Und zwar führen sie sonderbarer und doch wieder sehr erklärlicher Weise zu einer seltsam verschiedenen Stellung zu beiden Fragen. Während die Reformierten die Absolution, also einen Teil der Abendmahlshandlung, ohne Bedenken auch Nichtordinierten überließen, war dies in der lutherischen Kirche völlig unmöglich, insolens est insuetum. Dagegen ließ gerade umgekehrt, die lutherische Kirche bei der Nottaufe Laien zu, während die Reformierten dies ablehnten. Der Grund für diese Stellungnahme liegt in der Schätzung des Sakramentes. Die Lutheraner schätzten es und seine sakramentale Wirkungskraft sehr hoch und wollten es darum nur von solchen verwaltet sehen, die ordentlich berufene Diener der Kirche waren. Mit ihrer hohen Schätzung des Sakraments hing es aber auch zusammen, daß sie die Kindertaufe als ein Mittel zur Seligkeit werteten und geneigt waren, Ungetauften die Seligkeit abzusprechen. Auf diese Weise gewann die Nottaufe eine erhöhte Bedeutung, und um selbst im äußersten Falle ein Kind nicht ungetauft sterben zu lassen, wurde den Hebeammen und jeder christlichen Person überhaupt die Befugnis zuerkannt, gegebenenfalls die Taufe zu vollziehen. Die Reformierten faßten die Wirkung der Sakramente mehr geistig und stellten die Wirkung des Wortes entschieden voran. Infolgedessen waren sie gleichgiltiger gegen liturgische Korrektheit in der Verwaltung der Sakramente; und da sie auch den strengen Amtsbegriff der Lutheraner nicht hatten, konnten sie nicht einsehen, warum nicht auch ein non ordinatus die Absolution solle erteilen können. Ihre fast durchaus geistige Wertung der Wirksamkeit der Sakramente bewahrte sie vor der Überschätzung der Sakramente, im besonderen der Kindertaufe. Darum erschien ihnen die Nottaufe durch Laien entbehrlich. War der Geistliche rechtzeitig erreichbar, so konnte er die Nottaufe vollziehen. Im anderen Fall beförderten sie keine Nachteile für das Seelenheil, wenn ein Kind ungetauft verstürbe. Unsere Agende vertritt hier den reformierten Standpunkt, sowohl hinsichtlich der Erteilung der Absolution, wie in der Frage der Nottaufe.

In den katechetischen Teilen der Agende verrät sich das Bemühen, einen Ausgleich zu finden. Die Gebote waren sowohl nach der reformierten, wie nach der lutherischen Weise mitgeteilt, so daß es jedem freistand, zu wählen. Die lutherische Erklärung des Katechismus war nicht aufgenommen, aber auch die des reformierten nicht. Die Agende beschränkte sich vielmehr darauf, lediglich den biblischen Wortlaut der Katechismusstücke mitzuteilen, doch offenbar in der Absicht, eine mittlere Stellung einzunehmen. Jedem Teil stand es frei, die Erklärung nach seiner Art zu geben.

Wenn wir unser Urteil zusammenfassen, wird es dahin lauten müssen, daß die Agende wenig geeignet war, ihren Zweck als Unionsagende zu erfüllen, weil sie die eigentlich strittigen Punkte behutsam umging und so nur einen weiteren Anlaß zur Uneinigkeit schuf, statt die vorhandene zu vermindern oder zu beseitigen. Mit ihrer Einführung wäre eine wirkliche Union ihrer Verwirklichung auch nicht um einen Schritt näher gerückt. Aber ob ein schärferes Zufassen bessere Ergebnisse gehabt hätte, muß doch billig bezweifelt werden. Die Zeit war für eine Union noch nicht reif; darin liegt der tiefste Grund für das Mißlingen all der wohlgemeinten Versuche.

Ob übrigens unsere Agende überhaupt je über das Stadium des Entwurfs hinaus und zur Einführung gekommen ist, ist recht ungewiß. Das an Hildebrand gesandte Manuskript gelangte in die Bekelmannsche Sammlung. Sein genauer Titel lautet: „Evangelische Kirchen Agenda, wie solche auff Beiehl des Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herrn Carl Ludwigen, Pfaltgrafen bey Rhein, des Heyl. Röm. Reichs Erz-Schatzmeistern und Churfürsten, Hertzogen in Beyern rc. in der Kirchen zur beyl. Eintracht zu Friedrichsburg gehalten werden. Gedruckt zu Mannheim." O. J.[1]) Trotz des Zusatzes auf dem Titelblatt ist König der Ansicht, daß die

[1]) König, Bibliotheca agendorum. Zelle. 1726. S. 245. Daselbst finden sich auch die beiden Briefe Hildebrands.

Digitized by Google

Agende nie gedruckt worden ist. Für diese Ansicht spräche, daß die Bokelmannische Sammlung kein Druckexemplar, sondern nur dies handschriftliche besitzt. Die Konkordienkirche in der Festung Friedrichsburg bei Mannheim, zu der am 28. März 1677 der Grundstein gelegt wurde, und für die speziell die Agende bestimmt gewesen zu sein scheint, wurde am 17. Juni 1680 eingeweiht. Sie war für alle drei Konfessionen bestimmt und demgemäß waren bei der Einweihung auch Vertreter einer jeden zugegen. Der reformierte Hofprediger Langhans, der lutherische Prediger Petri und der katholische Pfarrer von Handschuchsheim hielten Predigten.[5]) Unsere Agende aber wird in dem Bericht über diese Einweihungsfeier nicht erwähnt, so daß man annehmen muß, daß sie dem Berichterstatter nicht bekannt geworden ist. Und dies wiederum würde darauf führen, daß sie wahrscheinlich gar nicht in die Öffentlichkeit gelangt ist. Die letzten Regierungsjahre Karl Ludwigs waren auch mit politischen Wirrnissen, Kämpfen mit Frankreich und den schändlichen Plünderungen der Pfalz so sehr ausgefüllt, daß der Gedanke einer kirchlichen Union in den Hintergrund getreten sein mag. Vielleicht hat auch der Tod den Kurfürsten an der Ausführung seines Planes gehindert († 1680).

[5]) Strawe, Ausführlicher Bericht von der Pfälzischen Kirchen-Historie, Kap. 10, § 43, S. 671.

# Aus der wiedischen Geschichte.

2) Von W. Groß. (Schluß.)

## I. Graf Maximilian Heinrich von Wied-Runkel.

Ob nun wohl offthochgedachte nunmehr hochseelige weylandt unseres gnädigsten lieben Landesherrn hochgräfliche Excellenz durch dero wohlbeglückte Vermählung von der Gefährlichkeit deß Kriegs wiederumb abgezogen worden, undt man sich dahero von derselben eine langwierige glückselige Landesregierung promittirt undt selbige von Hertzen umb so Vilmehr gewünschet, in deme hochermehnte Ihre hochgräfliche Excellenz sowohl vorhin in Ihrem ledigen als auch nachgehends in Ihrem vermählten Standt bey denen gefährlichen Kriegszeiten sich mit deme gröfesten Eifer angelegen seyn lasen, alle Gefahr undt Schaden so viel wie immer möglich von Ihren Unterthanen abzuwenden, so gar das Sie selbsten Ihrer eigenen hohen Person darbey nicht geschonet haben. So hat jedoch diese gutte Hoffnung fehlen undt man auch also an derselben die grose Veränderung undt Vergänglichkeit aller Zeitlichen Glückseeligkeit leyder! allzufrühzeitig erfahren müssen, gestalten sich kürzlich begeben, das deß Herrn Landtgrafen zu Hessen-Darmstadt hochfürstliche Durchlaucht aus einer zu hochgedachter weylandt Ihro hochgräflichen Excellenz jeder Zeit gehabten undt vielfältig bezeigten gnädigsten propension und effection gnädigst verlangt, das dieselbe mit Ihro (wie auch geschehen ist) an die Würtenbergischen Höfe reisen möchten, undt als sich solchem nach einer dero Vettern, ein Graff zu Leiningen Westerburg ungefehr auch zu Stutgardt eingefunden, undt unter diesen beyden hochgräflichen Anverwandten eine solche differenz und Strittigkeit entstanden, welche, ob sie schon einmahl beygelegt worden, dennoch hernach in einem solchen unglücklichen duell (wozu jedoch Ihro hochgräfliche Excellenz gefordert und genötigt worden) außgebrochen, das dieselbe mit zweyen Kugeln tödtlich verwundert worden, undt also nach etlichen Stunden verschieden sindt.[1]) Es hatt aber der grundgütige undt barmherzige Gott, dessen Barmhertzigkeit kein ende hatt, weylandt Ihro hochgräfliche Excellenz auch am ende Ihres lebens die grose Gnadt erwiesen, das Sie sich sogleich nach empfangener blessur mit Ihrem Gegenpart zuforders Versöhnet, undt Sie beydte einand hertzlich Verzieehen, darauff sich mit hertzlichem seufftzen undt ernstlichem unaufhörlichem Gebet zu Gott gewendet, undt die Göttliche Majestät umb Vergebung aller sünden inbrünstig angeruffen undt alles irdische hindangesetzt undt über solchem unablässigen eifrigen Gebet zu Gott mit rolligem Verstandt endtlich sanfft undt seelig in Ihrem Erlöser undt Seeligmacher Jesu Christo den 18. xbris des nunmehr vergangenen 1706ten Jahres entschlafen sindt, nachdem Sie hier in dieser Zeitlichkeit gelebet 25 Jahr 7 Monath undt 18 Tage, in Ihrer wohlbeglückten Vermählung aber 2 Jahre 3 Monath undt 18 Tage. Er lebet undt schwebet nun ohne allen Zweiffel in höchster Freudt undt Seeligkeit, wir aber in gröstem leydt, Er in ewiger ruhe, wir aber in Sorgen, Angsten undt Unruhe. Ey, so lebe denn wohl, lebe ewig wohl, Du nunmehro erfreute undt ewig vergnügte Seele.

Der Gott alles Trostes tröste indessen die hinterlasene hochbetrübte hochgräfliche Frau Mutter undt Frau Wittwe, wie ingleichen auch die sämptlichen Geschwister mit seinem göttlichen trost, sene ein Vatter der hierdurch sehr frühzeitig Verwaisten hochgräflichen Kinder. Gott segne das gantze hochgräfliche Hauß, verlehne Rath undt That denen bestürtzten Räthen, beschirme die Unterthanen, versorge die Herrenlosen Bedienten undt gebe endtlich allen ein seeliges Ende. Amen."

Mit welch gottergebenem Sinne die verwitwete Gräfin sich in das schwere Geschick, das sie betroffen, fügte, bezeugt so recht nachstehende, von ihrer Hand herrührende Eintragung in eine französische Bibel:

[1]) Das Duell fand statt auf der Gemarkung des zum Stifte Augsburg gehörigen Fleckens Offingen, von wo der Verwundete nach dem Dorfe Schmieden gebracht wurde. Hier wurde durch den Leibmedikus Hofrat Dr. Johann Burkhard Mögling von Stutigart die Obduktion vorgenommen, welche ergab, daß die Kugel von der rechten Seite unterhalb der Rippen eingedrungen war. Der einbalsamierte Leichnam fand vorläufig in einem doppelten Sarge in der Kirche zu Stuttgart Aufstellung; später wurde er, um alles Aufsehen zu vermeiden, in einem Bagagewagen nach Darmstadt und von da nach Runkel gebracht, wo er in der fürstlichen Gruft in der Kirche beigesetzt wurde.

Digitized by Google

„Anno 1706, den 18. Decembris, einem samstag Mittag ist mein viel geliebter Gemahl Max Heinrich, Graf zu Wied, durch ein unglückliches Duel, unweit Stuckard, allwo er auf Befehl des Herrn Landgrafen zu Hessen-Darmstadt mit demselben müssen hinreisen, nahe bey einem Dorf, genant Schmieden, woselbsten er auch einige Stunden hernach verschieden, von seinem unglückseligen Vetter, Graf Georg Hermann zu Leiningen-Westerburg, durch einen Pistolen-Schuß, so mit 2 Kugeln geladen gewesen, sogleich tödlich verwundet, daß er ist vom Pferde auf die Erde geströrzt, von der er aufgenommen und nach dem Dorf Schmieden, allwo er verschieden, gebracht; die kurze Zeit, so er noch in diesen elenden jammervollen Leben mit den allergrösten Schmerzen zugebracht, hat er angewendet, seinen Gott eifrig und immbrünstig um Vergebung seiner Sünden anzurufen und seine arme Seele zu befehlen, welche der grose Gott nach seiner väterlichen Allmacht und Barmherzigkeit auch gewislich wird zu Gnaden angenommen haben, und ihme alle seine Sünde verzeihen; auch wolle er mir mit Gnade und Krafft beystehen, daß ich könne erkennen, auch begreifen, daß er es sese, der mich mein so groses und übergroses Kreuz und Unglück so frühzeitig hat zugeschickt, und mich schon im 23. Jahr meines Alters in den elenden betrübten Wittwenstand gesetzt, mit zweyen armen unmündigen Söhnen, woron der älteste eben den unglücklichen und vor mich so höchst betrübten Samstag nur erst anderthalb Jahr und zehen Tage, der jüngere aber auch eben den schmerzlichen Tag ein halbes Jahr alt gewesen, und also ich unter meines Vatters züchtigende Hand mich biegen und nicht wider ihn murren (will) — aber ach! Wie schwehr und hart kommt es dem armen schwachen Fleisch und Blut an, ein so hartes zu überstehen. Die Leiche ist hernacher den 12. Januar 1707 mir Unglücklichen so wieder hergebracht worden, nachdem ich ihn 6 Wochen vorher gesund und vergnügt nur auf einige Tage habe sehen von hier geben, und ist denselben Abend noch in hiesige Kirche in das Gewölb beygesetzt worden, wobey jegunder mein gröster und einziger Trost, wann es Gott nach seinem heiligen Willen so wollte Gefallen, ist die Hoffnung, bald da bey ihn gestellt zu werden bis an jenen grosen Tag, da Gott alles wird auferwecken, und ich dan die feste Hofnung habe, daß Wir einander werden auf ewig in der grösten Freude und Herrlichkeit werden wiedersehen; meinen armen kindern wird Gott beystehen und ihr Vater und Versorger seyn. Amen!

Runkel, den 4. Februar 1707.

Sophie Florentine, Gräfin zu Wied, Wittib,

da ich in dieser so vollkommen glücklichen Ehe nur gelebt habe zwey Jahr drey Monat und achtzehn Tage und schon sieben Wochen in dem elenden betrübten jammervollen Wittwenstand."

## Anhang.

Instruktion für den Hofmeister der wiedischen Grafen Max Heinrich und Johann Friedrich Wilhelm während ihres Aufenthaltes auf der Universität Halle.

„1. Zum ersten hat gemelter Hofmeister mit allem Fleiß und eifer daran zu sein, daß gemelte unsere Vormundschaftssöhne zu wahrer Gottesfurcht und Erkenntnuß der allein selig machenden Evangelischen Religion Treulich angeführt, zu wahrer Gottesfurcht angehalten und zu christlicher Tugend und Zucht mit allem Ernst angehalten werden.

2. Nechstdem hat unser Hofmeister Fleißig Aufsicht zu heben, daß der bestellte Informator seine angewiesenen Stunden zu Erlernung der Sprachen und anderer Wissenschaft täglich mit ihnen vornehme, zu bisweilen selbst bey den lectionibus sey und zu nöthigem Fleiß antreibe.

3. ist dahin zu trachten, daß Unsere gräflichen Pupillen je länger je mehr in latinitate als dem Grund aller Wissenschaften unterwiesen und wohl mächtig werden, auch in die Logic und Ethic eingeführt werden — ebenso in principia juris — in jure Publico haben sie sich wohl umgesehen, daß Sie den Zustand des Heiligen Römischen Reichs und Ihres geliebten Vaterlandes, auch wie hoch Sie Ihre Kayserliche Majestät zu respectiren usw. Daraus lernen — auch in Fortification, Geographie, Mathemahik und Kriegswesen.

4. Reithen, Tantzen und dergl., so viel die Noth und jetziger Wohlstand erfordert, erlernen — aber nicht gestatten, daß sie auf ein oder anderes solches exercitium ihren ganzen Sinn und Gedanken legen und dabei andere nöthige zu Erbauung ihres Gemüthes und Verstands angesehene Studia hintersetzen.

5. Ihnen Reiten, Ball oder Ballenspiel oder andere gezimende Belustigung erlauben, so doch, daß mit Fleiß verhütet werde, daß sie sich alles Gezänks und harter Reden dabey enthalten, auch von schädlichen gefährlichen Übungen, Völlerei, Stoßen, Reißen, Raufen, Schlagen und allen anderen Lästerlichen gänzlich abhehen — ihnen erlauben, sich bey ehrlicher Gesellschaft zu ergötzen, verdächtige companie, debandaden, unzimbliche Wort und Werkh u. s. w. auf das möglichste vermeiden — sie zu allem, was christlich, ehrbar, wohlanständig und lobwürdig, zu aller Zeit und Gelegenheit anhalten, in Gottesfurcht, modestie und höflichkeit allen vorleuchten.

6. Da auch zum Wohlstand sowohl als auch der Gesundheit sehr diensam und beförderlich ist, daß mit Eßen und Trinken, Schlafen und Wachen, Ruhe und Bewegung gebührend Maß und Ordnung, die Kleidung, Bett und Weißzeugung sauber und rein gehalten werden, daß er verhüten, daß sie sich nicht mit dem höchstsündlichen Laster des Zechens und Vollsaufens oder zugenöthigten Trinkens, als einem allgemeinen Grund aller Laster und Schand, bethören und besleken; er soll auch nicht zulassen, daß sie sich mit allerhand Gemach sich den bringen, nicht zu lauter leckerhaften Speisen gewöhnen und gar zu zärtlich machen, gewisse Zeit im Schlafen und Aufstehen beobachten; er soll nicht zugeben, daß sie außer ihrer gewöhnlichen Kammer und Bett schlafen, ihren Leib und Kleider rein und sauber halten, sich fleißig waschen und jene nicht mutwillig verderben und verschmutzen. — Allenthalben soll der Hofmeister fleißig auf sie acht geben und sich, selbst eines ehrbaren, tugendlichen Lebens befleißigen und über Geldsachen gebührende Ordnung, Fleiß und Rechnung halten."

„Kurzer Entwurf, wie die Herren Grafen von Wiedt auf der Universität zu Halle in Sachsen zu ihren studiis und exercitiis den Tag abgetheilet:

Morgendts von ½6 bis 7 werden mit Verrichtung des Morgengebets und Lesung etzlicher Capitel auch der Bibel und Überlesung ihrer Collegien angewandt.

7 bis 8 haben die Herrn Grafen ein Collegium Styli und Historiae Germ.

8 bis 9 wirdt privatim und summariter repetirt, was sie gehört, auch Praeparationes zu folgenden Collegien gemacht.

9 bis 10 Collegium über des Herrn Thomasii Einleitung zu der Vernunft und Sittenlehre.

10 bis 11 frequentieren sie das Collegium, publicum über den (unleserlich).

11 bis 12 Frantzösische Sprache.

2 bis 3 Fechtboden.

3 bis 4 Tantzboden.

4 bis 6 haben sie ihre Exquisitstunden.

6 bis 7 lernen die Herrn Grafen die Fleyte douce spielen.

Nachdem überlesen sie ihre Collegien, was auf den folgenden Morgen tractirt werden soll undt wird mit Lesen der Bibel undt ordentlichem Abentgebet der Tag beschlossen."

Neujahrsgruß anno 1704 an den Grafen Max Heinrich v. Wied-Runkel. Die glückliche Errettung des Landesherrn aus Tod und Gefangenschaft in der Schlacht an der Speierbach (1703) gab dem dermaligen Pastor Rosenkranz zu Niederwambach (Herrschaft Dierdorf) zu nachstehendem Neujahrsgruße Veranlassung:

Heldenmütige Tapferkeit
des
Hochgebornen Grafen undt Herrn Herrn
Max Heinrich
Graf zu Wiedt, Herrn zu Runkel
undt Isenburg
erwiesen
gegen den bey Speyer im Jahre 1703 (geschehenen)
furieusen Einfall der Franzosen.
Zur Darstellung Unterthäniger devotion
in Höchster eintalt aufgesetzt den 2. Jan.
Im Jahr 1704
von
Joh. Georg Rosenkrantz, des H. worts Gottes
Fleißigem prediger zu Niederwambach.

Tugent undt Tapferkeit machen qualificirt,
Wer darnach redlich strebt,
Mit ruhm wird coronirt.
Graf Max Heinrich, der theure Held,
Großmüthig dieß gezeigt den Speyer im freyen Feld,
Daß Ihm das Römisch Reich muß Ehr undt Ruhm beweisen,
Ja selbsten Frankreich muß sein Heldenthaten preisen,
Indem er unter ihn (en) sein Tapferkeit bewiesen
Und außer (aus) ihrer Macht sich mit dem Schwert gerissen,
Ob er zwar mußt empfinden, daß er vom Feind blessirt,
Bracht ihm Kein forcht; vielmehr Großmüthig animirt,
Er pflegt nach Heldenbrauch bald auf revange (zu) denken,
Und thäte den Franzosen ein'n starken Trunck einschenken,
Obschon, als sein Ballaß (Ballasch) verwetzet auf den Feinden
Bis auf ein Spannen lang, sie ihn gefangen meinten;
Aber der Tapfer Held dacht bald zur linken seyt,
Allwo die zweite Kling zu dienen war bereit.
O hochgebohrner Graf, dein Ruhm ist doch erschallt!
Ganz Deutschland deine Ehr' durchdringet mit Gewalt!
Ach! steht doch nicht müßig, ihr Landes-Unterthan(en),
Brecht Palmenzweige ab Graf Norymilien,
Des Nahm heldenlig heißt, ja selbsten Freundlichkeit,
Sein Wagen heldenmuth, sein Schild ist Tapferkeit,
Sein Glanz Anzeigung gibt, was er im Hertzen hegt,
Dem, der ihn nur ansehaut, wird Lieb undt Forcht erregt;
Füllt euren Mund mit Ruhm, ihr Unterthanen all,
Erhebet euer Lob wie ein'n Posaunenschall!
Stellt eine Festen an, vergeßent aller freud,
Dem grosen Gott bringt preis, der uns in Angst getreut,
Cypressen wollte uns in Trauerschatten setzen;
Es kan mit Freuden nun der Palmenbaum ergetzen,
Indem der grose Gott sein Gnad hat lassen walten
Und unser(n) Landesherrn in gefahr hat erhalten.
Ach du getreuer Gott! Du bist allein allmächtig,
Dein erser(n) Scepter führ wider die Feinde prächtig,
Zeig dich als Jehova bey unserm Landesherrn,
Stark, mächtig in dem Streit, dein Hilf sey ihm nicht fern!
Sey bey ihm, Zebaoth, mit deinem Heer von oben,
Laß seine Lippen nicht ermüden, dich zu loben!
Rüst diesen Helden aus mit deinem Rüstzeug ferner,
Setz ihm den Helm selbst auf, des Heils und Hoffnungs Hörner,
Gib ihm des Glaubens schild, umgürte seine Lende
Mit deines Geistes Schwert, o Gott! zu ihm dich wende
Mit deinem Geist und Gnad, für deine Ehr' zu kämpfen
Mit deinem Geist und Gnad, für deine Ehr zu kämpfen,
Daß deine Herrlichkeit, Gott, werd gebreitet aus,
Gleichwie ein Palmbaum laß sein das Wiedsche Haus
Zur Seul in deiner Kirch, zur Freudt dem gangen Land,
Zum Schutz im weltlichen und Trost im Kirchenstand!
Schenk ihm, Gott, auch selbst den grosen Himmelslohn,
Wenn er hat obgesiegt, die herrlich sregecrohn,
Fried, Seegen, Glück und Heil bring ihm das neue Jahr!
Ja, was er selbsten wünscht, sprech Gott: es werde wahr!

# Der Schulmeister-Friedel.

7) Von J. Bumm. (6. Fortsetzung.)

Wie vom Blitz getroffen standen die beiden andern da und starrten unentwegt auf den Erlaß in französischer Sprache, der im Wochenblatt enthalten war. Der Baderfritz faßte sich zuerst wieder und sprach: „Wie ist denn das alles so schnell gekommen, Lips; man hat ja kaum eine Ahnung davon gehabt?"

„Das will ich euch sagen," fuhr der Schreinerlips fort. „Der Napoleon hat im vorigen Jahre in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz die Österreicher und Russen niedergeworfen und herrscht seitdem nach Willkür in ganz Europa. In Holland hat er seinen jüngeren Bruder Louis zum Könige erhoben, seinen älteren Bruder Joseph ernannte er zum König von Neapel, und wir sind unter seinen Schwager Murat gekommen, der mit einer Schwester vom Napoleon, der Karoline, verheiratet ist. Jetzt zieht er noch gegen die Preußen, und wie es denen gehen wird, das wird man bald erleben. Ich versprech' mir nichts Gutes; der Napoleon ist ein Feldherr, der beim Alten Fritz in die Schule gegangen ist, und er versteht Schlachten zu schlagen. Armes Preußen!"

„Meinst du wirklich, daß auch Preußen ihm nicht widerstehen kann?"

„Kein Gedanke, Fritz; die Preußen haben alte Generäle und alte Flinten, und ihr Schicksal ist besiegelt."

„Auch das noch! Dann sinkt auch die letzte Hoffnung dahin und verfließt wie ein Schatten."

„Wie ein Schatten," wiederholte der Gerberfranz, „Gott steh' uns bei, laß uns sinken, aber nicht untergehen!"

„Wir aber, ihr lieben Freunde," fuhr der Schreinerlips fort, „wollen nicht verzagen in den trüben Stunden der Zukunft. Wir wollen auf Gott vertrauen und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen. Allezeit gut deutsch und treu unserem angestammten Fürstenhaus bis in den Tod!"

Schweigend gingen der Gerberfranz und der Schreinerlips zur Türe hinaus; der Baderfritz aber begab sich in seine Wohnung, wo er seiner Leni alles haarklein erzählte, was er soeben von seinem Freunde erfahren hatte. Seine Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen und war untröstlich über das traurige Geschick des Landes. „Das

Digitized by Google

mußt du," sagte sie, „dem Friedel einmal schreiben, wie weit wir hier in der Heimat gekommen sind."

„Da hast du aber schön recht, Leni, das geschieht auch heute noch; der Friedel wird staunen, wenn er hört, daß wir so unter die Franzosenherrschaft geraten sind. So etwas hätte man bei seiner Wegreise vor zehn Jahren doch nicht für möglich gehalten."

„Ganz gewiß nicht," bestätigte die Baderfritzin.

Der Baderfritz aber suchte alsbald sein Schreibzeug zusammen, nahm einen großen Bogen Papier und schrieb:

Dillenburg, den 27. Juni 1806.

Lieber Friedel!

Deinen Brief, der uns ein Bild Deines Glückes bot, haben wir erhalten, und wir alle, sowie auch unsere Freunde, denen wir den Brief zum Lesen gaben, haben uns von Herzen gefreut über das freundliche Geschick, das bisher über Dir gewaltet hat. Möge Dir das Glück treu bleiben und immer mehr wachsen in Deinem Hause, damit Dir das Alter vergelte, was Dir die Jugend versagte.

Es sind nun schon, lieber Friedel, seit Deinem Weggange über zehn Jahre vertrieben. Auch uns persönlich ist das Glück in dieser Zeit beständig gewesen. Wir waren immer gesund, das Geschäft ging leidlich und wir genossen bei gutem Auskommen reichliche Zufriedenheit. Aber draußen im Lande sieht es nicht gut aus. In der Zeit, in welcher Du von uns bist, hörte man fast jedes Jahr von Krieg und Kriegsgeschrei. Die unruhigen Franzosen mit ihrem Kaiser Napoleon verheeren alle Länder und unterjochen alle Völker. Heute morgen hat mir der Schreinerlips sogar erzählt, daß unser guter Fürst abgesetzt und unser Land eine französische Provinz sei. Ich meinte, der Bitz träfe mich, als ich das hörte. Und es ist richtig! Es soll nun alles bei uns ganz anders werden: französische Gesetze und Verwaltung sollen wir haben, die deutsche Sprache soll abgeschafft und französisch gesprochen werden, die jüngeren Mannschaften sollen dem Napoleon dienen, und was für Neuerungen all eingeführt werden sollen. Das ist ein harter Schlag für uns, eine Schande und Schmach für den deutschen Namen, so lange es noch eine Geschichte gibt. Vorläufig ist auch gar nichts zu machen; man muß sich vorerst einmal ins Unvermeidliche fügen. Vielleicht gelingt es Preußen noch, den Franzosenkaiser zu besiegen, dann kämen auch wir wieder frei. Wollte Gott, es wäre der Fall, dann wollte ich mein Leben in Frieden beschließen, ebenso auch meine Frau, die sich tief unglücklich fühlt über den Fall unseres Landes.

Gott behüte Dich, Friedel, laß bald wieder etwas Gutes von Dir hören, grüße Deine liebe Frau, und sei Du bestens gegrüßt von Deinem alten

Baderfritz.

Der Briefschreiber hatte sein Schreiben kaum beendet, als die Ladenschelle ging. Er eilte hinunter und stand einem Fremden gegenüber, der ihn freundlich mit den Worten: „Bon jour, monsieur", begrüßte.

Der Baderfritz fragte in geschäftsmäßigem Tone: „Womit kann ich dienen, mein Herr?"

„Je vous demande me raser," fuhr der Fremde fort.

Der Barbier, der kein Wort französisch verstand, schloß doch aus den reichen Bartstoppelfeld, daß es dem Fremden um die Abnahme des Bartes zu tun sei, und lud ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen ein.

Schweigend ging das Geschäft vonstatten, aber glatt. Der Fremde zahlte und verließ den Laden unter höflicher Verbeugung.

Der Bader aber eilte sporenstreichs hinauf und sagte seiner Leni: „Eben habe ich den ersten Franzosen unter dem Messer gehabt."

„Du bist nicht gescheit!"

„Kannst glauben, Leni, er hat nur zweimal gesprochen. Ich hab' nichts verstanden, hab' ihn rasiert, und er hat gut bezahlt."

„Was wird man da noch alles erleben, Fritz; in seinen alten Tagen kann man noch französisch lernen, damit man sein Geschäft über Wasser hält. Nun mach' aber auch den Brief an den Friedel fertig, der hat eine lange Reise vor."

„Ein gut' Vierteljahr braucht er, bis er drüben ist. Was wird der Jung' sagen, wenn er die Neuigkeiten liest?"

„Auch ich bin begierig."

Der Baderfritz überlas den Brief noch einmal, versiegelte ihn mit seinem Petschaft und trug ihn selbst zur Post.

### 6. Glück und Glas, wie bald bricht das!

Es war ein trüber Spätherbsttag der Jahres 1806. Hinter den leichten Gardinen eines prächtigen Hauses der Pine Street zu Philadelphia stand ein junger Mann, dessen Antlitz einen wehmütigen Ausdruck zeigte; dazu schien er noch sehr erregt. Bald schaute er hinunter auf den lebhaften Straßenverkehr, bald durchmaß er hastigen Schrittes das fein möblierte Zimmer, wie jemand, der von innerer Unruhe gepeinigt wird. Ermüdet ließ er sich endlich in einem Sessel nieder, hielt sich aber trotzdem unter Aufbietung aller Kräfte wach. Da schlug ein leises Geräusch an sein Ohr. Er horchte auf; es wiederholte sich. Leise stand der junge Mann auf und schlich sich auf den Zehen nach der nächsten Türe, die nur leicht angelehnt war und ins Nebengemach führte. Er trat ein und näherte sich einem Prunkbette, auf dem eine junge, anscheinend schwerkranke Dame ruhte. „Ellen, hast du mich gewünscht?" sprach der junge Mann im Flüsterton.

„Du bist es, Friedel, wie freue ich mich, dich in meiner Nähe zu sehen."

„Kann ich dir irgendwie dienen, süßes Herz?"

„Einen Trunk Wasser, bitte, um meine trockenen Lippen zu kühlen. Eine furchtbare Hitze glüht in meinen Adern, ein unsagbar' Feuer; gib mir Eis!"

Friedel beeilte sich, alle Wünsche der Schwerkranken zu erfüllen. Er reichte ihr Wasser mit Eis, hob sie im Bette auf und erfrischte ihre brennende Zunge.

„Wie du mich erquickt, laß mich mehr trinken," hat die Kranke, die suchend den müden Blick durchs Zimmer schweifen ließ. — —

„Ist Papa noch nicht zurück," fuhr sie nach einer Weile fort.

„Er wird augenblicklich kommen; ich glaube ihn gehört zu haben."

„Wie ich mich freue, ihn zu sehen!" Indem öffnete sich die Türe und Mister Blanche, der ehemals so glückliche Proprietor aus Mobile, trat ein. Wie war der Mann verändert! In der kurzen Zeit, seitdem er sein Geschäft aufgegeben, war er ein Greis geworden, der Schmerz um die einzige, geliebte Tochter hatte ihn alt und grau gemacht vor der Zeit. Er eilte an ihr Bett. Ellen schlug die müden Augen auf, und ein leichtes, wehmütiges Lächeln glitt über ihre bleichen, abgezehrten Wangen.

„Vater!"

„Mein Kind, dir geht es besser?"

„Doch nicht, mein Vater, der Durst quält mich zu Tode. Eis, Eis, im Busen hab' ich den Brand!"

Wieder reichte ihr Friedel den kühlenden Trank.

„Das erfrischt mich unendlich; nun laßt mich ruhen, ich bin müde."

Erschöpft sank die junge Frau in die Kissen und schlief ein.

Die beiden Männer aber zogen sich ins Nebenzimmer zurück.

„Nun, mein Sohn, was hältst du von Ellens Zustand?"

„Lieber Vater, er ist sehr ernst. Das Fieber nimmt täglich zu; es verzehrt den Rest ihrer schwachen Kräfte."

„Wollen wir nicht andere Ärzte zuziehen und ihren Rat hören?"

„Bin Ihnen dankbar, mein Vater, wenn es geschieht; doch ist es höchste Zeit."

Mister Blanche zog die Klingel; alsbald trat ein Diener ein, den er mit den erforderlichen Weisungen versah.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

**Nassauische Dialektproben** VII.

Zum Brandversicherungsagent,
Herr Mayer in der Stadt,
Koom täglich 's Philippche gerennt,
Der was ge frage hat.

Sei' Häusche war su wackelig;
E riß es woorm gern ab.
E freht: „Wie buch beleeft es sich,
Was ich zu kriehe hab?"

Der Mayer frisch: „'s is abgebrennt?
Des brennt jo jeden Schlag!"
Der Philipp saat: „Met Gottes Hilf
De nächste Dunnerschdag!"

Rudolf Dieß.

(Aus „Lustige Leut". S. u. Literatur.)

K. W. **Alte Nachricht über Höchst.** Im Staatsarchiv zu Wiesbaden befindet sich unter den Archivalien des Oberamts Höchst aus dem 17. Jahrhundert folgende alte Nachricht über die Stadt Höchst und ihr Schloß. „Höchst oder Hoch ist ein lustiges churs-Mayntzisches Städtlein vndt Schönes schloß dieselbs deß Maynes nicht fern Von dem orth da daß wasser Nidda in den Mayn fället, zwischen Maintz vndt Frantfortth und Eine Mail wegs von Frantfortth am Mayn gelegen. Kaiser Carl IV. hatt dieses orth, den dessen Regierung er noch ein Dorff gewetzen, dem Ertzbischoffen zu Maintz, Adolphen, so im Jahr 1388[1]) gestorben, geschentt, welchen der ander Bischoff nach Ihm, Johannes, ein gebohrner Graff zu Nassau, ums Jahr 1400 zu einer Statt gebawet. Dieser Churfürst Johanneß soll nachgehents im Jahr 1400 auch daß schloß in Solchem Stättlein Erbauwet haben, Vndt zwar mit solchem Fleiß, daß er die Stein, Kalk Vndt dergleichen Materien uff seinen schultern zu getragen vndt mit solchem exempel auch seine Edel-Leuthe vndt frey-Herren zu dem werck angetrieben haben. Es ist aber dieses Schloß erst von Churfürst Wolffgang, Cämmerer von Dalberg, so im Jahr 1601 gestorben, zu solcher Statt vndt herrlichen Vollkommenheit, wie es vor dem Teutschen Schmedischen Krieg gestanden, gebracht worden."

J. B.-G. **Kostspielige Begräbnisse.** Daß auch in früheren Jahrhunderten die Begräbnisse fürstlicher Personen mit hohen Ausgaben verknüpft waren, dafür nur einige Beweise. Im Jahre 1504 wurde der Graf Engelbert zu Dillenburg beigesetzt, wozu außer zahlreichen Gästen vom hohen und niederen Adel auch 63 Priester erschienen waren, die neben ihrer Beköstigung auch noch Geldvergütung erhielten. Anläßlich der Beisetzung des Grafen Johann V. zu Siegen lasen 114 Priester in der Nicolaikirche, 104 in der Martinikirche und 70 im Hospital und Kloster Seelenmessen; unter ihnen waren die Äbte von Arnstein und Marienstatt. Zu Dillenburg waren zu gleichem Amt 40 und zu Herborn 30 Priester versammelt. Die Kosten betrugen über 600 Gulden. Bei der Beerdigung der Gräfin Walburge, der 1. Gemahlin des Grafen Wilhelm I., fanden sich 219 Priester ein, außerdem noch die Klostergeistlichen aus Nobleng, Limburg und Siegen. Die Armen empfingen an solchen Tagen reiche Gaben an Brot, Kleidern, Früchten und barem Geld. Da oft 600 Arme erschienen, so verursachte ein Begräbnistag der herrschaftlichen Kasse eine namhafte Ausgabe.

J. B.-G. **Ein Steuererlaß wegen reichen Kindersegens 1521.** Schon im Jahre 1521 berücksichtigte man bei der Entrichtung von Abgaben großen Kindersegen. Einem Manne in Haigerseelbach, dem im obigen Jahre Drillinge geboren wurden, erließ man an seinen Abgaben neun Mesten Hafer.

[1]) Muß heißen: 1390. D. H.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Anna Schramm** vom Berliner Hoftheater erfreute die Besucher des Königlichen Theaters am 26. und 28. März durch ihre bewährte, hervorragende Kunst: „Von Zeit zu Zeit seh'n wir die — ewig Junge gern." Am 26. trat sie nacheinander in der Titelrolle der Stücke: „Das Orakel zu Delphi" von A. Hänseler und M. Möller, „Bei Buchholzens" von J. Stinde und „Die Dienstboten" von R. Benedix auf. Die beiden erstgenannten Einakter waren zugleich Novitäten, die bestens gefielen. Am 28. März spielte der Gast in „Madame Dutitre" von L. Matowski (ebenfalls Neuheit) und in „Wie die Alten sungen" von K. Niemann; in letzterem machte sie als Hälerin Hanne das meiste Furore. Möge sie der Kunst noch lange erhalten bleiben.

Wir registrieren noch nachträglich: am 18. Februar 3. Volks- und Schülervorstellung „Iphigenie auf Tauris", am 25. März die 4.: „Kabale und Liebe."

## Literatur.

* **Dukaten, Sacietät und Glaubens-Akademie.** Zwei wichtige Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Von Dr.

Digitized by Google

A. Lierſch. 62. S. Neuwied, Heuſers Verlag. — Zwei intereſſante Unterſuchungen auf grund der Akten, die auf die geheimen Verbindungen des 18. Jahrhunderts ein merkwürdiges Licht werfen. Die erſte beſchäftigt ſich mit dem vom Grafen Franz Karl von Wied-Neuwied geſtifteten Dukatenorden, der wohl eigentümliche und eigenſüchtige Ziele verfolgte, keineswegs aber eines idealen Gedankens: Verbeſſerung des Unterrichtsweſens, enthehrte. Ein ſo geheſſenes Urteil, wie über die Vereinigung andenwärts ausgeſprochen wurde, verdient ſie keineswegs. Die zweite Abhandlung hat die Verſuche des Profeſſors Teſt zum Gegenſtande, der mit der Zuſtimmung des Grafen Friedrich Alexander von Wied-Neuwied eine Vereinigung der drei chriſtlichen Konfeſſionen anſtrebte. Ein unklarer und phantaſtiſcher Kopf, brachte Teſt nichts zuſtande, zumal ihm die evangeliſche Geiſtlichkeit und das Profeſſorenthum entgegen war. Vielmehr verurſachte er ſeinem Gönner ſogar politiſche Ungelegenheiten. Das Werkchen wird eingeleitet durch einen allgemeinen Überblick über die geheimen Geſellſchaften des 18. Jahrhunderts. Auch hat es uns gefreut, in ihm die rechte Würdigung der beiden wackiſchen Grafenbrüder gefunden zu haben.

**„Luſtige Leut".** Neue Scherzgedichte in naſſauiſcher Mundart von Rudolf Dietz. Heft I. 32 S. Pr. 60 Pf. Wiesbaden, Selbſtverlag. R. Dietz iſt den Leſern der „Naſſovia" als gemütvoller Dichter und als trefflicher naſſauiſcher Dialektdichter bekannt. Bereits mehrere Bändchen ſeines „Ri for unzut" haben den Weg ins Land genommen, und nun eröffnet er wieder eine Reihe. Die gute Wahl der Stoffe, der treffliche Humor, die gründenden Pointen, wecken auch dies neue Büchlein zu einer Gabe, die leicht da Eingang finden wird, wo man den Dialekt als eine ſchätzenswerte Eigentümlichkeit der Heimat erkennt und ſich ſeiner bedient und erfreut. Maler C. J. Frankenbach hat das Büchlein hübſch illuſtriert.

## Neues aus Naſſau.

**Wilhelm, Prinz zu Schaumburg-Lippe †.** Die großherzogliche Familie iſt wieder in Trauer verſetzt worden. Aus Schloß Nachod kommt die Nachricht, daß Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe am 4. April, morgens, einem Schlaganfall erlegen iſt, aus Schrecken und Aufregung über die tödliche Krankheit ſeiner Schwiegertochter, der Prinzeſſin Friedrich, die ihm künf Stunden ſpäter ins Grab nachfolgte. Prinz Wilhelm war der Bruder des verſtorbenen Fürſten Adolf; geboren am 12. Dezember 1834, vermählte er ſich am 30. Mai 1862 mit Prinzeſſin Bathilde von Anhalt-Deſſau (Schweſter der Großherzogin-Mutter Adelheid von Luxemburg), die ihm ſieben Kinder ſchenkte. Eine Schweſter von ihm, Prinzeſſin Eliſabeth, lebt ſeit langen Jahren in Wiesbaden.

Die Silberhochzeit des Kaiſerpaares hat in Naſſau außer den bereits genannten noch folgende Stiftungen veranlaßt: der Kommunalfonds 50 000 Mark zur Errichtung eines Siechenhauſes, der Verband der Vaterländiſchen Frauenvereine 10 078 Mk. als Grundſtock zur Fürſorge für Kinder der erſten Lebensjahre, der Oberlahnkreis 10 000 Mk. zur Unterſtützung armer und hilfsbedürftiger Kranken des Kreiſes, der Kreis Sankt Goarshauſen 25 000 Mk. zur Erweiterung des Kaiſer Wilhelm-Hauſes (Verſorgungshaus für alte Leute) zu Naſtätten, Fabrikbeſitzer C. S. Schmidt, Niederlahnſtein, 10 000 Mk. zur Errichtung eines Erholungsheims für kranke Kinder, Firma Matheus Müller, Elſeld, 50 000 Mk. zur Gründung eines Arbeiterunterſtützungsfonds, der Unterweſterwaldkreis eine Sammlung von 14 296 Mk. zu einem Fonds zur Förderung der Krauſen- und Lungenheilpflege von Kreisinſpektionen, Fabrikdirektor H. Marx, Griesheim, 20 000 Mk. für hilfsbedürftige Beamte der Fabrik, Stadt und Bürger von Dieß 10 000 Mk. zur Errichtung eines Krankenhauſes, die Stadt Homburg 5000 Mark zur Erbauung eines Siechenhauſes; der Stadtfreis Frankfurt, ſowie Private beſtehen, brachten 530 000 Mk. zu wohltätigen Zwecken auf. Im ganzen ſind im Regierungsbezirke etwa 1 000 000 Mk. aufgebracht worden.

Dem verſtorbenen literariſchen Hiſtoriker und Poetiker Hofrat Prof. Dr. Konrad Beyer wollen Verehrer und Freunde ein ſeiner würdiges Grabdenkmal auf dem Wiesbadener Friedhofe ſetzen.

Frau Maſchiniſt Saltenberger, Limburg, hat eine unverhoffte amerikaniſche Erbſchaft von etlichen Millionen gemacht.

Der Weilburger Wetterdienſt ſoll allgemein verſtaatlicht werden.

Elſeld geht in Naſſau mit einem guten Beiſpiel im planmäßigen Erhalten altertümlicher Fachwerkbauten voran. Es hat ſich eine Vereinigung daſelbſt gebildet, die darauf hinwirken will.

Der Dilltunn und Leonhardsturm in Herborn gehen ihrer Wiederherſtellung entgegen.

Bei Arbeiten in den Sandgruben an der Wiesbadener Allee zwiſchen Biebrich und Wiesbaden iſt das Skelett eines, wie man glaubt, römiſchen Soldaten, das aber ſehr verfallen war, gefunden worden und mit ihm 14 Münzen aus der Zeit der Kaiſer Lucius Septimius Severus bis Aurelius Valerius Maximianus (193 bis 305).

Die Straßenbahn Naſſau-Hömberg-Montabaur geht ihrer Vollendung entgegen; ſie ſoll anfangs des Juli eröffnet werden. Mit dem Bau der Straßenbahn Wiesbaden-Dotzheim iſt begonnen worden.

Auf den Feldberg ſoll eine elektriſche Bahn gebaut werden, und zwar ſcheint das Projekt vor der Verwirklichung zu ſtehen.

## Naſſauiſcher Geſchichtskalender.

**April.**

16. **1804.** Auguſt Hergenhahn wird zu Uſingen geboren. Er war Rechtsanwalt, als er an die Spitze der Volksbewegung geſtellt wurde, 1848/49 Miniſterpräſident, dann in verſchiedenen Ämtern, 1866 interimiſtiſcher Miniſter, nach der Annexion Appellationsgerichtspräſident zu Wiesbaden. Als ſolcher ſtarb er am 29. XII. 1874.

18. **1636.** Die kaiſerlich-bairiſche Armee nimmt die von den Schweden beſetzte Feſte Lahneck durch Kapitulation der Beſatzung.

20. **1502.** Gräfin Marie von Naſſau-Dillenburg, Witwe Graf Johanns IV., aus dem Hauſe Loen-Heinsberg, ſtirbt.

22. **1812.** Fürſt Viktor II. von Anhalt-Bernburg-Schaumburg ſtirbt. Er war der Sohn und Nachfolger des Fürſten Karl Ludwig, geboren den 2. XI. 1767, regierte ſeit 1806, wurde aber im ſelben Jahre mediatiſiert. Von ſeiner Gemahlin Amelie von Naſſau-Weilburg (verm. 1793), hatte er vier Töchter, durch die Schaumburg-Holzappel als Standesherrſchaft erſt an Erzherzog Joſeph von Öſterreich-Ofen Stephan, dann an Oldenburg und endlich an Waldeck fiel.

24. **1691.** Fürſt Georg Auguſt von Naſſau-Idſtein legt den Grundſtein zur neuen Stadtmauer von Wiesbaden.

26. u. ff. **1812.** Streifzug des 1. Regiments Naſſau mit einem Teile der Armee von Katalonien unter dem Obergeneral Decaen von Barcelona gegen Tarragona. (Spaniſcher Feldzug.)

## Briefkaſten.

**J. B.** in **G.** Beſten Dank und frdl. Gruß.

**L. K.** in **F.** Stimmt auch nicht. S. 78, Sp. 2, Zeile 14 v. u. muß es wohl heißen: Verwalter der Geſchäfte des Stiftes Dietkirchen (aufgehoben 1803) zu Hadamar.

**F. D.** in **G.** Dankend erhalten.

**Redaktionsſchluß: 6. April.**

Inhalt: Frühlingsgruß. Blühen und Reifen. (Gedichte.) Von C. Spielmann. — Die Familie Dilthey. Von L. Koepp. (2. Fortſetzung.) — Karl Ludwigs kurpfälziſche Unions-Agende. Von K. Spieß-Bottenhorn. (Schluß.) — Aus der mediciſchen Geſchichte I. Von W. Groß. (Schluß.) — Der Schulmeiſter-Friedel. Von J. Brumm. (6. Fortſetzung.) — Miszellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Naſſau. — Naſſauiſcher Geſchichtskalender. — Briefkaſten.

Digitized by Google

№ 9 Wiesbaden, den 1. Mai 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Soldatenliebe.

(Im Volkston.)

Sie sind fort, die Soldaten,
Hinunter ins Tal
Mit Gewehren und Spaten
Im Frühsonnenstrahl.

Alle Läden und Türen,
Die taten sich auf,
Und von all'n Grenadieren
Schaut jeder herauf.

Einer hielt mir zu Füßen,
Wie der hat geschaut —
Da verging mir das Grüßen;
Hätt's nimmer getraut!

Was soll Beten und Bitten?
Was sang' ich jetzt an?
Fort ist, weitergeritten
Der herzliebe Mann!

Ach, so kann's ja nicht bleiben!
Ich weiß, was ich mach':
Einen Brief tu' ich schreiben,
Den send' ich ihm nach.

In dem Briefstein soll stehen,
Wie bang mir ums Herz,
Und ich muß rein vergehen
Vor Gram und vor Schmerz.

In dem Briefstein soll stehen,
Wie gern ich ihn hab';
Soll ich ihn nicht mehr sehen,
Dann lieber ins Grab!

Und der Bote soll laufen
Mit Fleiß hinterdrein,
Daß er hurtig den Haufen
Soldaten holt ein.

Und der Reiter zu Pferde,
Der reitet voran,
Das ist mir auf der Erde
Der herzliebste Mann.

Und der liest das Geschrieb'ne,
Er wendet das Roß'
Und er tut mir's zu Liebe,
Und holt mich aufs Schloß.

Aber reitet er weiter
Und lacht noch dazu:
Gott, o Gott! Er Herr Reiter,
Weiß nicht, was ich tu!

Weg mit Putz und Geflimmer!
Verschenket mein Geld!
Lebewohl dann auf immer,
Du lichtblaue Welt!

Franz Woas.

Digitized by Google

# Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte.

1) Von G. Bohrmann.

Mit diesem Jahre — am 30. August — ist ein Jahrhundert verflossen, daß Nassau sich als Herzogtum zusammenschloß. In Rücksicht darauf dürfte es nicht unangebracht erscheinen, die Entstehung des vormaligen selbständigen Staates noch einmal kurz zu schildern, wenngleich solche den Lesern der „Nassovia" in deren erstem Jahrgang (1900) bereits ausführlicher vorgeführt wurde.[1])

Zunächst halte ich es für angezeigt, den Besitzstand der bei Beginn des 19. Jahrhunderts noch blühenden drei nassauischen Fürstenhäuser, d. i. der beiden Nachkommen aus der walramischen Linie (Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg) bis 1803, und der ottonischen oder oranischen Linie bis 1806, kennen zu lernen, bezw. sich ins Gedächtnis zurückzurufen.

## I.

### A. Besitzungen der walramischen Linie (bis 1803).

#### 1. Nassau-Usingen.

a) Das vormalige Amt Usingen[2]), ausgenommen die reichsritterschaftlichen Orte: Arnoldshain, Kransberg, Friedrichsthal, Ober- und Niederreifenberg, Pfaffenwiesbach, Schmitten, Seelenberg und Wernborn; den hessischen-darmstädtischen Ort Weiperfelden; den hessen-homburgischen Ort Espa; die oranisch-kurtrierischen Orte: Hainchen, Anspach, Obernhain und Wehrheim nebst Kloster Thron. Schloß-Hasselbach war mit Kurtrier gemeinschaftlich.

b) Das vormalige Amt Idstein, ausgenommen die mainzischen Orte: Bremthal, Nieder- und Oberjosbach und Wockenhausen; den trierischen Ort Niederselters; die oranisch-trierischen Orte: Kransberg, Dombach, Erbach, Oberselters, Schwickershausen und Würges, sowie den oranisch-trierisch-hohenfelsischen Ort Eisenbach.

c) Das vormalige Amt Wehen, ausgenommen den hessen-rheinfelsischen Ort Holzhausen ü. A., sowie die mainzische Hälfte von Bleidenstadt.

d) Das vormalige Amt Wiesbaden, ausgenommen den mainzischen Ort Frauenstein.

Weiter gehörten Nassau-Usingen noch die Orte: Berghausen, Dörsdorf, Eisighofen und Mudersbausen im Amte Nastätten, Burgschwalbach und Schiesheim im Amte Diez, sowie Adolfseck im Amte Langenschwalbach. Alle diese Teile bildeten ein zusammenhängendes Ganze.

#### 2. Nassau-Weilburg.

a) Das vormalige Amt Weilburg, ausgenommen die nordwestliche Ecke mit den Orten: Dillhausen, Mengerskirchen, Niederns- und Obershausen, Probbach, Rückershausen und Winkels, welche zu Nassau-Oranien gehörten.

b) Das vormalige Amt Hachenburg (aus der früheren Grafschaft Sayn-Hachenburg) mit Ausnahme der Abtei Marienstatt.

c) Die in der hessen-rheinfelsischen Niedergrafschaft Katzenelnbogen gelegenen Orte: Endlichhofen, Lipporn, Miehlen, Rettert, Strüth und Welterod; ferner der Ort Reichelsheim in der Wetterau.

d) Das 1816 an Preußen abgetretene Amt Ahrbach (vordem Gleiberg und Hüttenberg) im heutigen Kreise Wetzlar.

Die linksrheinischen Besitzungen der walramischen Linie des Hauses Nassau, nämlich: das Fürstentum Saarbrücken und die Grafschaft Saarwerden, sowie die Herrschaften Kirchheimbolanden und Stauf[3]) (in der heutigen bairischen Pfalz), zusammen etwa 27 Quadratmeilen — somit die größere Hälfte der nassau-walramischen Besitzungen — mußten im Lüneviller Frieden (1801) an Frankreich abgetreten werden, nachdem die Republik sie bereits seit 1793 dauernd in Besitz genommen hatte.

(Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken starb 1794 im Exil, sein Sohn, der Erbprinz Heinrich, 1797; die in Rede stehenden Lande hätten nunmehr Nassau-Usingen zufallen müssen.)

Für die verlorenen linksrheinischen Gebiete, sowie für das Oberamt Lahr (Baden) und die Gemeinschaft Kehl, die bis 1803 gleichfalls nassauisch waren und demnächst an Baden kamen, wurde den beiden Fürsten walramischer Linie, in Gemäßheit des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803, auf der rechten Rheinseite, anschließend an ihre seitherigen Besitzungen, eine reichlich bemessene Entschädigung gewährt. (S. unter IV.)

---

Quellen: Nassauische Annalen Bd. 10, 14, 19. Schlosser, Weltgeschichte; Ungewitter, Erdbeschreibung; Reichsdeputationshauptschluß (Protokolle); Schliephake-Menzel, Geschichte von Nassau, Bd. VII.; Düssell, Rechtskarte des Oberlandesgerichtsbezirkes Frankfurt a. M.; Spielmann, Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg; Spielmann, Karl von Ibell; Schultz, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte.

[1]) Die soeben erwähnte, sehr schätzenswerte Arbeit des Herrn Herausgebers gelangte leider erst zur Kenntnis des Verfassers, als die vorliegende Ausarbeitung schon fertig gestellt war.

[2]) Zur Lagebezeichnung der inbetracht kommenden Orte, wird hier auf die, jedem Nassauer bekannte, frühere Einteilung des Landes in 28 Justizämter zurückgegriffen werden.

[3]) Zu dem Gebiet der ehemaligen Herrschaft Stauf liegt der geschichtlich berühmte Ort Göllheim, wo König Adolf 1298 im Kampfe um die Reichskrone fiel.

Digitized by Google

### B. Besitzungen der ottonischen Linie.
(Nassau-Oranien.)

Die Besitzungen dieser Linie in derselben Zeit und bis zur Gründung des Rheinbundes (Sommer 1806) waren:

a) Das Fürstentum Dillenburg mit der Herrschaft Beilstein, umfassend die Ämter Dillenburg und Herborn (ausgenommen das Kirchspiel Nenderoth); vom vormaligen Amte Marienberg, als zur Herrschaft Beilstein gehörig — die nördliche Hälfte.

b) Das Fürstentum Hadamar, enthaltend die Ämter Rennerod und Hadamar, ausgenommen die Grafschaft Westerburg (s. unten unter g 4) und den trierischen Ort Elz. Weiter gehörten noch zu diesem Fürstentum die kirchspiele Mengerskirchen und Niederselbach, Amts Weilburg, sowie Nenderoth, Amts Herborn. (Die beiden Fürstentümer nebst dem Amte Marienberg kamen 1806 an das Großherzogtum Berg und 1815 an Nassau.)

c) Das Fürstentum Siegen mit den Ämtern: Siegen, Netphen, Hilchenbach und Freudenberg. (Das Fürstentum kam 1806 an das Großherzogtum Berg und 1815 an Preußen.)

d) Das Fürstentum Diez mit den Orten: Diez, Altendiez, Aull, Birlenbach, Fachingen, Flacht, Freiendiez, Glückingen, Hahnstätten, Hambach, Heistenbach, Hirschberg, Holzheim, Kaltenholzhausen, Lohrheim, Nieder- und Oberweisen im Amte Diez; Dauborn, Eufingen, Dehrn, Linter und Staffel des Amtes Limburg (Lahn), sowie Oberhof im vormaligen Amte Nassau; außerdem die südliche Hälfte des Amtes Marienberg (vergl. unter n). (Das Fürstentum kam mit Ausnahme des eben bezeichneten Teiles des Amtes Marienberg 1806 an das Herzogtum Nassau und somit an die nassau-walramische Linie.)

### II.

### Besitzungen nicht-nassauischer Reichsstände und Reichsglieder sowie Gemeinschaften innerhalb der Grenzen des vormaligen Herzogtums Nassau.*)

Es besaßen:

a) Kurmainz: den Rheingau von Niederwalluf bezw. Frauenstein abwärts bis Lorchhausen einschließlich; die Landschaft rechts des Mains von Kastel ab bis in die Nähe von Frankfurt a. M., ausgenommen das hessische s. g. „Ländchen" (s. unten unter d); im einzelnen: die Ämter Eltville und Rüdesheim; die Orte: Nieder- und Obergladbach, die Hälfte von Gerolstein und Schlangenbad des Amtes Langenschwalbach und die Hälfte von Bleidenstadt des Amtes Wehen; ferner Frauenstein mit den Höfen Grorod und Sommerberg, Amts Wiesbaden; die Orte: Hochheim, Eddersheim, Flörsheim, Marxheim, Weilbach und Wicker im Amte Hochheim; Breunthal, Nieder- und Oberjosbach und Bockenhausen im Amte Idstein; Höchst, Eschborn, Griesheim, Hattersheim, Hofheim, Kriftel, Münster, Ried, Schwanheim, Sindlingen und Soffenheim im Amte Höchst; weiterhin das Amt Königstein mit Ausnahme von Falkenstein und (halb) Eppstein; sodann die getrennt gelegenen Orte: Heddernheim und Harheim bei Frankfurt und das Städtchen Oberlahnstein am Rhein; ferner: eine Gemeinschaft (s. unter 1. III).

b) Isenburg: ein Gebiet rechts von der Lahn, von ihrer Mündung (Niederlahnstein) aufwärts, mit Umgehung der oranisch-darmstädtischen und oranisch-usingisch-weilburgischen Gemeinschaften (Ems und Nassau), der holzappel-schaumburgischen und oranischen (diezischen) Besitzungen auf diesem Ufer, bis Limburg und Dietkirchen; umfassend die Ämter Montabaur und Wallmerod; vom Amte Selters die Kirchspiele: Herschbach, Marienrachdorf, Rausbach, Ranort, Breitenau, Hartenfels, Helfenskirchen und den Ort Stromberg; vom Amte Hadamar: Elz; weiter rechts von der Lahn: Arfurt, auf der linken Lahnseite: Eichhofen, Mühlen, Villmar und Langhecke — diesen Ort zur Hälfte —, sämtlich im Amte Runkel; ferner: das untere Emstal mit Lindenholzhausen, Niederbrechen, Niederselters, Oberbrechen und Werschau; endlich die Orte: Bornhofen, Kamp, Dahlheim, Ehrenthal, Filsen, Nieder- und Oberkestert, Lykershausen, Prath und Wellnich am Rhein (in den Ämtern St. Goarshausen und Braubach), sowie Baldinstein und Hausen (Amts Diez), endlich Niederlahnstein; außerdem einige Gemeinschaften. (S. unter 1.)

c) Die Landgrafschaft Hessen-Rheinfels, bezw. Hessen-Rotenburg: (unter kurhessischer Oberhoheit) den größten Teil der alten Niedergrafschaft Katzenelnbogen*) —, das sogenannte „Blaue Ländchen" und zwar Teile der früheren Ämter St. Goarshausen, Nastätten, Braubach, Nassau und Langenschwalbach, mit folgenden Ortschaften: St. Goarshausen, Auel, Bornich, Eschbach, Lautert, Liebshied, Nieder- und Oberwallmenach, Nochern, Patersberg, Reichenberg, Reitzenhain, Nettersbain und Weyer im Amte St. Goarshausen; Berndroth, Bettendorf, Bogel, Buch, Kasdorf, Diethard, Ergeshausen, Herold, Himmighofen, Holzhausen a. d. Heide, Münchenroth, Nastätten, Obertiefenbach, Olsbach, Pfiffighofen, Reckenroth, Ruppertshofen und Weidenbach im Amte Nastätten; Kehlheim, Nieder- und Oberbachheim und Winterwerb im Amte Braubach; Kördorf, Lollschied, Niedertiefenbach, Pohl und Roth im Amte Nassau; das Amt Langenschwalbach, ausgenommen den nassauischen Ort Adolfseck, die mainzische Hälfte von Gerolstein und Schlangenbad.

d) Hessen-Darmstadt: Teile der Ämter: Braubach, Nastätten, Hochheim und Höchst a. M. und zwar die Ortschaften: Braubach, Dachsenhausen, Gemmerich und Hinterwald des Amtes Braubach; Allendorf, Ebertshausen, Katzenelnbogen, Klingelbach, Mittel- und Oberfischbach des

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein Teil der hier bezeichneten Gebiete, namentlich die kurmainzischen, kurtrierischen, kurpfälzischen, kurhessischen, hessen-darmstädtischen, isenburgischen und neuwiedischen Besitzungen, entweder Auslösser oder Ausschlüsse der betreffenden Hauptländer waren; alle übrigen nicht-nassauischen Gebiete waren Einschlüsse in dem späteren Herzogtum, z. B. Westerburg, Holzappel u. s. w.

*) So genannt, weil es auch eine obere Grafschaft Katzenelnbogen gab, die ungefähr mit dem großen Teil der heutigen hessischen Provinz Starkenburg übereinstimmend war.

Digitized by Google

Amtes Nastätten; ferner Breckenheim, Delkenheim, Diedenbergen, Igstadt, Langenheim, Lorsbach, Massenheim, Medenbach, Nordenstadt, Ober- und Unterliederbach, Wallau und Wildsachsen, welche Orte die Herrschaft Eppstein, das sogenannte „Ländchen" bildeten, sowie Gutenacker im Amte Nassau und Weiperfelden im Amte Usingen.

e) Hessen-Homburg: den Ort Ezbra im vormaligen Amte Usingen. (Der Ort wurde 1803 mittels besonderen Vertrags durch Nassau-Usingen erworben.)

f) Kurpfalz: das pfälzische Amt Kaub mit Kaub, Dörscheid und Weisel.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Familie Dilthey.

4) Von Laura Koepp. (Schluß.)

Im Jahre 1866 folgte er einem Rufe nach Basel, 1868 nach Kiel, 1871 nach Breslau, um dann endlich 1882 wieder nach Berlin zurückzukehren, wo er noch heute lebt. Für das, was Wilhelm Dilthey der Wissenschaft, was er seinen Schülern und Freunden ist, hat vielleicht sein nächster Kollege, Professor Stumpf, an seinem siebzigsten Geburtstag den glücklichsten Ausdruck gefunden: „Für viele und mannigfache Gaben sind wir Ihnen tief verpflichtet, der eine für Ihre wissenschaftlichen Schöpfungen, der andere für künstlerische Anregung, der dritte für akademische Unterweisung, alle ohne Ausnahme für die Einsetzung einer reichen, warmen, ganzen Persönlichkeit." Und wer Dilthey einmal gesehen und gehört hat in seiner Vorlesung, wo er in dem, was er lehrt, den ganzen Menschen gibt, der versteht diese Worte.

Literarisch hervorgetreten ist er wohl zuerst mit seiner Doktorschrift über Schleiermachers Ethik, mit kleineren Essais über Lessing, Novalis, Hölderlin u. s. w. Einem größeren Kreise wurde er bekannt durch die Herausgabe von Schleiermachers Briefen, 1861, und durch seine Schleiermacherbiographie, von der 1870 allerdings nur der erste Band erschien. 1883 folgte der erste Band der Einleitung in die Geisteswissenschaften, 1890 Belege zur Lösung der Frage vom Ursprung des Glaubens an der Realität der Außenwelt und sein Recht. Dazwischen war er eifrig beschäftigt mit der Leitung einer kritischen Kantausgabe und beteiligte sich lebhaft an den Arbeiten der Leibnizforschung.

Zahlreiche, in den verschiedensten Zeitschriften verstreute, oft unter einem Pseudonym erschienene Aufsätze legen Zeugnis ab von der Vielseitigkeit oder, wie Ludwig Stein es ausdrückt, „Allseitigkeit" seiner Interessen. Wilhelm Dilthey, „der Philosoph der historischen Schule" (Ludwig Stein) steht durch tiefe Studien und kongeniale Anlage der romantischen Schule und ihren Vertretern nahe. Nicht nur Friedrich Schleiermacher, dem Romantiker unter der Theologen, gilt ein Teil seiner Lebensarbeit; auch in die Dichter der Romantik, wie Novalis und Hölderlin, hat er sich liebevoll versenkt, — in vergangenen Jugendtagen und heute, wo er diese Arbeiten wieder aufgenommen in einem Bande geistvoller Essais, die zu Weihnachten erschienen sind. Doch der Zug der Romantik scheint mir weniger das Erbteil seiner Väter, als vielmehr mütterliches Erbteil zu sein. Führt uns doch der Hildburghausener Kapellmeister Johann Peter Heuschkel unmittelbar zur Romantik, zur Romantik in der Musik, zu Karl Maria von Weber, dessen erster Lehrer Heuschkel war, wie er auch den Enkel einführte, in die Welt der Musik.

Für die Musik hat Dilthey immer ein feines Ohr gehabt, sie ist ihm stets Freude und Erholung gewesen, so daß schon der Zwanzigjährige einer Kousine schreiben konnte:

„Die Musik ist mir immer die liebste Kunst . . . Das Theater ist schon mehr in den Hintergrund getreten. Auch die Oper macht mir so keine Freude als die Instrumentalmusik. Da ist die Musik der Fesseln los, die ihr die Worte, auch die poetischsten anlegen, und man fühlt sich nicht zwischen der Welt der Innerlichkeit und der Luft am Sehen hin- und hergezogen. Ich weiß nicht, wie ich dir die Welt schildern soll, die da dem Gemüt aufgeht."

Und wie ein anderes Mal der Jüngling schrieb:

„Eins nur, liebe Bertha, laß mich noch zu meiner Herzenserleichterung erzählen. Ich habe gestern Bachs Passionsmusik gehört, und ich habe noch in der Entzückung über diese himmlische Musik,"

so hat der Siebzigjährige andachtsvoll gelauscht, wenn Sabine Lepsius, die Gattin des Künstlers, der sein Bild malte, ihm Bach vorspielte. Und wenn die Sitzungen ihm nie zur Last, sondern zur Lust und zum Genusse wurden, so hat das der alte Sebastian mit seinen Fugen gefügt. Doch nicht nur die Kunst der Töne fesselt Wilhelm Dilthey, auch den Werken der Dichtkunst bringt er das feinste künstlerische Verständnis entgegen. Und schließlich dürfen wir ihn selbst Künstler nennen, „Sprachkünstler" mit Ludwig Stein, „Arbeitskünstler" mit Hermann Nohl und im letzten Grunde Lebenskünstler wie Wilhelm von Humboldt. Lebenskünstler in der harmonischen Durchbildung der eigenen Persönlichkeit, in der Harmonie auch der äußeren Lebensatmosphäre; Lebenskünstler, der seine Tage hindringt inmitten des gewaltigen unruhvollen Lebens der Großstadt, in intensiv geistiger Arbeit im Hause, in gedankenvollen Spaziergängen im Grunewald; ein Idyll lebend wie einst der Gatte Karoline von Dacheröden in Tegel. Und wenn dabei in energischer Selbstbehauptung einige goldene Rücksichtslosigkeiten des liebenswürdigen Mannes mit unterlaufen, so hat sich die Gesellschaft mit seinen Freunden längst daran gewöhnt, wie einst das Breslauer Publikum sich daran gewöhnt hat, auf dem Bürgersteig in einer der belebtesten Straßen der schlesischen Hauptstadt einen Umweg zu machen, wenn er in tiefsinnigem Gespräch mit seinem Freunde, dem Grafen York, die Straße sperrte und den Verkehr hemmte.

In seinem Familienleben ist Wilhelm Dilthey sehr glücklich. In seiner Frau, stäthe, geb. Püttmann, hat er die treue Gefährtin seines Lebens gefunden, — nicht jene Sabine, die der Zweiundzwanzigjährige gleich nach dem Erscheinen des Freytagschen Romans einer bräutlichen Kousine als das Ideal der deutschen Frau hinstellt, vielleicht, indem er mit dichterischen Anempfinden noch Unausgesprochenes in sie hineinlegt, — aber jedenfalls die Frau, die sein feines künstlerisches Empfinden versteht und teilt, die Frau, die mit der immer sich gleich bleibenden Heiterkeit eines sonnigen Gemütes sein Leben erhellt und seine Seele erquickt, während die älteste Tochte als guter Hausgeist bemüht ist, der zarten Mutter die Sorgen des Alltagslebens möglichst fernzuhalten.

Die Frauen haben in Wilhelm Diltheys Leben, wie in dem jedes Gemütsmenschen — und Dilthey ist Gemütsmensch —, immer eine Rolle gespielt, von einer vier Jahre älteren Kousine ab, mit der den Studenten ein jahrelanger, geistig anregender Briefwechsel verband, bis zu seinem jüngsten Töchterchen, das er sich wie die älteste zur Vorleserin heranbildet und dessen musikalisches Talent er mit ganz besonderer Freude sich entfalten sieht. Dem Bildungsstreben der Frau steht Wilhelm Dilthey sympathisch gegenüber; gehört sein Name doch zu denen, die einst, als Helene Lange die ersten Berliner Gymnasialkurse für Frauen ins Leben rief, mit unter dem Prospekte standen. Und hat er doch lange, lange, ehe unsere Höhere Mädchenschule sich etwas von Verfassungsgeschichte träumen ließ — die neuen Lehrpläne bringen hoffentlich den Traum seiner Erfüllung näher — solche Kenntnisse, wenigstens in leisen Anfängen, eingefügt in den Bildungsgang einer Nichte, deren Privatunterricht er aus der Ferne mit Anteilnahme verfolgte und beeinflußte.

Dilthey hat ein feines Verständnis für die Frauen, und sein kleiner geistvoller Essai in der deutschen Rundschau über Anna von Helmholtz ist gewiß eines der schönsten Gedenkblätter, das je einer Frau vonseiten eines bedeutenden Mannes geschrieben worden ist.

Hoffentlich ermöglicht die größere Muße und Konzentration, die dem greisen Gelehrten geworden ist, seit er sich von seinen Vorlesungen frei gemacht hat, zu der Liebe seiner Jugend, zu Schleiermacher zurückzukehren und der Welt den sehnlichst erwarteten zweiten Band zu schenken, auf daß das Wort seines Freundes Hermann Grimm zu schanden werde, der da glaubte, bei der Taufe von Diltheys einzigem Sohne in die Worte ausbrechen zu müssen: „Armer Junge, der du dazu bestimmt bist, alle zweiten Bände deines Vaters zu schreiben."

Auf diesem Sohne steht die ganze Zukunft des Geschlechtes. Er, der äußerlich mehr dem Großvater als dem Vater gleicht, folgt in seinem Beruf den ältesten Ahnherren und studiert Jura. Möge er des Beispiels seiner Ahnen immer eingedenk sein. Möge es ihm gelingen, allen völker- und familienpsychologischen Erfahrungen zum Trotz, zu beweisen, daß das alte Geschlecht noch nicht im Niedergehen begriffen ist.

---

# Das ehemalige Gregoriusfest und seine Feier im Nassauischen.

1) Von K. Wolff.

Alte Sitten, alte Trachten, alte Feste! Leider verschwinden sie in unserer heutigen, hastigen, vorwärts eilenden Zeit immer mehr. Der Alltagsmensch, der nur am Materiellen hängt, setzt sich darüber weg; ihn rührt es nicht, wenn von den alten Einrichtungen, die unseren Vätern lieb und wert waren, eine nach der andern fällt. Den Freund echten, gesunden Volkslebens aber kann dies nur mit Bedauern erfüllen. So hat man bedauerlicherweise auch das uralte Gregoriusfest allenthalben abgeschafft, ja geradezu behördlicherseits verboten, und nur in der Stadt Koburg hat es sich unter dem Namen „Gregorius" bis auf den heutigen Tag erhalten. Da das Gregoriusfest bis ins vorige Jahrhundert im Nassauischen nachzuweisen ist, so wird es gewiß von Interesse sein, näheres über seinen Ursprung und Verlauf zu hören.

Das früher weit verbreitete Gregoriusfest oder Bischofsspiel, wie es auch sonst hieß, ward in vielen Orten am 12. März, dem Tage des Schutzpatrons der Schulen, des heiligen Gregorius des Großen, an dessen Tage das neue Schuljahr gewöhnlich begann, gefeiert. Sein Ursprung liegt jedoch in heidnischer Zeit. Schon bei den alten Römern ward dies Jugendfest unter den Namen Quinquatria oder Minervalia begangen. Ersteren Namen führte es, weil es fünf Tage — 9. bis 13. März — dauerte, den zweiten, weil an diesen Tagen von der Jugend zu Ehren der Göttin Minerva Aufzüge veranstaltet wurden. Da dieses ursprünglich heidnische Fest nun in die Zeit fiel, wo die christliche Kirche den Gedächtnistag Gregors des Großen — 12. März — feierte, so war es natürlich, daß Papst Gregor IV. um 830 zu Ehren seines großen Namensträgers, der sich um die christliche Erziehung und das Schulwesen bedeutende Verdienste erworben hatte, diesen Vorgänger für das Fest als Schulpatron substituierte und so der heidnischen Feier eine christliche Unterlage gab. Das ganze Mittelalter hindurch, ja bis in die neuere Zeit hinein, ward dies Fest gefeiert. Es fanden dabei Mummereien statt; Gesänge wurden aufgeführt, und eigens zum Zwecke gedichtete Lieder sind noch vorhanden. Wie oben gesagt, nannte man das Fest auch Bischofsspiel, weil in der Schule ursprünglich ein Knabe zum Bischof und zwei andere zu Pfarrern gewählt wurden. Diese zogen, entsprechend kostümiert und begleitet von der festlich geschmückten Schuljugend, unter Gesang und Glockengeläute zur Kirche, woselbst sich der „Bischof" und seine „Pfarrer" vor dem Altar auf einer Bank niederließen. Nun wurde

Digitized by Google

das „Veni sancte spiritus" gesungen, und der Ortspfarrer hielt eine, das Fest betreffende Predigt. Hierauf sangen die Kinder das Gregoriuslied: „Höret ihr Eltern, Christus spricht!" worauf der Knabenbischof seine Anrede hielt. Danach begab sich der Festzug zur Schule zurück, wo die Kinder mit Bretzeln und Kuchen reich beschenkt wurden. Bei der im Mittelalter herrschenden Lebenslust und Freude am Scherzhaften, besonders an Vermummungen, wandelte sich dieser einfache Hergang beim ersten Schulbesuch in ein immer lustiger werdendes Fest um, zu dem an manchen Orten noch Aufführungen geistlicher Komödien hinzutraten. Auch Stiftungen, aus denen Speisen und Getränke für die Schuljugend gekauft wurden, gab es an manchen Orten, wie z. B. in Kronberg a. T. Da die Mummereien allmählich in Hohn- und Spottdarstellungen ausarteten, die Jugend mit der geistlichen Tracht zuletzt Unfug trieb, das Fest selbst zu groben Ausschweifungen führte und zu dem geheiligten Ort, wo es gefeiert ward, nicht paßte, ward es von der Kirche verboten. Dies bereits 1249 zu Regensburg. Trotz des Verbots hat sich jedoch, wie gesagt, die Feier an vielen Orten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten und besteht, in wesentlich modifizierter Form noch heute in der Stadt Koburg fort. Nicht immer ward das Gregoriusfest am 12. März begangen; an einigen Orten verlegte man es der günstigeren Jahreszeit halber, auf den Pfingstdienstag. Ähnliche Bischofsspiele feierte man hie und da auf Fastnacht, Andreä, Nicolai und gar auf Weihnachten. So war es in Hamburg den Schulen von Andreastag bis zum 28. Dezember, also vier Wochen lang erlaubt, mit ihrem „Bischof" durch die Straßen zu ziehen. In Braunschweig, wo die Schüler außer einem Bischof auch noch einen Abt aus ihrer Mitte ernannten, dauerten diese Belustigungen von Nikolaus bis zum 28. Dezember, waren mit Prozessionen und zum Schlusse mit einer Schmauserei verbunden. Auch in England war das Bischofsspiel der Knaben ehedem gebräuchlich. Anschaulich beschrieben und in seiner Entstehung am besten entwickelt wird das Gregoriusfest von Fechter in seiner „Geschichte des Basler Schulwesens I, 25", sowie von Rudkopf, „Geschichte des Schulwesens", S. 158.

Über die Feier des Gregoriusfestes im Nassauischen sei folgendes bekannt gegeben. Nach der Kronberger Schulchronik ward dieses Fest von ältern bei drei Tage lang direkt nach der Schulprüfung gefeiert, und es nahmen daran die Lehrer, die Schüler und deren Eltern, ja selbst die Gemeindebehörden teil, die auch Geldbeiträge zu dem Feste, das 1786 zum letztenmale gefeiert ward, bewilligten. Den ursprünglich geistlichen Anstrich hatte es längst verloren, es war in ein militärisches Spiel umgewandelt worden. Zum Fest ernannten die Lehrer einen Schüler zum Fähnrich, der die Festfahne trug, und einen andern zum Tambour; die übrigen Schüler trugen Waffen von Holz. Auch die Mädchen, festlich gekleidet und geschmückt, beteiligten sich. Am Morgen des Festes rührte der Tambour die Trommel, und die Schüler, Knaben und Mädchen, begaben sich schön gekleidet zur Schule. Die Knaben trugen Sträuße an den Hüten und hatten ihre hölzernen Waffen bemalt und mit Bändern geziert. Um 7 Uhr zog man dann mit den beiden Lehrern Kronbergs, die in ihr Ornat — schwarze Mäntel — gekleidet waren, durch die Straßen, wobei ein feierliches Morgenlied: „Wach auf, mein Herz, und singe" angestimmt wurde. Langsam zog der Festzug über das Schloß nach dem Hofe des Amtshauses und von da nach dem Hospital; galt es doch dem damaligen Amtmann eine Ehrenbezeugung, resp. Danksagung zu bringen, da die Schüler von ihm zu diesem Feste den Betrag einer Stiftung zu beziehen hatten. Von der Herrschaft bekamen sie nämlich 46 Kreuzer 3 Heller, die für Bretzeln und Wein bestimmt waren, aus der Präsenz erhielten sie 48 Kreuzer, aus dem Hospital 32 Kreuzer und von der Gemeinde 34 Kreuzer. Nach dem Umgang begab sich der Zug nach des Fähnrichs Wohnung, bei dessen Eltern schon ein guter Kaffee für die Lehrer in Bereitschaft war und wo alle Kinder durch warmen Wein erfrischt wurden. Der Tambour erhielt für drei Tage sein Quartier beim Fähnrich und hatte daselbst freie Kost. Unter Gesang ging dann der Zug zur Schule zurück. Die großen Knaben und Mädchen zogen nun von Haus zu Haus und sammelten Geld, Eier und Speck; dabei ward in jedem Haus ein Verschen hergesagt. Der Nachmittag wurde mit Kinderspielen zugebracht. Für das gesammelte Geld besorgten die Lehrer Kalbsbraten, der an zweiten Tag bei einem Glas Bier verzehrt ward. Am dritten Tag wurde von den eingesammelten Eiern Pfannkuchen gebacken und in der Schule verzehrt. Am Nachmittag des letzten Tags ward das Fest mit lustigen Spielen beschlossen.

In Lorch am Rhein ward nach der dortigen Schulchronik das Gregoriusfest am 12. März halb geistlich, halb weltlich folgendermaßen gefeiert. „Die Schulkinder zogen zu zwei und zwei, die kleineren betend, die großen mit dem Rektor lateinisch singend, die Mädchen das Bild des heiligen Gregorius tragend, die Knaben als Offiziere mit Säbel und Schnurrbart gekleidet, einen Läufer voran, von Haus zu Haus und dann auf einen freien Platz, um zu spielen, und kehrten erst am Abende zur Schule zurück, wohin jedes Kind seine Bretzeln brachte und mit dem Rektor brach, welcher dann oft einen Korb voll Bretzelstücke erhielt." Das Gregoriusfest erhielt sich in Lorch bis zum Jahre 1815; und soll daselbst, wie der Chronist berichtet, das beliebteste Schulfest gewesen sein. Leider hat er uns nichts übermittelt von der seligen Lust der Kleinen, dem regen Anteil der Eltern und dem Leben und Treiben der lebenslustigen Rheingauer an diesem Tage.

Zu Winkel im Rheingau wurde das Gregoriusfest noch 1843 mit zeitgemäßen Weglassungen nach dem alten Herkommen gefeiert. Man wählte aus den Schülern einen Bischof und zwei Pfarrer und kleidete sie in angemessener Weise. Die kleineren Kinder putzte man mit Tannen- oder Laubkränzen, Bändern, Federbüschen und anderem Flitterwerk auf das buntste aus; die größeren trugen Trommeln, Fahnen und Degen, auf deren Spitzen man Äpfel, Pomeranzen oder Zitronen steckte. Engel und Heiden, Könige und Bürger, Krieger und Handwerker ꝛc. darstellend, schloß sich die bunte Schar ihrem Bischofe an, der zu Pferde vorausritt, während seine beiden Geistlichen neben ihm zu Fuß herzingen. Grüne Zweige, Zuckerbäume und Stangen mit Bretzeln und Bändern wurden ihm vorgetragen. So bewegte sich der Zug

mit Gesang durch den Ort; man sammelte Geschenke ein, die reichlich flossen und zur Freude der Kinder verwendet wurden.

Zum Beschluß unserer Ausführungen sei ein altes Volkslied auf das Gregoriusfest, das diese Feier zugleich auch als Frühlingsfest bezeichnet, hier mitgeteilt:

„Wacht auf ihr kleinen Schülerlein
Bei hellem Sonnenscheine!
Zieht an die Festtagskrälein
Und macht euch auf die Beine!
Gregorius, das Schulfest, heut'
Ist wieder angekommen;
Auch schlägt der Frühling auf der Heid'
Die hellen Freudentrommen.

Ein alter Brauch bei Christen war,
Daß man zu dieser Zeiten
Die Kinder all in froher Schar
Zur Schule hin tät leiten.
Ein'n Kinderbischof wählet man,
Zwei Pfarrer ihm daneben;
Ihm folgen König, Handwerksmann,
Kriegsleut' mit Schwert und Stäben.

So zieht einher ein jeder Stand
In Kleidern, schön gezieret,
Und jedes Kind in seiner Hand
Sein Handwerkszeug auch führet.
Dem Bischof wird am Hirtenstab
Die „Bretzel" vorgetragen;
Was das für ein Bewandtnis hat,
Merkt auf, ich will's euch sagen.

Die „Bretzel" heißt Pretiolum,
Ein Preislein für die Kinder,
Die in der Schule nicht sind stumm
Und dumm gleichwie die Rinder!
Sie hat in sich auch die Figur
Von den Buchstaben allen:
Beiß hier, beiß dort auf rechter Spur;
Gelt, das will die gefallen!"

*) Das Wort Bretzel stammt jedoch nicht von dem lateinischen pretium oder preti ssum ab, wie das obige Volkslied andeutet. Vielmehr hat dieses Backwerk seinen Namen aus dem Italienischen erhalten. Dort heißt es bracciatello, woraus dann das althochdeutsche brezita, brizella und das spätere brezile, bretschel, pretzl und zuletzt Bretzel entstand.

T. B.

# Der Schulmeister-Friedel.

8) Von J. Brumm. (7. Fortsetzung.)

Friedel aber barg, von tiefstem Weh ergriffen, das Haupt in beide Hände und ließ seinen Tränen freien Lauf; auch Mister Blanche war sichtlich ergriffen und bewältigte nur unter Aufbietung aller Kraft die innere Erregung. Als sich Friedel nach einiger Zeit wieder gefaßt hatte, begann Mister Blanche: „Mein Sohn, ein Wort, ein hartes Wort. Heute sind es zwanzig Jahre her, daß mein treues Weib, Ellens Mutter, heimgegangen ist; hier in diesem Hause?"

„In diesem Hause?"

„Ja, es war mein Erbe, ehe ich es vor Wochen zurückkaufte. Eben war ich drüben auf dem Friedhof am Grabe eurer Mutter. Als ich sie vor Jahren dorthin bettete, konnte ich mich hier nicht mehr länger halten. Jeder Blick nach dem Grabe riß meines Herzens Wunde von neuem auf. Ich wandte Philadelphia den Rücken und zog nach Mobile, wo ich mein Glück machte. Das übrige ist dir bekannt. Heute sitze ich hier auf den Trümmern meines Glückes. Ellen wird sterben — — —"

„Sterben?" rief Friedel mit einem lauten Aufschrei.

„Sterben, mein teurer Sohn, so bitter es auch klingen mag für dich und mich. Ihr Leiden ist dasselbe, das die Mutter ins Grab brachte. Es führt zu ihrem sicheren Tode."

„O Gott, zum Tode, zum sicheren Tode! Mein Vater, was soll ich beginnen und womit soll ich mich trösten, wenn mich das Furchtbarste treffen sollte, ihr Verlust?"

„Sei stille, mein Sohn, ich bin bei dir, und Gott wird Wege finden, die für uns die besten sind."

Friedel sprang auf; er eilte fort, fort ans Bett der Kranken, über die er sich warf und deren heiße Stirne er mit Küssen bedeckte.

Ellen schlug die Augen auf; sie lächelte, lächelte wie schlaftrunken. Sie hob die bleiche Hand und strich sanft über Friedels Wange voll Innigkeit und Zärtlichkeit. „Du weinst, mein Herz, o traure nicht; mit mir geht es besser. Es wird mir leicht."

„Wie ich mich freue, mein Kind! Papa hat aus Fürsorge noch einen berühmten Arzt anrufen lassen; er wird wohl bald eintreffen und dich völlig wiederherstellen."

„Meinst du, Friedel?"

„O gewiß, dein Leiden ist doch sicher nicht zum Tode."

Es klopfte leicht an die Türe; der Vater trat ein. „Soeben ist Mister Velten, der Chefarzt der Klinik gekommen," sagte er leise zu Friedel, „bereiten wir Ellen vor."

„Ist schon geschehen; er kann eintreten."

Als Ellen den neuen Arzt erblickte, raffte sie ihre ganze Kraft zusammen und blickte ihn hoffnungsfroh mit ihren großen Augen an. „Wie geht es Ihnen, meine Dame?" sprach Mister Velten ruhig und freundlich.

„O nicht gut, Sir, bin sehr schwach."

„Haben Sie Schmerzen?"

„Durchaus nicht; Hitze, Fieber, Durst."

Der Arzt prüfte den Puls, die Herztätigkeit und die Lunge. Die Kranke ertrug alles geduldig, sank aber ganz erschöpft aus Friedels Armen in die Kissen, als die Untersuchung zu Ende war und verfiel in festen Schlummer.

Im Vorzimmer eröffnete Mister Velten den beiden Herren, was jene bereits als bittere Wahrheit wußten. „Meine Herren, es ist kaum ein Schimmer von Hoffnung, das Lungenleiden Ihrer teuren Angehörigen hat solche Dimensionen angenommen, daß keine menschliche Macht dagegen anzukämpfen vermag. Erleichtern Sie ihr die letzten Stunden ihres schweren Kampfes, so viel Sie können. Empfehle mich Ihnen."

Doktor Velten ging und ließ die beiden Männer in ihrem dumpfen Schmerze zurück.

Drei Tage später hatte Ellen Herrchen den schwersten Kampf, den Todeskampf, überstanden und

Digitized by Google

war sanft hinübergeschlummert in das Reich der Vollendeten. Man bettete sie zum ewigen Schlummer neben ihrer seligen Mutter. Ein ungählbares Leichengefolge erwies der zu früh Dahingeschiedenen die letzte Ehre; das war für Mister Blanche und Friedel ein Trost, wenn auch ein geringer. Von tiefem Schmerz gebeugt, schritten die beiden Männer Arm in Arm vom Friedhof zurück heim in ihr verödetes Haus, wo schauerliche Stille herrschte. Jeder überließ sich seinem nagenden Schmerz, und keiner schien auf die tröstenden Worte von Freunden und Bekannten zu hören. Täglich wanderten sie zu den Gräbern der beiden Frauen und betauten die blumenreichen Hügel mit bitteren Tränen. Mister Blanche war kaum von der Stätte wegzubringen.

Es vermochten so etwa vierzehn Tage vergangen sein, als eines Morgens Friedel Herrchen die Ankunft der Post erwartete. Der Bote brachte einige Briefe, darunter einen, der allem Anscheine nach eine weite Reise überstanden hatte. Der erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Er öffnete das Schreiben hastig und erkannte sofort, daß es aus der Heimat kam. Er las und las; war er zu Ende, so begann er von neuem. Die Worte des alten Meisters klangen an sein Ohr; sie weckten die Erinnerung an die alte Heimat. Er stand auf, schritt im Zimmer hin und her und sagte sich: „Wie merkwürdig — bei mir Glück und Unglück so nahe beisammen! Daheim ist's nicht anders. Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil." Mister Blanche trat ein.

„Was ist dir geworden, mein Sohn?"

„Ein Brief aus der Heimat, weiter nichts, mein Vater."

„Auch ich habe einen Brief aus der Heimat."

„Ich verstehe nicht, teurer Vater."

„Ja, mein Sohn, einen Brief habe ich empfangen aus der ewigen Heimat. Ellen und ihre Mutter rufen mich, ich soll zu ihnen kommen."

Friedel sah Mister Blanche scharf an und merkte, daß die Gesichtszüge ein außerordentlich ernstes, fast unheimliches Gepräge trugen; es lief ihm kalt und heiß über den Rücken. „Mein Vater, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir einen Morgenspaziergang machen; er bringt Ihnen und mir etwas Zerstreuung."

Mister Blanche sah Friedel einen Augenblick starr an, und mit einem Blick voller Wehmut stand er auf und bot Friedel den Arm. Friedel folgte willig. Der Alte nahm seinen Weg wie gewöhnlich nach dem Friedhof.

„Nicht also, Vater," bemerkte Friedel, „hinaus laß uns wandern in den Park des Westens."

„Und Weib und Kind soll ich allein lassen?" gab Blanche zurück, „nein, bei ihnen will ich sein und bleiben." Damit riß er sich von Friedel los und eilte dem Friedhofe zu, wohin ihm der unglückliche junge Mann folgte.

Nach einer Stunde kehrten beide zurück. Mister Blanche schien beruhigter zu sein.

Friedel, der jedoch die ernste Lage erkannt hatte, in welcher sich Mister Blanche befand, zog sofort einen Irrenarzt zu Rate, der erklärte, daß es sich vorerst um hochgradige Schwermut bei dem Herrn handele, und eine vorsichtige Überwachung sei dringend geboten.

Der treue und langjährige Diener des Hauses, dem Mister Blanche stets gewogen war, wurde mit dieser undankbaren Aufgabe betraut. Trotz der größten Vorsicht gelang es schon am nächsten Morgen Mister Blanche, aus dem Hause zu entkommen; man suchte ihn allenthalben.

„Sicher ist er nach dem Friedhof," meinte Friedel, „laß uns eilen, José!"

Welch ein Bild bot sich dort den beiden Männern! Zwischen den beiden Gräbern von Frau Blanche und Ellen Herrchen lag der entseelte Körper von Mister Blanche; ein Schuß in die Schläfe hatte das Leben eines hartgeprüften Mannes geendet.

Friedel fiel in Ohnmacht bei dem Anblick des schauerlichen Bildes. Er wurde nach bewußtlos in seine Wohnung gebracht. Als er endlich erwachte, stand José vor ihm nebst einigen fremden Herren.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihren Beistand in dieser furchtbar schweren Stunde und für die Teilnahme, die Sie an meinem schweren Geschick nehmen."

Die Fremden entfernten sich. „Nun sag' mir aber, José, wie konnte denn das Furchtbare geschehen?"

„Ich bin starr, Mister Herrchen. Ihr Herr Vater war im Augenblick noch oben. Man sah ihm nicht die geringste Veränderung an. Er schien mir vielmehr weit ruhiger als die Tage her. Plötzlich war er verschwunden und das Verhängnisvolle geschehen; er muß sehr krank gewesen sein, schwerer, als wir ahnten."

Du hast recht, lieber José, er war krank und ist erlöst von seinem Leiden. Aber ich? Ich kann einsam und verlassen weiter wandern in dieser Welt voll Trübsal und Leid. Gott steh' mir bei, daß ich nicht auch untergehe in Nacht und Grauen". — — — —

### 7. Sehnsucht und Heimkehr.

Der kleine Palast an der Vine Street in Philadelphia war seit Ellens und ihres unglücklichen Vaters Tode völlig vereinsamt. Friedel, der nunmehrige Besitzer, bewohnte ihn mit einigem Personal; nur ab und zu, wenn einmal Freunde und Bekannte aus Mobile oder aus der Stadt selber vorsprachen, ging es etwas lebhafter in dem Hause her. Sonst lebte der Besitzer in stiller Zurückgezogenheit, ja ernster Trauer um die Lieben, die ihm der König der Schrecken so unbarmherzig entrissen hatte.

Als er wieder eines Tages mutterseelenallein im stillen Zimmer saß, kam ihm die letzte Begegnung mit Mister Blanche in den Sinn, und er erinnerte sich des Briefes aus der Heimat, den er damals in der Verwirrung weggelegt und vollständig vergessen hatte.

Er klingelte. Sein Diener trat ein. „José, sagen Sie einmal, wo sind die Briefe hingekommen, die ich bei der letzten Begegnung mit meinem Herrn Vater zur Hand hatte?"

„Kann Ihnen leider keine Auskunft darüber geben."

„Helfen Sie mir, bitte, suchen. Sicherlich sind sie in irgend ein Schubfach des Schreibtischs geraten

oder sonst wohin; im Zimmer sind sie aber gewiß geblieben."

Die Schubladen wurden geöffnet; es wurde gesucht und gesucht. Fast schien es vergeblich. Da warf Friedel noch zuletzt eine Mappe herum und hatte das Glück das Gesuchte zu finden.

„Ich danke Ihnen, José, Sie können gehen."

Mit völliger Hingebung las Friedel den bekannten Brief des Meisters, und immer lebhafter und deutlicher trat ihm das Bild der Heimat vor die Seele. Das arme Heim am Schloßberg, die Grabhügel der unvergeßlichen Eltern, der Lehrmeister mit seinem freundlichen Auge und lieben Wort, Berg und Tal, Bach und Burg, alle die tranten Dinge malten sich so lieblich vor seinem Auge, und Heimatsehnen erwachte. Schreiben will ich den Lieben in der Heimat, sagte er sich, und bald flog die Feder in raschen Zügen übers Papier. Er schrieb also:

Philadelphia, 10. Dezember 1806.

Meine lieben Freunde!

Euer Brief ist, wenn auch verspätet, in meine Hände gelangt. Es erklärt sich dies daraus, daß er nach Mobile ging und von da erst nach Philadelphia weiter gesandt wurde. Wohl hat es mir getan, daß es Euch noch gut geht; ein Weh hat mich aber ergriffen, als ich das Geschick des Vaterlandes las. Hoffentlich kommen auch wieder andere Zeiten.

Vor mir kann ich Euch heute nur Trauriges berichten. Das Glück ist ein unbeständiger Gast; heute guckt es über unsere Schwelle, und morgen kehrt es uns den Rücken auf Nimmerwiedersehen. Auch bei mir ist dies der Fall gewesen. Einen Tropfen Glückes habe ich genossen um einen Eimer Unglücks dafür einzutauschen. Ich war verheiratet und hatte ein herrlich' Weib und einen guten Vater; beide sind mir durch ein unbegreiflich' Geschick entrissen worden; kurz nacheinander sind sie ins kühle Grab gesunken, und einsam und verlassen stehe ich in der fremden Welt wie vor Jahren, als ich sie zum ersten Male betrat. Ihr ahnt kaum etwas von dem furchtbaren Schmerz, der in meinem Innern wühlt und von der grenzenlosen Einsamkeit, die meine Seele quält. Wollte Gott, ich wäre wieder in der Heimat, bei Euch, meinen Lieben. Die Größe und Pracht, die mich hier umgiebt, der Reichtum, der mir zu Gebote steht, sie erdrücken mich und machen mich noch unglücklicher, als ich es schon bin.

Wenn der Frühling wieder die Erde der alten Heimat küßt und wenn die gefiederten Gäste Eurer Felder und Wälder heimkehren, dann werde auch ich wiederkehren zu den lieblichen Auen der Heimat und zu den tranten Stätten vergangener Zeiten. Lebt bis dahin alle wohl und seid herzlichst gegrüßt von Eurem tiefbetrübten

Friedel.

Während des Winters 1806/07 ordnete Friedrich Herrchen seine umfangreichen geschäftlichen Angelegenheiten, und als der nächste Frühling ins Land geschritten kam, wanderte ein Amerikamüder nach der alten Nassauer Heimat zurück. Der alte treue Diener José, der von Friedel reichlich bedacht worden war, so daß er sorgenlos in die Zukunft blicken konnte, gab seinem Herrn das Geleite bis zum Hafen, wo er sich unter Tränen verabschiedete.

Friedel hatte sich auf der „Europa", einem Hamburger Schiffe, einen Platz I. Klasse gesichert. Der Segler, der Ende März in See ging, hatte mehrere hundert Personen an Bord, besonders waren die Plätze I. Klasse stark besetzt, so daß man in den Gesellschaftsräumen ein ausserlesenes Publikum beobachten konnte.

Friedel, der äußerst schick gekleidet war, alle gesellschaftlichen Manieren beherrschte und sich freundlich gegen die Mitreisenden benahm, war bald der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Während er einige Tage nach der Abfahrt im Hauptsalon Platz genommen hatte, näherte sich ihm ein älterer Herr mit freundlichem Lächeln: „Sie gestatten, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstelle; mein Name ist Albert Schmitz."

„Friedrich Herrchen" gab der Angeredete mit einer leichten Verbeugung zurück.

„Sehr angenehm, Herr, Sie verzeihen schon, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen Gesellschaft zu leisten, glaube sogar schon früher Beziehungen zu Ihnen gehabt zu haben."

„Nicht, daß ich es wüßte." — „Und doch, mein Herr, glaube ich nicht zu irren, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie in Mobile schon gesehen habe."

„In Mobile?"

„In der 5. Avenue 75, wo ich oft verkehrte."

„Das mag schon stimmen, Mister Schmitz, es war das Haus meines Schwiegervaters."

„Ganz richtig, des guten Mister Blanche, bei dem ich seit mehr als fünfzehn Jahren fast wöchentlich Gast gewesen bin, wenn ich von meiner Farm in die Stadt kam. Wie geht es ihm in Philadelphia?"

„Sie wissen nicht, daß er bereits seit einem halben Jahre tot ist?"

„Tot?"

„Ja, sowohl Mister Blanche als auch seine Tochter Ellen, meine liebe Frau, erwiderte Friedel, und dabei traten ihm die Tränen in die Augen.

„Auch Ellen tot, die liebenswürdige Dame des Hauses? Mein aufrichtiges Beileid, Mister Herrchen; es waren brave Leute."

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

**Noch einmal die ältesten Nachrichten über Weilburg.** Herr Direktor Mahsat in Weilburg schreibt uns: „Die Ausführungen in Spielmanns Geschichte von Weilburg, welche ich nicht richtig aufgefaßt haben soll („Nassovia" 1906, Nr. 7. S. 80), lauten folgendermaßen: S. 20: „Unterm 27. V. 1000 fügte der Kaiser die ganze Burg mit Ausnahme von deren östlichem Teile und des königlichen Hofes (totum castellum, Wilineburg nominatum, excepta curte nostra et ea parte castelli, quae est per transversum ad austrum respiciens.)" Und S. 21: „Am 26. XI. 1062 . . . schenkte der junge Kaiser Heinrich IV. . . . den ihm gehörigen Hof an der Ostseite des Weilburger Mün-

Digitized by Google

sters, innerhalb der Stadtmauer gelegen." Hierzu ist der entsprechende lateinische Text nicht angeführt; da er aber lautet: Curtina . . in australi parte Wilenburgensis monasterii intra muros sitam, habe ich die Worte „an der Offseite" für die Übersetzung der Worte in australi parte gehalten. — Ich darf hoffen, daß man danach meine Auffassung, wenn nicht richtig, so doch wenigstens erklärlich finden wird."

Hierzu bemerken wir: Man setzt manchmal gar zu gern voraus, daß der Leser den Gedankengang des Schreibers mit verfolge, und erklärt dann zu wenig. So kann man sogar in den Verdacht kommen, auster und oriens verwechselt zu haben.

### Nassauische historische Erinnerungen.
(Vor 50 Jahren.)

19. März 1856. Friedrich Christian Theodor, Freiherr von Preen, herzogl. nass. Generallieutenant a. D., Generaladjutant und Kammerherr des Herzogs, geb. 22. März 1788, stirbt zu Wiesbaden.

4. April. 1856. Dr. Karl Wilhelm Schultz, herzogl. nass. Kirchenrat und Dekan zu Wiesbaden, stirbt daselbst.

9. April 1856. Versammlung von Freunden und Verehrern des verstorbenen Kirchenrates Dr. Schultz fassen den Beschluß, ihm ein Denkmal zu setzen. An die durch seinen Tod erledigte Stelle im Vorstande des Gustav Adolf-Vereins für das Herzogtum Nassau wird der bischöfl. Kommissar Gch. Kirchenrat Wilhelmi in Wiesbaden ernannt.

12. April 1856. Abgeordneter von Eck stellt in der ersten nass. Kammer den Antrag, dem von der herzogl. nass. Regierung am 20. Sept. 1855 oktroyierten Wahlgesetze die Zustimmung zu versagen.

18. April. 1856. Hofgerichts-Prokurator Dr. K. Braun reicht in der 2. Kammer einen Antrag auf Bundesreform ein. Kräftigere Leitung im Innern und nach außen. Volksvertretung am Bundestage, Bundesgericht und Berücksichtigung der materiellen Interessen werden angeregt.

15. Juni 1856. Es vermählt sich in Wiesbaden Prinz Emil von Sayn-Wittgenstein, russ. Oberst, mit der Fürstin von Kantakuzeno. Der Prinz war auch Schriftsteller.

16. Juni 1856. An diesem Tage war die Kaiserin-Witwe von Rußland (Alexandra, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen) mit ihren jüngsten Sohn, dem Großfürsten Michael von Rußland, in Frankfurt a. M. zur Durchreise. Unter den sie begrüßenden Fürstlichkeiten waren: Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen, Prinzessin Luise von Preußen, Prinz Friedrich und Georg von Preußen, Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen, Großherzog und Großherzogin von Hessen, Prinz und Prinzessin Karl von Hessen, Landgraf von Hessen-Homburg, Prinz Wilhelm von Hessen aus Rumpenheim, Herzog und Herzogin von Nassau und Prinz Nikolaus von Nassau. Die Begrüßung zwischen der Kaiserin-Witwe und den nassauischen Herrschaften fiel durch ihre Herzlichkeit besonders auf.

19. Juni 1856. Großer Felssturz in Ems. Die im „Englischen Hof" dort tafelnden Gäste wurden dadurch erschreckt, daß die Felsstücke auf die Ställe des Hotels fielen. Glücklicher Weise widerstanden die Wölbungen den Druck.

1. Juli 1856. Obersteuerrat Herget wird zum Bevollmächtigten Nassaus bei der 12. deutschen Generalzollkonferenz in Eisenach ernannt.

7. Juli 1856. Herzogin Pauline Friederike Marie von Nassau, Tochter des Prinzen Paul von Württemberg, geb. am 25. Februar 1810, vermählt am 23. April 1829 mit dem Herzog Wilhelm von Nassau, und Witwe seit dem 30. August 1839, stirbt nach längerem Leiden zu Wiesbaden. Sie wünschte, nicht in der Fürstengruft sondern auf dem Kirchhofe unter den Bürgern beerdigt zu werden.

26. Juli 1856. Kalsefd, herzogl. nassauischer General a. D., welcher, dem Volke entsprossen, durch Talent und Verdienst sich zu hohen militärischen Ehren emporgearbeitet hatte, und als Offizier, Bürger und Familienvater die größte Liebe und Achtung genoß, stirbt zu Wiesbaden.

17. August 1856. Die Ständeversammlung in Nassau hat, jedoch nur mit der schwachen Mehrheit von zwei Stimmen, die Innsenbürgschaft für das Anlagekapital der rechtsrheinischen und der Lahnbahn von 20 Millionen Gulden mit 2½ Prozent, also in Höhe von 480 000 Gulden übernommen, wenn die Bahnen binnen vier Jahren vollendet werden, die Sanktion nach den Anträgen des Ausschusses abgeändert wird, und die Gesellschaft bis zum 1. Dezember 1856 in diese Änderung willigt, die kontrahierten Schulden tilgt, auch eine Million Gulden zur Landesbank eingabt.

29. September 1856. Die Verlobung der jüngsten Schwester des regierenden Herzogs von Nassau, Prinzessin Sophie, geb. 9. Juli 1836, mit dem Prinzen Oskar, zweiten Sohne des Königs von Schweden und Norwegen, ist heute in Neuwied vollzogen worden.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

= **Wallenstein**, dramatisches Gedicht von Friedrich v. Schiller: Wallensteins Lager und Die Piccolomini am 19. April, Wallensteins Tod am 21. April. — Schon seit Jahren war es versprochen, die Trilogie des großen Dramatikers nachemander zu bringen; doch kam es nie dazu. Nur stückweise wurde das gewaltige Werk dargeboten. Nunmehr faßte sich die Intendantur ein Herz und brachte die drei Dramen an zwei (durch den „Freischütz" getrennten) Abenden auf die Bühne. „Geh'n denn da auch Leute hin?" fragt Erich Gößler in der „Jugend von heute". Jawohl gingen sie hin, es war alles, aber auch alles ausverkauft. Beweis dafür, goldener Beweis, daß doch noch manch Lauenlehen Idealismus im Hirn der Theaterbesucher sitzt. Man muß nur bei Zeit und Gelegenheit ernsthaft daran appellieren. Freilich, eine fremde Welt wird aufgetan, eine längst entschwundene Zeit heraufgeführt, die sich in der Erinnerung der Deutschen nicht vorteilhaft, vielmehr als eine traurige Periode der Vergangenheit unseres Volkes bewahrt hat. Aber in der schauervollen Umgebung steht die gewaltige Persönlichkeit des Feldherrn und Staatsmannes, der wie kein anderer damals die Verhältnisse sich unterthan zu machen verstand und ihnen erst unterlag, als er mit der ihm vom Schicksal verliehenen Macht spielte. Der Wallenstein, der übermensch, ist, trotzdem er als halb mythische Person eingeführt wird, und die Handlung um ihn in kompliziertester Form sich abspielt, eine historische sowohl, wie volksverständliche Gestalt. Achtung gebietend und Mitleid erregend. Das Volk faßt ihn, wie sein großer Dichter ihn ihm vorstellt.

Die Regie, in die sich Herr Köchy und Herr Mebus geteilt hatten, war aufs herzhafteste bestrebt, aus dem klassische Stücke fast ungewohnten Ensemble eine künstlerische taktische Einheit zu schaffen, was ihr denn auch wohl gelungen ist. Wenn wir Herrn Leffler als Wallenstein, Herrn Valentin als Kapuziner und Jokani, Herrn Soder als Buttler, Frau Renier als Gräfin Terzky, Herrn Walcher und Frl. Maren als Liebespaar Max und Thekla besonders hervorheben, so geschieht

Digitized by Google

das nicht, um die Leistungen der übrigen Mitspieler nachzusetzen. Es wird ausdrücklich versichert, daß alle bis zum Soldatenjungen herab, ihre Aufgabe voll erfaßt hatten, alle Kraft daran setzten, die Intentionen des großen Meisters ins Leben zu übertragen.

Somit streichen wir der Intendantur den 19. und 21. April vor an und konstatieren einen allseitigen, durchschlagenden Erfolg, den das begeisterte und beifallsfreudige Publikum bereits auf dem Platze anerkannte. Hoffentlich bleibt nun die Wallenstein-Trilogie im Repertoire des Schauspiels, wie die Nibelungen-Tetralogie in dem der Oper stehen. Hoffentlich auch wird die Intendantur veranlaßt, andere gewaltige Tragödien aus der Versenkung herauszuholen. Wir denken auch an Shakespeare: Lear, Macbeth, Hamlet, Richard III. —

### * Moskauer Künstlerisches Theater.

Die Besucher des Königlichen Theaters sind der Intendantur zu weiterem Dank verpflichtet, daß sie dafür die berühmte Moskauer Künstlertruppe zu einem Gastspiele gewonnen hatte.

K. S. Alexejewitsch, genannt Stanislawski, Kaufmann und Schauspieler, und W. N. Dantschenko, dramatischer Dichter und Regisseur, zu denen als dritter sich der Maler W. S. Simow gesellte, faßten 1898 den Entschluß, eine Reform des Bühnenwesens in kollektivistisch-realistischem Sinne zu versuchen. Dekorationen, Ausstattungs-, Deklamations- und Beleuchtungskunst sollten in einheitlicher Gesamtwirkung sich aufraffen, auf dem Boden der Wirklichkeit und Volkstümlichkeit. Namentlich das Nationalrussische sollte in treuer Originalität zur Geltung kommen, aber auch die Meister der Internationale: Sophokles und Shakespeare von den Alten, Ibsen, Hauptmann, Maeterlinck von den Modernen, werden herangezogen. Nur bestimmte und der Anzahl nach beschränkte Stücke sind ins Repertoire aufgenommen worden, das dadurch ein „stehendes" wurde; ebenso „stehend" ist die Mitgliederschaft, die, insgesamt von ihrer Aufgabe durchdrungen, treu zum Banner der Führer hält. Sie ist in der Tat eine „Truppe", auf die erstere sich verlassen können. Nachdem die Moskauer — Meininger möchte man sagen — in ihrem Heimatlande allenthalben den größten Beifall und die höchste Auszeichnung gefunden hatten, beschlossen sie, einmal Europa durch die größeren Städte der russischen Nachbarländer zu unternehmen, um ihre Bestrebungen auch dem Auslande zu verdolmetschen. Fünf Stücke wählten sie zur Vorführung aus: A. Tolstoj „Zar Feodor Joannowitsch", Tschechonow, „Auf Wanja" und „Drei Schwestern", M. Gorkijs „Nachtasyl" und Ibsens „Volksfeind". Daß sie russisch sprechen, ist für den Hörer wohl etwas bedauerlich; anderseits aber gestattet es diesem wieder, der Mimik um so größere Aufmerksamkeit zu schenken. Auf alle Fälle können die Darsteller sich in der Muttersprache von Herz und Seele geben.

„Zar Feodor Joannowitsch", historische Tragödie in 7 Bildern, von Graf Alexjej Tolstoj (1817 bis 1875), führten sie am 20. April in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers zu Wiesbaden auf. Das Stück ist das Mittelglied einer dramatischen Trilogie, dem „Der Tod Iwans des Schrecklichen" voraufgeht und „Boris Godunow" nachfolgt; es bringt das Streben des gewaltigen letztgenannten Mannes nach der Zarenkrone und der Regenration des durch die Rurikiden an den Rand des Untergangs gebrachten Russenreiches zum Ausdruck. Boris, der bekanntlich sein Ziel erreichte, ist tatsächlich einer der besten und größten Zaren geworden. Aber durch viele, viele Meere von Blut watete er! Mit leicher Rücksichtslosigkeit zertrat er alles, was sich ihm entgegenwarf! Feodor, der schwachsinnige Nachfolger des „gräßlichen Iwan", mit Boris' Schwester Irina vermählt, kinderlos, war ganz in des Gewaltigen Hand; des Zaren Stiefbruder Dmitri wurde von Boris kurzerhand beseitigt; tapfer aber widersetzte sich dem Usurpator, der mongolischer Abkunft war, die nationalrussische Bojarensippe der Schuiskijs, an deren Spitze der hochverdiente Feldhauptmann Iwan Schuiskij stand. Der Kampf zwischen diesen beiden politischen Gewalten und zugleich das Ringen des gutherzigen, aber unselbständigen Zaren nach Geltendmachung seiner äußeren Würde, um den Widerstreit zu schlichten, bilden die Unterlagen des Dramas. Boris obsiegt; die Schuiskijs gehen unter bis auf einen.

Das Spiel der Fremden war meisterhaft. Geradezu hervorragend waren die vier Hauptpersonen. Herr Wassilwin gab den grundgütigen, liebreichen, aber oft halbidiotisch sich gebärdenden Zaren mit einer Mimik, die erschütternd und oft erschreckend realistisch war. Eine treue, duldende, liebende Gattin, die keineswegs des Bruders Ehrgeizpläne guthieß, stellte Frl. Szawitzkaja als Irina. Unbeweglich, kalt, dämonisch schon in der Erscheinung, als ein Gewalt- und Übermensch zeigte sich der Boris des Herrn Mischnewski. Als eine machtvolle und sympathische Persönlichkeit sprach der Fürst Iwan Schuiskij des Herrn Luschski an. Neben diesen vier Hauptgestalten möchten wir noch besonders den nebenbuhlerischen Trunkenbold und „Ber"zieher Iwans, den Helfershelfer des Boris, Lup-Kleschnin des Herrn Gribunin, und die zarte, liebliche Gestalt der jungen Fürstin Katascha Mstislawskaja des Frl. Kosminskaja erwähnen, ohne darum die anderen Vertreter der Nebenrollen außer acht zu lassen und ohne die packenden Volksszenen zu vergessen, in denen auch der letzte Bettler seinen Mann stand. Die ganze Wesenheit des Moskowitertums, des durch Weichmond gemäßigten Despotismus, aufgespart auf den besiegten Mongolismus: offen die kriechende Unterwürfigkeit mit dreimaligen Niederwerfen und Fußfassen, heimlich die wildeste Rebellion mit Flüchen und Verwünschen; offen die heuchlerische Verhöhnlichkeit mit dreifachen Küssen und Schwören auf Gegenseitigkeit, heimlich der grimmigste Haß mit den schwärzesten Hintergedanken und blutigsten Plänen. Und dann die Mischung von Barbarei und Luxus: kostbare, goldgestickte Gewänder, prächtige, juwelengeschmückte Kopfbedeckungen u. s. w. auf der einen, roher Hautzeug, ärmliche Bauschkleidung u. s. w. auf der anderen Seite! Es war ein historisch treues Milieu, in das uns diese erstklassige Künstlertruppe hinein illudierte. So deuten wir uns Russenreich und Russentum vor 300 Jahren; so sah es noch aus, als der übermensch Peter seine Kulturreformen begann und — so sieht es zum Teile heute noch aus.

Das Kaiserpaar und das Publikum nahmen die Darbietung mit größtem Beifall auf. Die Hauptdarsteller durften wiederholt, einmal sogar dreimal nacheinander vor der Rampe erscheinen. Den beiden Direktoren und den vier erstgenannten Künstlern und Künstlerinnen wurden vom Kaiser Auszeichnungen verliehen. Als Merkwürdigkeit mag noch hervorgehoben werden, daß die Mitwirkenden durchweg schöne Leute sind und man den großrussischen (mongoloiden) Typus nur bei wenigen wahrnimmt.

Auch ein politisches Merkmal möchte sich noch finden lassen: die Vorstellungen der russischen Künstler werden hoffentlich mit dazu beitragen, den bei den Deutschen leider gefunkenen Sympathien für das Nachbarreich wieder etwas aufzuhelfen. Diese Leute sind unsere arischen Rassebrüder. Pfui Teufel dagegen die japanischen Satanskraben! —

Das Kaiserpaar war mit Gefolge in 1¾ Stunden im Automobil von Homburg nach Biebbaden gefahren und dort kurz nach 7 Uhr eingetroffen. In der großen Pause speiste es mit dem Prinzenpaar Friedrich Karl von Hessen und dem zur Kur anwesenden Großherzog von Mecklenburg-Strelitz im Foyer zu Abend und fuhr nach Schluß der Vorstellung wieder in derselben Weise heim. Die hessischen Herrschaften hatten sich schon früher verabschiedet.

## Literatur.

* **Religionsgeschichtliche Bilder aus Nassau.** Von Th. Schneider. (Programm der Oberrealschule, Wiesbaden.) 42 S. — Mit vielem Geschick und verständnisinniger Behandlung sind 21 verschiedene Bilder aus der Religions- und Kirchengeschichte der engeren Heimat vorgeführt, von der ältesten Zeit bis zum Beginne der Reformation. Der Hauptzweck nach dazu bestimmt, den Religionsunterricht zu unterstützen, werden sie aber auch von jedem, der Interesse an der Vergangenheit der Heimat besitzt, gern und mit Nutzen gelesen werden.

* **Über den Handschuh.** Schauspiel aus dem fernen Osten in 4 Aufzügen. Von Franz Woas. 119 S. Wiesbaden, Verlag der „Werkstatt" (Meister Konrads Wochenschrift). — Franz Woas hat verschiedene Male die ost- und südostasiatischen Länder besucht und namentlich das

Digitized by Google

Leben unserer deutschen Brüder in den Mongolengebieten, in China und Japan, beobachtet. Kein Wunder, daß es ihn reizte, ein Problem aus jenem Leben dramatisch zu behandeln. Der Geschäftsführer einer deutschen Großhandlung in einer Chinesenstadt hat sich seine Gattin aus Deutschland verschrieben, ohne ihre seelische Anlage näher zu kennen und zu prüfen. Er hofft, eine hingebende deutsche Frau zu finden, die er verehren kann. Sie dagegen ist ein wenig von der Emanzipationsluft angekränkelt und auf dem Wege, ein „modernes Weib" zu werden; der Verkehr mit einem ehemaligen deutschen Landsmanne und gewiegten Weltreisenden treibt sie auf der Bahn vorwärts. Allein plötzlich ernüchtern beide; schon im Begriff gemeinsam zu entfliehen, bringt sie das Schicksal einer in ähnlicher Lage gewesenen Landsmännin zur Besinnung, und die schon halb entfremdeten Gatten versöhnen sich. Die Haupthandlung erwächst aus einem Milieu, das lebens- und wirkungsvoll gehalten ist; die Charakterisierung der Personen ist trefflich, der Dialog gestreich, die Bertefung psychologisch fein. Der Dramaturg wird wahrscheinlich sagen: Zu wenig äußere Bewegung! Aber man versuche es doch einmal, die seelische Bewegung zu Gehör und Gefühl zu bringen.

## Neues aus Nassau.

**Das Kaiserpaar in Nassau.** Ihre Majestät die Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise sind am 30. April in Homburg zur Kur eingetroffen. Seine Majestät folgte am 21. nach. Der Kaiser wird vom 18. bis 21. Mai Wiesbaden besuchen und an jedem der vier Tage den Vorstellungen im Hoftheater beiwohnen.

**S. K. H. Großherzog Wilhelm von Luxemburg, Herzog von Nassau** beging am 22. April sein 54. Wiegenfest. Tausende getreuer Nassauer wünschen dem hohen Herrn baldige völlige Wiederherstellung. — Zu der Weilburger Tausendjahrfeier hat S. K. H. einen namhaften Beitrag gestiftet.

**Landesdenkmal für Herzog Adolf.** Die Sammlungen für das Denkmal haben bis zum Anfang des April die stattliche Summe von 60634,85 Mk. ergeben. In hochherziger Weise hat der Anregerder Gedenkfeier, Major a. D. R. Kolb, zu Wiesbaden 20000 Mark als Grundstock gestiftet. Bildhauer F. Gerth in Rom (geborener Nassauer) hat einen Plan der Anlage bereits entworfen. Auf einer Grundfläche von 100 Dm. erhebt sich in Absätzen, die sich verjüngen, der Unterbau, 7 bis 8 Mtr. hoch. In der Mitte der Plattform, auf kubischem, 2 Mtr. hohem Sockel erwächst ein 7 bis 8 Mtr. hoher Obelisk, an dessen Vorderseite die 3,60 bis 4 Mtr. hohe Bildsäule des Herzogs auf einem in Sockelhöhe austretenden Postamente steht. Flankiert wird die Anlage von einer Balustrade, die im Rücken des Denkmals offen ist und dort eine Freitreppe auslädet, welche zu den tiefer gelegenen Schmuckanlagen führt. Auf dieser Seite soll auch ein ruhender nassauischer Löwe und an der Bandstäche des Treppenpodestes das nassauische Wappen angebracht werden. Die Wände des kubischen Sockels des Obelisken sollen auf drei Seiten mit Reliefs (Huldigungszug in nassauischen Trachten), auf der Vorderseite mit dem Namen versehen werden. Das Material des Baus wird Granit bilden; Statue, Fries und Löwe werden aus Bronze hergestellt. Das Ganze verspricht imponierend zu werden; möge man dem Entwurfe zustimmen und von Preisausschreiben, die nie ganz das gewünschte Resultat liefern, absehen.

Der Wiederhersteller der Saalburg, Geh. Baurat Professor L. Jacobi zu Homburg feierte am 21. April seinen 70. Geburtstag. Er wurde zum Ehrenbürger von Homburg ernannt. Möge ihm noch eine gesegnete Wirkungszeit beschieden sein.

Das Prager Landgericht hat über den Fürsten Clemens von Metternich-Winneburg, Besitzer von Königswerth, Platz und Johannisberg, auf sein Ansuchen Kuratel verhängt und den Markgrafen K. Pallavicini zum Kurator bestellt.

Der verstorbene Dekan Mencke hat zur Gründung einer Schwesterstation in Eschborn 20000 Mk. legiert.

Am Marsamstag (14. April) wurde unter Nassauer Land von schweren Gewittern heimgesucht, die vielfach Menschenleben heischten. Im Hinblick auf die fürchterlichen Ereignisse im Neapolitanischen und in Kalifornien schließen wir mit der Bitte der frommen alten Chronisten: Gott behüte uns vor weidem schaden, amen.

Die Fürstengruft in der Ulinger Stadtkirche soll nach den Plänen des Baurats Weich in Homburg würdig restauriert werden.

Die Gemeinden Rüdesheim, Geisenheim und Eibingen stritten sich um die Jungbrunnigkeit von Rothgottes, des früheren Kapuzinerklosters, jetzigen Ökonomiegutes, der Frau E. Frohn in Elsterfeld eigen. Geisenheim hatte bisher die Nutzung gehabt, Eibingen die Lasten getragen; da meldete sich Rüdesheim an und berief sich auf das Edikt von 1816, das Rothgottes der Gemeinde Rüdesheim zuwies. Der Terminus blieb stunden-, denn der Besitzstandsschuß sprach Rüdesheim den Hof zu.

Die Bäderbahn Ostende—Wiesbaden—Homburg wird nach dem Sommerfahrplan mit 2 Schnellzügen täglich über Rüdesheim (mit Umgehung von Frankfurt) geleitet. Reutiert sie sich, so sollen mehr direkte Züge gehen. Hoffentlich sind die Züge stets „gestopft voll".

Relativ die meisten Millionäre hat von allen preußischen Städten Wiesbaden; auf je 10000 Einwohner kommen 20,7 Millionäre. Absolut steht es an 5. Stelle (nach Berlin, Frankfurt a. M., Charlottenburg, Köln) mit 208 Millionären.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Mai.**

2. 1287. Dem Orte Idstein werden auf Antrag des Grafen Adolf von Nassau von König Rudolf von Habsburg Stadtrechte erteilt.
4. 1709. Gräfin Eleonore Klara von Nassau-Saarbrücken stirbt. Sie war als Tochter des Grafen Kraft von Hohenlohe-Neuenstein am 16. VII. 1632 geboren, vermählte sich 1662 mit dem Grafen Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken und wurde 1677 Witwe. Als Vormünderin ihrer beiden Söhne Ludwig Kraft und Karl Ludwig wußte sie sich, namentlich den Ansprüchen Ludwigs XIV. gegenüber, klug und kraftvoll zu behaupten.
6. 1823. Wilhelm Heinrich Riehl wird zu Biebrich als Sohn des dortigen Schloßverwalters geboren. Er starb am 15. XI. 1867 zu München als geadelter Geheimrat und Universitätsprofessor. (Lebensbild s. „Nassovia" 1901, Nr. 11 u. ff.)
8. 1801. Die Lutheraner und Reformierten benutzen bei ihrem Gottesdienste gemeinsam die Stadtkirche zu Weilburg.
12. 1595. Friedrich von Reifenberg stirbt zu Sayn. Geboren 1515, war er als Landlaufrichtführer in aller möglichen Herren Dienste ohne Skrupel, politische oder religiöse eine tapfere aber gewalttätige, ja brutale Natur.
14. 1540. Die Stadt Hadamar wird durch eine Feuersbrunst zerstört.

## Briefkasten.

**B. M. in W.** Dankend erhalten.

**Dr. S. in F.** Der Graf Wilhelm von Burgschwalbach, den Sie meinen, ist Wilhelm von Nassau-Saarbrücken, 2. Sohn des Grafen Albrecht, der 1503—97 regierte und Weilburg, Burgschwalbach, Meerenberg und Löhnberg (den waltramischen Anteil daran) besaß. Er starb kinderlos.

**Redaktionsschluß: 26 April.**

**Inhalt:** Soldatenliebe. Gedicht. Von F. Boas. — Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte. Von O. Bohrmann. — Die Familie Dilthey. Von L. Koepp. (Schluß.) — Das ehemalige Gregoriusfest und seine Feier im Nassauischen. Von H. Wolff. — Der Schulmeisters-Friedel. Von J. Brumm. (7. Forts.) — Miszellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

№ 10. Wiesbaden, den 16. Mai 1906 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Geisenheim.

O Geisenheim am schönen Rhein,
Im gold'nen Frühlingssonnenschein,
Wie prangst du hold im Blütenflor,
Umtönt von munt'rer Sänger Chor!

Dem Wandrer winkt hier süße Rast,
Erquickung nach des Tages Last;
Denn „Vinum bonum!“ hell und laut
Als Gruß die Glocken künden traut.

Die Linde vor dem Rathaus rauscht,
Wie Sagen klingt's, die sie erlauscht;
Am Brunnen trifft zum Stelldichein
So mancher Bursch sein Mägdelein.

O Schloß Johannisberg, wie schön
Erhebst du dich auf Rebenhöh'n!
Und Rothenberg, in treuer Hut
Die Stadt zu deinen Füßen ruht.

Heil dir o Frau Germania!
Die auf dem Niederwald uns nah,
Heil dir, o rebengrüner Rhein,
Mit deinem gold'nen Feuerwein!

Du schöner Strom im Deutschen Reich,
Dir kommt fürwahr kein andrer gleich;
Drum sei in duft'ger Maiennacht
Dir unser deutscher Gruß gebracht!

## Der Wasunger Stolz.

Es stand in alten Zeiten ein Galgen von morschem Holz
Auf einem Hügel im Felde: das war der Wasunger Stolz.

Da ward dereinst zum Richter ein fremder Dieb gebracht,
Der überall im Weichbild hatt' lange Finger gemacht.

Zur Strafe sollt' er hangen am Galgen in schwebender Pein; —
Da sprachen aber die Ratsherren: „Herr Richter, das darf nicht sein

Wir haben für uns den Galgen, für Kind und Kindeskind,
Doch nicht für solche Strolche, die keine Wasunger sind.

Wir dürfen's also nicht dulden, es wär' ja eine Schand',
Es würde beschimpft der Galgen im Henneberger Land.“

Und sprachen drauf verlegen zum ängstlich harrenden Dieb:
„Hör', guter Freund, schnell pack' dich! wenn dir dein Leben lieb.

Hier hast du noch ein Trinkgeld — du bist für uns zu schlecht —
Drum geh und laß dich hängen, wo Lust du hast und Recht.“

Theodor Gesky.

# Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte.

2) Von G. Bohrmann. (1. Fortsetzung.)

g) Die heutigen Standesherrschaften:*)

1. Fürstentum Wied. a) Wied-Neuwied mit: Alsbach, Dreifelden, Faulbach, Freilingen, Grenzhausen, Goddert, Hügert, Hundsdorf, Langendrunn, Linden, Marsain, Mogendorf, Nordhofen, Quirnbach, Rückerod, Schmidthahn, Seeburg, Selters, Stahlhofen, Steinebach, Steinen, Straße, Vielbach, Wölferlingen und Zürbach, sämtlich im Amt Selters. b) Wied-Runkel mit Runkel, Aumenau, Bleffenbach, Emmerich, Eschenau, Falkenbach, Gaudernbach, Heckholzhausen, Hofen, Laubuseschbach, Münster, Obertiefenbach, Schupbach, Seelbach, Steeten, Weyer, Wirbelau, Wolfenhausen und die Hälfte von Langhecke, sämtlich im Amte Runkel, ferner Freirachdorf, Amts Selters.

2. Fürstentum Isenburg: den Ort Okriftel im vormaligem Amte Höchst.

3. Grafschaft Holzappel-Schaumburg (damals Fürstentum Anhalt-Bernburg-Schaumburg): die Orte: Holzappel, Biebrich, Charlottenberg, Kramberg, Dörnberg, Eppenrod, Geilnau, Giershausen, Horhausen, Isselbach, Langenscheid, Laurenburg, Ruppenrod, Scheid, Steinsberg und Schaumburg; sämtlich im Amte Diez.

4. Grafschaft Westerburg mit Westerburg, Berghohn, Genünden, Gershasen, Halbs, Hergenroth, Stahlhofen, Wengenroth, Winnen und Willmerod im vormaligem Amte Rennerod, sowie Schadeck im vormaligem Amte Runkel.

(Die Grafschaft, sowie die nördlich der Lahn gelegenen Orte des Fürstentums Wied-Runkel, kamen 1806 an das Großherzogtum Berg und 1815 an Nassau.)

h) Die Reichsritter: 1. vom Stein (Frücht und Schweighausen, beide Orte im unteren Lahngebiete); 2. Graf, bezw. Fürst von der Leyen (Fachbach, Nievern, Miellen, Hohenrhein und mehrere Höfe, gleichfalls an der unteren Lahn); 3. von Preuschen (Osterspai am Rhein); 4. Graf von Bassenheim (Kransberg, Pfaffenwiesbach, Wernborn, Arnoldshain, Ober- und Niederreifenberg, Schmitten und Seelenberg, sämtlich im vormaligem Amte Usingen); 5. von Bettendorf, zuletzt von Coudenhoven (Niederhofheim bei Höchst, Falkenstein bei Königstein und mehrere Höfe); 6. von Sidingen (Sauerthal bei Kraub und 2 Höfe); 7. von Marioth (Langenau bei Nassau); 8. von Schönborn (Dornassenheim i. d. Wetterau; und 9. von Boos-Waldeck (Wasenbach bei Diez).

i) Die Abteien, und zwar: 1. die reichsunmittelbare Abtei Arnstein (bei Nassau) mit Seelbach und 3 Höfen, Kalkofen links der Lahn, Weinähr mit 1 Hof und Winden (letztere drei Orte jedoch unter kurtrierischer Oberhoheit); 2. Marienstatt im Amte Hachenburg (deren Reichsunmittelbarkeit bestritten war); 3. die unter nassauischer Oberhoheit stehende Abtei Schönau im Amte St. Goarshausen.

k) Die unter frankfurtischem Schutze stehenden freien Reichsdörfer: Soden und Sulzbach.

l) Gemeinschaften, und zwar: a) gemeinschaftliche Besitzungen der nassauischen Fürsten mit nichtnassauischen Reichsständen. Es besaßen:

1. die nassau-walramischen Fürsten gemeinsam mit:

1. Kurtrier: den Ort Schloß-Hasselbach bei Komberg,

2. Hessen-Darmstadt: die Orte Kleeberg und Brandoberndorf im Amte Usingen;

II. Nassau-Oranien (Diez) gemeinsam mit:

1. Kurtrier: die Orte Kamberg, Dombach, Eisenbach, — dieser Ort überdies noch hohenfelsisch —, Erbach, Oberselters, Schwickershausen und Würges, im Amte Idstein, sowie Anspach, Hainthchen, Obernhain und Wehrheim mit Kloster Thron im Amte Usingen; ferner Mensfelden im Amte Limburg und Malmeneich im Amte Hadamar;

2. Hessen-Darmstadt: Ems (Bad und Dorf) und Kemmenau zur Hälfte.

III. a) Hessen-Darmstadt mit Kurmainz gemeinschaftlich: den Ort Epstein.

b) Nassauische Gemeinschaften (Nassau-Usingen, bezw. Nassau-Weilburg und -Oranien): die Kirchspiele: Burbach und Neunkirchen im Fürstentum Siegen; die Kirchspiele: Nassau, Becheln, Dausenau und Dienethal, Dornholzhausen, Kördorf und Singhofen, im

*) Als „Standesherren" werden sämtlich die Nachkommen derjenigen ehemaligen Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherren bezeichnet, die teils 1803, teils 1806 (einige auch 1815) mediatisiert, d. h. anderen Staaten unterstellt worden waren. Sie sind vom ehemaligen Bundestage als die ersten und ebenbürtigen (d. h. den Mitgliedern der Regentenfamilien ebenbürtigen) Standespersonen jedes Staates anerkannt, von der allgemeinen Wehrpflicht befreit, haben erbliche Mitgliedschaft in der Ersten Kammer des inbetracht kommenden Landes und noch andere Vorrechte.

Digitized by Google

Amte Nassau; Marienfels im Amte Nastätten und Heringen, Kirberg und Naubeim im Amte Limburg sowie die Orte: Kord und Lochum im Amte Hachenburg.

### III. Das alte Reich.

Zum besseren Verständnis des Zustandes und der politischen Einteilung des alten „Heiligen, römischen Reiches deutscher Nation", dürfte es am Platze sein, einige Erläuterungen voranzuschicken. Ich folge hier vorzugsweise den Ausführungen eines Mannes der Wissenschaft: G. W. Hopf (Ungewitters Erdbeschreibung), der sich über diesen Gegenstand u. a. wie folgt auslässt: „Eigentlich bestand das Deutsche Reich aus 376, wenn man die ganzen Ritterkantone als einzelne Bestandteile annimmt, oder, wenn man 1400 reichsritterschaftliche Güter als solche annimmt, aus 1776 einzelnen Bestandteilen, deren jeder verfassungsmäßig selbständig und von den andern unabhängig war und nur durch den Reichs- oder Kreisverband mit den übrigen zusammenhielt."

(Ob wohl je ein Beamter der Reichskanzlei in Wien imstande war, die Namen dieser 1776 „Reichsglieder" der Reihe nach aus dem Gedächtnisse herzusagen? Wahrscheinlich nicht.)

Gerade diese vielen, allzuvielen „Füße", auf denen das Reich ruhte, machten es unfähig zu marschieren, wenn es galt, an die Reichsgrenze zu eilen und den von Zeit zu Zeit von Westen her einbrechenden Erbfeind, der im Laufe der Jahrhunderte manchen fetten Bissen aus dem Reichskörper gerissen, zurücktreiben. Weiter sagt der vorgenannte Gelehrte inbezug auf das Deutsche Reich, das bekanntlich ein Wahlreich war, folgendes:

„Die Wahl des Reichsoberhauptes stand nur den Kurfürsten zu, deren Zahl durch die „Goldene Bulle" (1356) auf sieben, nämlich 3 geistliche und 4 weltliche, seit 1648 auf 3 geistliche und 5 weltliche, seit 1692 auf 3 geistliche und 6 weltliche und seit dem Lüneviller Frieden (1801) bis zur Auflösung des Reiches auf 1 geistlichen (Kreiherr v. Dalberg) Kurfürst-Erzkanzler und Regent des Fürstentums Aschaffenburg, wozu später Frankfurt kam, anwehörte und 9 weltliche (Böhmen, Baiern, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Hessen-Kassel, Württemberg, Baden und Salzburg, festgesetzt war. Zur Wahl eines Reichsoberhauptes kam es aber nicht mehr. Die Kurfürsten nahmen nach Auflösung des Reiches entweder Titel und Rang von Königen (so Baiern, Sachsen, Württemberg), oder den Großherzogtitel (Baden, Hessen) an. Die Kaiserwahl erfolgte seit Mitte des 12. Jahrhunderts in der Bonifatiuskirche (dem Dom) zu Frankfurt; mehr als die Hälfte der Stimmen entschied die Wahl. Die Krönung der Erwählten geschah bis 1531 in Aachen; später gleichfalls in Frankfurt. — Oefter kam es vor, daß schon bei Lebzeiten des regierenden Kaisers ein Nachfolger erwählt wurde, namentlich dann, wenn der Kaiser in den Krieg zog, oder zu kränkeln anfing u. s. w. Dieser führte dann, solange der Kaiser den Thron inne hatte, den Titel: „Deutscher König". —

Die Stände des Reiches bestanden aus reichsunmittelbaren Erzbischöfen, Bischöfen, Reichsäbten, Reichspröpsten, Herzogtümern, Markgrafschaften, Fürstentümern, Landgrafschaften, gefürfteten u. a. Grafschaften, Herrschaften und Reichsstädten; hierzu kamen noch gewisse ritterschaftliche Güter und Reichsdörfer. Die meisten dieser Stände — nicht alle — gehörten den 10 Kreisen an, in welche Deutschland seit Maximilian I. (1495) eingeteilt und deren Hauptzweck die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sowie die Zustimmung bei Mobilmachung der zum Reichsheere zu leistenden Kontingente war: (Der Deutsche Kaiser als solcher besaß keine Truppenmacht.) Die 10 Kreise waren:

1. Österreichischer Kreis (Deutsch-Österreich, ausgenommen Böhmen, Mähren, Lausitz —, 2 Bistümer und andere kleinere Gebiete, insgesamt 11 Stände).

2. Burgundischer Kreis (die Österreichischen Niederlande und was damit zusammenhing, fast das ganze heutige Belgien). Der Kreis, dessen Verbindung mit dem Reiche übrigens eine sehr lockere war, ist schon 1794 verloren gegangen.

3. Kurrheinischer Kreis (die drei geistlichen Kurfürstentümer: Mainz, Trier und Köln, sowie die Kurpfalz nebst 1 Herzogtum und einigen kleineren Gebieten, zusammen 10 Stände).

Der Kreis war von 1797 bis 1814 an Frankreich verloren. In dieser Zeit bildete der Rhein die Grenze gegen Frankreich[2]).

4. Oberrheinischer Kreis (die hessischen Lande, zahlreiche kleinere Gebiete, zwischen Rhein, Main und Bahn — auch die nassau-walramischen — die feelen Städte: Frankfurt, Worms, Speier, Wetzlar u. a., im ganzen 55 Stände).

5. Fränkischer Kreis (Fürstentum Ansbach und Baireuth, Bistümer Bamberg und Würzburg und eine Anzahl kleinerer Gebiete, sowie 5 Reichsstädte, zusammen 25 Stände).

6. Bairischer Kreis (Herzogtum Baiern, Erzbistum Salzburg, Fürstentümer Pfalz-Neuburg und Pfalz-Zulzbach, mehrere kleinere geistliche und weltliche Fürsten, die freie Reichsstadt Regensburg, zusammen 20 Stände).

7. Schwäbischer Kreis, der zerrissenste von allen, zählte 97 Kreisstände, nämlich: 4 geistliche Fürsten und Stifter, 19 weltliche Fürsten und Stifter, darunter Württemberg (viel kleiner als heute), Baden, Hohenzollern, Fürstenberg pp., 18 Prälaten, 5 Äbtinnen, 20 Grafen oder Herren und 31 Reichsstädte.

8. Westfälischer Kreis (Bistümer Münster, Osnabrück, Paderborn, Herzogtümer Ostfriesland, Oldenburg, Kleve, Fürstentümer Siegen-Dillenburg, Lippe und eine Anzahl kleinerer Gebiete, sowie mehrere freie Reichsstädte. Zusammen 54 Stände).

9. Obersächsischer Kreis (Kurlachsen, Kurbrandenburg, 5 sächsische Herzogtümer, Pommern und Anhalt, Fürstentümer Reuß, Schwarzburg und sonstige kleinere Gebiete; im ganzen 22 Stände).

10. Niedersächsischer Kreis (Herzogtümer Holstein, Bremen, Lauenburg, Magdeburg, Schwerin, Strelitz; Bistümer Hildesheim und Lü-

[2]) Auch einige feste Plätze auf dem rechten Rheinufer waren Frankreich einverleibt, oder doch in den Händen der Franzosen, z. B. die Rheinfestungen: Kehl, Kastel und Wesel.

Digitized by Google

beck, 6 freie Reichsstädte und andere kleinere Gebiete; zusammen 24 Stände).

Alles zusammen 376 Stände, die alle über die wichtigsten Reichsangelegenheiten, über Krieg und Frieden mitzureden hatten! Daß bei diesen Verhandlungen viel Zank, Streit und Uneinigkeit zutage trat, ist unschwer einzusehen.

Außerhalb dieser Kreisverbindung standen, obwohl zum Reich gehörig: Böhmen, Mähren, Lausitz, die Herrschaften Mömpelgard, Jever, Kniphausen, die Reichsritterschaft und die Reichsdörfer in Schwaben, Franken und am Rhein, sowie andere Gebiete. Preußen und Schlesien standen nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Reich und waren nie Reichslehne.

Wenn also nicht alle Reichsstände zugleich Kreisstände waren, so waren anderseits nicht alle Kreisstände zugleich Reichsstände! Endlich gab es einzelne Länder und Bezirke, die weder Reichs- noch Kreisstände, aber doch der Hoheit des Deutschen Reiches unterworfen waren." (Soweit nach Hopf.)

(Fortsetzung folgt.)

# Sprachliche Spaziergänge eines Vassauers.

Von Rudolf Dietz.

Spaziergänge — welchen Reiz hat dieses Wort! Und besonders in der jetzigen schönen Zeit, in der es neu keimt und sproßt, grünt und blüht, lebt und lustig ist draußen in der schönen Gotteswelt.

Eine solche ewig junge Frühlingswelt ist auch unsere herrliche deutsche Sprache. Und so wollen wir diesen Maientag dazu benutzen, ein paar kleine sprachliche Spaziergänge zu machen, nicht in die wohlangelegten Garten- und Parkanlagen des Neuhochdeutschen, sondern in die ursprüngliche Naturwildnis der Mundart mit ihren urwüchsigen Schönheiten und zufälligen Eindringlingen. Und um bei unseren Wanderungen ein bestimmtes Ziel zu haben, wollen wir unterwegs einen bescheidenen Feldblumenstrauß zusammenstellen aus mittelhochdeutschen englischen und französischen Worten, wie sie lebendig sind in unserer heimischen Mundart.

Ich saate vorhin, die Mundart ist das ursprüngliche, urwüchsige, natürliche, die hochdeutsche Sprache das gemachte, gepflegte, veredelte. Während die hochdeutsche Sprache beständig im Fluße, im Wachsen, im Entwickeln begriffen ist, steht die Mundart still wie ein einsamer poetischer Waldweiher, der vor Jahrhunderten genau so aussah wie heute. Das heißt, so war es. Seit hundert Jahren arbeiten drei Mächte an der Beseitigung der Mundart — es geht ihr, wie dem alten Kriegerdenkmal im Wiesbadener Neroital: sie soll als veraltetes Monument dem neuen weichen. Die drei Feinde der Mundart sind drei sonst sehr achtungswerte Erscheinungen, nämlich die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Schulpflicht und die durch den modernen Verkehr bedingte Freizügigkeit und Stämmemischung.

Nun ist ja das Verschwinden der in der Mundart vorhandenen fremdländischen Anklänge ganz erfreulich, obgleich das Volk sie nicht wie die hochdeutschen Sprachverderber in der fremden Form, sondern dem heimischen Dialekt angepaßt, verwendet. Verlagenswert aber ist die Beseitigung guter alt-, mittel- und altneuhochdeutscher Formen. Und diese wollen wir bei unserm ersten Spaziergang auffuchen.

Wir sagen abgee und selten es nicht vom frz. adieu, sondern vom mhd. ade ab. Durch den Ehrn (mhd. eren = Hausgang verlassen wir das Haus.

Zwischia (ich rede nun in der Mundart) bem Bangert (mhd. boumgarte) und dem Wingert (wingarte) steht der Scholthes (schultheize, der eine Schuld leisten heißt) un dubt sich e Veil a'fenge (enphengen von venken: sünden; vanke: Funke). Mer duhn em die Gunn aa' (gunnen: gönnen) un hallem die Aa'proock. Wie der Scholthes die Kapp in die Ank (anke: Nacken) rickt, steht mer die Dell (telle: Vertiefung, Schlucht, vergl. Tal), die em emol aner aehaage hot. Er meent, ehnder (end: eher, bevor) mer ins Feld gih' bähre, kinnte mer e kelt che (kide, Keim: blöchen) unnern (undern: unter der Zelt essen). Do hun eich ihrscht noch mei' Kawascher (kobe: Schweinekoben, Schweinestall. Kawascher = Lockruf für junge Schweine) und die Intercher (Entchen) met'm Antrach (antreche: Entrich) ingetriwwe un mirrem Heb (hepe: Handbeil) de Diwwel (tübel: Zapfen) vom Reisefaß inegschlohe. Dobei hun eich gefiß, deß der Kennel (kenel: Dachrinne) kaput is un hun mer en Knaubch (knübel: Knöchel am Finger, aus demselben Stamm wie Knopf, hier Beule) gefitzt; beinächst härr eich gegreint (grinen: weinend den Mund verziehen) un geflennt (viennen: weinen). Do deht aach der Scholthes schunt blärrn (blören: blöken, schreien) in der Zelt kinnt mer jo ins Reelgau reire (gou: Gau, sächlich, auch Goethe noch: ins Rheingau; riten: fahren).

Do simmer dann in die beuster (diuster: düster) Stub vom Kronenwert, do schlug ahm e dicker Schwadem (swadem: Dunst) entgege. Des Zinserlische (zinserlich: zärtlich, niedlich) hot Awes (arwis: Erben) ackobt, die kann mei' klaa' Druschel (trutschel: kokette Gebärde, hier zärtliche Benennung für ein kleines Mädchen) nit esse, die is gor geier (gir: begehrend, verlangend, hier: nach etwas besserem). Wie mer e Wink geunnert harre, sinn mer de Aa'wenner (anewanter: Stelle, wo der Pflug wendet) enunner, inwer de Waffem (wase: Rasen) am Gebick (gebicke: Schutzhecke, Verhau) vorbei un borch die Lach (lache). Innerwegs sahe mer ville Moltrufsklppel (moltwerf: Erdwerfer); dann simmer en Rech (ric: Jäh aufsteigender Rain) enuff; ich kunt bahl nit mih gappche (giwen: nach Luft schnappen).

Dann is uns der Jörg begehnt, der aa'letzig (einstütze: von stütz, klein, hier Jungegesell — kleine Familie), der trug en Bauschi Struh (büschel:

Digitized by Google

Büschel, vergl. bauschen, aufschwellen) un en Aerwel Reiser, die worn mirrem Witt (wit: Flechtreis) zesammegebunne. Su aa'letzige Bärsch sinn immer e wint ortelich (ertlich: sonderbar). Dann koom der Hannes met seim Wob', met dem bahre mer haam reire (riten: fahren). Die Hunn bahre gauze (gouwezen: bellen), die Hinkel (huonichin: Hühnlein) gatfe und die Mädd galern (geilieren: mutwillig spielen, ringen), wie mer in de Hob kome. Dann bahr eich noch die Sins for morje bengele (tengelen: hämmern), beß des Kornschneire flerig (vlaetec: sauber; vergl. unser unflätig) giht, hun die Kihrtrepp (kir: Keller) gekihrt, en neue Wiche (wieche: Docht) uffs Licht gemoacht un die Lamp o' die Büh' (büh: Decke des Zimmers) gehonke. Dann bahre mer uns lunze (lunzen: schlummern; vergl. faulenzen, hier schlafen legen), dann eich hunn schunt beck (dicke: oft) gesoat, beß nix bei dem lange Schaffe un Schrappche (schrapfen: kratzen, Vermögen gierig sammeln, schröpfen, rauben) erausstimmt.

Das wäre also ein mit mittelhochdeutschen Worten gespickter Spaziergang ins Nassauische gewesen. Daß bei der gemeinsamen althochdeutschen Unterlage des Englischen und der deutschen Mundarten in unserm nassauischen Dialekt zahlreiche Anklänge ans Englische vorhanden sind, ist selbstverständlich. Den Beweis sollen folgende paar Sätze erbringen.

Am annern Morje mußte mer uns schwer ackern (to rake: rechen, harken). Uns' Knecht, der schrob (shrew: zänkisch, bös) Kerl wor gor nit wacker ze kriehe. Eich bäht des Biest (beast) om liebste alsemol flappche (to flap: klopfen, schlagen), he (he: er) buht nix wie dusele (to doze: schlummern), drubbele (to trudge: schwerfällig gehen) un babbele (to babble: plaudern). Draus mußt he (he) awwer doch dichtig schaffe un grappsche (grasp: anpacken). Es ward uns haaß, un's Herz baht uns bobbele (to bubble: wallen), awwer 's goab kaa' Rouh, bis all die Hauste bolzestrack (bolt: Pfeil) dostanne.

Dies als kleine Probe englisch-nassauischer Verwandtschaft. Hören wir zuguterletzt den Nassauer als Franzosen.

Om dritte Dag, do simmer schun beizeit alertche (alerte: munter) geweest; mei Kumpeer (compère: Gevatter) hot schunt im sinf Aur uff de Gaß erim balatsicht (parlage: Geschwätz) — sackerdinunterderdjee (sacré nom de dieu), der Kujon (coïon: Feigling), die Kanallje (canaille: Schuft) lißt ahm nit emol ausschlofe! Wann eich in die Raasch (rage: Wut) kumme, e Batsch (battre: schlagen) kinnt eich'm gewwe, daß es emblämerant (bleu mourant: blaßblau) for die Aage werd, un wann eich hinnich die Trallje (traille) käm!

Heit muß eich met meim Kumpeer e Freßit (visite) mache. Mer solle barbuh (partout: durchaus) bei mein Unkel (oncle) kumme, der is gor schennerees (généreux: freigebig), do gibts e Esse met Gugummern (concombre: Gurke), als Noochbisch un Renneklotte (reineclaude: Pflaumenart) un annern Finnesse (finesse: Feinheit). Un meim Unkel sei' Maadche, des is e gor Feinesche, des hot e Blus (blouse) vo' purenziger (pure) Seire un hot e Frisur halber Wahnsinn (à la vendée) un banzt die scheel Agnes (chaine anglaise) wie e Lottche. Es baßt sich jo nit for uns Bauera, awwer des is buttmehmischohs (tout de même chose: einerlei), des Maadche hot emol 's Schenie (génie: Anlage) derfor, un die Borsch buhnem fladdiern (flatter: schmeicheln) un buhn's estimiern (estimer: achten) un buhn sich in's verscharmeriern (charmer: bezaubern); wann's awwer anerut, dann buht sich's aach verdeffendiern (défendre: verteidigen). Sei' Vater is awwer aach's Hußche (huissier: Gerichtsvollzieher) in dem Ort, un der buht sei Geschäft gut manbeniern (maintenir: unterhalten); den buht kaaner bedduppche (duper: betrügen), un wann su e Gaunер aach noch bugern (bougonner: brummen) will, dann buht er'n schroh malträtiern (maltraiter: mißhandeln).

Drim allee (allez: geh!) viro'; die Parbeli (parapluie: Regenschirm) nit vergesse; die Sach is pressant (pressant: dringend). In die Schäs (chaise) mit der ganze Ecklebasch (equipage: Gerät, Gepäck), stellt der Mobber e Schawellche (escabelle: Schemel) unner die Feuß, un nix wie buschur (toujours: beständig) uff die Gaul! Kuschte (coucher: legen) euch in die Eckelcher; in zwu Stunn simmer dort.

Jetzt sinn eich ferdig met meim Gebalatsch (parlage: Geschwätz). Graa' maschee (grand merci), daß er su schlh uffgebaßt hot!

# Kirchenrat D. Karl Wilhelm Schultz.

Ein Erinnerungsblatt. Von Lothar Lüstner.

„Er war ein Mann nicht des Buchstabens, sondern des Geistes und der Kraft."
(Karl Grimm über Schultz 1856.)

Unter den verdienstvollen Geistlichen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche den herrlichen Bau der nassauischen Union weiter ausgestalteten und in ihrem Sinne segensreich wirkten, ist mit in erster Linie Karl Wilhelm Schultz[1]) zu nennen. Bewundern wir doch in ihm Nassaus bedeutendsten Kanzelredner, dessen begeisterter Mund die Massen fortriß durch die treffenden Gleichnisse und den poetischem Schwunge getragenen Bilder, die seine hohe Begabung mit Leichtigkeit zu finden wußte. Groß sind seine Verdienste um die evangelische

[1]) Literatur: Biographischer Abriß von Dr. Karl Zimmermann, Pfarrer in Darmstadt, als Einleitung bei den ihm aus dem Nachlasse herausgegebenen Predigten aus den Jahren 1855 und 1856 von Dr. Karl Wilhelm Schultz, Darmstadt bei C. W. Leske 1857; Karl Grimm, Zur Erinnerung an Carl Wilhelm Schultz, Wiesbaden bei Chr. W. Kreidel 1856; Dr. L. W. Wilhelmi, Worte, gesprochen am Grabe des Kirchenrathes Dr. K. W. Schultz am 7. April 1856, Wiesbaden bei Adolph Stein; L. W. Ebach, Predigt über 1. Petri 1. 24. 25 zum Gedächtnis des am 4. April 1856 entschlafenen Dr. Karl Wilhelm Schultz,

Digitized by Google

Gemeinde der nassauischen Hauptstadt; sein vielseitiges Wirken in echt christlich-tolerantem Sinne rechtfertigt, daß man ihn als eine Zierde der nassauischen Landeskirche bezeichnet. Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem sich das Grab über diesen treuen Seelsorger schloß; allzu schnell rief ihn das Geschick mitten aus rastloser Tätigkeit und segensreichem Schaffen ab; doch manches Geistliche, der in ihm einen Lehrer und Leiter verehrt, manche Biedsdahener Familie, die ihm Erbauung und Trost verdankt — wenn ihre Zahl auch jetzt gering geworden ist — bewahrt ihm ein dauerndes und dankbares Andenken, sein Geist lebt fort unter ihnen.[1])

Karl Wilhelm Schultz entstammte einer rheinischen Predigerfamilie; sein Vater Johannes Justus Schultz[2]), amtierte seit 1795 als reformierter Pfarrer zu Hachenburg, wo Karl Wilhelm am 9. März 1801 das Licht der Welt erblickte. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, wobei ihm bedeutende intellektuelle Anlagen, ein vorzügliches Gedächtnis und rasche Auffassungsgabe wesentlich zu statten kamen. Kaum 6 Jahre alt, besuchte er 14 Jahren das Herborner Pädagogium besuchen, wo strenger wissenschaftlicher Geist herrschte, und er zu seinen umfangreichen Kenntnissen in den klassischen Fächern den Grundstein legte. Im Jahre 1817 war er soweit vorgeschritten, daß er seine universitätsstudien beginnen konnte; als frischer Jüngling, empfänglich für alles Gute und Edle, genoß er diese Studienjahre, in Liebe zur Kunst und zu seinem Fache, das er mit Hingabe pflegte. 1818 finden wir ihn in Marburg, das folgende Jahr führte ihn nach Bonn. Hier war Theologie sein Seminar, wo er besonders vom Bischof Heydenreich und dem Kirchenrat Spieker beeinflußt wurde; seine Arbeit war jetzt den praktischen theologischen Studien gewidmet. Seine Karriere begann — nach bestandenem Staatsexamen — als Vikar, wirkte dann lehrgangsweise, wählte sich jedoch zu dem geistlichen Beruf mehr hingezogen, und übernahm 1823 die Pfarrei zu Freirachdorf (auf Präsentation des Fürsten zu Wied-Runkel), 1830 wurde er Pfarrer in Hachenburg, und 1831 in Weilmünster. Schon hier zeigte sich seine hervorragende seelsorgerische Befähigung; mit seltener Begeisterung und Liebe strebte er rüstig weiter, wirkend im Sinne der nassauischen Union. In Freirachdorf vermählte er sich, 25jährig, mit Emilie Roßle von Hachenburg, die ihm Glück und Sonnenschein im Hause war.

Das Jahr 1836 bildet einen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens; die Gnade seines Herzogs berief ihn nach der Residenz Wiesbaden als Nachfolger des seit 1828 amtierenden Gebeimen Kirchenrats W. Wilhelm Harnier zum zweiten Stadtpfarrer. Hier eröffnete sich ihm ein Feld reichster und vielseitiger Tätigkeit, dem er auch nur, in den besten Jahren stehend, mit größtem Fleiße und hingebendster Aufopferung sich werden konnte. Der Kreis seiner amtlichen Obliegenheiten erweiterte sich — die Schulinspektion von Wiesbaden, die Leitung des Kirchenvorstandes, sowie die Führung der Zivilstandsregister seien nur herausgegriffen — und nur seiner Umsicht und bedeutenden Arbeitskraft ist es zu verdanken, daß er in seelsorgerischer Hinsicht seiner Gemeinde ein Führer und Leiter wurde, der selbst von Herzen betrost, immer tiefer aus dem lebendigen Quell des Wortes Gottes zu schöpfen, in begeistertem Wirken zündenden Einfluß ausübte, durch Wort wie Beispiel die Gläubigen entflammend. Immer hervorragender wurde er als Kanzelredner, aus dem Ernst heißesten Empfindens heraus entstanden seine poetischen Vergleiche, durch eine bilderreiche Sprache wußten unterstützt „und was er sprach, wußte er, der der Sprache so mächtig war, in Worte zu kleiden, die seinen Gedanken eine unwiderstehliche Gewalt über das Gemüt seiner Zuhörer gaben", berichtet uns ein Ohrenzeuge. Durch den Verkehr mit der Biedsdahener und Biedricher Gesellschaft, gewann er neue Eindrücke, besonders doch aber schätzte man ihn bei Hofe. Durchdrungen von begeisterter Liebe für das herzogliche Haus und das nassauische Heimatland — die Herborner Studienatmosphäre war sehr geeignet, solche Empfindungen aufkeimen und sich entwickeln zu lassen — hat er stets gewirkt und so schien gerade er als besonders berufen seinem Landesherrn in schweren und ernsten Stunden Trost zu spenden, wie auch die lichtvollen Gestalten heimgegangener Mitglieder der Dynastie durch den Zauber seiner Rede neu zu beleben, in der Erinnerung festzuhalten. So nimmt es uns nicht Wunder, daß er bei dem mit Wunsch der Bürgerschaft zur Stunde der Beisetzung des Herzogs Wilhelm veranstalteten Trauergottesdienste (29. August 1839) die Rede zu halten hatte; auf Befehl des Herzogs Adolf hielt er in der Schloßkapelle zu Biebrich am 10. September 1839 eine Gedächtnispredigt für Nassaus heimgegangenen Herzog. Als am 26. März 1844 Herzog Adolf an der Seite seiner lieblichen, jugendfrischen Gemahlin Elisabeth, Großfürstin von Rußland seinen feierlichen Einzug in die Residenz hielt, war es Schultz vorbehalten, im Namen der nassauischen Geistlichkeit und der Bürgerschaft das junge Herrscherpaar in einer Rede zu begrüßen. Und als kaum nach einem Jahre die junge Herzogin plötzlich aus dem blühenden Leben dahingerafft wurde, fand Schultz eigentliche Worte in seiner Gedächtnispredigt[3]) am 27. Februar 1845 (in der Hof- und Stadtkirche zu Wiesbaden). „Christus allein" war sein Wahlspruch, und durchdrungen von dem milden Zauber dieser Persönlichkeit, die er in den Mittelpunkt aller Glaubens- wie Herzenstrosten stellte, hat Schultz manches gewichtige Wort niedergelegt. Wie kein anderer erfaßte er den Geist des Evangeliums, erfüllt von dieser lebendigen, segenspendenden Kraft, freie Fortdauung in der Schrift war sein Grundsatz, das erschien ihm als die beste Errungenschaft der Reformation. „Als ein echter Sohn dieser Kirche mit seiner Erkenntnis dankbar auf dem Bekenntnis unserer Väter stehend, suchte er von diesem Grunde aus, unter dem Beistand des in aller Wahrheit leitenden Geistes immer weiter zu dringen," so bekennt sein Freund Prälat D. Zimmermann (Darmstadt) von ihm, „und in allem an dem immer heranzuwachsen, welcher das Haupt ist, Christus." Den Streitfragen der theoretischen Theologie stand Schultz fernet — seine Zeit war auch nicht so reich an solchen Kämpfen, wie die unsrige — sein Gemüthen galt ihm dabei' als ausschlaggebend. Mit ganzer Überzeugung Anhänger der nassauischen Union lieh er ihr beredten Ausdruck in seiner Predigt über den „Gemeinsinn in der evangelischen Kirche" (am Reformationsfeste 1841).

Tatsache Jahr brachte ihm seine Ernennung zum ersten Stadtpfarrer von Wiesbaden, auch wurde er Dekan desselben Bezirks (als Nachfolger des Geheimen Kirchenrats Wilhelmi). 1842 hatte ihn der Herzog den Charakter als Kirchenrat verliehen, 1851 war er Mitglied der Prüfungskommission für die Standidaten der Theologie. Er war allgemein anerkannt, beliebt und geschätzt; sein Ruhm als Kanzelredner und Seelsorger konnte als unbestritten bezeichnet werden.

Ein Markstein in seinem Leben ist die Gründung des Gustav Adolf-Vereins in Nassau (1843). Mit heller Begeisterung und opferwilliger Hingabe war er für diese große Sache tätig, ihm ist das Zustandekommen hauptsächlich zu verdanken. Als Direktor trat er an dessen Spitze, bald wußte man ihn auch zum Mitgliede des Gesamtvorstandes in Leipzig. Über die ganze deutsche Heimat konnte er jetzt seine Wirksamkeit ausdehnen, mit den ausgezeichnetsten Männern trat er in Verbindung, mannigfache Anregungen gewährten ihm die Versammlungen des Vereins im Süden und Norden, auf denen er oft zu gründender Rede das Wort ergriff. Unvergessen sind ebenfalls seine Verdienste um die nassauische Gustav Adolf-Stiftung; er stand auf der Höhe seines Schaffens.

Schriftstellerisch ist Schultz vielfach, und zwar mit Erfolg tätig gewesen. Hauptsächlich bestehen wir von ihm Predigten; als Geistlicher zu Weilmünster publizierte er zusammen mit Dr. Otto (später Seminardirektor), die Nassauischen Predigerarbeiten, deren erstes Heft 1835 zu Weilburg erschien. Eine Sammlung seiner Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres", dürfte

---

[1]) Gedruckt und Predigten: Wiesbaden bei Wilhelm Roth 1856; Rolle in der Nassauischen Allgemeinen Zeitung Nr. 92 vom 8. April 1856; Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, Eigenbild-Stuttgart 1877, II. Bd. p. 381. Gedenkblätter: Rheinischer Kurier Nr. 171 vom 3. April 1906; Evangelisches Gemeindeblatt Nr. 13 vom 1. April 1906.

[2]) Herrn Dekan Bickel, Frau Geheimrat R. Freienstein und Frl. Ruthmann in Wiesbaden, welche den Verstorbenen persönlich kannten, sei für ihre freundliche Unterstützung verbindlichster Dank an dieser Stelle ausgesprochen.

[3]) Geboren und Predigten: Wiesbaden bei Wilhelm Roth 1856; Rolle in der Nassauischen Allgemeinen Zeitung Nr. 92 vom 8. April 1856; Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, Eigenbild-Stuttgart 1877, II. Bd. p. 381. Gedenkblätter: Rheinischer Kurier Nr. 171 vom 3. April 1906; Evangelisches Gemeindeblatt Nr. 13 vom 1. April 1906.

[4]) Die genannten Reden sind sämtlich bei L. Schellenberg zu Wiesbaden zum Druck erschienen.

Digitized by Google

wohl als das Bedeutendste auszusprechen sein, was er auf diesem Gebiete geleistet hat.*) In lichtvoller Klarheit und Einfachheit treten uns da seine Ideen entgegen, überzeugend wirkend in formendschönem Vortrage. Ein Neudruck derselben wäre sehr erwünscht; Schulz' Gedächtnis würde dadurch in der würdigsten Weise aufgefrischt. Mit seinem Freunde Karl Zimmermann in Darmstadt redigierte Schulz „Die Sonntagsfeier, wöchentliche Blätter für Kanzelberedsamkeit und Erbauung", von denen uns 5 Bände vorliegen; manchen wertvollen Beitrag dazu hat er geliefert. Eine Monographie Luthers zu schreiben, schwebte ihm seit langem vor. Doch das Material häufte sich ganz gewaltig an, so daß er erst in den letzten Lebensjahren damit beginnen konnte. Mit wie leuchtenden Farben würde er den Kampf der Reformationszeit uns vor Augen gestellt haben! Doch leider ereilte ihn der Tod über dieser Arbeit.

Erst in späteren Jahren zeigte sich bei Schulz das dichterische Talent, obgleich seine gelamten Reden poetisch umflossen waren. Da plötzlich brach jene geheimnisvolle Gestaltungskraft mit Macht hervor, von seiner feurigen Phantasie geweckt und befördert: mit Leichtigkeit warf der über 40jährige die Verse aufs Papier; hauptsächlich gelang es ihm in der episch-lyrischen Dichtungsgattung, wohingegen er das einfache Lied weniger pflegte. Reden seinen vielen Gelegenheitsgedichten — so Hymnen anläßlich der Konfirmation, welche in der Kirche gesungen wurden — sind uns balladenartige Behandlungen naivfeierlicher Persönlichkeiten erhalten. Besonderes Interesse dem Schicksal König Adolfs von Nassau entgegenbringend, nahm er ihn, dem romantischen Zuge der Zeit folgend, zum Mittelpunkte eines größeren Zyklus, von welchem einzelne Bilder, wie die Schlacht bei Göllheim, die Klage Imagina in der Gruft Speyer, in großem Stil angelegt, mit reichem Stimmungsgehalt durchsättigt, von seiner poetischen Begabung ein glänzendes Zeugnis ablegen. Auch hier griff die kalte Hand des Todes unbarmherzig hinein: die Dichtung ist Fragment geblieben, und nicht veröffentlicht worden. Nur ein größeres Werk gelangte unter das Publikum; es ist ein Gedicht in dreizehn Gesängen, betitelt „Der Rhein" (Leipzig, Georg Wigands Verlag 1855), das seiner schöpferischen Ader alle Ehre macht. Er schildert darin den Lauf des schönen Stroms, indem er ihn vollkommen als Persönlichkeit auffaßt. Überall spüren wir den Hauch eines idealen, hochfliegenden Geistes, der, entzückt von der Schönheit und den Zaubern des Stromes, schwärmt und in Wonne schwelgt. Diese reine Begeisterung, in edle Formen gegossen, wirkt geradezu erhebend und läßt auch manche kleinere Mängel übersehen. Doch hören wir selber, welche Töne unser Strom seiner Leier entlockte:

„Wie Traumgestalt und Dichterbild,
Anmutig, lachend, bitter, wild,
Hier finstre Schlucht, dort heil're Au',
Dort Garten, blumenübergossen,
Hier Kluft, von Klippen eingeschlossen,
Hier erbenumgegrabne Hügelland,
Dort trümmergekrönte Felsenwand,
Als hätt' ein Dichter es geträumt,
So ist das Thal, vom Rhein beschäumt."

So begleitet er ihn von dem Alpenschnee bis zum Meere, und in diesem letzten Gesange (betitelt: Der Greis) ist es gleichsam wie ein Auslingen in seligem Frieden:

„Da liegt das Meer! Es wogt und flutet
Vom letzten Sonnenstrahl umglutet!
Tief hat die Sonne sich geneigt,
Und auf den grauen Wellen schimmernd
In Gold- und Purpurfarben bricht,
Allmählich sterbend und verglimmend,
Im Meere sich ihr letztes Licht."

Auch der Sonne seines Geistes, so reich an edlen Gaben, sollte bald der Untergang bescheiden sein. Wer hätte ahnen können, daß er, im Vollbesitze seiner Kraft, im blühendsten Schaffen und Wirken, so früh das Zeitliche zu segnen bestimmt wäre!

Die Gießener Theologenfakultät ernannte ihn 1854 aus freiem Antriebe zum Doktor der Theologie honoris causa. Eifrig beschäftigt mit den dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten, nicht minder besorgt um seine Gemeinde, nahte ihm das Jahr 1856 heran. Am Ostersonntage hielt er noch eine begeisterte Predigt (30. März) über das Wort „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden"; eine leichte Erkältung nahm bald darauf eine schlimme Wendung, Lungenentzündung stellte sich ein, und am 4. April, nachmittags 4 Uhr, hauchte der Edle seine Seele aus. Sein plötzliches Hinscheiden erweckte die größte Teilnahme nicht nur in Wiesbaden, sondern in ganz Nassau. Man konnte kaum begreifen, daß der treue, sorgende Seelenhirt nicht mehr unter den Lebenden weilte, ein tückisches Geschick ihn der Gemeinde entrissen habe! Am Sonntag, den 6. April wurde seine Leiche im vollen geistlichen Ornat im Pfarrhause aufgebahrt; reicher Blumenschmuck, die letzten Zeichen der Liebe und Verehrung, wurde ihm dargebracht. Seine zahlreichen Freunde, Verehrer und Schüler nahmen hier von ihm Abschied; ruhig und freundlich ernst waren seine Züge, sie schienen nicht einem Toten, aber einem sanft in dem Herrn Entschlafenen anzugehören, berichtet uns ein Augenzeuge. Einen unbeschreiblich erhebenden Eindruck machte diese Szene auf alle.

Das feierliche Leichenbegängnis fand am Montag, den 7. April um 9½ Uhr statt: die Beteiligung war eine allgemeine; hier kam so recht die Verehrung, welche er genoß, zum Ausdruck. Die Spitzen der Regierung, wie der Stadt, Flügeladjutanten des Herzogs, die gesamte hiesige und viele Mitglieder der auswärtigen evangelischen Geistlichkeit folgten dem Sarge. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß auch alle katholischen Geistlichen von Wiesbaden sich an der Feier beteiligten, gewiß ein Zeichen des jederzeit toleranten und echt humanen Wirkens des Dahingeschiedenen, das nur auf das wahrhaft Christliche gerichtet war. Geheimer Kirchenrat Wilhelmi (der spätere Landesbischof) sprach am Grabe ergreifende Worte.

Freunde und Verehrer des Verewigten faßten am 9. April den Entschluß, ihm ein würdiges Grabdenkmal zu errichten. Hofbildhauer Professor Hopfgarten wurde mit der Ausführung beauftragt, und seinem Meißel verdanken wir die treffliche Büste, die sich auf dem alten Wiesbadener Friedhof befindet.

Schulz war ein stattlicher Mann von kräftigem Gliederbau. Eine offene, freie Stirne und große, lebhafte Augen zeigten seine Energie, ein Zug liebevollen Wohlwollens umspielte den feinen Mund. „Die ganze Erscheinung trug, besonders in den spätern Lebensjahren", so schreibt sein Freund Zimmermann, „das Gepräge eines milden Ernstes, aus dem eine herzgewinnende, ungekünstelte Freundlichkeit hindurchleuchtete." Von Grund aus ein ernster, aufrichtiger Charakter, haßte er alle Falschheit in Taten, wie Worten, sprach sich mit seltener Freimütigkeit und Offenheit aus, wobei sein lebhaftes Temperament den Grundzug bildete. Stets bereit anderen zu helfen, verlieh ihn selten jemand ohne freundlichen Bescheid und Rat. Glücklich ist sein zufriedenes Gemüt zu preisen, das mit dem Einfachsten gern vorlieb nahm: ein treuer Freund seinen Freunden, oder Geselligkeit nicht abhold, bescheiden und einfach ist er durch die Welt gegangen, ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn.

*) Der erste Band dieses im Verlage der J. A. Hasselschen Buchhandlung zu Wiesbaden herausgegebenen Werkes erschien 1849, der zweite 1850.

# Der Schulmeister-Friedel.

9) Von J. Brumm. (8. Fortsetzung.)

Längst war Mitternacht vorüber, als die beiden Männer ihren Kajüten zueilten.

Noch manche Stunde hat sie auf ihrer Heimreise das mißliche Geschick des Vaterlandes beschäftigt und mehr und mehr in ihnen die Hoffnung erweckt, daß auch ihm wieder bessere Zeiten winken würden. . . .

Digitized by Google

Friedel konnte die innere Erregung nicht mehr bewältigen. Er wandte sich ab und eilte in seine Kajüte, wo er seinen Tränen freien Lauf ließ.

Zwei Tage später trafen Mister Schmitz und Friedel auf Deck zusammen. Die beiden Männer begrüßten sich wie alte Freunde und schüttelten sich fest die Hände.

„Nun unternehmen wir eine gemeinsame Abendpromenade, Mister Herrchen; die Luft ist so einladend, das Meer so still."

„Eine Wohltat für meine Nerven, die im letzten Jahre so schrecklich gelitten haben. Ich freue mich ordentlich, daß die Seereise mehrere Wochen andauert und hoffe in Ihrer Begleitung noch manche angenehme Stunde verleben zu können. Doch wohin reisen Sie, wenn ich fragen darf, Mister Schmitz?"

„Ich bin in der Nähe von Kassel zu Hause."

„Ein Hesse also; trifft sich das aber gut; wir können bis Gießen zusammenreisen; mein Weg geht nach der Dill, ins Nassauische. Es soll in der Heimat nicht gut aussehen."

„Wie die letzten Briefe mir berichten, die ich empfangen habe. Unser Kurfürst hat einen großen Fehler gemacht."

„Welchen?"

„Sehen Sie, noch im Jahre 1792 haben die hessischen Soldaten Schulter an Schulter mit den Preußen gegen die Franzosen gekämpft und 1793 mit den Engländern und nicht ohne Erfolg. Seit 1795 hat der Kurfürst Frieden geschlossen und sich im vorigen Jahre im Entscheidungskampfe zwischen Preußen und Frankreich neutral verhalten. Die Preußen hätten gewinnen können wenn die Hessen und Nassauer geholfen hätten."

„Haben denn die Preußen verloren? Das erste, was ich höre!" rief Friedel ganz erschrocken.

„Freilich haben sie verloren. Ich weiß nicht auswendig, wie die Schlachtorte heißen, aber gründlich sind sie besiegt worden und wissen Sie auch das End' vom Lied?"

„Und das wäre?"

„Der Napoleon hat dem Kurfürsten von Hessen gesagt, nachdem er Preußen besiegt hatte, er wäre auch ein heimlicher Feind von ihm; er hätt' ihm in den Rücken fallen wollen, und nur weil er Sieger geblieben im Kampfe mit Preußen, hätten sich die Hessen ruhig verhalten."

„Ist es denn bei diesem Verweis geblieben?"

„Ach, was! Der General Mortier ist einzogen, der Kurfürst hat das Land verlassen, und Kassel ist von französischen Truppen besetzt."

„Etwas ähnliches hat mir auch mein Meister geschrieben. Nassau-Oranien wäre ganz französisch."

„Das ist schon möglich, Kurhessen und Nassau grenzen doch aneinander. Ich hätte ja in diesem Jahre die weite Reise von Amerika nach Deutschland gar nicht gemacht; aber weil ich noch manchen braven Vetter im Lande habe, hielt ich es für meine Pflicht, einmal zu sehen, wie es daheim geht und steht."

„Da wird einem wirklich die Zeit lange, bis man an Land kommt und etwas Gewisses erfährt."

„Es geht mir gerade so. Wahr ist die Sache schon; das steht fest."

„Da kann man sehen, wie es mit den Fürsten und Völkern geht."

„Ja, wenn sie einig sind, die Völker! Mein alter Schullehrer, mit dem ich sehr konnt war, hat mir geschrieben, daß nur die Uneinigkeit der deutschen Stämme am ganzen Unglück schuld sei. Von Preußen wollten die meisten nichts wissen; sie hätten sich lieber Napoleon angeschlossen; andere wieder gingen ihre eigenen Wege."

„Das war ja von jeher Deutschlands Unglück: die Uneinigkeit; jedes Blatt der Geschichte lehrt das. Aber fest steht es auch, daß die Sache nicht so bleibt. Der Napoleon kommt auch wieder herunter vom Bock. Die Pilze, die so über Nacht aus dem Erdreich emporschießen, leben nicht lang."

„Schon recht, aber es wird immerhin einen schweren Kampf kosten."

„Die Freiheit muß allemal erkämpft werden; das ist einmal nicht anders. Ich halte das für eine süße und ehrenvolle Aufgabe eines Volkes, des Schweißes der Edelsten wert."

„Auch meine Meinung. Lieber den Untergang wählen, als in Knechtschaft leben und einem Fremden dienen. Wenn ich frei und ledig wäre und nicht Frau und Kinder drüben hätte, kämpfen würde ich daheim für die Freiheit und nicht eher ruhen, bis der letzte Franzose aus dem Lande wäre."

„Meine Lebensaufgabe wird es fortan sein, Mister Schmitz, mich hindert nichts, dem Feind in den Arm zu fallen, weder Weib, noch Kind. Bis zum letzten Atemzuge weihe ich fortan Herz und Hand dem Vaterlande."

„Schön, junger Mann, das gefällt mir und Gott verläßt keinen braven Deutschen; er ist mit uns!"

Anfangs Juli landete die „Europa" in Hamburg. Hier wurde den beiden Reisegefährten durch die Tagesblätter die Gewißheit, daß auch die letzte Hoffnungssäule im Kampfe gegen Napoleon, Preußen, gebrochen, und der König genötigt sei, einen schmachvollen Frieden zu schließen. Ohne längeren Aufenthalt zu nehmen, setzten die beiden Landsleute ihre Reise fort, und waren nicht wenig erstaunt, allenthalben französischen Truppen zu begegnen. Manche Landesteile schienen ihnen reine ausländische Truppenlager zu sein. In drei Tagen erreichte man Gießen, wo Meister Schmitz sich herzlichst von Friedel verabschiedete, und ihm das Versprechen abnahm, die Freundschaft durch brieflichen Verkehr weiter zu pflegen, was letzterer auch sicher zusagte.

Anderen Tags, in aller Frühe, bestieg der Friedel in Gießen einen flotten Doppelspänner und in raschem Tempo ging's der Vaterstadt entgegen, deren altersgraue Türme ihm um die Mittagszeit ihre ersten Grüße zuwinkten. Je näher er der Stadt kam, um so größer wurde seine innere Erregung und aus dem Herzen kam es leise über seine Lippen:

„In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch;
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein anderes doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang der Glocke Läuten,
Die Wälder rauschten von der Höh'!

Doch vor dem Haus, wo mich vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebaren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
„Flieh', fliehe, ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr."

Eine Träne perlte in Friedels Auge.

„Sie sind fort und doch finde ich vielleicht noch ein treues Herz. Fahr' zu, Kutscher, daß wir die Stadt erreichen!"

Im Raum einer Viertelstunde hielt der Wagen an der Barriere des Tores. „Monsieur, Sie müssen deklarieren; was führen Sie in Ihren Koffern?"

Im Nu lagen die Koffer auf dem Boden und wurden ins Dienstgebäude der Wache geschleppt.

Friedel wußte nicht, wie ihm geschah. Er fol.te und erbat nach seinem Eintritt beim Zollamt lebhaften Protest gegen eine derartige Behandlung. „Meine Herren," sagte er, „seit nahezu zwei Jahrzehnten bereise ich die Welt und komme eben als amerikanischer Staatsbürger in meine frühere Heimat; aber eine derartige Behandlung habe ich noch nicht erfahren. Ich verbitte mir das, sonst werde ich Mittel und Wege wissen, daß anständigere Beamte das deutsche Volk bedienen.

So etwas war den Herren noch nicht vorgekommen. Sie sagten sich aber: Der Fremde hat recht, und der Kontrolleur hat für die Unterbeamten höflichst um Verzeihung.

„Mein Herr", fuhr er dann fort, „wir haben, bevor Sie die Stadt betreten, einige Formalitäten zu erledigen."

Er nahm ein Formular zur Hand und schrieb: „Votre nom? — Friedrich Herrchen; votre résidence? — Philadelphia? le lieu du chargement des marchandises — Philadelphia; celui de la destination des marchandises — Dillenburg; l'espèce et le poids des marchandises — Verschiedenes und hier das Gewicht"; sagte Friedel, indem er einen Passagierschein hinreichte.

„Merci, bien, mein Herr."

Friedel zahlte die Akzise und konnte nun seine Fahrt fortsetzen. Indem er dem Kutscher stets Weisung gab, gelangte man glücklich in die Hintergasse, die für die Einfahrt kaum breit genug war.

„Halten!" rief da plötzlich Friedel. Er sprang aus dem Wagen, öffnete die kleine wohlbekannte Tür am Hause seines Lehrmeisters und trat ein.

Durch die Vorfahrt des Wagens waren die Hausbewohner aufmerksam geworden, und mehrere Personen kamen eiligen Schrittes die Stiegen herunter, allen voran der Baderfrit, dem eine frohe Ahnung die Füße geweckt hatte, und den Schritt beflügelte. Er stürzte in den Laden, und Hand in Hand, Aug' in Auge standen einen Augenblick der Greis und der Mann einander gegenüber.

„Bist du es, oder bist du es nicht?" brach der Greis das Schweigen.

„Friedel Herrchen, mein Name." „Du bist's also wirklich! Komm', laß dich küssen, mein Junge. Leni, es ist der Friedel, der Friedel, wie er leibt und lebt, guck ihm nur in die Augen!"

„Wahrhaftig, er ist es! Gott, Jung', wie hast du dich verändert und so staats! Ich hätt' dich nicht wieder erkannt."

„Es ist auch schon lang her, Mutter." „Wieviel Jahr' bist du fortgewesen?"

„Fünfzehn Jahre, Mutter."

„Man sieht's an unsern Kindern. Siehst du, Friedel, das ist das Lieschen und dies hier das Nettchen. Kannst du sie dir noch vorstellen; gelt, wie sind die groß geworden!"

Friedel reichte allen die Hand, wunderte sich nicht wenig über ihr stattliches Aussehen und versprach ihnen reichliche Geschenke, die er in seinen Koffern, die inzwischen durch den Kutscher und den Baderfrit ins Zimmer befördert worden waren, mitführe.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Friedels Heimkehr in der Nachbarschaft, und von allen Seiten drängten sich die Nachbarn herzu, um den Weitgereisten zu sehen. Selbstverständlich waren der Schreinerlips und der Gerberfranz mit die ersten. Der Heimgekehrte wurde mit tausend Fragen bestürmt, vor deren Beantwortung er sich schließlich in die Weise sicherte, daß er sich in sein Privatzimmer zurückzog.

### 8. Im Joch der Knechtschaft.

Der Friedel fand noch seiner Rückkehr hinsichtlich der Freundschaft in der Heimat alles das bestätigt, was ihm der Baderfrit geschrieben und sein Reisegefährte Schmitz auf der Ozeanfahrt erzählt hatte. Was er noch nicht wußte, das erfuhr er noch und noch von den alten lieben Freunden, die ihn immer und immer wieder aufsuchten, vom Schreinerlips, Gerberfranz und Baderfrit. Oft saß das polnische Quartett bis in die tiefe Nacht hinein beisammen, um die Meinungen gegenseitig auszutauschen. Friedel erzählte aus der neuen Welt, die drei alten Freunde berichteten aus der alten. Daß es dabei nicht immer sanft und zart herging, läßt sich denken.

Eines Abends war man auch wieder einmal zusammengekommen und der Schreinerlips richtig im Feuer. Er hatte morgens einen Extra-Steuerzettel bekommen und die Forderungen in diesem, die meist französische Bezeichnungen trugen, gingen ihm denn doch wider den Strich. „Ist es nicht eine Schande," sagte er mit zorniger Miene, „daß man fortwährend mit neuen Steuern kommt? Früher hatt' ich im ganzen Jahre drei Gulden zu bezahlen, und jetzt hab' ich schon sechzehn Gulden aufbringen müssen. Wer weiß, ob es die letzte Forderung für dieses Jahr ist? Vielleicht kommt der Hussier um Weihnachten noch einmal."

„Es ist zu stark, du hast recht, Lips," fuhr der Gerberfranz fort, „man weiß nicht, wie man's Geld auf- und beibringen soll."

„Wenn als die Geschäfte noch so gingen, wie früher," setzte der Baderfrit hinzu.

„Je, dann ließ man sichs noch gefallen," meinte der Schreinerlips, „aber unser blühender Gewerbe-

Digitized by Google

fleiß ist dahin, und unser Handel geht dem Untergang entgegen."

„Ihr redet mir da aber schöne Sachen vor," bemerkte der Friedel, der bis jetzt still dem aufgeregten Gespräche gelauscht hatte.

„Ja, lieber Friedel, das ist noch lang nicht alles. Man nimmt uns unsere nationale Sprache, man entehrt unsere Sitten, mißbraucht unsere Weiber und Töchter! Erbärmliche Volksgenossen wetteifern mit den Fremden, um uns zu bedrücken und tasten unsere geheimsten und geheiligsten Verhältnisse an, ohne daß ihnen jemand wehrt. Ist das nicht schrecklich?"

„Du hast recht, lieber Freund, derartige Vorkommnisse im Leben einer Nation schreien nach Rache. Unbilliges erträgt kein edles Herz. Fluch den Tyrannen und ihrer feigen Brut, die sich willig in ihre Dienste stellt, um gute Tage zu sehen! Fluch den eigenen Volksgenossen, die ihre Hand bieten zur Unterdrückung der Brüder; ihr Tun ist verwerflicher als das der Fremden!"

„So ist es!" riefen die Männer.

„In alten Zeiten hat's Verräter gegeben," fuhr der Friedel fort, „elende, nichtswürdige Speichellecker und Sklavenmatratzen, die den Tyrannen willig Dienste leisten, und seien es die entehrendsten, wenn es ihnen nur vergönnt ist, vor ihnen auf dem Bauche rutschen zu dürfen. Diese Verräter sind elender, als die offenen Feinde!"

„Ganz richtig, Friedel, man sieht es hier klar und deutlich. Die Franzosen sind gewiß schlimm und rücksichtslos, aber die Unsern, soweit sie in des Kaisers Diensten stehen, sind's nicht minder. Glaub' mir's Friedel, ich hab's erlebt," versetzte der Lips.

„Nun sag' mir aber einer, was ist denn da zu tun?" meinte der Gerberfranz.

„Laßt mich einmal reden," rief der Baderfritz dazwischen, „ich hatte immer noch geboft, daß Preußen dem Napoleon gewachsen wäre. Der Alte Fritz hat die ganze Welt befiegt und da dachte ich, die Preußen würden mit dem Napoleon allein schon fertig werden. Aber man hat gesehen, wie es gegangen ist."

„Und wie! das weißt du noch nicht, Friedel; kurz und klein hat der Napoleon die Preußen gehauen und ihnen das halbe Land abgenommen und viel Geld. Es hat dieser Tage ihr Matt gestanden."

(Fortsetzung folgt.)

## Bisellen.

**Der älteste Sinn des apostolischen Symbols in Nassau.**

Wenn nicht alles trügt, besitzen wir in dem Empfehlungsschreiben, welches Papst Gregor III. im Jahre 739 dem Erzbischof Bonifatius u. a. auch an Fürsten und Volk der Hattuarier, Bedrewer und Logmarer, d. h. die Anwohner der Weiter, Werre und Lahn mit auf den Weg gab, ein wertvolles Dokument, das geeignet ist, ein neues Licht auf die Frage nach dem ältesten Sinn des viel umstrittenen Artikels von der communio sanctorum im apostolischen Glaubensbekenntnis zu werfen. Bei der hohen Bedeutung, welche dem Symbol des Bonifatius in der Kirchenzwischichte zukommt (Siehe Kattenbusch. Das apostol. Symbol, Lpz. 1900 II. S. 821 f.), dürfte diese bisher m. W. noch nicht beachtete Quelle nicht nur für die Erforschung der Nassovia sacra von Interesse sein.

Nachdem der Papst in dem genannten Sendschreiben die deutschen Christen ermahnt hat, aller Abgötterei zu entsagen, fordert er sie auf, sich vielmehr mit ganzem Herzen zu Gott zu bekehren, ihn anzubeten und zu verehren, memoriis sanctorum communicantes, ut ait apostolus. Was soll das heißen?

Daß es nicht mit Füßen, Sämtl. Schriften des heil. Bonifatius, Regensburg 1859, I. S. 110 übersetzt werden kann: „indem ihr euch der Heiligen (eurer Mitchristen) annehmet, wie der Apostel sagt (Röm. 12, 13)," liegt auf der Hand. Diese Übersetzung ist nur aus der Verlegenheit zu erklären, daß sich ein entsprechendes Zitat in Bibel gar nicht findet. Die einzige Stelle, wo in der Vulgata etwas ähnliches vorkommt, steht allerdings Act. 12, 13: necessitatibus sanctorum communicantes als Übersetzung des Urtextes τοις χρειαις των αγιων κοινωνουντες (Luther: Nehmet euch der Heiligen Notdurft an!) In diesem ursprünglichen Sinn paßt das Zitat aber gar nicht in den Zusammenhang. Äußerdem bleibt völlig unerklärt, wie aus necessitatibus sanctorum hat memoriis sanctorum werden können.

Was wir unter memoriae sanctorum zu verstehen haben, lehrt uns Du Cange, der zu memoriae bemerkt: „Dicta praesertim Christianis Oratoria, in quibus recondunntur Sanctorum corpora; interdum ipsa reliquiarum conditoria" und dazu aus Augustinus contra Faustum Manichaeum Kap. 21 die Stelle anführt: Populus christianus Memorias Martyrum religiosa solemnitate concelebrat et ad excitandam imitationem et ut meritis eorum consocietur atque orationibus adiuvetur: ita tamen ut nulli Martyrum. sed ipsi Deo Martyrum sacrificemus, quamvis in Memoriis Martyrum constituamus altaria. Nach dem allem sind die sancti im Briefe Gregors nicht mehr die noltebenden Mitchristen des Apostels Paulus, sondern es sind die Heiligen, deren Reliquien in den Kirchen und Kapellen aufbewahrt werden. Diese ihre Gedenkstätte sollen die Christen fleißig besuchen, dadurch ihren Glauben an Gott bekennen und sich zum Kampf des Glaubens stärken.

Wie kommt nun aber der Papst zu dem etwas so ganz anderes bedeutenden Zitat aus dem Römerbrief?

Mir scheint nur folgende Deutung möglich. Das Wort necessitas hatte, worauf mich Herr Dr. Jürges-Wiesbaden in dankenswerter Weise aufmerksam gemacht hat, schon zu Ciceros und Caesars Zeit, namentlich in der Rechtssprache, dieselbe Bedeutung wie necessitudo-Freundschaft, Verwandtschaft. Laut man diese Bedeutung von necessitas der Vulgatastelle zu Grunde und liest sie ohne Rücksicht auf den Urtext mit dem Sprachgefühl eines Spätlateiners und mit den Augen eines für Heiligenverehrung eingenommenen Kirchenmannes, so bedeutete die Stelle: „Tretet mit den Heiligen in enge Verbindung!" Und da diese enge Verbindung am sichtbarsten bei dem Besuch ihrer Gräber oder Reliquien möglich ist, so konnte man in der Stelle geradezu die Aufforderung lesen: Besuchet fleißig die Gräber und Reliquien der Heiligen! Ihr tretet dadurch aufs engste in die communio sanctorum ein, werdet necessarii sanctorum. Das entspricht ganz dem damaligen Sinn des Artikels von der communio sanctorum, wie ihn schon Faustus von Reji (†490) kennt, wenn er sagt: Credamus et sanctorum communionem, sed sanctos non tam pro Dei parte, sed pro Dei honore veneremur . . . Colamus in sanctis timorem et amorem Dei, non divinitatem dei . . . Digne ita veneranda sunt, dum nobis dei cultum et futurae vitae desiderium contemptu mortis insinuant. Das war auch bisher schon bekannt; unbekannt war es, daß Röm. 12, 13 als biblische Beweisstelle für die communio sanctorum verwandt wurde. Läßt es sich bis jetzt freilich auch noch nicht erweisen, daß das außer von Papst Gregor III. auch noch von anderer Seite geschah, so ist doch als sicher anzunehmen, daß jedenfalls Bonifatius bei unseren Vorfahren im gleichen Sinn von der „Gemeinschaft der Heiligen" mit Berufung auf den Apostel Paulus gepredigt hat.

Wer die damalige Literatur kennt, wird sich übrigens

Digitized by Google

über solch ein ursprünglich ganz anders gemeintes und dann auch nur aus dem Gedächtnis (memoriis statt necessitatibus) angeführtes Zitat nicht wundern. Haben doch, wie heute jeder aufmerksame Bibelleser weiß, selbst die Evangelisten und Apostel vielfach nicht anders verfahren, ohne die Fehler zu merken, die sie damit begingen. Th. Schneider.

**Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in Nassau.**

Der Bericht der Kommission für das verflossene Jahr bringt folgendes Bemerkenswerte:

Kirnitzen. Seitens der Landesbehörden Diez wurden Entwürfe für die inneren Teile der Klosterkirche angefertigt.

Dausenau. Ein spätgotisches Flügeltor mit Heiligenfiguren ist zwecks Renaurierung einem Frankfurter Bildhauer übergeben worden.

Dillenburg. Die Regierung entschloß sich für die Erhaltung der alten Stadtmauern und beauftragte den Magistrat in diesem Sinne Vorkehrungen zu treffen; einige Stadtmauerteile sind unter Wahrung ihrer Erhaltung in Privatbesitz übergegangen.

Dorchheim. Die Niederlegung der alten Pfarrkirche soll erfolgen; zur Erhaltung einzelner wertvoller Bauteile sind Schritte eingeleitet.

Elfeld. In der mainzischen Bischofsburg ist der Turmsaal wieder hergestellt und die Restaurierung der alten Malereien durch Maler Herzog in Frankfurt a. M. bewirkt worden.

Frankfurt a. M. Das Turmdach der St. Nikolaikirche hat eine Erneuerung, alten Plänen entsprechend, erfahren. In städtischen Besitz ging die Hauptwache über, welche zum Kaffeehaus hergerichtet wurde; von den alten Gefängniszellen erfolgten Aufnahmen. Zum Abbruch der Hofmauer des Gallusthores in Höchst ging Genehmigung ein.

Hachenburg. Mit Rücksicht auf die Erhaltung einiger Altäre der katholischen Pfarrkirche hat man den Erweiterungsbau-Entwurf umgeändert.

Hadamar. Der Winterstall im Schloßhofe (zur Gymnasialaula bestimmt) erfuhr die Abnahme der Stukkaturdecke, sowie Erneuerung des Dachwerks.

Haiger. Die Aufdeckung der Wandmalereien in der Pfarrkirche (Chor) gelangten zum Abschluß; Maler Bayen aus Köln leitete die Arbeiten.

Herborn. Architekt L. Hofmann entwarf Pläne zur Wiederherstellung des (1904 abgebrannten) Dillturms und des Sandtors; ihre Genehmigung ist erfolgt.

Höhn-Uedorf. Es ist beabsichtigt, die alte Pfarrkirche nach Westen zu erweitern.

Idstein. Der nördliche Teil des Schloßflügels ist als Genehmigsheim für Militärangehörige bestimmt worden. Architekt Nonnefeldt leitete die Reinstitutionsarbeiten.

Limburg. Das Ministerium überließ 3000 Mk. für Herstellungsarbeiten am Dom.

Marienstatt. Die Sängerbühne in der Stiftskirche wurde baulich befestigt. Der St. Ursulaaltar soll als Hochaltar Verwendung finden.

Marksburg bei Braubach. Auf dem Hauptturm der Burg ist ein oberes Stockwerk wieder errichtet worden.

Mittelheim. Der innere Anstrich der romanischen Pfarrkirche wurde ausgeführt.

Niederebach. Es wurde der alte romanische Kirchturm zu seiner besseren Erhaltung in den Bau der neuen Pfarrkirche einbezogen.

Oelsberg. Für die Restaurationsarbeiten an der Kapelle sind vom Landesausschuß 500 Mk. Beihilfe gefordert worden.

Rüdesheim. Die Wiederherstellung des Hauptbaues des Brömserhofes ist vollendet.

Westerwaldkreis. Einzelne charakteristische Holzhäuser (auch aus den Kreisen Limburg und Wetzlar) sollen auf Anordnung des Kultusministers von der Kgl. Meßbildanstalt aufgenommen werden. Zur Gründung eines Ortsmuseums in Marienberg wurde staatliche Beihilfe beantragt.

**Die Familie Dilthey.** Zu dieser verdienstlichen biographischen Studie von Laura Koepp erlaube ich mir, noch folgende ergänzende Details mitzuteilen.

Johann Eberwein Dilthey (in der Reihe der fünfte, „Nassovia" Nr. 6). Von ihm sind uns zwei philosophische Dissertationen erhalten: Exercitatio selectarum quaestionum, Herborn 1670 und Disputatio metaphysica: De mensura et mensurato, Herborn 1671.

Philipp Jakob Dilthey (Bruder des vorigen) hat uns ebenfalls zwei Dissertationen, jedoch theologischen Inhalts hinterlassen: Eine Disputatio theologica: De possibili ecclesiae eclipsi, Herborn 1681 und eine Arbeit, betitelt: Triga quaestionum theologicarum, Herborn 1683. Anläßlich des Hinscheidens der beiden nassauischen Prinzen Adolf und Johann Georg (1690) hielt er die im Druck erschienene Leichenpredigt in der „Stadt- und Amtskirche" zu Haiger. Daß zu diesen Zeiten seine Beziehungen zum Hofe noch gute waren, beweist die Tatsache, daß er im folgenden Jahre die Leichenpredigt für die Fürstin Dorothea Elisabeth zu Nassau-Dillenburg, geb. Herzogin von Schlesien († 9. Juni 1691) in der Kirche zu Haiger halten durfte; die Rede ist ebenfalls zu Herborn gedruckt worden.

Samuel Dilthey (in der Reihe der achte, „Nassovia" Nr. 7), 1818 herzogl. Kirchenrat, fungierte 1817 bis 1819 als Schulinspektor für die Gemeinde Diez mit Oranienstein und die Ortschaften des Amts Diez; auf sein Ansuchen wurde ihm Entlassung von diesem posten bewilligt, den alsdann Pfarrer Dickmann zu Diez übernahm. 1821 wurde Dilthey zum Dekan des Bezirks Diez befördert; er starb 18. April 1832 daselbst.

Wilhelm Dilthey (der mittlere Sohn Samuels) gutcht Antmann zu Hadamar, starb am 30. Juni 1862, nachdem ihn der Herzog im Februar desselben Jahres durch Verleihung des Wolfsordens 4. Klasse ausgezeichnet hatte.

Maximilian (mit seinem vollen Namen Maximilian August Friedrich) Dilthey (Samuels ältester Sohn) bestand 1826 das Staatsexamen und wurde unter die Kandidaten der Theologie aufgenommen; Oktober 1828 wurde er zum Vikar in Merzhausen (als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Pfarrers Roll (nicht Fischer) ernannt, doch bereits im Dezember dieses „sonst ertragreiche Jahr verlegte nach Weilburg; 1831 rückt er den Titel Pfarrer, 1841 im Mai versieh ihn der Herzog den Charakter als Kirchenrat, 1855 wurde er pensioniert. Hofprediger, 1864 zum Oberhofprediger ernannt; 1866 bis 1868 fungierte er als Dirigent der Realschule zu Biebrich, avancierte zum Dilthey Schulinspektor für Wiesbaden-Biebrich und Mitglied des Evangel. Kirchenrats des Herzogtums. — über seine Predigten sei noch bemerkt: Die Rede „Der brave Soldat" wurde am 14. September 1854 beim Militärgottesdienst im Lager bei Hofheim (nicht Höchst) gehalten (gedruckt bei W. Friedrich, Wiesbaden). Die Leichenrede auf Herzogin Pauline hielt Dilthey auf dem Friedhofe am 12. Juli 1856 (gedruckt bei W. Roth, Wiesbaden). Freiherr August Marschall von Bieberstein war Leutnant im Jägerbataillon zu Biebrich; die Rede wurde auf dem Wiesbadener Friedhofe am 10. Februar 1866 gehalten (gedruckt bei A. Stein, Wiesbaden). Es liegen ferner von Predigten im Druck vor: Trauerpredigt zum Gedächtnis der Herzogin Elisabeth von Nassau, 1845. Rede am Grabe des am 16. Oktober 1857 entschlafenen Medizinalrates Dr. Fritz Willett. Beide Reden sind bei L. Schellenberg zu Wiesbaden gedruckt.

Wilhelm Dilthey bestand 1855 das Staatsexamen und wurde in die Zahl der Kandidaten der Theologie aufgenommen.

Maximilian Dilthey bestand 1864 das Staatsexamen, wurde Kandidat der Rechts- und Staatswissenschaften, bereits im März desselben Jahres zum Hofgerichtsadjunkt zu Dillenburg ernannt.

Lothar Lüstner.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Die neugierigen Frauen.** Musikalische Komödie in 3 Aufzügen nach C. Goldoni von Luigi Bugana. Deutsch von Hermann Teibler. Musik von Ermanno Wolf-Ferrari. — Eine Anzahl venezianischer Bürger der letzten Dezennien der sterbenden Republik (Rokokogeit) hat sich heimlich zusammengetan, um Weltereich und Sonst zu amüsieren, „lasend gut zu leben", d. h. zu essen und zu trinken. Ihre Frauen, Tochter und Braute wittern unter der Geheimtuerei alles mögliche und versuchen, unter allen Umständen das Geheimnis zu ergründen, was ihnen denn auch schließlich gelingt, sie aber in arge Täuschung stürzt. Für ein Gol-

Digitized by Google

doni-Lustspiel in burlesk-komischer Manier ganz nett, aber in moderner Bearbeitung mit Herübernahme der Typen der alten Burleske: Arlechino, Pantalone und Colombine zu fremdartig, oft zu derb und mitunter langweilig wirkt. Dazu sagt die Musik nicht recht zu; sie ist wohl geschickt und raffiniert erfonnen, aber nicht eigenartig und entleiht anderen Spielopern manches. Die Sangerrollen sind mannigfal sehr schwer und verlangen eine zungenbrechende Gewandtheit und Schnelligkeit.

Sowohl Prof. Mannstaedt als auch Dr. Braumüller hatten sich bemüht, die Komödie genießbar zu machen, und die Künstler spielten und sangen mit einem wahren Feuereifer und mit solcher Sicherheit auch in den schwierigsten Passagen. Dies gilt nicht nur von den Damen Schröder-Kaminsky (Beatrice), Müller (Rosaura), Hanger (Eleonora) und Hans (als Colombina allerliebst), sondern auch von den Herren Schwegler (Clarino), Sommer (Florindo), Geisse-Winkel (Lelio), Frederich (Leandro), Engelmann (Pantalone) und Adam (dem drolligen Arlechino). Auch die übrigen Mitglieder der „Amicitia" waren wasser ihre Schuldigkeit. Ihrer wahrhaft glanzenden Leistung galt der Beifall, mit dem Stück. Dazu kam die entzückende Dekorierung und Ausstattung durch unsere Bühnenkünstler Schick und Ritzche, die eine prachtige Illusion schufen.

## Literatur.

* **Die Aufgaben der Deutschen in Österreich.** Von Dr. A. von Peez. 66 S. Wien, Verlag des Verfassers. — Dr. von Peez, ein geborener Nassauer, ist ein durch gründliche Reflexion und reiche Erfahrung gereifter, achtungsgebietender Politiker. Ihm macht gleich seinem alten Kaiser am Abende des Lebens die Lage seiner zweiten Heimat viele Sorge. Wie bisher vertritt er auch in der vorliegenden Schrift die Ansicht, das Deutschtum in Österreich sei dasjenige Element, das zur Erhaltung der Gesamtmonarchie vorzüglich befähigt und berufen sei. An der Hand der Geschichte weist er das nach, und zeigt darauf hin, welche gewaltige Aufgabe der Donaukaiserstaat hat und wie er sie erfüllen kann. Interessant ist es zu verfolgen, welche Möglichkeiten für die künftige Gestaltung des Verhältnisses von Österreich zu Ungarn von Peez angedeutet werden. Diese Möglichkeiten bleiben auch angesichts der unlängst erschienenen — notwitz nur temporären — Ausgleichs bestehen. Die mit warmem Herzen geschriebene, von hingebender Liebe zu Stamm und Reich zeugende Schrift, sei allen deutsch Denkenden und Fühlenden empfohlen.

* **Die Bedeutung von Friedrich List für die Gegenwart.** Von Dr. A. von Peez. 30 S. Wien, M. Novegen. — Dies nicht minder interessante Schriftchen desselben Verfassers (Vortrag, in einer Reihe von Vororten Wiens und dort selbst gehalten) gibt dem in Anstehen durch eigene Kraft zum Leben geschiedenen hochbedeutenden Nationalökonomen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In treffender, angiehender Weise versteht es Peez, Parallelen zwischen Lists Anschauungen und denen heutiger Politiker zu ziehen. So finden wir u. a. den Gedanken der politischen und wirtschaftlichen Koalition der Kontinentalmächte gegen England wieder, die dieses zum Anschlusse zwingen soll, entgegen außereuropäischen Mächten. Wir finden auch die Notwendigkeit des Zusammenschlusses Österreichs und Preußens (d. Deutschlands) begründet. U. s. w. Möchte man auf diese Stimmen aus der Vergangenheit hören und auch den Darlegungen des Verfassers Beachtung schenken.

## Neues aus Nassau.

Biebrich hat sein Rathaus erweitert und verschönert. Bemerkenswert sind u. a. die 3 Fenstergemälde des Ratshaales (zwei von verstorbenen Großherzoge gestiftet), darstellend: die Landung Ludwigs des Deutschen 874 in Biburg, König Adolf und Fürst Georg August von Nassau-Idstein, den Schloßerbauer. An der Außenfassade sind auf 13 auf die Stadt bezügliche Allegorien angebracht, darunter merkwürdigerweise auch eine den Salzbach darstellende Jungfrau, die — sich die Nase zuhält. Wahrscheinlich riecht sie schon seit langer Zeit so ganz gut mit Unrecht, daß ihm Wiesbaden mit dem salzhaltigen zu sehr den „Ausdruck seiner innersten Gefühle" übermittelt; ob aber die duftige Sache gerade allegorisch verewigt zu werden verdiente?" Nun: De gustibus non est disputandibus, sagte der lateinkundige Alte Fritz.

Das Vermächtnis des Freiherrn E. von Lade an den Kommunalverband ist vom Kommunallandtage abgelehnt worden, da die Bestimmungen des Testamentes den Verband belasten würden.

Am Wald bei Hornau ist eine Adolfseiche durch den Taunusklub gepflanzt worden.

Am 1. Mai ist die erste Strecke der Westerwaldeisenbahn Herborn-Driedorf eröffnet worden. Vivant sequentes!

Die Automobil-Omnibus-Verbindung Kronberg-Königstein soll am 15. Mai beginnen.

Als unikum muß wohl vergeichnet werden, daß sich in Naßätten ein vierter Schützenverein gebildet hat.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Mai.**

18. 1647. Peter Melander, gefürsteter Reichsgraf von Holzappel, in der Schlacht bei Jusmarshausen tödlich verwundet, stirbt zu Augsburg. Er war kaiserlicher Feldmarschall, gedoren 1585 zu Hadamar. (Lebensbild s. „Nassovia" 1900, Nr. 4 u. ff.)

18. 1728. Fürstin Henriette Dorothea von Nassau-Idstein stirbt im Schlosse zu Wiesbaden, ihrem Witwensitze. Geboren am 14. II. 1672 als Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Ottingen, vermählte sie sich 1688 mit dem Fürsten Georg August von Nassau-Idstein, dem sie 12 Kinder schenkte, von denen aber nur Töchter am Leben blieben. Sie war seit 1721 Wittwe und ruht in der Idsteiner Stadtkirche.

22. 1632. Graf Ernst von Sayn-Wittgenstein zu Sayn stirbt. Er war der Sohn des Grafen Wilhelm, geboren am 26. VIII. 1600, folgte dem Vater 1623 in der Regierung. Mit seinem Sohne Ludwig starb 1636 das Geschlecht aus; die beiden Tochter Ernestine und Johannette erbten und teilten die Lande in S.-Hachenburg und S.-Altenkirchen.

26. 1696. Gräfin Albertine Agnes von Nassau-Dieg stirbt auf ihrem Witwensitze Oranienstein. Sie war eine der Töchter Friedrich Heinrichs, Fürsten von Nassau-Oranien, am 9. IV. 1632 geboren, vermählte sich 1652 mit Fürst Wilhelm Friedrich von Nassau-Dieg, wurde schon 1664 Wittwe.

26. 1712. Die blutige Franzeichnamsprozession zu Siegen. In Siegen residierten ein reformierter und ein katholischer Fürst aus dem ottonischen Hause nebeneinander. Doch vertrugen sich beider Untertanen bis auf den genannten Tag, wo ein blutiger Streit entstand, der lange Zeit brauchte, bis er beigelegt war.

31. 1810. Das Kurhaus zu Wiesbaden eröffnet seine Spiel- und Speisesäle.

## Briefkasten.

H. M. in B. Besten Dank. Vorangezigen sind nicht üblich; aber wir haben sonst manchertei Gelegenheit zum Hinweis. Besprechung später gern. Frdl. Gruß.

M. B. in G. Besten Dank. Wir werden die Arbeit aber durchsehneiden müssen. Vielleicht bringen wir sie Th. zuerst. Frdl. Gruß.

J. L. in B. Mitgelen dankend erhalten. Frdl. Gruß.

**Redaktionsschluß: 12. Mai.**

Inhalt: Geisenheim. Der Wasmuger Stolz. (Gedichte.) Von Th. Gesky. — Nassauische Gebiete im 19. Jahrhundert. Von G. Bohrmann. (1. Fortsetzung.) — Sprachliche Spaziergänge eines Nassauers. Von R. Dietz. — Kirchenrat D. Emil Wilhelm Schulz. Von L. Lüstner. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (8. Fortsetzung.) — Mitgelen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 11. Wiesbaden, den 1. Juni 1906 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Waberlohe.

König Helmgunther siegte — männiglich war es bekannt —,
Weil Odhin auf seinem Wagen ihm schirmend zur Seite stand.
Wenn er im Kampfe wirkte, lenkte der Gott seinen Speer;
Die Räder rasselten klirrend, als führe das Wetter daher.
Einst war der Himmlische ferne mit den Wölfen auf dem Gejaid;
Da erlegt' in der Schlacht Helmgunthern Brunhild, die Schlachtenmaid.
Laut zum Himmel erschallte des Stürzenden starkes Gedröhn;
Wie des Donnerers schmetternder Hammer fuhr Odhin da von den Höh'n.
Wallend flog ihm der Weißbart, die Augen funkelten Glut,
Die Adlerflügel des Helmes sträubten in heller Wut.
Wild aus der Kämpfenden Mitte riß er die Maid aufs Roß,
Und Sleipner sprühte von dannen wie ein windgeschnelltes Geschoß.
Tief in des Eichwalds Dunkel Odhin die Herrliche trug;
Hei, wie da wonnevoll schauernd das Herz dem Hohen schlug!
Golden sah er das Haupthaar quell'n unterm Helme vor;
Und sänftlich umwölbte den zarten Busen der stählerne Flor.
Fest des göttlichen Sieges über die Maid sich bewußt,
Preßt' er leise die junge Huldin an die stürmende Heldenbrust,
Zog das Schwert mit der Linken — doch war sein Zorn verloht —
Und ritzt in den Schildarm, den weißen, leicht die Furche rot.
Drückte, dem Schmerz zu wehren, auf ihre Purpurlippen den Mund;
Da dehnt' sich ihr Leib, der bezwung'ne, sie entschlief zur selbigen Stund'.
Sanft auf den Boden glitt sie. Odhin winkte empor;
Aus dem tiefen Dunkel der Felsen schoß flammend die Lohe hervor.
„Schlaf'", sprach der Gott, „und nimmer minne blutigen Krieg!
Nur Männer, nicht Maide entscheiden fürder Schlacht und Sieg.
Schlaf', bis dereinst Held Sigurd kühnlich die Flamme durchdringt,
Die Brünne dir zerschneidet und dich als Braut erringt." —
Eiligst zu Walhalls Höhen Siegvater drauf entschwand,
Und prasselnd umhüllte die Jungfrau Waberlohes Brand.

C. Spielmann.

Waberlohe, die wabernde (aufflammende) Lohe. — Odhin zog mit zwei Wölfen auf die Jagd (Gejaid). — Sleipner, Odhins sechsfüßiges Roß. — Sigurd = Siegfried. — Siegvater, Beiname Odhins.

# Das Homburger Schulwesen.

1) Beiträge und Ergänzungen zu seiner Geschichte von Dr. W. Rüdiger.

Bei der Jubiläumsfeier des Lehrers Martin Seidenstricker hat zur Erinnerung an die Gründung der Homburger Allgemeinen Bürgerschule, über die Geschichte des ältesten Homburger Schulwesens bis zu dem Jahre 1831, über die Einweihung der Allgemeinen Bürgerschule, der neuen Schule, das Lehrpersonal, die Tätigkeit des Lehrers Seidenstricker auf eingehenden Quellenstudien beruhende Mitteilungen im Taunusboten 1880 Nr. 50–53 Herr Geh. Baurat Prof. Jacobi gegeben. Auf einiges Wenige nur, welches daneben der Beachtung noch wert erscheinen dürfte, soll im folgenden hingewiesen werden.

In erster Linie seien hier die in dem Staatsarchive zu Wiesbaden erhaltenen, von Lic. Dr. Wilhelm Diehl in den Monumenta Germaniae Paedagogica, herausgegeben von Karl Kehrbach, Band XXVII, 1. Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen 1. Die Texte Berlin 1903, pag. 176 ff. wiederabgedruckten Requisita Praeceptorum praecipua, sowie die Leges discipulorum in ludo literario Montano-Hombergensi erwähnt. Aus den Bestimmungen der Marburger Universitätsstatuten über das Pädagog und die Stadtschule zu Marburg, aus den Leges et Statuta Paedagogii Darmstadini 1629, daneben aber auch aus jüngeren Bestandteilen erwachsen, geben die Requisita ihre Abhängigkeit von den genannten Pädagogialbestimmungen, sowie den Leges scholae Alsfeldianae in den § 1–8, von den Pflichten der Lehrer gegen sich, von der freundlichen, zuvorkommenden Behandlung der Schüler, durch zum Teil wörtliche Übersetzung des lateinischen Textes in das Deutsche, wie z. B. discipulis bono ac laudabili praeeant exemplo, sollen sie ihren anvertrauten Schulkindern mit einem feinen und löblöblichen Exempel fürleuchten u. a. kund. Die übrigen Verordnungen 4–7, 9—12, das Verhalten der Lehrer außerhalb der Schule, das nur in der Schulordnung von 1733 sich findende Verbot an die Präceptores über Feld zu gehen ohne Vorwissen des Pfarrers, das Aufmerken der Lehrer, wenn die Zöglinge ihre lectiones auffagen die Sorgfalt der Schulmeister bei der Korrektur der lateinischen und deutschen Arbeiten, bei der Erteilung des Musikunterrichts, die Verordnung, „nach den gehaltenen Hochzeit- und Leichenpredigten die gewöhnlichen Stunden zu geben, es sey denn, daß je zuweilen mit Genehmhaltung der H. Pfarherrenn nach gestalten sachen die Kinder nach Haus gelassen werden, darumb sie auch jedesmahl die Bücher von den Hochzeit- und Leichpredigten mit sich in die Schul nehmen sollen", die Gebote, in den Psalmen eine richtige Auswahl zu treffen, nicht allzuviel, sondern wenig und wohl lernen zu lassen, in der Arithmetik in der Woche eine ordentliche Stunde zu halten, da derjenige, der mehr begehre, die Privatschule besuchen könne, die Bestimmung ferner, daß der erste und zweite Lehrer mit der letzten Stunde nach Mittag auf Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag abwechseln solle, so daß der Superior zu den Teutschen, der Inferior zu den Lateinischen komme, lassen von vornherein auf eine spätere Entstehungszeit schließen.

In den Leges für die Schüler stimmen die Paragraphen 1. 2. von der Kleidung, von dem Benehmen der Zöglinge in Schule und Kirche, 8. 11 von der Schulversäumnis, vom Fluchen, Schwören, 12. worin nochmals von dem Gebote anständiger Bekleidung und Beschuhung, sowie in jenem eigentümlichen, nicht ohne Hut auf der Straße herumzulaufen, die Rede ist, 13. 14. 15. 17. von der Ehrerbietung gegen Lehrer, Eltern, Pfarrherren, vornehme Frauen und Jungfrauen, 20. von dem Meiden des kalten Bades im Sommer, von dem Verbot des Schleifens, Schneeballwerfens im Winter, von dem Verbot des Waffentragens, 22. von dem Amte der Nomenclatores, Custodes, Decuriones [1]) und deren Obliegenheiten, mit den erwähnten Originalgesetzen überein. Hinzugegen sind neu die Verordnungen: 3. 4. Alle Schüler sollen allezeit morgens und mittags ihre nötigen Bücher, Dinten, Federn und Papier mit sich in die Schule nehmen, wenn die gewöhnlichen Morgenlieder gesungen werden, sollen alle, die lesen können, aus ihren eigenen Gesangbüchern andächtig mitsingen, 5. 6. Im Auffagen sollen sie sich fein strack und aufrecht stellen, den Katechismus, Psalmen und Sprüche, wie auch alle andern lectiones ganz laut herfagen, sich darinnen nicht übereilen, . . sondern sich gewöhnen, daß sie alle Wort und Sylladen fein langsam deutlich und verständig aussprechen; wenn ein Schüler seine Lektion auffagt, so sollen die andern unterdessen in der Stille fleißig zuhören, und wenn er fehlt, ihn nicht auslachen. 9. Es soll auch keiner ohne Erlaubnuß aus der Schul laufen, sondern wenn ers hoch nötig hat, umb Erlaubnuß bitten, auch nicht ohne Huth hinausgehen . . . Sie sollen sich auch hüten in der Schul, daß sie nichts Ungezimendes von sich hören lassen, wie auch nicht auff öffentlicher Straßen in Zuschauen der Leute ihr Nothdurfft verrichten. 10. Sie sollen keine Essenspeise mit in die Schule bringen. 16. Sie sollen die Thüre, Tische,

[1]) Die Coryaei, die in den Lateinschulen von Butzbach und Nidda vorkommen, kennt man in Homburg nicht.

Digitized by Google

Bänke, Stühle und Wände in der Schule, noch ihre Bücher nicht muthwillig mit Dinten beschmutzen oder daran schneiden, viel weniger die Catalogum, Sanduhr oder Tassel beschädigen 18. Sie sollen ohne erhebliche Ursachen in keine Hochzeithäuser laufen, oder dem Tanz zusehen . . . 19 Sie sollen den Leuten nicht in die Garten laufen oder feigen, Obst stehlen und anderes nehmen 21. Wann sie aus der Schul bleiben, sollen sie vorher bei ihren Präceptoribus gebührlich Abschied nehmen und vor ihren treuen Unterricht schuldigen Dank sagen, all dies sind spätere Zusätze, zumeist als der Darmstädter und anderen Schuiordnungen eigenthümliche Gebote zu betrachten.

Wir kommen zu den Lectiones für die Homburger Lateinschule, die schon durch die verschiedenen Sprachen, in welchen sie abgefaßt sind, die älteren und jüngeren Teile deutlich aufzeigen Vier Arten von Unterrichtsgegenständen treten uns hier entgegen, solche für die Latein-, solche für die Deutschen Schüler, solche, die bei den Abteilungen gemeinsam sind,[2]) und übrige gemeine Lectiones. Von den vier ordines der Lateiner treibt die erste Katechetik, Rhetorik und Poetik nach den Büchern und Leitfäden Konrad Dieterichs,[3]) liest aus der Portula linguae latinae verae des Kaspar Seidelius die ersten 10 Abschnitte, aus dem Orbis pictus des Amos Comerius Cp. 137—144, lernt aus dem Compendium Grammaticae Latinae praecipuis veterum et recentiorum Grammaticorum, Oratorum, Historicorum, Philosophorum, Poëtarum . . . Coryphaeis in legitimum systema redactae curo Caspari Finckhii et Christophori Helwigii, schreibt Exercitia domestica privata, und liest von lateinischen Schriftstellern Cornelius Nepos die Vitae Miltiadis et Themistoclis, sowie von Ciceros Briefen im XXI—XXX. Jn den Klassen 2 und 3 sind Dietrichs Compendium über Katechetik, die Lesebücher des Comenius, des Seidelius noch gebräuchlich, statt des Schriftstellers aber liest man die Colloquia Christophori Helvici[4]) und zum Teil auch aus Joachim Zehners Nomenclator Latinus-Germanicus. Beide Abteilungen lernen aus dem für die erste Klasse bestimmten Compendium der lateinischen Grammatik, und schreiben wie die erste Exercitia domestica et privata. Praecepta aus dem Compendium der Grammatik und aus Donatus, Wörter aus dem kleinen Nomenclator Zehners deklinieren und konjugieren lernen die Kleinen. Lateinisch lesen und schreiben alle Ordnungen, Episteln und Evangelien lesen die beiden letzten, treiben ausführlich die beiden ersten Klassen Die Teutschen Schüler nehmen in vier Klassen auserlesene Psalmen durch, sowie Sprüche aus des Mogius Kinderschul, daneben Frankfurter Festsprüche, die 1. Ordnung liest das neue Testament, die 2 den Syrach, die drei ersten Evangelien und Episteln. Von den übrigen Lectiones werden Arithmetik und Musik genannt Jn der Arithmetik werden die 5 Species samt der Regula de tri, in der Musik die Praecepta Ahlenii mit Hammerschmidts und Kriegers Arien behandelt. Bemerkenswert ist die Notiz, daß zu diesen beiden Unterrichtsgegenständen nur 2 Viertelstunden gegeben werden.

Der Unterricht wendet sich an das Gedächtnis. Katechismus, Rhetorik und Dialektik werden auswendig gelernt, aus praecepta, exempla und imitationes besteht die Lehrmethode. Das Lehrbuch gibt die praecepta, die Lektüre der alten Schriftsteller die exempla, und die imitatio ist der Schluß und das Ziel des Unterrichts. An der Hand der Regeln des Lehrbuchs übt sich der Schüler, ähnliche Kunstwerke zusammenzustellen.

Ein Wort noch über die Abfassungszeit der Requisita Praeceptorum der Leges discipulorum sowie der Lectiones der Homburger Lateinschule. Die bei allen dreien zu Tage tretenden früheren und späteren Bestandteile, lassen, was die beiden erstgenannten Verordnungen betrifft, uns die Jahre 1628 bis etwa 1640, als die Zeit, in welcher die Leges et Statuta Paedagogii Marpurgensis bezw. Darmstadini erschienen, annähernd als den frühesten, die Jahre 1733–1740 etwa als den spätesten Punkt annehmen, in denen die Homburg nicht eigentümlichen Bestimmungen der Hessen-Darmstädter Schulordnung von 1733 für die Homburger Schule bindende Kraft erhielten[5]) Die absonderlichen Lektionen der Lateinschüler dürften wegen Erwähnung der Lehr- und Lesebücher, namentlich aber wegen der Institutiones catecheticae Konrad Dietrichs[6]), die derselbe 1613 dem Rate in Homburg „in dankbarer Erinnerung vieler Guetthaten von Seiten der unter seiner Disciplin gehabten Homburger Scolare" wegen Kaspar Seibels Portula linguae latinae verae aurea (1638), wegen J. Amos Comenius Orbis picuts (1657) etwa in den Jahren 1613—1660, entstanden, die der Teutschen Schüler anläßlich der Anführung der von Hartmann Mogius veröffentlichten christlichen Kinderschul, wegen der Precepta Ahlenii, der Arien Kriegers und Hammerschmidts etwa in die Jahre 1652–1660 zu setzen sein. Auf alle Fälle

[2]) Es sind dies die Lectiones, deren 30 zu dem Christenthumb gehören, insgemein. Hier werden deutsche und lateinische Gesänge, Morgen-, Abend-, Schul-, Tischgebete, deutsche und lateinische Symbola, die 5 Hauptstücke des luth Katechismus, Lesen und Erklären der Bibel, Fragen über Glaubensartikel, Examen über Sonn-, Fest-, Beligs-, Beichen- und Wochenpredigten genannt

[3]) Institutiones catecheticae e Lutheri Catechismo depromptae. Jenae, 1618. Institutiones rhetoricae, Giessen 1613, Institutiones oratoriae.

[4]) Familiaria colloquia auctoritate Superiorum selecta et adornata a Christophoro Helvico pro scholis patriis, postea germanice reddita. Ed. nova Norimbergae 1669, an deren Stelle später die Colloquia des Desiderius Erasmus, sowie die Dialogi sacri des Castellio traten.

[5]) Vergl. bes. d. Art XV. dieser Verfügungen, die auch für die Lateinschulen verbindlich sein sollen, Monum. Germ. Paedagog. XXXIII. p. 329.

[6]) Konrad Dieterich, geb 1575 zu Gemünden an der Wehra, studierte in Marburg Philosophie und griechische Sprache, später Theologie. Er war Archidiakonus von Marburg, 1647 Direktor des Pädagogiums von Gießen, und starb als Superintendent von Ulm 1649.

Digitized by Google

aber haben wir für Requisita wie Leges, sowie für die Lektiones 2 Entlehnungsphasen anzunehmen, eine frühere kürzere lateinische und eine spätere erweiterte, hin und wieder aus dem Lateinischen in das Deutsche übertragene Fassung.

(Fortsetzung folgt.)

# Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte.

3) Von G. Bohrmann. (2. Fortsetzung.)

Dies ungefähr war, in groben Umrissen, die verfassungsmäßige Einteilung des Reiches, durch welche wenigstens einigermaßen eine Handhabung der komplizierten Maschinerie dieses geographischen Monstrums durch das Reichsoberhaupt möglich war. Die genaue Kenntnis der Mitglieder sowie der Reichsverfassung mit allen Anhängseln, Nachträgen, Friedensverträgen, Wahlkapitulationen und ungeschriebenen Besitzrechten war allein schon eine Wissenschaft, und keine geringe.

Die Militärverfassung des alten Reiches war nur auf Verteidigung des Bestehenden, nicht aber auf den Angriff oder einen raschen Gegenstoß berechnet, und dieser militärische Mangel im Zusammenhang mit einer beispiellosen Zerrissenheit und Kräftezersplitterung in jenen traurigen Zeiten, wo noch sogenannte „Kabinettskriege", oft um geringfügiger Ursachen und Zwecke willen, geführt wurden, war der Grund, weshalb Deutschland, namentlich in den letzten Jahrhunderten des alten Reiches, so häufig der Tummelplatz fremder Kriegsvölker und ihrer empörenden Ausschreitungen gewesen ist.

Dauerte es doch in der Regel ein halbes Jahr und länger, bis eine sogenannte „Reichsarmee", deren einzelne Bestandteile erst aus nahezu 1800 Ecken und Winkeln hervorgeholt werden mußten, marschbereit war. Nur einzelne größere Reichsstände unterhielten eine stehende Truppenmacht, z. B. Deutsch-Österreich, Brandenburg (Preußen), beide Hessen, Pfalz u. a., ausnahmsweise auch die freie Reichsstadt Frankfurt. „Die ganze Kriegsverfassung", sagt v. Schulte (Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, S. 318), „erwies sich bei jeder Gelegenheit als unbrauchbar; wenn etwas gefeiltet wurde, geschah es, weil der Kaiser aus seinen Hausländern ein bedeutendes Heer aufstellte und einzelne größere Landesherren ebenfalls weit über ihre reichsgesetzliche Verpflichtung hinaus teilnahmen."

Wie unvergleichlich viel höher steht heute das neue deutsche Reich gegenüber dem alten da! Aber durch ein Meer von Blut und Tränen hat das deutsche Volk hindurchgehen müssen, bis dieses Ziel erreicht war.

Gar viele der heute Lebenden und des unschätzbaren Gutes der politischen Einheit unseres Vaterlandes sich Erfreuenden, haben kaum eine Ahnung von den Zuständen und Leiden, unter denen unsere Vorältern gestanden haben! Und doch waren auch sie, die längst Stillen, einst denkende und fühlende Menschen![1])

[1]) Sehr richtig! Merkt es euch, ihr Jungen und Jüngsten, die ihr, unterm Schutze des Reiches geboren, seine unschätzbaren Segnungen oft nicht genug würdigt und stets nach Verbesserung ruft. Die Verbesserungen kommen schon auf dem Wege der Entwicklung. (D. H.)

(2. Fortsetzung.)

## IV. Besitzungen der nassau-walramischen Linie.

### A. In der Zeit vom Reichsdeputationshauptschluß bis zur Gründung des Rheinbundes. (1803—1806.)

Was die oben erwähnten, durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. 2. 1803 den nassauischen Fürsten walramischer Linie gewährten Entschädigungen für ihre verlorenen linksrheinischen Besitzungen und das Oberamt Lahr anlangt, so bestanden solche in den unter II bezeichneten kurmainzischen, kurtrierischen, kurpfälzischen und hessen-darmstädtischen Landesteilen, den Abteien, den beiden Reichsdörfern sowie den Gemeinschaften. (S. oben unter a, b, d, e, g 2, i, k, l 1 und 2.) Die ihnen weiter zugesprochenen, außerhalb der Westgrenze des vormaligen Herzogtums belegenen Gebiete, nämlich die bislang kurtrierischen Ämter Ehrenbreitstein, Vallendar, Sayn, Hammerstein, die Kirchspiele Horhausen, Petersklahr und der Ort Engers, die kurkölnischen Ämter Linz, Schönstein, Königswinter, Vilich und Deutz; ferner die Grafschaft Sayn-Altenkirchen mit den Ämtern: Altenkirchen, Altenrsbach, Bendorf, Friedewald und Freusburg, blieben nur vorübergehend nassauisch, wurden dagegen 1815 infolge eines Tauschvertrages an Preußen abgetreten. Im ganzen soll die Entschädigung der nassau-walramischen Fürsten etwa 52 QM. gegenüber einem Verluste von 25 oder 27 QM. betragen haben.

### B. In der Zeit von 1806—1815. (Auflösung des alten Reiches; Rheinbund; Befreiungskriege; Wiener Kongreß.)

Der unruhige, nimmer rastende Geist Napoleons, des damaligen Gewalthabers in West-Europa, kannte kein Stillstehen, keinen Zustand der Ruhe in seinem weiten Machtgebiete. Nachdem er den alten Reiche durch Losreißung des linken Rheinufers — welcher Gewaltakt durch den Lüneviller Frieden und den aus diesem hervorgegangenen Reichsdeputationshauptschluß besiegelt werden mußte — den Todesstoß versetzt, nachdem er ferner die deutsche Vormacht Österreich im Kriege von 1805 zu Boden geworfen hatte, war das Reichsoberhaupt fortan nicht mehr im Stande, seine Glieder zu schützen. Dies sahen die Regenten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten wohl ein; sie fanden daher in ihrer Zwangslage nur den Ausweg, einen Bund unter sich, den „Rheinbund", zu gründen und diesen Napoleon, als dem Mächtigsten seiner Zeit, zu unterstellen. Selbstverständlich nahm dieser die ihm angetragene Ehrung gnädig an, und legte zu seinen übrigen Titeln sich auch noch den,

eines „Protektors des Rheinbundes" bei. Sein Protektorat ließ er sich übrigens von seinen Schutzbefohlenen sehr teuer bezahlen, wie weiter unten ausgeführt werden wird.

Nebenbei sei bemerkt, daß der Rheinbund nicht bei uns, sondern in Paris, unter Napoleons Anweisung zusammengeschweißt ward. Das Datum seiner Gründung war der 12. Juli 1806; die ersten Glieder waren 16 Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands, nämlich: die Könige von Baiern und Württemberg, der Kurfürst-Erzkanzler[*]) (bezüglich der ihm verbliebenen rechtsrheinischen Besitzungen und der späteren Zuwendungen), der Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg (Joachim Murat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg — von welchen ersterer demnächst den Herzogstitel annahm —, die beiden Fürsten von Hohenzollern, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kirburg, der Herzog von Aremberg, die Fürsten von Isenburg, von Liechtenstein und von der Leyen.

Nach und nach traten auch noch die übrigen deutschen Staaten, soweit sie nicht der Mediatisierung verfallen waren, mit Ausnahme von Österreich und Preußen, dem Bunde bei, so daß dieser jetzt vom Rheine als seiner Westgrenze östlich bis an den österreichischen Kaiserstaat, sowie in Norddeutschland bis über die Elbe hinaus (Sachsen, Anhalt, beide Mecklenburg), anderseits von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee sich erstreckte und zuletzt über 15 Millionen Bewohner — die größere Hälfte der Einwohner Deutschlands — zählte. (Nassau hat diesem Bunde bem 12. Juli 1806 bis 23. November 1813 angehört.) „Übrigens darf man nicht glauben — sagt K. Menzel in seiner Fortsetzung der Geschichte Nassaus von Schliephake, Bd. 7 —, „daß sich alle Rheinbundfürsten leichten Herzens in die traurigen Vorgänge gefügt haben. An der großen Schuld, der Auflösung des Deutschen Reiches, hatten sie alle ihren Anteil; aber die Katastrophe fiel doch manchem von ihnen schwer auf die Seele."

Unser Vaterland war damals und bis nach den Befreiungskriegen in vier Stücke zerrissen, die untereinander nur noch insofern zusammenhingen, als zwei davon dem Willen eines und desselben Herrn, nämlich Napoleons, zu gehorchen hatten. Diese vier Teile waren:

1. der Kaiserstaat Österreich (hinsichtlich seiner deutschen Lande),

2. das Königreich Preußen mit dem Bestande, der ihm nach dem Tilsiter Frieden verblieben war,

3. das französische Deutschland (der Rheinbund),

4. das deutsche Frankreich (links Rheinufer einschließlich Elsaß und seit 1810 der Nordseeküste mit zusammen über 5 Millionen Deutschen).

Bei Gründung des Rheinbundes hatten die deutschen Fürsten keineswegs die Absicht, andere Staaten und Völker im Interesse Napoleons, durch ihre Truppen bekämpfen zu helfen; allein Napoleon faßte sein „Protektorat" in ganz anderem Sinne auf. Er verwendete die Rheinbundtruppen gleichwie seine Franzosen in den Kriegen 1806 gegen Preußen, 1809 gegen Österreich, in den blutigen Kämpfen von 1808 bis 1814 in Spanien und in dem mörderischen Feldzuge von 1812 gegen Rußland, in welchem allein mehr als 30 000 Baiern umgekommen sind.

Wie vorstehend dargestellt, befanden sich unter den Gründern des Rheinbundes auch die beiden Regenten nassau-walramischer Linie, obgleich sie im Herzen echt deutscher Gesinnung waren. Sie befanden sich in einer Zwangslage, aus welcher herauszukommen es nur zwei Wege gab: entweder der Regierung zu entsagen und Land und Bevölkerung auf Gnade und Ungnade auszuliefern, oder das, was das Geschick, d. h. der Gewalthaber über sie verhängte, mit der Bevölkerung mannhaft zu ertragen.

Sie wählten letzteres und taten somit, was ein kurz vorher verstorbener großer Dichter und Geschichtschreiber in die Worte kleidet: „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe."

„Wie die politischen Verhältnisse damals beschaffen waren", sagt K. Menzel, „konnte es nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß die leiseste Weigerung, in den Bund zu treten, das Verdammungs- und Mediatisierungsurteil gegen das nassauische Haus zur Folge gehabt haben würde." Und Max Lenz, ein namhafter Geschichtsforscher der Neuzeit — der Nachfolger Treitschkes —, kommt auf Grund der neu erschlossenen Dokumente zu folgendem Schluß: „Man darf den Fürsten und ihren Räten nicht mehr zum Vorwurf machen, daß sie gehandelt haben, wie sie mußten; unverzeihlich wäre es gewesen, wenn sie sich nicht von den zur Lüge gewordenen Formen und Forderungen des alten Reichs losgesagt, wenn sie sich zu den Don Quijotes des Heiligen römischen Reiches hätten machen wollen. Sie haben nur getan, was vernünftig war; sie haben die Pflicht gegen ihr Land erfüllt und sein Dasein gerettet, indem sie die Hand der Eroberer ergriffen, von denen ihre Vernichtung oder Erhöhung abhing." (Dr. Paul Buschong im Frankfurter General-Anzeiger Nr. 2 von 1906.)

Freunde und Anhänger des fremden Gewalthabers, des Sohnes und Erben der französischen Revolution, konnten die beiden Fürsten von Nassau, auch wenn wir dies aus unbedingt glaubhaften Quellen nicht wüßten, schlechterdings nicht gewesen sein. Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen, der schon frühe in das kaiserliche Heer eintrat, bereits 1790 zum k. k. Feldmarschall ernannt worden war und sich im Dienste seines Kriegsherrn als tapferer Reiterführer bewährt hatte, gelangte 1803, bereits 65 Jahre alt, zur Regierung, und in diesem Lebensalter pflegt man Ansichten und Grundsätze wohl nicht mehr zu ändern. Dem Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg aber, dürften die schweren Tage im Spätherbst des Jahres 1792, wo

[*]) Reichsfreiherr Karl von Dalberg, Koadjutor des Erzbischofs von Mainz, seit 1803 Kurfürst-Erzkanzler und Regent des Fürstentums Aschaffenburg; seit 1810 Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas, d. h. Vorsitzender des Rheinbundes. Die freie Reichsstadt Frankfurt, der Napoleon nicht wohl gesinnt war, verlor 1806 ihre Selbstständigkeit und kam an Dalberg, wurde aber 1810 die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogtums. Dalberg ist übrigens der Schöpfer der schönen Anlagen, die auf den niedergelegten Festungswällen von 1807 bis 1813 geschaffen wurden und hat auch sonst viel Gutes gestiftet.

Digitized by Google

räuberische französische Revolutionstruppen unter Führung des Generals Custine von der Wetterau aus seiner Residenz Weilburg einen „Besuch“ abstatteten, bei welcher Gelegenheit das fürstliche Schloß zwar nur „moderiert geplündert“ — das Wertvollste konnte noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden —, dafür aber Marstall und Zeughaus mitsamt gründlicher geleert worden waren, noch allzugut im Gedächtnisse geblieben sein.[*]) Die ihm dabei auferlegte Kontribution von 300 000 Gulden konnte nicht bezahlt werden und ist auch später nicht bezahlt worden. Wenige Wochen nachher wurde die Räuberschar auch aus der Wetterau und aus Frankfurt verjagt und nach Mainz zurückgetrieben.*)

Die vorstehende gedrängte Schilderung von Personen und Zeitereignissen erscheint mir auch insofern nicht unangebracht, als die Ansicht, die wohl noch hier und da besteht, das Herzogtum Nassau sei ein Erzeugnis des Rheinbundes gewesen, schon hierdurch an Boden verlieren muß, sie außerdem auch die beiden nassauischen Fürsten etwaigem Verdachte unpatriotischer Gesinnung zu entheben geeignet erscheinen dürfte. Weiter unten wird dieser Punkt noch eine kurze Erörterung erfahren.

(Schluß folgt.)

*) Als Motiv dieses Raubzuges wurde angegeben, daß der Fürst seine Truppen kurz vorher in Mainz gegen die Franzosen habe kämpfen lassen. (Mainz war am 21. Oktober 1792 in die Hände der Franzosen gefallen.)

*) C. Spielmann, Geschichte der Stadt und Herrschaft Weilburg.

# Wie Wied! Wie Trier!

1)

Aus der Vergangenheit Grenzhausens. Von F. D a n n.[1])

Eigen weht es uns an, wenn wir in einer alten Schreib-Chronik lesen, und es ist, als ob eine Person des vergangenen Zeitalters vor uns säße, um in der getragenen Weise, die jenen Zeiten eigen war, Selbsterlebnisse zu erzählen. So hatte es mich auch gepackt, als ich in der alten Grenzhäuser Pfarrchronik las und in der bewegten Geschichte dieses Ortes das Kapitel durchging, welches den Zeitabschnitt von 1700 bis 1750 behandelte. Was ich las, schien mir derart, daß sich ein allgemeines Interesse dafür erwarten ließ, und so biete ich dem freundlichen Leser hiermit diese Blätter dar. Vorerst möchte ich etwas über den Ort selbst sagen.

Grenzhausen ist ein Marktflecken von annähernd 2000 Einwohnern und in der nordwestlichen Ecke des früheren Herzogtums Nassau gelegen. Seit der Mediatisierung des Wieder Landes, im Jahre 1806 gehörte es bis zum Jahre 1866 zu Nassau. Viele Wandlungen hat der Ort erlebt, manche Kämpfe haben in ihm und um ihn getobt. Kämpfe aller Art, um reale Macht und solche von konfessioneller Art.

Grenzhausen war der ewige Zankapfel zwischen dem Kurfürstentum Trier und den Grafen zu Wied. Im 15. Jahrhundert gehörte es zu den isenburgischen Landen. Nach dem Aussterben des Mannesstammes der Isenburger Grafen beanspruchten die Grafen zu Wied sowie die Kurfürsten von Trier die Herrschaft Isenburg. Wied leitete seine Ansprüche daher, daß sie als Kunkellehen an Wied, als nächsten Agnaten von weiblicher Seite, forterbe. Letzteres sei stets mitbelehnt worden und infolgedessen auch erbberechtigt. Trier indessen beanspruchte Isenburg, weil es die Grafschaft als ein erledigtes Lehen betrachtete. Es besetzte die Lande mit Gewalt, ohne auf die Einwendungen von Wied zu achten.

Grenzhausen gehörte seit dem Münsterischen Frieden 1648 zu der Grafschaft Wied. Auf diesem Frieden war der religiöse Zustand im Jahre 1624 als für Grenzhausen maßgebend angenommen worden. Gerade in diesem Jahre mußte Grenzhausen laut Urteil des Kaiserlichen Reichsgerichts zu Speier den Pfarrzehnten an Vallendar, welche Herrschaft kurtrierisch war, bezahlen. (Diese Urteile in der Periode von 1500 bis 1648 wurden bald auf Betreiben von Wied, bald auf Ansuchen von Kurtrier gefällt und lauteten stets zu gunsten der nachsuchenden Partei.)

Bindende Kraft hatte nur der Beschluß des Münsterischen Friedens. So mußte denn Grenzhausen noch bis in die jüngsten Zeiten eine Abgabe leisten, für welche unsere heutige Zeit keinen Rechtsanspruch kennt; denn der Ort gehörte zu Wied, später zu Nassau und mußte an die katholische Pfarrei Vallendar den Zehnten bezahlen, obwohl die Ortskirche seit 1577 protestantisch war.

Zwischen Wied und Isenburg bestand in betreff Grenzhausens ein Vertrag. Isenburg standen von letzterem Ort ein Erbzins von 24 Maltern Frucht und 5 Diensttage zu, weil es 21 Höfe dort zu eigen hatte und in Grundsachen ein sog. Cojudicium besaß. Die Untertanen unterstanden persönlich in Kriminalsachen den Grafen zu Wied. Dies führte in der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Streit herbei, der Grenzhausen 10 Jahre lang in Anfruhr versetzte.

Im Jahre 1739 war in Grenzhausen ein Pfarrer mit Namen Friedrich Heinrich Mugelius (geb. zu Rückeroth 1700) tätig. Dies war ein Mann von stattlicher Figur, rechtlichem Willen und ehrlichem Fleiß, ein Mann, welcher wie ein Fels in der ihn umtobenden Rebellion stand und seinen Augenblick schwankend wurde in der rechten Erfüllung seiner Pflicht trotz drängender Gefahr und werbender Bestechung. In seinem Berufe war er äußerst streng und von manchem Gemeindegliede sogar gefürchtet; aber gerade ein solcher in sich gefestigter Charakter war imstande, in diesem Kampf die Sache seines Wieder Herrn kräftig zu fördern.

Trier mochte wohl neidisch auf das unter wiedischer Herrschaft aufblühende protestantische Grenz-

[1]) Unter Zugrundelegung der Pfarrchronik von Grenzhausen.

hausen blicken; denn es begannen heimlich Treibereien gegen Wied. Man hielt wohl die Zeit für gekommen, um den Ort wieder unter den Kurhut zu bringen. Im Jahre 1739 richteten die Gemeinden Grenzhausen, Hilgert und Faulbach eine Beschwerde an den Grafen Alexander zu Wied, in welcher sie um Verminderung der Geldabgaben und Herrendienste baten und rundweg deren Entrichtung fernerhin verweigerten, wenn keine Abhilfe geschähe. In dieser Petition wiesen sie darauthin, daß sie isenburgische Untertanen seien (Kurtrier hatte sich inzwischen in Grundsachen die ganze Gerichtsbarkeit angemaßt, ja ohne wiedischen Kommissionar das sog. Habergericht[*]) abgehalten) und als solche auch deren Vorteile verlangen könnten.

Die Antwort des Grafen Alexander auf ein derartiges Schreiben war eine militärische Exekution, welche die Gemeinden zum Gehorsam und zur Ordnung zurückbringen sollte.

Wenn man bedenkt, aus welchem Material die Soldaten des 18. Jahrhunderts bestanden, so kann man sich auch denken, welche Last eine solche Exekutionseinquartierung mit sich brachte. In den meisten Fällen stand man persönlich auf Feindesfuß; doch ist es auch bekannt, daß zwischen ähnlichen Parteien ein leidlich friedlicher Zustand möglich war. Dies war jedoch in Grenzhausen nicht der Fall. Die Ankunft des Exekutionskommandos hatte die Erregung vergrößert und zur offenen Rebellion angefacht. Man schloß sich enger an einander an und suchte Hilfe bei dem hilfsbereiten Kurtrier.

Es war eine unruhvolle Zeit für den Ort; die Familienhäupter konnten zu keinem festen Entschluß kommen, doch nach einer kurzen Zeit des Schwankens teilte sich der Ort in zwei Parteien; der stand zu Wied, jener hielt zu Kurtrier. An der Spitze der ersteren Partei stand der allzeit getreue Pfarrer Mutzelius. Er suchte durch eindringliche Vorstellungen die Leute auf den Wege der Pflicht zu erhalten. Nicht bei allen gelang's ihm. Als nun die so gefürchteten wiedischen Exekutionssoldaten einrückten, gab's ein allgemeines Wehgeschrei.

Die Männer schalten und fluchten wohl auch auf die Soldaten, was gewiß nicht unerwidert blieb und auch dem Frieden wenig dienlich war. Mit Schmerz und mit Bedauern mag die gewiß gerechtfertigte Maßregelung durch den Landesherrn, welche seine Gemeinde traf, den Pfarrer Mutzelius erfüllt haben. Durch diese wiedische Exekutionsmaßregel war für Kurtrier, gewissermaßen der Boden gepflügt worden. Die Trierer säumten drum auch nicht lange mit dem Saatkorn. Man hatte den rebellierenden Untertanen von kurtrierischer Seite auf ihr Ansuchen Hilfe versprochen. Von diesem Zeitpunkt an trat Kurtrier öffentlich in gewalttätiger Weise auf Seite der Empörer, forderte alle trierischen Ortschaften in der Nachbarschaft von Grenzhausen, Hilgert und Faulbach auf, den letztgenannten Dörfern gegen etwaige tätliche Angriffe sowieso Wieds beizustehen. Auch hatte Kurtrier, um stets einen guten Vertreter seiner Angelegenheiten in Grenzhausen zu haben, einen jungen brauseköpfischen Grenzhäuser, namens Georg Wilhelm Corcilius, zum trierischen Gerichtsschreiber ernannt. Dieser, ein unruhiger Mensch, ward mit aller Macht für Trier und vermehrte so die Unruhe und allgemeine Sorge.

Dem Grafen Alexander von Wied war es inzwischen gelungen ein Reichshofrats-Conclusum für sich zu erwirken. Jedoch Trier behielt die Oberhand. Ja, es setzte gewaltsam die von Wied in Eid und Pflicht genommenen Schultheißen und Förster ab, um andern diese Stellen zu übertragen. Bei diesen Gewaltakten hatte nun jener Corcilius als Gerichtsschreiber die Hauptführung. Ohnmächtigen Groll im Herzen nutzten die getreu wiedisch Gesinnten dem Treiben zusehen ohne Abhilfe schaffen zu können.

Welchen Schmerz mag hierbei das für menschlichen Kummer so warm schlagende Herz des Pfarrers Mutzelius empfunden haben? Doch fest und treu blieb er seinem wiedischen Herrn. Gewaltsam forderte man von ihm die Schlüssel zum Glockenturm, um in die Gemeinde läuten zu können; fest und entschieden verweigerte er sie als gräflich wiedischer Pfarrer. So wurde denn die Türe zu den Glocken mit Äxten eingeschlagen. Jetzt war man also schon bei Gewalttaten gegeneinander angelangt.

Gewiß blieb es Trier nicht verborgen, daß Pfarrer Mutzelius treu zu seinem Landesherrn hielt und dem trierischen Einfluß entgegenarbeitete; dafür sorgte sicher sein persönlicher Gegner, jener Corcilius. Um nun den Pfarrer sowie den Lehrer Trier gefügig zu machen, wurde ihnen der Gehalt entzogen, zugleich aber angedeutet, wenn sie bei Trier desbalb klagbar würden, so erhielten sie alles wieder. Durch eine derartige Klage würden aber beide Männer Kurtrier als ihre vorgesetzte Landesbehörde anerkannt haben. Sie taten also nichts dergleichen und hielten getreulich zu ihrem Herrn. So blieb denn Kurtrier wie die Chronik meldet, in den Jahren 1741—43 „oben auf". Widerspruchslos blieben mehrere kaiserliche Mandate an die Grenzhäuser Rebellen; ebenso verhielt es sich mit den Adhortationen des Niederrheinisch-westfälischen Kreises.

Das Direktorium des letzteren sandte 1743 Bevollmächtigte nach Neuwied zur Schlichtung der Sache. Aber Kurtrier war auf dem Plan, und durch seine Defrete angesperrt verwarfen die drei Gemeinden (Grenzhausen, Hilgert, Faulbach) die Vorschläge der Kreisgesandten. Die Folge war, daß eine ganze Kompagnie kurkölnischer Soldaten als Exekution in die Dörfer einrückte und sämtliches Vieh wegtrieb.

Welch eine Erregung mag wohl unter den Dörflern geherrscht haben, als die Kurkölner anmaschierten, um die so nötigen Haustiere unter rohen Späßen in rücksichtslosem Eifer aus den Ställen zu treiben. Für die Kurkölner war dies gewiß mehr und nicht weniger ein guter Spaß; derlei gehörte nun einmal zu ihrem Beruf.

Der Jammer und die lauten Klagen rührten den getreuen Pfarrer Grenzhausens sehr. Mit verdoppeltem Eifer ging er ans Werk, und gar bald brachte

[*]) Die Habergerichte, von denen die Chronik spricht, entsprechen den heutigen Feldgerichten und urteilten zugleich betreffs des Zehnten. Genauere Angaben sind nicht zu erlangen.

Digitized by Google

er es fertig, daß sich 50 Einwohner unterwarfen. Diesen folgten baldigst auch die übrigen. Nun eilte Mutzelius nach Neuwied zum Grafen, um für seine Gemeinde zu bitten. Dies geschah so wirkungsvoll, daß ihr Vieh ihr zurückgestellt wurde. So schien die Sache beigelegt, wie denn nach allem der Gemeinde eine Strafe von 3000 Reichstalern Kommissions- und Exekutionskosten auferlegt worden. Eben war man in Grenzhausen daran, den eingegangenen Vergleich durch Unterschriften zu besiegeln, als jener Corcilius von Frankfurt zurückkam. Dort hatte er zu gunsten Kurtriers suppliziert. Durch seine Vorstellungen, daß der Prozeß gegen Wied für die Grenzhäuser günstig stehe, bereitelte er sofort das Zustandekommen des Vertrags. Dem fünfundzwanzigjährigen Mann muß eine gute Rednergabe eigen gewesen sein; auch mag der Groll wegen der kürzlich erlittenen Exekution mitgeholfen haben; kurzum, etwa 60 Familienväter zogen ihre Submission zurück und flohen ins Kurtrierische.

Flugs erschien abermals die Exekution, und es wurde nun sämtliches Eigentum der Flüchtlinge gepfändet. Die Weiber und Kinder der letzteren zogen ihren Männern und Vätern nach. Diese klagten gegen den Grafen zu Wied wegen gewaltsamer Vertreibung aus dem Lande. Darauf wurde der Graf angewiesen, sämtliche Exekutionskosten zu bezahlen, weil er ohne kaiserliche Vollmacht gehandelt, die Exekution selbst unbefohlen und ausgeführt hatte.

Die Exekutionssoldaten blieben jedoch in Grenzhausen. Infolge einer Anregung vonseiten Triers wurde eine kaiserliche Kommission ernannt und Kurpfalz übertragen. Der kurpfälzische Kommissionsrat von Schroff erschien in Grenzhausen. Kaum besann er sich eine Woche im Ort, als Wied eine Kassation des Kommissoriums erwirkte. So scheiterte auch dieser Vergleich wie andere vor ihm.

Von da ab trat die ganze Angelegenheit in ein neues Stadium über, das sich gleich in den jetzt angewendeten Gewaltmaßregeln kund tat. Kurtrier arbeitete mit allen Mitteln auf eine gewaltsame Erhebung der wiedischen Untertanen hin. Es gründete die sogenannte Freipartie. Wer sich dieser anschloß, wurde kurtrierischer Soldat ohne feste Verbindlichkeit.

Eine solche Freipartie nahm den ehrenfesten, seinem Herrn, dem Grafen zu Wied treu ergebenen, Grenzhäuser Schultheiß Wilhelm Cäsar am 13. Juli 1744 auf einem Gange nach Asbach gefangen. Man führte ihn auf die kurtrierische Feste Ehrenbreitstein, wo der Getreue 50 Wochen gefangen saß. Welche Seufzer, welche Verwünschungen mögen wohl die dicken Mauern des Ehrenbreitstein aufgefangen haben, die dem rechtlich Unschuldigen im Laufe der Gefangenschaft entschlüpften! Auch andere treu wiedisch gesinnte Personen fielen der Freipartie in die Hände; man ließ sie nur gegen hohes Lösegeld frei.

Sollte man nicht glauben, diese Ereignisse lägen um 300 Jahre vor jener Zeit zurück, in den Zeiten der Ritterfehden und des Faustrechts- traurigen Angedenkens und nicht in der Zeit, wo geistig denkende Männer die Regierungsgewalt in Händen hielten!

Ganz besonders hatte es die kurtrierische Freipartie auf den Pfarrer Mutzelius abgesehen; er sollte das Schicksal des Schultheißen Cäsar teilen. Nur durch Anwendung äußerster Vorsicht gelang es dem Pfarrer, jenen Nachstellungen zu entgehen.

Indessen ging der Prozeß Wied contra Trier ruhig seinen Gang. Die Exekutionssoldaten sollten zurückgezogen, erst aber von den Renitenten die Kosten bezahlt werden. Die Renitenten (Flüchtigen) nahmen nun (wie die Chronik sagt: mit trierischer Erlaubnis) die Kapitalien derjenigen Grenzhäuser, welche sich Wied unterworfen hatten, die diese in Trier ausstehen hatten, an sich und bezahlten nicht nur die Soldaten (der Freipartie), sondern auch anderweitige Unkosten damit. 2000 bis 3000 Reichstaler gibt die Chronik an. Derartige Repressalien sind wirklich charakteristisch für das 18. Jahrhundert.

Der Bruder des regierenden Grafen zu Wied, Graf Franz Karl, suchte jetzt abermals einen Vergleich zu Stande zu bringen. Dieser ging dahin, daß alle Rückstände erlassen werden sollten und für alles, was unter die Oberhoheit Wieds zurückkehre, eine allgemeine Amnestie erteilt würde. Doch auch diesen annehmbaren Vergleich verwarf man, ja sämtliche Renitenten traten der Freipartie bei. Im nachbarlichen Orte Höhr, ¼ Wegstunde von Grenzhausen entfernt, wurden fleißig Waffenübungen abgehalten. Der Anführer war ein kurtrierischer Landhauptmann mit Namen Michel Weinführder, genannt „Tobaksmichel". Dieser Spitzname kennzeichnet den Mann wohl hinlänglich, und es dürfte schwerlich große Phantasie dazu nötig sein, um sich einen derben, bezopften, stark schmupfenden und fluchenden Exerzierkorporal höheren Ranges vorzustellen.

(Schluß folgt.)

# Der Schulmeister-Friedel.

10) Von J. Brumm. (9. Fortsetzung.)

„Und was machen die Preußen nun?" fuhr Friedel erregt dazwischen.

Wie man hört, will der König den Herrn von Stein in Nassau zum Minister machen; der soll das Land retten."

„Bravo, ein Nassauer!"

„Dem müssen wir helfen," rief Friedel. „Auf, ihr Männer, schlagt ein: Wir helfen unserm Landsmann, den Feind aus dem Lande jagen und setzen Gut und Blut, Leib und Leben daran, daß das Vaterland frei wird."

Freudig schlugen die Männer in Friedels dargebotene Rechte.

Digitized by Google

„Und wißt ihr auch, was zuerst geschehen muß?“ fuhr Friedel fort.

„Was meinst du?“

„Der Schützenverein, der wie mir mein Lehrmeister erzählt hat, längst eingeschlafen ist, muß wieder aufwachen. Jeder Kassenrr muß ein Schütze werden, der die Büchse zu handhaben versteht, als sei er ein gelernter Jäger.“

„Ganz recht: hätten wir früher schießen gelernt und auf die Kerls gehalten, dann wäre alles nicht so weit gekommen.“

„Das ist auch meine Ansicht.“ fuhr der Gerberfranz zu dem Lips gewendet, fort: „aber du weißt doch auch, daß man uns immer Schwierigkeiten gemacht hat, mit unserer Sonntagsschießerei.“

„Das ist nun vorbei, Franz; jetzt gilt es, dem Friedel seinen Vorschlag auszuführen, und das geschieht.“

„Und ich bin einverstanden und will bloß bemerken, daß der Friedel am besten die Sache ganz in die Hand nimmt; der hat Zeit dazu, und Kopf dafür,“ schloß der Baderfritz die mehrstündige Unterhaltung.

Friedel, der inzwischen schon eine bekannte Figur in den Straßen Dillenburgs geworden war, begann in den nächsten Tagen seine Agitation für das Wiederaufleben des Schützenvereins. Ohne Aufsehen zu erregen, ging er reihum zu den früheren Mitgliedern des Vereins, und da die meisten unter ihren Schüler seines Vaters gewesen waren, fand er bei ihnen ein offenes Ohr. Die jüngeren Leute der Stadt wurden dann durch die alten für die Idee gewonnen und begeistet. Schon im Frühjahr 1808 war der Schützenverein neu geboren, und wie vor Zeiten, so zog man wieder Sonntags hinaus auf die Schießstände, nicht um dem heiteren Vergnügen zu leben, sondern zur Übung des Auges und des Arms in der Handhabung der Büchse zur Befreiung des Vaterlandes. Gleichzeitig verfolgte man eifrig die Weiterentwickelung der Dinge, die man hin und wieder, wenn man vor den Augen der Späher sicher war, auch besprach. Dabei schöpfte sich denn der Friedel stets gut unterrichtet, denn er las mehrere größere Tagesblätter. — — —

Das Jahr 1809 kam heran; neue Hoffnung erfüllte die Herzen aller patriotisch gesinnten Deutschen. Österreich wollte Retter werden, aber vergebens. Napoleon besiegte durch die Waffen der Deutschen die Deutschen. — — —

Drei Jahre waren seit Österreichs zweiter Demütigung dahingegangen, als neue Hoffnungssterne am politischen Himmel auftauchten. Es war im Frühjahr 1812. Friedel, der in der Laube seines Gartens saß, hatte eben die neueste Post erhalten, die mit fetten Buchstaben die Nachricht von einem neuen Krieg des französischen Machthabers brachte. Rasch sprang er auf und eilte zum Baderfritz, der eben den Schreinerlips unter der Schere hatte und rief freudestrahlend: „Wißt Ihr was? Ein neuer Krieg ist in Sicht!“

„Ein neuer Krieg?“ fragten die beiden verwundert.

„Ja, hier lese ich eben, daß Napoleon nun auch seine Kraft messen wolle mit dem letzten unbesiegten Gegner auf dem Kontinent, mit Rußland.“

„Hat der aber Kourage!“ meinte der Baderfritz.

„Du willst sagen: Macht, Fritz! Mit der Macht wächst der Mut. Denk' doch einmal was für Soldaten er auf die Beine stellen kann. Erst einmal die Franzosen, dann die Österreicher und dann die Rheinbündner, die müssen all' mit.“

„Freilich,“ fuhr der Friedel fort, „hier steht es schwarz auf weiß, daß Österreich 30 000 Mann stellen müsse.“

„Und wie ist es denn mit den Preußen?“ „Auch Preußen stellt 20 000 Streiter. Italiener, Schweizer, Niederländer und Polen, alle müssen helfen.“

„Dann hat er sie ja bald all' in seiner Gewalt.“

„Wohl ist das der Fall, Lips,“ bestätigte der Friedel. „aber es wird doch diesmal nicht so glatt gehen wie sonst.“

„Warum meinst du das?“

„Das will ich Euch sagen. Erstens ist es einmal ein weiter Weg von Frankreich nach Rußland, der die Verpflegung einer so großen Armee, wie sie Napoleon mit nimmt, erschwert, und zum andern ist Rußland ein Reich, das wohl imstande ist mit seinem Heere den Feind aufzuhalten.“

„Wir wollen's hoffen,“ fuhr der Baderfritz fort, „daß der Napoleon endlich seinen Mann findet, und Gott im Himmel wolle seinen Segen dazu geben.“ —

Die Ereignisse der Folgezeit lehrten, daß der Friedel doch nicht so unrecht hatte. Dem rücksichtslosen Weltenbezwinger stellten sich mit seiner halben Million Streiter in den unwirtlichen Gefilden Rußlands ungeahnte Schwierigkeiten entgegen. Hartnäckige Kämpfe, Hitze, Hunger und zuletzt Kälte rieben das Heer auf. Nach kaum sechs Monaten kam das in großer Siegeszuversicht ausgegangene napoleonische Heer als ein elender Trümmerhaufen armer, zerlumpter Soldaten zurück.

Friedel hatte mit seinem Stab von Getreuen auch jetzt wieder den Verlauf der Dinge Tag um Tag verfolgt, und als die französischen Flüchtlinge als ein Bild des Jammers und Entsetzens nach dem Rheine eilten, da sagte er triumphierend zum Baderfritz: „Das ist der Anfang vom Ende; jetzt gewinnen wir. Nächsten Sonntag haben wir im Schützenverein Feiertag.“

Eiligst traf der Friedel die Vorbereitungen zur frohen Festversammlung, und als der nächste Sonntagabend herangekommen war, strömte die halbe Stadt in den Saal des Deutschen Hauses, der sich bis auf den letzten Platz füllte. Die Musik spielte, die Gläser klangen, man unterhielt sich und sprach vom Morgenrot der nahenden Freiheit.

„Während einer kleinen Pause, erhob sich der Friedel und sprach: „Teure Volksgenossen! Unsere Hoffnung ist gewachsen, der Tag der Freiheit naht! Laßt uns trinken auf das Wohl des Vaterlandes.“ Die Gläser klirrten; die Musik intonierte der deutschen Schlachtruf, und brausend zog's durch die Herzen:

Digitized by Google

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Schwert, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer um Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tod und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Wir schwören dir aufs neue:
Dein Baden und die Kirsch die Acht!
Der nähre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche, alle Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Der Eindruck des Liedes war ein gewaltiger. Man sah alte, grauhärtige Männer, denen die hellen Tränen über die Backen rannen, und jugendstarke Männer, deren Augen leuchteten vor Kampflust.

Bei beginnendem Morgengrauen zogen die letzten vom Feste heim.

Mehrere Tage später erhielt der Friedel eine Vorladung vom Präfekten wegen politischer Umtriebe und Aufreizung gegen die kaiserliche Regierung. Furchtlos trat er vor den Machthaber seiner Heimat.

„Man hat mir mitgeteilt," hub der Präfekt an, daß Sie seit Ihrem Hiersein unablässig wider die kaiserliche Regierung agitiert und letzthin bei einem Volksfeste vom „Tage der Freiheit" geredet haben. Sie sind als Amerikaner bei uns angenehmt und hätten als solcher keine Ursache hier agitatorisch zu wirken; wie wollen Sie Ihr Verhalten rechtfertigen?"

„Wohl bin ich amerikanischer Staatsbürger," erwiderte der Friedel kühn, „doch schlägt ein echt deutsches Herz in meiner Brust, dem die Schmach und Bedrückung meines Volks wehe tut."

„Sie reden von Schmach und Bedrückung hier in diesem Lande, wo die neue Regierung unablässig bemüht gewesen ist, alle Mißbräuche abzustellen und überall bessere Einrichtungen zu treffen, gestützt auf die liberalsten Grundsätze, die man sich nur denken und wünschen kann."

„Das ist schön gesprochen, Herr Präfekt; aber die Tatsachen lehren etwas anderes. Die Steuern und Abgaben sind erhöht, die Erwerbsverhältnisse vermindert, unsere Sprache ist verpönt und unsere Ehre in den Staub getreten."

„Wenn der Drang der Zeitumstände eine etwas größere Anstrengung in Aufbringung der erforderlichen Auflagen nötig gemacht und wenn die jetzige Störung der Handelsverhältnisse die Erwerbszweige der einzelnen Berufsarten geschädigt hat, so darf man deshalb als Gast eines Landes noch keine Veranlassung nehmen, das Volk zur Unzufriedenheit anzuwiegeln. Wir erwarten, daß Sie sich in Zukunft derartiger Handlungen enthalten. Es sollte uns leid tun, wenn wir Maßregeln gegen Sie ergreifen müßten, die für Sie leicht verhängnisvoll werden könnten. Sie sind entlassen."

Diese Drohung erbitterte den Friedel noch mehr. Er kam heim; seine Freunde erwarteten ihn.

„Was hat's gegeben?" rief ihm der Widerfritz entgegen, als er kaum die Türe hinter sich hatte.

„Was hat's gegeben?" bemerkte Friedel unwirsch, „der alte, scheinheilige Tyrannenknecht will mich maßregeln, sobald ich mir wieder etwas zu Schulden kommen lasse, was wider die kaiserliche Regierung geht."

„Was will der?" riefen die Freunde gleichzeitig. „Es wird ihm bald der Übermut vergehen. Hier, Friedel, nimm und lies!"

Der Friedel griff hastig nach dem Zeitungsblatt und las halblaut: „Die Preußen und Russen haben ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Napoleon geschlossen und wollen im Frühjahr den Kampf wider den Tyrannen Europas gemeinsam aufnehmen."

„Hurrah," rief der Friedel, „da zieh' ich auch noch mit, aber nicht als Feldscherer, sondern als echter Streiter mit der Büchse in der Hand. Was liegt am Leben! Es ist als höchstes Gut freudig einzusetzen, wenn's des Vaterlandes Ehre und Freiheit gilt."

„Das ist brav gesprochen," rief der Schreinerlips, „meine zwei Jungens ziehen auch mit."

„Und der meinige auch," ergänzte der Gerberfranz; „die Räuber müssen aus dem Land und die schmachvollen Fesseln gebrochen werden."

„Hoch die Freiheit!" riefen alle.

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

### Die niederländische Volksbumme.

Sie verdankt ihre Entstehung der Herrschaft der Oranier in der alten Fürstabtei Fulda. Der Fürst von Oranien wurde im Jahre 1802 für seine verlorenen niederländischen Gebiete durch die Fürstabteien Fulda und Corvey, die Grafschaft Dortmund und die Herrschaft Weingarten entschädigt. Er verzichtete jedoch auf die Regierung und zog sich in seine nassauischen Stammlande (Diez u. s. w.) zurück, seinem Sohne Wilhelm Friedrich, Erbprinz von Oranien-Nassau, die Regierung seiner ihm durch den Reichsdeputations-Hauptschluß zu Regensburg zugefallenen Länder überlassend. Wilhelm Friedrich, der nachmalige erste König der Niederlande, regierte als Fürst von Fulda vom Oktober 1802 bis zum November 1806. In letzterem Jahre, an seinem (des Landesfürsten) Geburtstag, den 24. Juli 1806, wurden anläßlich

eines Banketts im Schlosse zu Fulda folgende Verse gesungen:

Wache hoch, Oranien!
Gleich dem Eichbaum unter Stürmen,
Ob sich Wolken drohend türmen,
Ob die Winde brausend weh'n,
Wache hoch, Oranien!

Blühe hoch, Oranien!
Völkerjoch hast du zerbrochen,
Hast Tyrannen Hoch gesprochen,
Warst der Freiheit Felsendamm,
Blühe Nassaus Heldenstamm!

Blühe fort, Oranien!
Und vor allem leb' und prange
Wilhelm Friedrich, sei noch lange
Selbst im prüfenden Geschick,
Deiner Treuen Stolz und Glück!

Wache hoch, Oranien!
Hoch vor allen Fürstenhäusern,
Selbst vor Königen und Kaisern,
Bleibe kraftvoll, bleibe schön,
Wache hoch, Oranien!

Die Melodie dieser Verse wurde sehr bald volkstümlich; die Stimmung kann ihr entgegen; und das Lied wurde in den nassau-oranischen Landen Volkslied. Später wurde der Text ins Holländische übertragen, und dort wurde das Lied bald das, was bei uns „Heil Dir im Siegerkranz" ist. Als „Volkshymne" hat sich das Lied in den Niederlanden bis heute erhalten; in den siebziger Jahren wurde es auch noch in den deutschen Provinzen Hollands und im Luxemburgischen im Urtexte gesungen. In Holland selbst ist es 1860 bei Weggandt und Komp., „Druckers van den Koningshow in den Haag" erschienen. Der Verleger war, wie er in einem kleinen Vorwort sagt, der Ansicht, daß „dat eerlied voor Oranje moest nach moer dan eene halve jahrhondert ook weder eens verjonged werden."

Der Dichter des Liedes war der damalige fürstlich oranien-nassau-fuldaische Konsistorialrat und Direktor des (1805) von Wilhelm Friedrich gestifteten Lyceums, Gottlieb August Meißner, vormals Professor der Ästhetik und der klassischen Literatur an der Universität Prag. Meißner, war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller (Wielandscher Richtung), und es wurden seine Skizzen und Romane im damaligen Zeitgeschmack gelesen. Er starb bereits im folgenden Jahre (1807).

Der Komponist des Liedes war der Fuldaer Kantor und Musiklehrer Michael Hentel, gestorben 1851, der sich um die Pflege der Musik, hauptsächlich auch in den bürgerlichen Kreisen Fuldas sehr große Verdienste erworben hat. — Wilhelm Friedrich mußte nach den Schlachten von Jena und Auerstädt (er war preußischer General) seine Fürstentümer verlassen; seine Stammesbesitzungen gingen 1815 in die Hände seiner nassauischen Vettern über, wofür er Luxemburg erhielt.

J. Hellbach (Fulda).

J.-B.-G. **Goethe bei Stein in Nassau 1815.** Im Jahre 1815 weilte Goethe in Nassau, wo er im Gasthaus zur Krone abgestiegen war. Kaum hatte Stein vernommen, daß der große Olympier angekommen sei, so begab er sich in den Gasthof und holte den Dichterfürsten ins Schloß ab. In eifrigem Gespräche miteinander wanderten die beiden Alten dem Schlosse zu, wo sich Goethe gegen alle sehr liebenswürdig und freundlich zeigte. Stein, der wohl wußte, wie Goethe über Napoleon dachte, hielt sich zurück und mochte nicht das Gespräch auf die Politik zu lenken und so nahm denn die Zusammenkunft einen befriedigenden Verlauf. Des andern Tages ließ Stein anspannen und fuhr mit Goethe nach Köln, wo sie den Dom besuchten. Dort traf auch Ernst Moritz Arndt mit ihnen zusammen. Ihn rief Stein bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Nur nichts Politisches! Das mag er nicht. Wir können ihn da freilich nicht loben; aber er ist uns doch zu groß."

J. B.-G. **Großer Brand in Rauenthal.** Im Jahre 1558 wurde der rheinische Ort Rauenthal von einem furchtbaren Brandunglücke heimgesucht, worüber uns der Chronist berichtet: „Die gemeinde Rauendal Im Rinkawe, nachvor kurz verschienenen tagen Jr flecken sampt der kirchen biß uff eine geringe anzall etlicher heuzer leider abgeprant, haben vmb ein steuer bey Capitulo vmb gotts willen angesucht. Ist beschlossen, In ansehung solches großen schadens, so jenen widerfaren, man solle Jnen 31 in alb. steuern und mitteilen vnd auf weiteres Anlangen erhielt sie im Jahre 1563 noch eine Beysteuer von 10 bis 12 fl., nicht wie bermerkt wird ex debito, sed ex gratia". Die Untertanen hatten immer zu geben ex debito!

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Novitäten oder Neueinstudierungen sind in den letzten Wochen keine erschienen.

## Literatur.

* **Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. 35. Band.** 807 S. Wiesbaden, M. Bechtold u. Komp. — Eingeleitet wird der jüngste Band der längst anerkannten, vortrefflichen historischen Publikationen durch die 8 Bogen starke Abhandlung des Professors Dr. Beck: **Die Familie Remy und die Industrie am Mittelrhein.** Aus zu eine tiefgründige und sorgfältige Arbeit, der beweist, welchen kolonisatorischen Einfluß die Nachkommen des Lothringer Hüttengeschlechts Jacques Remy, der 1586 nach Grenzhausen einwanderte, auf die verschiedensten Zweige unserer heimatlichen Industrie: Kannenbäckerei, Essen-, Eisen- und Silbergewinnung und Eisenveredelung gewonnen haben, wie sich eine förmliche sonntagsbende „Industrieritterschaft" bildete. Damit hat der Verfasser zugleich in entwickelter Weise einen kulturellen Überblick verbunden, so daß keine trocken-genealogische, sondern eine tangentrierte Darbietung entsteht, an die sich in der Schlußlage ein wiedergegebenes Gemälde, ein Ausschnitt aus der Kultur, und der Anfangsgeschichte der alten Zeit. — Professor Hilbrand bringt einen Beitrag zur Genealogie der Herren von Bolanden, Falkenstein und Hohenstein. Für den Laien genügt etwa die Zusammenfassung, daß man dies und jenes dahingestellt sein lassen muß, daß aber anzunehmen ist, daß eine Bolanderin nicht wie bisher angenommen die Gattin ihres Gemahls, sondern dessen Mutter war, und daß es unbestreitbar ist, daß eine andere nicht wie bisher als die Frau ihres Mannes sondern als dessen Schwägerin gelten muß. Also, Hoffen wir, daß damit alles stimmt. — Pfarrer Conrady bringt die Geschichte, man könnte wohl sagen Leidensgeschichte, der lutherischen Gemeinde Arnoldshain, einen interessanten Beitrag zur evangelischen Kirchengemeinde in Nassau, endlich das Jahr 1866. — Sehr erfreut hat uns auch die Abhandlung: Das nassauische Bauernhaus von Oberförster Behten; es ist das ein Gegenstand, der schon längst einmal eine Besprechung verdient hätte und nun einen berufenen Darsteller gefunden hat. — Derselbe Verfasser bringt noch einen weiteren Beitrag: Eine neue Nachgrabung vor der Steetener Höhle mit den gezeitigten Resultaten. — Der unermüdliche Aufdecker der römischen Bauwerke Professor Dr. Ritterling berichtet über Römische Baureste auf der Rentmauer bei Wiesbaden und weist nach, daß der alte Paß über die Höhe nicht der Platte, sondern der Rentmauer ging und dort von einer Querstraße, die über den Gebirgsamm lief, geschnitten wurde. Dabei lag eine Schanze (Wallburg). Eine Entdeckung der Aufgrabung wert. — Paß eine St. Hubertus-Rittergesellschaft der Grafen von Sayn (mittelrheinische und westerwälder Herren) bestand, ähnlich organisiert, wie die bekannteren Ritterbünde, erscheinen wir durch G. Croon. Also eine recht wertvolle Bereicherung der Kenntnisse über Nassau und meist in interessanter Form, die gewiß nur geeignet ist, dem Verein neue Mitglieder zuzuführen. Bemerkenswert ist, daß die Mehrzahl der Beiträge kulturgeschichtlich ist.

**Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 1905.** 75 S. Wiesbaden, M. Bechtold u. Komp. — Die „Mitteilungen" erweisen sich immer mehr als treffliche Ergänzungen der „Annalen".

Digitized by Google

Die einzelnen kleinen Beiträge zu erwähnen, reicht der Raum nicht aus. Besonders sei auf die von Professor Dr. Hedler wie immer sorgsam zusammengestellten Nassovica von 1905 hingewiesen.

## Neues aus Nassau.

**S. M. der Kaiser** hat seinen für den 17. bis 21. Mai angekündigten Besuch in Wiesbaden wegen des Todes seiner Tante, der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen (geb. Prinzessin Marie von Anhalt, Base J. M. des Großherzogin Adelheid von Luxemburg), aufgeben müssen.

**J. M. die Kaiserin** hat am 18. Mai Homburg verlassen und ist nach Potsdam heimgekehrt. Die Prinzessin Viktoria Luise ist in Homburg verblieben.

**Die Weilburger Tausendjahrfeier.** Die Weilburger Tausendjahrfeier findet am 18., 19. und 20. August anstelle des sonstigen kirchweihfestes statt. Am Samstag, den 18.: Einläuten des Festes, Festsitzung, Fackelzug, Beleuchtung der Stadt und Festkommers; am Sonntag, den 19.: Festgottesdienst, Militärzutoget im Schloßhofe, historisches Festspiel im inneren Schloßhofe, historischer Festzug, Volksfest; Dienstag, den 20. August: Frühschoppenkonzert mit Festfrühstück, Wiederholung des Festspiels. Das Festspiel: „Das Testament von Weilburg" gibt die historisch-patriotische reizende Tat des sterbenden Königs Konrad I. wieder, da er die Krone dem Wiedersacher des Reichs Heinrich von Sachsen übertragen ließ. Der Festzug setzt sich aus 14 Gruppen zusammen: I. (918) Markgraf Eberhard von Franken vollzieht das Testament von Weilburg; II. (1196) Graf Bairam I. übernimmt die vormundschaftliche Schutzvogtei über Weilburg; III. (1206) König Adolf von Nassau bestätigt das neu erworbene Weilburg; IV. (1370) Graf Johann I. von Nassau-Merenberg kehrt aus einer Fehde gegen die Rabritter heim; V. (1490) Graf Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken kehrt von seiner Pilgerfahrt ins heilige Land zurück; (1506) Graf Ludwig I. von Nassau-Weilburg mit dem Bergknappengefolge; VII. (1552) Graf Philipp III. holt die Reformatoren ein; VIII. (1712) Graf Johann Ernst hält Einzug zur Weihe der neuen Kirche; IX. (1706) Fürst Karl Christian führt seine Gemahlin Karoline von Nassau-Usingen heim; X. (1792) Fürst Friedrich Wilhelm wird von den Franzosen unter Custine heimgesucht; XI. (1816) Herzog Wilhelm empfängt den Besuch seines Schwagers Erzherzog Karl und von dessen Gemahlin Henriette; XII. (1849) Herzog Adolf zieht mit dem Landesfolge ein; XIII. (1870) Germania und Nassovia ziehen mit den nassauischen Regimentern in den Krieg gegen Frankreich; XIV. (Gegenwart) Willinaburga mit Gefolge. — Dem Herausgeber der „Nassovia" ist die Ehre zugefallen, das Festspiel zu dichten, die Gruppen und Personen des Festzugs zu bestimmen und den historischen Beitrag zur Festschrift zu liefern. Das Verdienst des Kunstmalers Th. Ohlsen aus Wiesbaden, wird es sein, die künstlerische Ausgestaltung des Festzugs zu treffen und ihn ins Wort zu setzen und zu leiten. Der Direktor des Residenztheaters zu Wiesbaden, Dr. H. Rauch, wird das Festspiel in Szene setzen und die Aufführung leiten. — Das Festkomitee erläßt einen Aufruf an alle Beteiligungslustige in Stadt und Umgebung sich zu melden. Die Zahl der Teilnehmer beträgt gegenwärtig schon etwa 300.

**S. K. H. der Herzog** und **Herzog Wilhelm** hat zur Restaurierung der Ilfinger Fürstengruft und zur Weilburger Tausendjahrfeier je 1000 Mark gestiftet.

**Am 19. Mai feierte zu Baden-Baden die Fürstin Leontilla zu Sayn-Wittgenstein-Sayn ihren 90. Geburtstag. Geboren 1816 als Gräfin Sartjaktskij war sie Gemahlin des 1866 verstorbenen Fürsten Ludwig und ist Mutter des Grafen Friedrich von Altenkirchen.**

**Seltenes Jubiläum.** Sein goldenes Bergmannsjubiläum feierte am 19. d. M. der Generaldirektor der Gesellschaft des Lauer Blei- und Silberbergwerks zu Ems, Karl Linkenbach. Er verfuhr im Mai 1854 seine erste Schicht auf dem genannten Werke, dem er seit 1861 als Beamter und seit 1894 in leitender Stellung als Generaldirektor angehört. Es ist wohl eine nicht allzu häufige Tatsache, daß ein an hervorragender Stelle stehender Beamter seine ganze Dienstzeit um demselben Werke gewidmet hat, wie Generaldirektor Linkenbach.

Am 15. Mai konnte die Apothekerfamilie Cronberg ihren 100. Jahrestag begehen; 98 Jahre befindet sie sich im Besitze der Familie Neubronner.

Zur katholischen Kirche in Ried ist am 20. Mai der Grundstein gelegt worden.

**Am 22. Mai in das erweitere Rathaus zu Biebrich eingeweiht wurden. Bürgermeister Vogt wurde zum Oberbürgermeister ernannt.**

Der Rentner Th. Ochsz zu Wiesbaden hat der dortigen Bergkirche 11 000 Mk. vermacht.

In Oberursel haben Bürgermeister und Magistrat abgedankt.

Die Stadt Wiesbaden hat ihren ersten selbstgeselterten, qualitativ und quantitativ vorzüglichen „Reoberger" zu sehr annehmbaren Preisen verschenkt.

Der neue Turm des Verschönerungsvereins ist dem Schläferskopf bei Wiesbaden hat den Namen Kaiser Wilhelm-Turm erhalten.

Auf der Lurlei soll ein neues Gasthaus errichtet werden. Hoffentlich von unten unsichtbar.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Juni.**

2. **1785.** Wilhelm Albrecht der Bodenkulturreformer in Nassau wird zu Rothenburg a. d. Tauber geboren. Er starb am 21. Dezember 1808. (Lebensbild s. „Nassovia" 1903, Nr. 17 u. f.)
4. **1796.** Treffen bei Altenkirchen. General Kleber mit einem Heeresteil des französischen Sambre- und Maasheeres besiegt den österreichischen Feldm. Prinzen Ferdinand von Württemberg. (Französische Revolutionskriege.)
6. **1558.** Graf Philipp der Aeltere von Nassau-Idstein stirbt. Geboren im Jahre 1490 (?), folgte er seinem Vater Adolf III. 1511 in der Regierung, ein milder Herr und ein Freund der Reformation, der er Eingang verschaffte.
8. **1667.** Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, stirbt. Sie war am 27. November 1627 als Tochter des Fürsten von Nassau-Oranien Friedrich Heinrich geboren und ist als Gemahlin des Großen Kurfürsten die Stammutter der preußischen Könige geworden.
12. **1420.** Graf Adolf von Nassau-Dillenburg stirbt. Durch seine Gemahlin Jutta Countze er die reiche Grafschaft Dieg geerbt, die, da er sohnlos starb, der Zankapfel zwischen einer Anzahl Territorialherren wurde.
14. **1586.** Gräfin Johannette von Nassau-Katzenelnbogen, 3. Gemahlin Johanns des Aelteren, stirbt. Sie war eine geborene Gräfin von Sayn-Wittgenstein und schenkte ihrem Gemahl sieben Kinder, darunter den Grafen Johann Ludwig.

## Briefkasten.

**Dr. J. M. in L.** Dankend erhalten. Etwas lang; wir gedenken die Arbeit aber unverkürzt zu bringen und müssen der Einteilung halber nur um etwas Geduld bitten.

**K. L. in M.** Das Weilburger Programm finden Sie in dieser Nummer.

**Redaktionsschluß: 28. Mai.**

Inhalt: Blatterlose. Von C. Spielmann. (Gedicht.) — Das Homburger Schulwesen. Von Dr. W. Rübiger. — Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte. Von G. Bohrmann. (2. Forts.) — Die Wiedl die Trier! Von F. Daum. — Der Schulmeister-Friedel. Von J. Brumm. (9. Forts.) — Mißzellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1906 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Johannistraum.

Nun, da die Stunden vorüber sind,
Merk' ich, daß ich geträumt, mein Kind
Und sah doch off'nen Aug's hinaus,
Und lag doch wachend im Garten drauß',
Da schwül und weich, so still, so sacht,
Herabsank die Johannisnacht.
Glühwürmchen schwebten hin und her,
Wie ferne Lichter auf weitem Meer,
Dann wieder fuhr zitternd ein leiser Hauch
Durch den weithin duftenden Rosenstrauch,
Und fern aus der Laube in üpp'gem Blüh'n
Leuchtet schwankend der weiße Jasmin
Da hast du dich hinabgebeugt
Und dein blondes Köpfchen mir zugeneigt,
Und hast mir tief in die Augen geblickt,
Eh' den Kuß du auf bebende Lippen gedrückt!
Schnell schlang ich den Arm um die Hüfte dir,
Und küßte dich wieder in Lust und Gier,
Und küßte so wild, so liebestoll,
Und wußte nicht, was ich die sagen soll.
Doch — schwieg ich auch — du verstandest mich:
„Mein süßes Mädchen, — wie lieb' ich dich!"
Indes in der Ferne der Donner grollt',
Hast du so lustig geküßt und getollt,
Und zuckte der Blitz, du hast silbern gelacht
In der süßen, schwülen Johannisnacht. —
Und nun, da die Stunden vorüber sind,
Merk' ich, daß ich geträumt, mein Kind.

Karl v. Ibell.

Digitized by Google

# Das Homburger Schulwesen.

2) Beiträge und Ergänzungen zu seiner Geschichte von Dr. W. Rüdiger. (1. Fortsetzung.)

Wir lassen den Plan einer Stundenverteilung für die Homburger Lateinschule folgen, einen Plan, der aus dem Jahre 1736, d. h. aus einer Zeit stammt, in welcher der Landgraf Friedrich Jakob mit dem Gedanken umging, die Lehrerzahl von zwei auf drei zu erhöhen. Nach dem Projekt, das leider nur Projekt blieb, sollte die Erziehungsarbeit Kantor, Konrektor und Rektor, wie folgt, zugewiesen werden. Musik in Kirche und Schule, ABC Buchstabieren, Lesen und Schreiben, teutsch und lateinisch, die 5 Spezies Rechnen lehren, den kleinen Katechismus Luthers, sowie Huebners biblische Historien tractieren solle der Kantor. Lateinische Grammatik, Comenius' Orbis pictus, dessen Vestibulum, Castellios Dialogi, den großen Katechismus, das Alte und Neue Testament durchzunehmen und zu erklären, in der griechischen und hebräischen Sprache die Anfangsgründe zu lehren, kleine lateinische Exerzitien aufzugeben, und diese zu verbessern, die Schüler in der Rechenkunst vorwärts zu bringen, solle dem Konrektor obliegen, Cornelius Nepos mit Mickelius' Imitationes ad Cornelium Nepotem zu erläutern, Ciceros Briefe durchzunehmen, griechische und hebräische Grammatik fortzuführen, deutsche und lateinische Poesie zu treiben, in der Redekunst zu unterweisen, die Anfangsgründe der Geographie, Mathematik und Geschichte von der Erschaffung der Welt und den Hauptmonarchien zu lehren, dem Rektor zustehen. Veränderungen von einschneidender Bedeutung bringt der angeführte Entwurf, die verfuchsweise vorgeschlagene Anerkennung des Griechischen, Hebräischen, der Geometrie, Geographie und Geschichte als Unterrichtsfächer, die Einführung des Übungsbuches: der Imitationes parallelae über den Cornelium Nepotem . . . von Johann Friedrich Mickelius Frankfurt 1712. Hervorgehoben sei auch noch, daß an Stelle der im Unterricht bisher verwendeten Colloquia Helvici, Castellios Dialogi sacri bibliorum (1563), die in Darmstadt seit Ende des 16. Jahrhunderts in Gebrauch waren, als Schulbuch empfohlen werden.

Nach Besprechung der uns überlieferten Gesetze für Lehrer und Schüler, nach Erwähnung der Ordnung der Lektionen, sowie des Entwurfs für die Homburger Lateinschule mögen noch einige Bemerkungen über die Lehrer und deren Besoldung folgen. Bemerkungen, an welche sich nach Aufstellung eines Rektorenverzeichnisses der Homburger Schule noch einige weitere Angaben darüber, was einzelne Rektoren gewollt, erstrebt und geschafft haben, anschließen sollen.

Bezüglich der Lehrervorbildung sei einleitend hervorgehoben, daß die Lehrer für Lateinschulen das ganze theologische Examen mit der Predigt ablegen mußten, wie ja die Rektorstellen für die Kandidaten der Theologie bestimmt waren, welche dieselben als Durchgangsstation für die Pfarrtätigkeit ansahen. An die eigentliche Prüfung in der Theologie schloß sich in der Regel wohl ein Tentamen über die Fähigkeit des Kandidaten zum Schuldienst, eine richtige Definitorialprüfung gab es aber erst seit dem Jahre 1720. Interessant sind die Zeugnisse, die in den Mon. Germ. Paed. XXVII. S. 447—473 Dicht mitteilt, weil sie uns ein Bild geben von den Anforderungen, welche an die Prüflinge gestellt werden.

Wir kommen zu den Besoldungen. In den Homburger Stadtrechnungen von 1531 werden dem Schulmeister 2 Gulden aus der Stadtkasse, im Jahre 1537 dem Frühmesser 2 Gulden, dem Schulmeister 3 Gulden Salzgeld, 1540 dem Schulmeister aus der Stadtkasse 3 Gulden zur Vervollständigung seines Gehaltes auf 30 Gulden bewilligt, welche Summe 1546 auf 40 Gulden erhöht wurde. 1783 erhält Rektor Langsdorff 50 Gulden, und zwar so lange, wie es heißt, als man mit dessen Fleiß zufrieden sein wird; den gleichen Gehalt bekommt Johann Daniel Meidinger. Dem Organisten werden 10 Gulden zuerkannt, so Dauerubeimer (1640), Hochhelmer (1732), H. Andreas Hermann 1738. 1711 werden J. L. Müller als Magister Scholae und Organisten 20 Gulden gezahlt, desgleichen J. V. Müller 1730, ebenso Neumeister 1808. Eine kleine Zubuße erfährt der Gehalt der Schulmeister durch die Schulexamina. 1594 werden auf Rechnung der Stadt zur Abhaltung der Schulprüfungen 2 Gulden gegeben, 1649 4 Gulden 14 Albus, 1650 2 Gulden 17 Albus., 1661 jedesmal 1 Rtlr. und ½ Maß Wein darüber, den Rest bezahlt der Gotteskasten, ebenso 1751, 1758 und 1772 je 3 Gulden.

Bei den Introduktionsschmäusen werden 1573 1 Gulden 7 Albus, 1595 4 Gulden 16 Schilling 8 Heller, 1649 3 Gulden, 1650 4 Gulden 9 Alb., desgleichen 1718 auf städtische Rechnung verzehrt.

An besonderen Zuwendungen erhalten die Lehrer 1 Gulden für einen Wagen Holz. 1764 2 Gulden. An Haus- und Scheuerzins werden dem Rektor Herwig 1721, sowie 1745 3 Gulden bezahlt. Ebenso erhält noch im Jahre 1819, von welcher Zeit dieser Posten in den Bürgermeisterrechnungen wegfällt, der Rektor Müller 3 Gulden, an halbjährlichem Hauszins für die Oberstube im Schulgebäude die Nungesserin 3 Gulden, sowie der Konrektor Neumeister an jährlichem Mietzins 1819 33 Gulden.

Die nunmehr sich anreihende Rektorenliste soll mit einigen Lücken von etwa 1558—1588 die Lehrer

Digitized by Google

bezw. Leiter der Homburger Lateinschule bis zum Jahre 1819 geben. Als einer der ersten Lehrer wird genannt: Johannes Brendelinus Nidbanus um 1550, der 1558 Pfarrer ward, nachdem er acht Jahre als Diakon und Schulmeister zu Homburg tätig war.

Ihm folgen: 1585 Joh. Horreß,
1588 Brust,
1595 Matthias Trossius, noch in demselben Jahre seines Amtes entsetzt, Lehrer in Lützellinden. Vergl. Mon. Germ. Paedag. XXXIII.

1595—1596 Sebastianus Pistorius von Windecken, später Pfarrer in Sickenhofen.

? 1596—1598 ? Heinrich Seulburger, später Kaplan, ungefähr 1611 Pfarrer zu Homburg, starb 1638; zu der durch Seulburger freigewordenen Stelle meldet sich Johann Grafschaft, es erhält das Amt Sylvester Marius.

1598—1613 Sylvester Marius Neukirchensis, Hassus.

1614—1622 Gottfriedus Heunius von Rodheim, empfohlen durch Brücher.

1622—1623 Johannes Lotzius (seine Rechtfertigungsgründe den Beschuldigungen gegenüber, daß er unfleißig sei und seines Amtes nicht sorgsam walte, siehe in den Homburger Schulakten).

1623—1630 Sebastianus Crato, später Pfarrer in Gonzenheim.

1630—1649 Christianus Lemplus Friedbergensis.

1649 wird David Lelseingen aus Marburg zum Rektor ernannt, derselbe tritt jedoch sein Amt nicht an, an seine Stelle kommt J. Gebhard aus Darmstadt, auf den im Jahr 1650 G. Eschenborn folgt, der das Rektorat bis zum Eintreffen Georg Eberhard Heckmanns bekleidet.

1654—1673 Georg Eberhard Heckmann von Romrod, starb als Pfarrer zu Gonzenheim 1714. Als 2. Schulmeister wird Johannes Gebhard genannt.

1673—1675 Hartwig Schroeder, später Pfarrer in Dutenhofen.

1676—1677 Bernhard Hagenbruch aus Mühlhausen in Thüringen (Rektorat und Diakonie vereinigt), nach Echzell berufen.

1677—1682 Johannes Huth, starb 1718 in Gonzenheim.

1682—1684 Christoph Rosenstengel, Pfarrer von Köppern und Holzhausen.

1684—1689 Johannes Heckmann, der Sohn Georg Eberhard Heckmanns.

1689—1718 Johann Philipp Thomae von Friedberg, nachher Pfarrer von Gonzenheim, neben ihm wirkt als 2 Lehrer Johann Valentin Müller. Streit zwischen beiden. Nach dem Beschluß des Gemeinderates vom 29. 7. 1706 sollten beide den Abschied erhalten; der Oberpfarrer „solle sich nach 2 qualificirten Bewerbern umbfragen."

1718—1725 Johann Philipp Herwig von Wildungen, Pfarrer von Seulberg und Holzhausen.

1725—1737 Johann Wilhelm Hochheimer. Er ist der erste, der den Titel Konrektor erhält, der, nachdem Johann Philipp Herwig nach Seulberg versetzt war, mit dem Rektortitel den des Konrektors beibehält.

1737—1742 Paul Peter Herwig, Sohn Joh. Philipp Herwigs. Konrektor: Joh. Heinrich Herrmann.

1743—1744 Philipp Reinhard Soppe, vorher Rektor in Echzell, später Pfarrer von Köppern, starb 1783.

1744—1760 Ludwig Johann Wilhelm Herwig von Seulberg, Pfarrer zu Seulberg und Gonzenheim 1760, Stadtpfarrer von Homburg 1763.

1760—1762 Jakob Christian Walther (geb. 1738), 1762—1767 Rektor in Darmstadt.

1762—1769 Ludwig Friedrich Wilhelm Fresenius geb. 1739 zu Darmstadt, 1769 2. Stadtpfarrer in Homburg und Pfarrer zu Obersteden, 1785 Oberpfarrer in Homburg, starb 1787.

1769—1777 Johann Heinrich Flick von Homburg, Pfarrer in Köppern, starb 1813 in Petterweil.

1777—1781 Johann Heinrich Heyer aus Homburg, Pfarrer in Köppern und Gonzenheim.

1781—1782 Philipp Jakob Herrmann, von 1782—1783 Pfarrer in Köppern und 1784 in Gonzenheim.

1782—1783 Johann Daniel Langsdorf in Friedberg, 1783 zum Pfarrer von Köppern ernannt.

1784—1795 Johann Daniel Meidinger von Fürth, Konrektor: Zink.

1795—1806 Andreas Krauser von Kronberg, geboren 1765.

1807—1810 Johann Friedrich Snell von Idstein. Konrektor: Neumeister von Friedberg.

1810—1812 Christian Ludwig Meyer aus Homburg geb. 1788, Pfarrer in Köppern.

1813 August Fresenius aus Friedberg, geb. 1789.

1814—1819 G. Ludwig Müller. Konrektor Neumeister.

Von Sebastianus Pistorius an sind den Bestimmungen gemäß, daß die Schüler nicht nur in den Elementen des Lesens, Schreibens, in den christlichen Lobgesängen und in Gottesfurcht, sondern auch in primis elementis philosophiae und dem Latein soweit gefördert werden sollten, daß sie mit Nutzen in die Unterklassen des Pädagogiums aufgenommen werden, ja daß sie von 1720 die Universität ohne zuvorigen Besuch des Pädagogiums beziehen konnten, alle Lateinlehrer gewesen. Freilich mag es ihnen oft an Schülern gemangelt haben, so 1677 und sonst noch, und sicherlich haben wohl auch alle Abteilungen gleich besucht die ganze Zeit hindurch nicht bestanden. Aus dem Catalogus Studiosorum Academiae Marpurgensis ed. Julius Caesar treten neben verschiedenen Ursellani und Usingenses uns einige Hombergo-Montani, wie Andreas Pistorius, Joannes Picardus, Joannes Koeler, Adamus Florus 1532, 34, 38, Jacobus Scharpff, 1556, Rubenkönigk 1565, Phibertus Faber, Johannes Scharpffius 1569, Valentinus Ficinus 1580 als Studierende in Marburg entgegen, in Gießen als Pädagogici: Antonius Aies 1650, J. Daniel Schleich 1652, J. Kappes 1655, Fr. Wilh. Stahlius 1664, Frid. Gebhard 1666, Joh. Huthius 1663, Venator Dieter. Herm. 1671, Venator J. Dieter. 1673; als Studiosi: 1681 Joh. Heckmann, 1683 Caspar. Eiffertus, 1690 J. G. Huthius, 1703 Jo. Herm. Hildius, 1705 Frid. Lud. Kirchhoff (vergl. Klewitz und Ebel: Die Matrikel der Universität Gießen 1608—1707). Von Pistorius ab sind unter den Rektoren tüchtige Lehrkräfte: Sylvester Marius, Georg Eberhard Heckmann

Digitized by Google

Johann Heckmann, Joh. Wilhelm Hochheimer, Jakob Christian Walther, Johann Heinrich Heyer u. a. erstanden. Dem Aufschwung, den die Schule unter Pistorius, Martus, Heunius genommen, folgt der Rückschlag unter Lotius 1623; nach Lemplius hebt sich die Anstalt, deren Ansehen bedeutend gesunken war, unter Georg Eberhard Heckmann und Johannes Heckmann, um unter Hochheimer noch eine kurze Nachblüte zu erleben.

Bemerkungen über einige Homburger Rektoren von Bedeutung.

Unter Georg Eberhard Heckmanns Rektorat wurden entsprechend den Bestimmungen der "Marburger Universitätsstatuten von 1629: „Ut quoque res et sermo latinus quasi irrepant in mentes adolescentium singulis annis praeceptores comoediam, quam pro lectione discipulis diligenter explicaverunt, sine prolixo vestium apparatu et absque jactura studiorum instituant," mit dem Zusatz: „ne autem praeceptores sumptuum erogatione ab hoc exercitio deterreantur, Oeconomus Academiae nostrae in singulas comoedias decem florenos solvat et rationibus ascribat" Schulkomödien aufgeführt. Freilich finden schon 1590 und 1604 Aufführungen in Grünberg statt, aber auch sie waren nicht die ältesten, von denen wir Kunde haben, wir hören von solchen in Wernigerode schon 1539. 1547 spielten die Knaben in Nürnberg, und in Zwickau wurden allwöchentlich, wie es heißt, Stücke inszeniert. Heckmann mag vielleicht durch seinen Landsmann Heinrich Hirzwig, den Rektor von Frankfurt, der von 1619 ab mehrere Dramen: Balthasar, in quo vitium obrietatis et primae monarchiae eversio introducitur, Belsasar, quae tragoedia eversionem monarchiae primae et punitatem vinositatis ex Dan. Cp. 5 explicat (1615), Jesulus, comoedia de nativitate Domini (1629), sowie auch Lutherus mit 105 Personen auf die Bühne brachte, zu der Aufführung seiner Komödie oder Komödien veranlaßt worden sein. Wenn freilich diese Dramen Hirzwigs, in denen er Buchanan und Frischlin als seine Vorbilder anerkennt, nicht sobald verschwanden, wie hören, daß noch 1656 und 1660 die Schüler des Gymnasiums zu Frankfurt auf dem Schulhofe Hirzwigs Komödien agierten, so scheint doch, nach den Homburger Stadtrechnungen zu urteilen, Heckmann nicht Anklang gefunden zu haben. Hiernach wurden nur im Jahre 1655 für Zehrung, als mit den Kindern Komödie gehalten wurde, 1 Gulden, 2 Albus 6 Heller verausgabt.

Neben Philipp Reinhard Soppe, der als Rektor durch sein Lexicon phraseologicum aus den berühmtesten auctoribus Classicis, Frankfurt 1751, als nachmaliger Pfarrer zu Köppern durch sein Büchlein „Kurzer Begriff der gewöhnlichen Irrthümer, welche in den schädlichen Lehrsätzen der Pietisten vorhanden sind, Frankfurt 1767" genannt zu werden verdient, hat Jakob Christian Walther (1760—1762) als Ordner der Schulbibliothek, wozu er einen Catalogus librorum ad scholam latinam Homburgensem pertinentium schrieb, sowie auch als Verfasser des ersten uns bekannten Homburger Schulprogramms: „Von den Annehmlichkeiten des Schulwesens Homburg 1760" sich einen Namen gemacht. Vielfach interessant sind die Titel der nach Folianten-, Quartanten-, Oktav- und Duodezformat geordneten Bücher der Schulbibliothek. Zu den Folianten gehörten: Die Heilige Schrift nach der Übersetzung Martini Lutheri, mit Vorrede und Marginalien herausg. v. Cramer, ferner Erasmus Rotrodamus Adagia, Basileae 1528, Plutarchus Vitae, Latine Venetiis 1496, Vergilius cum Servii commentariis 1515, Beroaldus in Asinum Apuleji aureum commentatio, Petri Lombardi Sententiarum liber 1488, Plinius Naturalhistor., Paris 1516. Zu den Quartanten: Schleder Fons Latinitatis sive Lexicon Latinum, Francofurti 1653, sowie 6 Notenbücher mit dem gedruckten Arien. — Zu den Büchern in 8° Ἰσοκράτους λόγοι ἅπαντες καὶ ἐπιστολαί, Basileae 1565, Isocrates, Opera omnia ed. Heronymus Wolf 1567, Neander, Mich., Tabul. graec. ling. et Gnomolog. gr. lat., Educat. pueril. graec. pars altera Nikolaus Aenarbus, Institution. ling. graec. Colon. 1568. Melanchthon, Phil., Grammatica Graeca, erleichterte Griechische Grammatik 1727, Fabricius, Alb., Bibliotheca Latina. Linacrus De emend. linguae lat. structura, Lips 1563. Rialdus, Petrus, Grammat. Latina, Francof. 1508. Sallustius, Crispus, Colon Agr. 860. Polletus, Historia Fori Romani 1676. Melanchthon, Phil., Comment. in ep. ad. Romanos, Argentorati 1540. Calvinus, Joh., Comment in ep. ad. Romanos 1540. Cruciger, Casp., Comment in ep. Pauli ad. Timotheum 1540. Artopoeus, Petr., Evangel. conc. Dominic., Vitenb. 1537. Lutherus, Mart., Homil. in I. Cor. 15 et Joh. 17. Hyperius, Andreas, Topica theologica 1565. Chytraeus, De studio theologiae recte instituendo, Rostrechii 1572. Tilemannus, De justificatione hominis coram Deo, Jenae 1571. Melanchthon, Phil., Initia doctrinae physicae, De anima, Elementa Ethicae doctrinae, 1557. Hildenberanus, Totius philosophiae descriptio, Basileae, 1558. Molineus, Petr., Elementa logica, Franec 1614. Valerius, Cornellus, In universam bene dicendi rationem, tabula totius dialecticae, Colon. Agr. 1559. 72. Omphalius, De elocutionis imitatione et apparatu, 1570. Malchius, Joann., Animor. conciliandor. et movendor. ratio, 1596. Elementa rhetorica l. II. ed. Phil. Melanchthon. Desiderius Erasmus Roterdamus, Colloquia familiaria, Francof. 1550, De epistolis conscribendis, Argentorati 1534. Gonsalius Epistol. libr. 4, Basileae 1572, Celtorius, Liber memorialis 1696.

Spindler, Wanderbuch der Vertriebenen 1625, Posaunenschall des sinnaten Gerichts 1626.

12° P. Terentius Afer, Comoediae, Lips. 1581. Mappa geographica 1. vol. c. 20 imaginibus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Burg Weltersburg.

Von J. Benner.

Zu den umstrittenen Besitzungen des Westerwaldes gehört die auf einem fast den ganzen Westerwald beherrschenden Bergkegel gelegene frühere Burg Weltersburg. Einige Mauerreste auf der Spitze des Kegels sind noch vorhanden, sowie am Fuße desselben der jetzt dicht mit Efeu bewachsene runde Turm. Das mächtige Hofgebäude daneben mit seinen schönen Eckrümen ist in späterer Zeit entstanden, wahrscheinlich im 16. Jahrhundert und soll nach der Tradition ein Abbild der früheren Burg und auch aus deren Steinen erbaut sein. — Den Ursprung der Burg kennt man nicht, wie es bei den meisten Festen der Fall ist; aber aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie von den Grafen von Sayn erbaut, welche ihre Besitzungen bis weit in den Westerwald ausgedehnt hatten. Man nennt zwar zwei Ritter von Weltersberg, welche Brüder waren und 1244 und 1261 vorkommen; allein es wird hier sein, wie in vielen anderen Fällen, daß sich Burgmänner nachher den Namen der von ihnen verwalteten Burg beilegten. Im Jahr 1361 gehörte sie zu den Festen, welche der Grafschaft Sayn „verblieben", und 1354 war ein Heinrich von Neuroth (Neuroth bei Salz) in Weltersburg saynischer Amtmann. Die Grafen von Sayn müssen damals in schlechten Geldverhältnissen gewesen sein, denn dieser Amtmann gibt das Geld für den nötigen Bau an der Burg, im Betrage von 120 kleinen Goldgulden, worüber ihm der Graf von Sayn einen Schuldschein ausstellt und ihn die Burg verpfändet.

Als im Jahre 1355 ein Johann, Herr zu Westerburg, die Tochter des Grafen von Sayn heiratete, kam Schloß und „Thal" Weltersburg als Heiratsgut an Westerburg; jedoch vorläufig nur pfandweise, denn der Graf von Sayn hatte seiner Tochter 9000 Gulden Mitgift versprochen, die er aber nicht bezahlen konnte. Er gab dem Schwiegersohn daher ein Pfand in der Weltersburg, wovon letzterer indes wenig Nutzen hatte, denn das Pfandobjekt war schwer belastet, mehr als seine Renten ausmachten. Westerburg übernahm nun Weltersburg und ließ sich daselbst huldigen; auch nannte sich die Gattin Johanns von Westerburg „Kunigunda von Sayn, Frau von Weltersburg". Es blieb auch im Besitz der Burg; denn Sayn konnte noch immer das Heiratsgeld nicht aufbringen. Nach dem Tode Kunigundens verlangte Sayn die Weltersburg zurück; da jedoch Westerburg auch jetzt die Mitgift von 9000 Gulden noch nicht hatte, so kam es zum Kampf, wobei Sayn unterlag und Westerburg viele Gefangene machte.

Kurze Zeit darauf, im Jahre 1364, erlangte Katzenelnbogen das Öffnungsrecht der Burg und ebenso im Jahre 1366 der Kurfürst von der Pfalz von den Herren von Westerburg. Im Jahre 1415 kam die Hälfte von Weltersburg an den Grafen Johann II. von Wied zu Isenburg, welcher eine Kunigunde von Westerburg zur Ehe hatte, und seit jener Zeit scheint die Besitzung immer geteilt gewesen zu sein bis auf den heutigen Tag, denn heute noch gehört der schöne runde Turm mit den angrenzenden Ländereien der gräflich Walderdorffschen Familie, wahrscheinlich als Rechtsnachfolgerin der Isenburger, während der Burgberg, das Hofgebäude und der größte Teil des Gutes den Besitzer oft wechselte.

Im Jahre 1422 drangen die Nassauer, welche mit dem damaligen Herrn Reinhard III. von Westerburg wegen des St. Goarer Zolles in Streit geraten waren, in die Herrschaft Westerburg ein, erstürmten Weltersburg, um den dort befindlichen Burgvogt Ludwig von Ottenstein aufzuheben. Auf der Seite der Nassauer kämpften auch Kurtrier und Katzenelnbogen. Aber Westerburg erhielt Beistand von Isenburg, und beide erstritten die Burg wieder zurück. Später wohnten noch hier die Herren von Reifenberg, von Hadamar, von Brambach, von Holtzstein und andere. Am längsten hat die freiherrliche Familie von Brambach hier ausgehalten, denn im Jahre 1408 hatte sie schon Anteil an der Burg selbst, sowie ferner am Fuße des Burgberges einen Burgsitz, welche beide Besitzungen der Familie verblieben bis zum Jahre 1695. In diesem Jahre, am 18. Juli verkaufte Herr Ludwig Wilhelm Freiherr von Brambach zu Weltersburg und seine Gemahlin Christina, geb. von Haacken, ihren Freisitz und Wohnhaus zu Weltersburg mit allem Zubehör, wie Haus, Hof, Brauhaus mit zugehörigem Brauzeug, Backhaus, Scheuern, Stallung, Baumplätze, Weiher, Gärten, Wiesen, Ländereien, Weide, Waldungen, den Zehnten zu Wörsdorf und Guckheim, wie auch den Zehnten um Weltersburg gelegen, samt dem Höfchen zu Girkenrod, die Jagd und Fischerei, alle Freiheiten, Privilegien, Recht und Gerechtigkeit, wie die Familie von Brambach sie bis dato innegehabt und genossen habe, worüber eine ausführliche Spezifikation den Käufern samt allen brieflichen Dokumenten und Nachrichtungen bis zum nächsten Martini auf Adel, Treu und Glauben sollte herausgegeben werden, ferner die vorhandene Saat in Feld und Wiese nach Abzug des Verbrauchs des Verkäufers bis nächsten Martini für 9000 Frankfurter Gulden, jeder zu 60 Kreuzer gerechnet, und zum völligen Verzug und Ausgang 600 dergleichen Gulden, welche der Verkäufer von den Käufer mehr erhalten hatte, an die Eheleute Freiherrn Ferdinand Koch von Herrnhausen und seine Gemahlin Sophia Marie Adelheid geborene von Elch. Von der Kaufsumme sollten 7500 Gulden zur Einlösung eines Brambachschen Gutes in der Wetterau, wahrscheinlich das jetzige gräfl. Walderdorffsche Gut bei Okarben, und der Rest der Erbauung des Hauses Härtlingen im Kirchspiel Schönberg-Möllingen verwendet worden. Der Witwensitz der Freifrau von Brambach wurde für Weltersburg aufgehoben und nach Härtlingen verlegt, so daß die Besitzung Weltersburg ohne jede Lasten und Beschwernisse an den Freiherrn von Holtzenstein überging. Die in der Pfarrkirche zu Salz der Brambachschen Familie gehörigen Stühle sollte der Käufer ebenfalls erhalten, dagegen sollte die erbliche Begräbnisstätte daselbst der Familie von Brambach verbleiben. Als Zeuge des Kaufaktes war Philipp Heinrich von Nordeck, Herr zu Rabenau als nächster Verwandter der von Brambach zugegen; der Ver-

Digitized by Google

trag wurde aufgenommen von Joh. Casp. Grandjean, Notarius publicus.

Im Jahre 1786 war das Gut Weltersburg im Besitz der Herren von Schuler und wird noch als ritterschaftlich bezeichnet; vor drei Jahren ging es von der Familie Tripp an einen Kaufmann aus Nürnberg über, der es aufteilen wird.

Bis zu 1803 gehörte das Dorf Weltersburg zur Grafschaft Westerburg, während der größte Teil seiner Gemarkung zu Kurtrier rechnete. Man sagte daher den Weltersburgern nach, daß sie in Weltersburg schliefen und in Westerburg äßen. Auffallend ist noch, daß die Bewohner katholisch geblieben sind als einziger Ort in der Grafschaft Westerburg.

Kaiser Ludwig von Baiern erteilte Weltersburg im Jahre 1314 Stadtrechte und zwar wegen Verdiensten des Grafen von Sayn. Wenn es auch nur eine kleine Stadt von einigen hundert Einwohnern geblieben sein mag, so war es doch befestigt, und Teile der Stadtmauer sind jetzt noch erhalten.

Im Jahre 1518, am 1. Juni, wurde in Weltersburg eine Kapelle eingeweiht, die „auf dem Schloß Weltersburg in der Hauswohnung des hochwohlgeborenen Herrn Meffert von Brambach" war. Der Weihungsbrief befindet sich im Pfarrarchiv zu Salz.

Die Kapelle hatte dieser Meffert von Brambach und seine Gemahlin Ringart von Reiferode erbaut. Im Jahre 1520, am 22. April wurde ihr vom Erzbischof Richard von Trier eine Reihe Privilegien erteilt, wonach jeden, der an den Festtagen der Heiligen: Erzengel Michael, Sebastian, Simon, Ruperti, St. Anna Wittibin, Barbara und der Jungfrau Katharina, würdig beichtet und bereuet, sowie in der Vigil der hl. Anna und an deren Festtag selbst, welche Heilige die vornehmste Patronin des Altars sein soll, ferner an den Festen der obengenannten Heiligen, wie auch an dem „Tag der jährl. Einweihung Begängnis", welcher auf das Fest der hl. Anna falle, die Kirche andächtig besucht, ein Ablaß von 10 Tagen bewilligt wird. Den gleichen Ablaß konnte gewinnen, wer an den Festen der Mutter Gottes, am Weihnachten, Ostern und Pfingsten, am Himmelfahrtstag, Fronleichnamstag, Dreifaltigkeitstag, an Allerheiligen, Allerseelen, an den Tagen aller Apostel, an den Tagen des hl. Stephan und Laurentius, der vierzig Märtyrer, der 12000 Märtyrer, des hl. Georg, der Heiligen Hubertus, Antonius, Wilhelm, Maria Magdalena, Salome, Barbara, Apollonaria, Dorothea, Juliane, Jungfrau Petronella, am Feste der 11000 Jungfrauen den Altar andächtig besucht. Auch wer alle Dienstag oder an jedem Tag, Sonn- und Feiertags, an den Tagen in der Fasten- und Adventszeit ein Vaterunser und Ave Maria für die Wohlfahrt des Herrn Meffert von Brambach, seiner Gemahlin, seiner Söhne und Töchter betete, oder wer zur Zierde des Altars und der Kirche beitrug, sollte an dieser Gnade teilnehmen können, welche der Kapelle bewilligt wurde, damit sie „mit würdiger Ehrung besucht werde."

Im Jahre 1786 wird erwähnt, daß die Kapelle in Weltersburg sich selbst unterhalte und 200 Reichstaler an Gefällen habe, daß daselbst öfters Messe gelesen, und daß sie von Pastor und Sendschöffen verwaltet werde, als ob sie trierisch wäre. Weltersburg war, wie oben erwähnt, damals noch westerburgisch.

Auf dem Burgberg der Weltersburg steht jetzt eine Schutzhütte für die Besucher dieses herrlichen Aussichtspunktes, und an Festtagen weht von ihr das schwarzweiß-rote Banner des geeinigten deutschen Vaterlandes. So weit auch der Ausblick von diesem seltsamen Bergkegel reicht, dessen Schatten in den Abendstunden sich noch vor wenig als 100 Jahren in drei Länder: Kurtrier, Westerburg und Nassau-Hadamar, legte, — keine Grenze der Einheit ist nun mehr dem Auge sichtbar. Und in einigen Jahren werden zwei Eisenbahnen in unmittelbarer Nähe den Berg umfahren „der einst in voller Abgeschiedenheit manchem Abenteuer einen sicheren Zufluchtsort bildete.

# Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte.

4) Von G. Bohrmann. (Schluß.)

Gleichzeitig mit der Gründung des Rheinbundes wurden eine Anzahl kleinerer Reichsfürsten, alle Reichsritter, sowie die freien Reichsstädte bis auf die drei Hansastädte mediatisiert, d. h. ihre Besitzungen wurden denjenigen Rheinbundfürsten von deren Gebiet sie ganz oder teilweise umschlossen waren, unterstellt. Betroffen von dieser Maßregel wurden u. a. die Fürsten von Wied-Neuwied, Wied-Runkel, Solms, die Grafschaften Holzappel-Schaumburg, Westerburg-Schadeck und andere.

Auch die Besitzungen des Fürsten von Nassau-Oranien, [1]) nämlich die Fürstentümer Siegen, Dillenburg, Hadamar und Diez — seine Stammlande —, wurden, da dieser Fürst sich weigerte, dem Rheinbunde beizutreten, von Napoleon eingezogen und in der Weise geteilt, daß die drei nördlich der Lahn gelegenen Fürstentümer dem nunmehrigen Großherzogtum Berg, mit der Hauptstadt Düsseldorf, das in dem Schwager Napoleons, dem Marschall Joachim Murat seinen Herrn erhielt, zugeteilt wurden, während das Fürstentum Diez, mit Ausnahme des zu ihm gehörenden Teiles des vormaligen Amtes Marienberg, sowie des Ortes Dehrn, die gleichfalls zu dem neuen Großherzogtum geschlagen wurden, an die nassau-walramische Linie kam. [2])

[1]) Fürst Wilhelm von Nassau-Oranien, Sohn des letzten Erbstatthalters der Niederlande wurde durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses 1815 zum König der Vereinigten Niederlande (Belgien und Holland) und zum Großherzog von Luxemburg ernannt. Er war ein naher Anverwandter des preußischen Königshauses, diente im preußischen Heere, kämpfte 1806 gegen Napoleon und geriet hierbei in französische Gefangenschaft, aus der er erst nach dem Tilsiter Frieden (1807) wieder loskam; 1809 focht er in der österreichischen Armee wiederum gegen den Korsen.

[2]) Wie „wohl" sich übrigens die Bewohner der nassauoranischen Landesteile unter bergischem Regiment fühl-

Nach § 6 der Rheinbundakte, in welchem es heißt: „Le chef de la maison de Nassau prendra le titre Duc", nahm Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen unterm 30. August 1806 den Rang und Titel eines Herzogs an, und da er ohne männliche Nachkommenschaft war, mit seinem Tode also seine Besitzungen nach dem Rechte der Erbfolge an die weilburgische Linie zu fallen hatten, so fanden sich beide Fürsten veranlaßt, ihre beiderseitigen Besitzungen jetzt schon als ein Ganzes anzusehen, d. h. zu einem gemeinsam von ihnen regierten Herzogtum zu vereinigen. Das neu gegründete Herzogtum machte aus den erledigten Besitzungen der Mediatisierten, bzw. des Fürsten von Nassau-Oranien, folgende Erwerbungen:

a) das oranische Fürstentum Diez (wie vorhin angegeben);

b) die Grafschaft Holzappel und die Herrschaft Schaumburg;

c) vom Fürstentum Wied-Runkel die südlich der Lahn gelegenen Kirchspiele: Runkel, Wesenbach, Wolfenhausen und Münster; ferner das Amt Dierdorf;

d) die reichsritterschaftlichen Besitzungen (s. oben unter h.);

e) vom Fürstentum Wied-Neuwied neben den bereits oben unter II g. 1. a. genannten Orten, die Stadt Neuwied und das Amt Heddesdorf;

f) die kurkölnischen Ämter Altenwied und Neuerburg;

g) die solmsischen Ämter Braunfels, Greifenstein und Hohensolms.

(Die hier unter e bis g aufgeführten Gebiete wurden nebst den im Schlußsatz unter IVa. näher bezeichneten Gebietsteilen und dem ehemals wiedrunkelschen Amte Dierdorf, 1815 an Preußen, kraft eines Tauschvertrages, abgetreten.) (Kastel und Kostheim mußten schon 1806 an Frankreich, Deutz und Vilich an Berg abgetreten werden.)

Mit den vorstehend nachgewiesenen Erwerbungen, hatte das Herzogtum seine größte Ausdehnung erlangt; sein Flächeninhalt soll nach der einen Angabe 100, nach einer anderen 130 QM. betragen haben. Seine damalige geographische Gestalt war etwa folgende: Die Südhälfte (zwischen Rhein, Main, Lahn und Wetterau) war nahezu dieselbe, wie nach dem Jahre 1816 und bis 1866; es fehlte daran nur die damals unter französischer Verwaltung stehende, mehrerwähnte, rechtsrheinische Grafschaft Katzenelnbogen, die vom Rheine aus, wie ein Keil in nassauisches Gebiet sich hineinschob, wodurch Nassau, gleichwie bei Kastel, in die unmittelbarste, sehr bedenkliche Nähe der Franzosen kam.

Die Nordhälfte umfaßte die vormaligen Ämter Montabaur, Wallmerod, Selters und Hachenburg; ferner die außerhalb der Grenzen des späteren Herzogtums Nassau gelegenen Gebiete der Grafschaft Sayn-Altenkirchen, sowie einige ehemals kurtrierische, kurkölnische und wiedische Gebietsteile und die gemeinschaftlich oranisch-weilburgischen Ämter Burbach und Neunkirchen. Zu beiden Seiten der Lahn, im heutigen Kreise Wetzlar, anschließend an die östliche Grenze des vormaligen Amtes Weilburg lagen die Ämter Braunfels, Greifenstein, Hohensolms und Atzbach, die allesamt 1815 bezw. 1816 an Preußen abgetreten wurden.

C. In der Zeit von 1815 (Wiener Frieden) bis 1866.

(Erwerbung der nassau-oranischen Lande und der Niedergrafschaft Katzenelnbogen. Endgültige Gestaltung des Herzogtums.)

Durch Vertrag mit den Verbündeten vom 23. November 1813, als die Franzosen noch das Gebiet der Festung Mainz mit Kastel beherrschten, hatten die beiden nassauischen Fürsten die ihnen verhaßten, durch den Rheinbund auferlegten Fesseln abgeschüttelt und sich von diesem Bunde losgesagt.

Ihre beiden Regimenter, die fünf Jahre lang für Napoleon in Spanien kämpfen und bluten mußten und deren Reihen durch traurige Schickungen aller Art gelichtet worden waren, kehrten im folgenden Jahre, in ihren Restbeständen zurück. Auch der Vertreter der ottoischen Linie, Fürst Wilhelm von Nassau-Oranien, hatte Ende 1813 die Regierung seiner Erb- und Stammlande wieder angetreten; doch nur für kurze Zeit. Bereits unterm 31. Mai 1815 kamen zwischen Preußen und Nassau-Oranien einerseits, und Preußen und dem Herzogtum Nassau anderseits Verträge zum Abschluß, nach welchen:

a) der Fürst von Nassau-Oranien seine Erblande (s. unter B.) an Preußen und Preußen diese Lande mit Ausnahme des Fürstentums Siegen gegen Überlassung der vorstehend unter IV a. b. d. näher bezeichneten Gebiete, an das Herzogtum Nassau abtrat;

b) Preußen an Nassau die Zusage erteilte, daß, falls ihm die Erwerbung der Niedergrafschaft Katzenelnbogen von ihrem damaligen Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen-Kassel, gelänge, „solche an das Herzogtum Nassau gegen entsprechende Entschädigung abgetreten werden solle. Dieser Fall trat im Herbste 1816 ein, und Nassau nahm unterm 17. November desselben Jahres Besitz von dieser Landschaft.

An Preußen wurden abgetreten:

a) das Amt Atzbach (früher altnassauischer Besitz) im heutigen Kreise Wetzlar;

b) der nassauische Anteil an den ziegischen Ämtern Burbach und Neunkirchen;

c) die Orte Oberkleen und Ebersgöns vom alten Amte Kleeberg. Nach Ausführung dieses Übereinkommens hatte Nassau seine so schön abgerundete geographische Gestalt erlangt, die ihm bis zum Ende seines Bestehens als selbständiger Staat verblieb. Wie sehr übrigens auch die Bevölkerung der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, den Zeitpunkt der endlichen Vereinigung mit dem Herzogtum Nassau — von dessen Gebiet sie bis auf die kurze Strecke am

ten, ist im 19. Bande der Nassauischen Annalen nachzulesen. U. a. heißt es darin, daß die Bevölkerung dieser Landesteile mit dem Wechsel in der Regierung durchaus nicht zufrieden war, denn während der ganzen französischen Zeit seien die Klagen über drückende Abgaben und stockenden Handelsverkehr fast die einzigen gewesen, die man zu hören bekam.

Digitized by Google

Rheine, ganz unschlüssig war — herbeigesehnt, geht u. a. aus der Tatsache hervor, daß nach der Übernahme der Grafschaft, 22 Bürgermeister aus den verschiedensten Orten des „Blauen Ländchens“ sich zu dem Herzoge von Nassau, ihrem neuen Landesherrn, begaben, um ihm den Dank der Bewohner für dies längst ersehnte Ereignis auszudrücken.*) Eine viele Jahre währende, mühevolle Arbeit haben die Regenten des Nassauer Landes, ihre Räte und anderen Beamten während der hier in Betracht kommenden bewegten, mitunter schwierigen Zeit vollbringen müssen, um die vielen einzelnen Teile zu einem einheitlichen Ganzen umzuschaffen.

Waren doch allein — um nur diesen Punkt zu berühren — in Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg mit Hachenburg, Nassau-Oranien und der Grafschaft Diepenelsbogen nicht weniger als 565 verschiedene Arten von direkten Abgaben, ungerechnet die zahlreichen Abgaben, welche in den übrigen Gebieten zu entrichten gewesen sind, zur Erhebung gekommen. (Vergleiche Nass. Verordnungsblatt 1816.) Alle diese Abgaben mußten entweder beseitigt oder in das neue, einfache Steuersystem eingefügt werden.

Die staatliche Organisation des Herzogtums kann als eine der besten unter den Staaten des früheren Deutschen Bundes bezeichnet werden; einzelne Zweige der Staatsverwaltung waren geradezu mustergültig eingerichtet; namentlich aber war der konfessionelle Friede, der zwischen den verschiedenen religiösen aber paritätischen Bekenntnissen deren Angehörige so dicht beieinander wohnten — herrschte, bewundernswert. (Memento Simultanschule!) Unter den 462 334 Einwohnern, die Nassau kurz vor Aufnahme in den preußischen Staatsverband zählte, waren 211 334 Evangelische, 213 335 Katholiken, 7252 Juden und 413 Personen anderer Bekenntnisse.

Noch bleibt ein Punkt der Klarstellung vorbehalten, nämlich die früher weiter verbreitete, jetzt wohl nur noch hier und da bestehende Ansicht, nach welcher das vormalige Herzogtum Nassau ein Produkt des Rheinbundes gewesen sein soll.

Daß diese Ansicht sich überhaupt bilden konnte, ist zu erklären einmal aus den verhältnismäßig bedeutenden Erwerbungen, welche die nassau-walramischen Fürsten kurz nacheinander (1803 u. 1806) gemacht hatten, sowie ferner aus dem Umstande, daß der Senior des Hauses Nassau nach Zusammenlegung der Besitzungen der beiden genannten Regenten im Jahre 1806 den Rang und Titel eines Herzogs angenommen hatte. Die weit bedeutenderen Erwerbungen des Jahres 1803 — Entschädigungen für verlorene linksrheinische Besitzungen, deren Einkünfte selbstredend den genannten Fürstenhäusern und zwar während eines Zeitraums von mindestens acht Jahren entgangen waren — dürften im Volksbewußtsein im Laufe der Zeit mit denen des Jahres 1806 in einen Topf geworfen worden sein. Wie oben bereits gesagt, betrugen die Gebietsentschädigungen zirka 52 Quadratmeilen; rechnet man hierzu die alten rechtsrheinischen Lande der beiden Fürsten walramischer Linie mit vielleicht 18 bis 19 Quadratmeilen, so ergibt sich ein Gebiet von etwa 70 Quadratmeilen Flächeninhalt, bevor die Erwerbungen des Jahres 1806 — also des Rheinbundjahres — hinzukamen.

Was die Mediatisierung deutscher Kleinstaaten im Jahre 1806 anlangt, so waren solche von Napoleon zunächst aus dem Grunde verhängt worden, um die militärischen Stärke seiner rechtsrheinischen Vasallenstaaten besser und kraftvoller seinen egoistischen Zwecken dienstbar zu machen, nicht aber etwa um das deutsche Volk von der Vielköpfigkeit seiner Regierer zu befreien. Einem Mephisto gleich, wollte er — für Nichtfranzosen — stets das Schlimme, schuf aber unbewußt das Gute. Wie er sein „Protektorat“ über die Rheinbundstaaten auffaßte, ist bereits oben angedeutet worden, zur Ergänzung jener Darstellung bleibt noch zu sagen, daß er gelegentlich den einen oder anderen seiner „Schutzbefohlenen“ kurzer Hand beiseite schob, d. h. entthronte, wie dies in 1810 — mitten im Frieden — den Herzogen von Oldenburg und Arenberg und den Fürsten Salm widerfuhr.

Tatsächlich gab es staatliche Produkte des Rheinbundes; als solche müssen die von Napoleon in der Rheinbundszeit geschaffenen, nach den Befreiungskriegen aber wieder von der Bildfläche verschwundenen Großherzogtümer Berg, Frankfurt und Würzburg, sowie das Königreich Westfalen angesehen werden. Die Ansicht aber, daß auch das Herzogtum Nassau ein Ergebnis des Rheinbundes gewesen sei, dürfte wohl als ein Produkt der legendenbildenden Volksphantasie anzusehen sein.*)

*) Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Bd. 14, und Spielmann, Karl von Ibell.

*) Bravo! (T. H.)

# Wie Mieß! Wie Trier!

2) Aus der Vergangenheit Grenzhausens. Von F. Daum. (Schluß.)

Der Mann nun führte die gesamte Streitmacht Kurtriers, Freipartie, Soldaten und Grenzhäuser Renitenten am 25. Juli 1746 nach Grenzhausen, wo sie die Exekutionssoldaten angriffen. Jetzt war's blutiger Ernst; nun ging's Leben um Leben. Mitten im Dorfe entspann sich ein regelrechtes Gefecht; die Kurkölner hatten sich seiner Überrumpelung versehen, und so kam es, daß nur 14 Mann auf der Wache anwesend waren, welche sich nach tapferer Gegenwehr langsam zurückzogen. Ein Beweis ihrer Tapferkeit ist, daß die Kurtrierer 4 Tote, sie selbst aber nur 3 Tote hatten, wo sie doch von einer gewiß siebenfachen Übermacht überfallen worden waren.

Sobald sich die Kurkölner zurückgezogen hatten, stürmten die Trierer das Pfarrhaus, um an Mutzelius ihre Wut auszulassen. Dieser hatte sich beizeiten in Sicherheit gebracht, und so zog man unverrichteter Sache wieder ab. Von den oben erwähnten

Digitized by Google

4 Toten der trierischen Partei war der eine, der sogenannte Tobaksknichel, der Anführer, der zweite ein trierischer Soldat und die beiden letzten die Grenzhäuser Flüchtlinge, Wilhelm Oster und Jakob Berger, welche in der Freipartie mitgekämpft hatten. Gegen Abend kamen nun die Trierer und holten die beiden gefallenen Trierer, während sie ihre Verbündeten, die beiden Renitenten, zurückließen.

Dem Pfarrer Mutzelius tat es leid, die beiden so liegen zu sehen; er schaffte sie hinweg, und da er sie beerdigen wollte, erbat er sich von Wied Verhaltungsmaßregeln. Da diese ausblieben, begrub er die Leichen mit allen kirchlichen Ehren. Kurz darauf traf der gräfliche Befehl ein, die Aufrührer am Abend stille zu bestatten. Das Geschehene war nicht rückgängig zu machen, und der Pfarrer wurde, weil er den Befehl nicht erwartet, zu 50 Gulden Strafe verurteilt, diese ihm jedoch später erlassen.

Der Gewaltakt vom 25. Juli 1746 sollte nun auf kaiserlichen Befehl genau untersucht werden. Kaiser Franz I. übertrug daher Kurmainz und dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die kommissorische Untersuchung. An Trier erging ein strenges kaiserliches Reskript, das befahl, sofort die Freipartie einzuziehen, die gefangenen wiedischen Untertanen ohne Lösegeld freizugeben und das bereits empfangene Lösegeld zurückzuzahlen. Ein anderes kaiserliches Mandat befahl den wiedischen Untertanen zu Grenzhausen und Hilgert, zu ihrer Pflicht gegen den Grafen zu Wied zurückzukehren. Trotz aller Reskripte, Mandate und Kommissionsbeschlüsse, dauerten die Unruhen fort. Endlich nahm das Niederrheinisch-westfälische Kreisdirektorium die Sache energisch in die Hand und erließ eine strenge Exekution.

Danach unterwarfen sich am 10. und 11. Januar 1749 die Rebellen den Befehlen des Kaisers und kehrten zu ihrem Herrn, dem Grafen zu Wied, zurück. Doch nach einigen Wochen zogen abermals eine Anzahl Untertanen ihre Submission zurück und flüchtete ins Kurtrierische.

Wiederum wurde strenge Exekution geübt, und nun erst trat, nach zehnjährigem Streiten, um die Mitte des Jahres 1749 Ruhe ein. Die Sache ward endgiltig beigelegt, wobei alles beim alten blieb. Die Aufrührer hatten nichts erreicht, gingen auch straflos aus, wenn man die zehnjährige Störung jedweden friedlichen Erwerblebens nicht als eine Strafe gelten lassen will.

Kurtrier, das von Anfang an im Trüben gefischt, hatte eine Unmenge Scherereien gehabt, ohne realen Nutzen. Wied hatte wohl sein Recht voll und ganz behauptet, was aber in jenen Zeiten auch nicht ganz kostenlos gewesen sein dürfte. So bewahrheitete sich das Sprüchwort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt".

Es ist ein ganz eigenartiges Bild, welches sich vor unserem geistigen Auge entrollt, so recht ein Spiegelbild des 18. Jahrhunderts. Für den Historiker interessant, durch die prägnante Darstellung des Gemeinwesens jener Tage, das in der Verhältnisse der Untertanen zu ihren Landesherrn einerseits, anderseits aber der Stellungnahme der zwei streitenden Regierungen und der Reichsgerichtsbehörden zu einander.

Für den Juristen bietet es eine Studie des Gerichtswesens jener Tage, das in dieser Beziehung wohl noch sehr umständlich und weitläufig genannt werden muß. Aber auch die Kraft fehlte, den Urteilen den nötigen Nachdruck zu verleihen. Den Urteilen fehlte die Seele, ja man kann solche Zustände als einen gewissen Grad von Anarchie bezeichnen.

Auch der, welcher gerne Charakterstudien macht, findet des Interessanten genug in diesem Abschnitt, vor allem die ehrenhafte Person des Pfarrers Mutzelius. Nichts konnte ihn vom Wege der Rechtlichkeit abhalten, weder Verlockungen noch Drohungen. Stets war er dabei, für Wied und für seine Gemeinde zu wirken.

Gleich ihm verdient auch der Schultheiß vollste Anerkennung für seine Untertanentreue, welche er dadurch bewies, daß er die lange Kerkerhaft zu Ehrenbreitstein über sich ergehen ließ, um seinem Herrn die Treue zu halten.

Nicht weniger interessant ist jener Corcilius, der in Diensten Triers stand. Was mag sich in seinem jugendlich hitzigen Gemüt für eine Ideenwelt bewegt haben? Wo fingen seine kühnen Träume an und wo endeten sie? Er mag ein Stück „Weltverbesserer" gewesen sein, wie sie zu auch die heutige Zeit genugsam hervorbringt.

Das Faktum ist, Trier erkannte in ihm ein brauchbares Werkzeug und benutzte ihn. Was später aus ihm geworden ist, darüber schweigt die Chronik. Was nun die Leute anbelangt, welche die Rebellion veranstalteten, so fällt uns in dem ganzen zehnjährigen Hader und Streit ihr Wankelmut auf. Sie waren einmal auf Abwege geraten und fanden sich nicht so leicht mehr zurecht. Sonst ist dieser Fall von Rebellion gegen die Landesherrschaft der einzige in der Geschichte Grenzhausens. Stets waren dessen Einwohner getreue Untertanen; es finden sich dafür wahrhaft erhebende Beispiele in ihrer Geschichte, wo sie Feuer und Tod nicht scheuten aus Treue zum Landesherrn.

Als Grenzhausen 1806 nassauisch wurde, wurden sie echte, rechte Nassauer. Noch heute ist der altnassauer Geist nicht entschwunden. Noch heute erzählt man davon, daß Grenzhäuser unter Nassaus Fahnen kämpften in Spanien und in der „Eisernen Brigade" der ruhmreichen Nassauer bei Waterloo. Einige alte nassauer Soldaten erzählen heute noch gerne von ihrem Herzog, von ihrem Soldatenleben zu Nassaus Zeiten, wobei ihre Augen leuchten, und ich, nun, ich höre ihnen gerne zu, dringt doch ein Wehen alter Zeiten darin zu mir herüber.

Digitized by Google

# Der Schulmeister-Friedel.

11) Von J. Brumm. (Fortsetzung und Schluß.)

## IX.

### Durch Kampf zum Sieg.

Der Frühling 1813 zog ins Land, ein Frühling ohnegleichen. Ein mächtiges Regen und Bewegen ging durch die deutschen Lande, insonderheit durch Preußen. Der König dieses Landes, durch den mächtigen Willen des Volkes gedrängt, erklärte Frankreich den Krieg und begann im Verein mit Rußland den letzten entscheidenden Kampf. Vom Mai bis Oktober schwankte das Schlachtenglück hinüber und herüber. Da brachten endlich die Tage des 16., 18. und 19. Oktober durch die Völkerschlacht bei Leipzig eine entscheidende Wendung zu Gunsten der Verbündeten, denn sich auch Österreich und andere Staaten angeschlossen hatten. Napoleon war besiegt. Der Rheinbund löste sich auf, vorab das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Berg.

Einen unbeschreiblichen Jubel riefen die glänzenden Waffentaten der deutschen Brüder bei all jenen hervor, denen es bisher noch nicht vergönnt war, an dem Kampf teilzunehmen. Auch unter der patriotisch gesinnten Bevölkerung Dillenburgs und insonderheit im Schützenverein war dies der Fall. Man veranstaltete ein Siegesfest im Deutschen Haus, zu dem sich der Schützenverein und eine große Anzahl Bürger einfanden.

Mächtig brausten die Klänge von Körners Gebet vor der Schlacht durch den Saal:

Höre uns, Allmächtiger, höre uns Allgütiger,
Himmlischer Lenker der Schlachten!
Vater, dich preisen wir! Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle braust, Gott deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge,
Führ' uns, Herr Zebaoth, führ' uns dreieinig'er Gott!
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!"

Und nun erhob sich der Friedel und richtete folgende Aufforderung an die Jünglinge und Männer. „Deutsche Brüder", sagte er, „die Stunde der Rache hat geschlagen. Die Morgenröte der Freiheit ist aufgegangen. Nach einer langen dunklen Nacht voll Druck und Elend, voll Schmach und Not, voll Verfolgung und Entehrung, bricht endlich der helle Tag eines neuen Lebens an.

Deutschland ist frei. Deutschland ist wiedergeboren. Von den Ufern des Niemen bis zu den Fluten des ehrwürdigen Rheinstroms tönt der einstimmige Ruf der Freude, der Freiheit, der Liebe, der alten Treue, der innen Einigkeit. Untergegangen ist in dem bodenlosen Meere fremder Unterjochung jegliche Zwietracht und kleinliche Eifersucht. Die deutschen Jungen sind gelöst, die deutschen Herzen haben sich wiedergefunden und sind für immer vereint. Ein Bund ist geschlossen, ein hehrer Bund ohne Wort und Form, nicht durch das Äußere entstanden, noch für das Äußere gebildet. Er ist aufgegangen von drei erhabenen Beherrschern der Erde. Er hat die Gemüter erfaßt und über das Irdische erhoben. Freudig opfern sie dieses um ein Höheres zu erringen, und unsterblich glänzen die Namen der Helden in der Geschichte unserer Zeit.

Ein fremdes Volk hat Deutschland den Anlaß gegeben zu seiner Wiederaufrichtung. Freudig sind seine Völker gefolgt: Österreicher und Preußen, Sachsen, Badener und Hessen, alle Stämme haben in begeisterter Kraft sich erhoben für die gemeinsame Freiheit.

Befreit sind wir, aber noch nicht für immer frei. Wollen wir bewahren, was die siegreichen Heere uns errungen, so müssen wir selbst uns den Bestand der Freiheit sichern. Nur der verdient das kostbare Geschenk der Freiheit, der es zu erhalten weiß. Dies ist jetzt unsere Pflicht. Was unsere deutschen und russischen Brüder getan, das müssen wir auch tun und unsern Brüdern jenseits des Rheins Freiheit und Frieden bringen. Ihre Wiedervereinigung ist die alleinige sichere Basis unserer Selbständigkeit; ihre Freiheit die Bürgschaft der unsrigen.

Auf denn zum Kampfe, zum freiwilligen Kampfe für des Vaterlandes Ruhe, Ehre und Freiheit. Viel haben wir zu rächen und viel zu schützen. Kein Jahrhundert wird die Leiden vertilgen, die Deutschland erduldet. Gibt es einen Deutschen am Rhein, an der Lahn, an der Sieg oder Dill, der jemals die Greuel der letzten Jahre wieder erleben möchte? Ist nicht der Tod fürs Vaterland, für Weib und Kind, für Eigentum und Ehre willkommener als ein Leben voll Schande, Furcht und Elend!

Brüder, Söhne des Vaterlandes, eilt herbei! Sehet unsere märkischen Nachbarn, wie sie in hellen Haufen hinziehen für ihren König zu sterben, ihre unvergeßliche Königin zu rächen und sich zu weihen dem Kampfe für Recht und Ehre.

Auch wir wollen kämpfen für unsere heiligsten Güter — für Freiheit und Vaterland.

In diesen Tagen wird die Schar freiwilliger Jäger der nassau-oranischen Lande sich zusammenschließen, um an dem völkerbefreienden Kampfe teilzunehmen. Ihr werden wir ziehen zum Rhein, um die Schmach unserer Brüder zu rächen. Jeder brave Mann, der bereit ist mitzuziehen, soll unser Freund und Bruder heißen und herzlich willkommen sein."

In wenigen Tagen hatten sich aus Dillenburg allein 120 Freiwillige gemeldet; darunter waren drei Söhne einer angesehenen Witwe; 80 Anmeldungen waren von auswärtigen Ortschaften eingelaufen. Die Zahl der freiwilligen Schützen betrug demnach in den nassauisch-oranischen Landen 200 Mann, lauter wohlgeübte Büchsenspanner.

Und nun begann das Schwierigste: die Bekleidung und Armierung. Aber der Friedel schrak nicht zurück, standen ihm doch die reichsten Hilfsmittel zu Gebote. Den sämtlichen Schützen beschaffte er innerhalb kurzer Zeit die vorschriftsmäßigen dunkelgrünen Uniformen und nagelneuen Büchsen und Hirschfänger. Nach kaum 14 Tagen konnte er dem

General-Gouvernement in Düsseldorf die Meldung machen, daß 200 nassau-oranische Schützen bereit seien, in den Kampf zu ziehen.

Der Gouverneur dankte freundlichst für die Opferwilligkeit, glaubte aber, daß eine Anteilnahme am Kampfe eben noch nicht erforderlich sei; man möge sich deshalb einige Zeit gedulden bis zur Einberufung.

Diese erfolgte erst zu Ende Januars von 1814. Es war unterdes ein nassau-oranisches Linienregiment gebildet worden, und dieses samt dem Jägerkorps ging unter dem Oberstleutnant von Schaffner nach Süden ab, vereinigte sich mit zwei waramischen Regimentern und einem anderen Jägerkorps zu einer Brigade unter Oberst von Bismark, und nahm an der Blockade von Mainz und Kastel teil.

Zum Schlagen kam's nicht viel, dem Friedel sehr zu leide. Im Mai von 1814 kapitulierte die Festung.

Friedel Herrchen fühlte aber das Soldatenblut in seinen Adern. Er wollte durchaus weiter dienen und Gelegenheit erhalten, dem deutschen Vaterland nützlich zu werden.

„Ich trete in preußische Dienste," sagte er eines Tages zu dem Baderfritz, „da hat man doch Gelegenheit, seinen Zorn am Feinde zu kühlen und für die Freiheit zu streiten."

„Gott, Jung' tu' das nicht! Es ist noch nicht aller Tage Abend. Der Napoleon ist gescheiter wie die anderen all und eh' man sich's versieht, ist er wieder da."

„Meint Ihr, Vater?"

„Gib einmal acht, ob es nicht so wird."

Freudig sprang der Friedel vom Stuhle auf und sagte: „Wenn er wiederkommt und den Krieg fortsetzt, dann hält mich nichts auf der Welt zurück. Ich fühle Kraft im Arm, mein Auge ist sicher, wehe dem Feinde!" — —

Der alte Baderfritz hatte recht. Noch nicht ein Jahr war verstrichen, da war der nach Elba verbannte Korse zurückgekehrt und in Frankreich mit dem Rufe „Es lebe der Kaiser!" empfangen worden.

„So finde ich doch endlich Gelegenheit, meine Kräfte dem Vaterlande zu weihen," rief der Friedel seinem alten Meister entgegen.

„Gelt, ich hatte dir's gesagt, ich komme den alten Schlaufuchs. Willst du denn wirklich mit in den Krieg, Friedel?"

„Mit meinen 200 Schützen, Vater."

„Nun wollen wir einmal ernster zusammen reden; wenn dir nun etwas passiert, was doch all möglich ist?"

„Es ist alles geordnet, Vater! Und zudem hoffe ich, mit heiler Haut davon zu kommen, um noch recht lange bei Euch die Segnungen des Friedens genießen zu können." —

Es dauerte nur kurze Zeit, da erhielt Friedel vom Gouvernement den Befehl sich mit seinen Schützen dem Regiment Nassau-Oranien anzuschließen.

Nach einer ergreifenden kirchlichen Abschiedsfeier in Dillenburg zogen im Mai 1815 die freiwilligen Oranier nach den Niederlanden, wo die Nassauer der Armee des englischen Feldmarschalls Wellington attachiert wurden. Das 2. nassauische Regiment kämpfte schon am 16. Juni heldenmütig bei Quatre-Bras, während das 1. Regiment erst am 18. Juni bei Waterloo am Entscheidungskampfe teilnahm. Die nassau-oranischen Truppen und die freiwilligen Jäger kämpften auf dem äußersten Flügel bei Frischermont.

Die Jäger und Schützen, unter ihnen der Schulmeister-Friedel, die Söhne des Gerberfranz und Schreinerlips, kämpften heldenmütig unter der Führung eines holländischen Divisionärs. Die Büchsen krachten; hei, das war eine Lust! Wie vom Hagel getroffen, sanken die Feinde zu Boden.

Aber auch die Gegner, meist alte, kriegserprobte Soldaten, stellten ihren Mann und räumten tapfer unter den Niederländern und Nassauern auf. Trotzdem kommandierte Hauptmann Bergmann, der Führer des Schützenzuges, immer wieder: „Vorwärts, Kinder! Hier steht der Feind!"

Und unter lautem Hurra ging's auf diesen. Friedel in den vordersten Reihen kämpfte mit Löwenmut. „Haut mir den Kolben drein, Kameraden! Auf die Burschunde!" — —

Kaum war ihm das Wort entflohen, da stürzte er von einer Kugel getroffen nieder. Seine Freunde bemühten sich um ihn. „Laßt's sein, es ist umsonst, Freunde!" flüsterte er. Weicher und bleicher färbte sich sein Antlitz. „Grüßt mir die Väter und sagt, daß ich gerne den Tod erlitten habe, nachdem ich in das Land der Freiheit noch einen Blick tun durfte."

Er wandte sich zur Seite. Ein Krankenpfleger fühlte ihm die Stirne. „Ellen, ich komme," klang es noch ersterbend von seinen Lippen.

Friedrich Herrchen war tot, gefallen auf dem Felde der Ehre.

## Kiszellen.

J. B.-G. **Statistisches aus dem alten Ipstein.** Das Städtchen Ipstein hatte im Jahre 1565 — 62 Bürger und 17 Freie. Im Jahre 1629 waren da: 5 Herrendiener, 7 Kirchendiener, 55 Bürger, 12 Witweiber, 6 Vormundschaften, 3 Pförtner, 3 Hirten, 1 Büttel und keine ledigen Häuser. Im 1634 waren 60 Bürger, 17 Witweiber und 21 Herrendiener, Geistliche und Gefreite da. Die Zahl der bewohnten Herdstätten betrug 89, die der unbewohnten 5 und 11 waren verfallen. 1654 hatte Ipstein 40 Bürger. 1681 waren 71 schatzbare Häuser da. Die Zahl der Bürger betrug 1684 — 69; außerdem fanden sich 7 Beisassen, 3 Hofleute und 5 Witweiber. Die Kinderzahl betrug 139 männlich und 119 weiblich. Im Jahre 1703 waren in der Stadt 110 Wohnhäuser, und in der Vorstadt 52, insgesamt 162. Baurelände waren 74 vorhanden und 56 hatten keine Feldgüter. 1787 betrug die Zahl der Wohnhäuser 210, davon waren 12 ritterschaftlich und schatzungsfrei. Bürger waren 195 da, wovon 20 Personalfreiheit genossen. Ferner waren ansässig 20 Beisassen, 4 Hirten, 7 Juden, 84 Witweiber, 70 bürgerlich und 14 vom Stande, 6 Privatleute, welche von ihrem Gelde lebten und 28 geist-

Digitized by Google

liche und wöchentliche Bedürfnis. Die Volksmenge betrug etwas über 1800 Personen.

H. H.Reifegab für einen Nassauer 1731. Der Bierbrauer Philipp Heinrich Ebel zu Münster im Oberlahnkreis, geboren den 24. August 1707 zu Münster, kam auf seiner Gesellenwanderschaft im Jahre 1731 auch nach der Stadt Straßburg im Elsaß. Nach halbjährigem Aufenthalt daselbst zog er weiter und erhielt von dem Rat genannter Stadt nachstehenden, uns im Original vorliegenden Paß ausgefertigt:

„Wir der Meister und der Rath der Statt Straßburg thun hiermit Kund und zu Wissen, daß Fürweiser dieses, Philipp Heinrich Ebel, Gebürtig aus dem Nassauischen', jetnes Handwerks ein Bierstieder, welcher hier als Gesell ein halb Jahr in Arbeit gestanden und anjetzho nachher Zwey Brucken und Mayntz zu reisen Vorhabens, ersuchen demnach männiglichen nach Standesgebühr, denselben sicher und ohngehindert passieren und dieses authentischen Attestai würklichen genießen zu lassen. Solches sind wir in dergleichen und andern Fällen, der Gebühr nach, möglichsten Fleisses zu erwiedern, erbietig und geneigt. Straßburg, am 30. Januarij 1731."

Das ziemlich gut erhaltene Siegel zeigt das Straßburger Wappen, eine Jungfrau mit einer Wage in der Hand, und trägt die Umschrift: „Secretum civitatis argentinensis".

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Die 1. Sentimentale Frl. Ria Reffel und Herr Regisseur und Schauspieler Adalbert Stiffter sind vom 1. September d. Js. ab für die Hofbühne verpflichtet worden.

Neuheiten und Neueinstudierungen sind auch im letzten Zeitraume nicht zur Vorführung gelangt.

## Literatur.

* **Aufgang aus Niedergang.** Gemeinverständliche Darstellung der Ereignisse des Jahrzehnts 1805—1815 zur Hundertjahr-Erinnerung. Von Dr. C. Spielmann. 274 S. Br. 3 Mk. Halle, H. Gesenius. (Selbstanzeige.) — Die Zeit vor hundert Jahren war eine trübe für unser Vaterland. Das alte Reich zerbrach unter der gewaltsamen Faust des fremden Eroberers, und Deutschland schien völlig von der Landkarte Europas verschwunden, Rheinbund, Preußen und Oesterreich waren an seine Stelle getreten. Aber bald begann das Erneuerungswerk von Nordostdeutschland aus; Preußen trat an die Spitze der neudeutschen Bewegung, und die Befreiungskriege brachen das Joch der Fremdherrschaft. Erfüllte auch der Wiener Kongreß die Erwartungen der Patrioten nicht, so war das ganze Ringen doch ein solches, das aufwärts führte. Darum hat der Verfasser seinem neuesten Werke obigen Titel gegeben. Entstanden ist es auf Wunsch des Verlegers, der es für angebracht hielt, dem deutschen Volke die Ereignisse und Ergebnisse jenes bedeutsamen Jahrzehnts gerade jetzt vor Augen zu führen. Das ist geschehen aufgrund der hauptsächlichsten und hervorragendsten Geschichtswerke, also auf wissenschaftlicher Grundlage, in gemeinverständlicher, entwickelnder Weise, daß jedermann sich über die Geschehnisse und ihre Folgen übersichtlich unterrichten kann. Dem schön ausgestatteten Werke sind 21 Bildnisse der bedeutendsten Personen der damaligen Zeit beigegeben. Möge es auch im Leserkreise der „Nassovia" freundliche Aufnahme finden; jede Buchhandlung kann es besorgen.

## Neues aus Nassau.

S. K. H. Kronprinz Wilhelm hat die Einladung zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg angenommen und wird am 19. August zur Teilnahme eintreffen.

Am 30. Mai feierte das Kaiser Wilhelm-Gymnasium zu Montabaur sein hundertjähriges Bestehen (alleedings 1817—1872 unterbrochen).

Am 1. Juni feierte die Kuranstalt Nassau ihr fünfzigjähriges Bestehen. Bei der Gelegenheit wurde ein Denkmal (Bronzerelief) des Begründers Dr. Haupt enthüllt.

Am 2. Juni wurde das Erholungsheim für Justizbeamte bei Köppern (Teichmühle) eröffnet.

Die neue direkte Strecke der elektrischen Bahn Wiesbaden—Mainz ist am 31. Mai eröffnet worden.

Die chemische Fabrik Elektron bei Griesheim feiert ihr fünfzigjähriges Bestehen. Sie hat aus Anlaß dazu 400 000 Mark gestiftet zu Einrichtungen für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter; außerdem wird fortab jedem Arbeiter jährlich ohne Lohnabzug ein kurzer Erholungsurlaub bewilligt.

Der Rathaussaal zu Oberursel, im ersten Stock des interessanten einzigen Torbaues der Stadt gelegen, ist vor kurzem durch die opferwillige Unterstützung des Bildhauers Keller stilgerecht wieder hergestellt worden und bildet eine Sehenswürdigkeit.

Die Weilburger Kaserne hat sich für die darin untergebrachte Unteroffizier-Vorschule zu klein erwiesen. Nun erlangt der Militärfiskus, die Stadt Weilburg soll das Gebäude ankaufen und ein anderes Gelände zum Neubau unentgeltlich zur Verfügung stellen, widrigenfalls man sich nach einem andern Standorte umsehen müsse. Natürlich sind die Weilburger über diese unmöglich zu erfüllende Forderung ungehalten. Hoffen wir, daß der Fiskus einsieht, daß er zu weit gegangen ist.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Juni.**

16. 1849. Gefecht bei Großsachsen. Das nassauische Bataillon des Majors Dümler der Brigade Beckhold zeichnet sich im Kampfe gegen die badischen Insurgenten aus.

18. 1880. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Vater der Kaiserin Auguste Viktoria, stirbt zu Wiesbaden. Er war am 6. 7. 1829 geboren und seit 1856 mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg vermählt.

20. 1596. Graf Johann Ludwig I. von Nassau-Idstein endet sein Leben durch einen in einem Anfalle von Irrsinn getanen Sprung in den Graben des Idsteiner Schlosses. Geboren am 10. 4. 1567, war er seit 1588 mit der Gräfin Marie von Nassau-Dillenburg vermählt, die ihm zwei Söhne gebar. Diese starben jung, und die Linie erlosch mit ihnen.

24. 1292. Graf Adolf von Nassau, erwählter Deutscher König, wird zu Aachen gekrönt.

28. 1392. Graf Johann III. von Wittgenstein, 1390 in der Fehde mit Graf Johann von Nassau-Dillenburg gefangen, wird nach zweijähriger Haft zu Dillenburg befreit.

30. 1775. Die kurtrierische Kannenbäcker-Zunftordnung wird erlassen. Sie wurde am 13. 3. 1804 durch Nassau-Weilburg aufgehoben.

## Briefkasten.

G. B. in F. Besten Dank und freudl. Gruß.

Dr. W. B. in W. Das betr. Werk ist: Ruppersberg, Geschichte der Grafschaft Saarbrücken, 3 Bde.

**Redaktionsschluß: 8. Juni.**

Inhalt: Johannistraum. (Gedicht.) Von K. v. Ibell. — Das Homburger Schulwesen. Von Dr. W Rübiger. (1. Forts.) — Burg Westersburg. Von J. Benner. — Nassauische Gebiete im 19. Jahrhunderte. Von G. Bohrmann. (Schluß.) — Die Wied! Die Trier! Von F. Daum. (Schluß.) — Der Schulmeister-Friedel Von J. Brumm. (Schluß.) — Mißellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

[1]) Müßte „Runkelischen" heißen; ein Beweis, daß man Nassau schon damals als Kollektivbezeichnung für die Gebiete zwischen Rhein und Lahn gebrauchte.

№ 13. Wiesbaden, den 1. Juli 1906 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Bingerloch.

## Auf dem Schweizerhaus bei Bingen.

Mein Rhein, mein Rhein, wie klingt dein Rauschen,
Das fern verdonnert und verhallt,
So träumerisch in mein seliges Lauschen,
In diesem Friedensaufenthalt!
Den Himmel hab' ich hier gefunden,
Umschwebt von Sphärenharmonie,
Und ungestüm verbrandend unten,
Braust hin des Lebens Melodie.

Ich seh' es ringen und sich plagen,
Indes ich allen Müh'n entrückt,
Wie sich's in todesmutigem Wagen
An Felsenklippen wild zerstückt, —
Und ob sie noch so schroff sich türmen,
Gewalt, — die Woge muß, sie muß;
In jugendlichem Drängerstürmen
Wälzt sie darüber hin der Fluß.

Wohl brüllt er keuchend durch die Enge,
Erzwingt sich schnaubend seine Bahn
Und ruft der Berge steile Hänge
Als Zeugen seines Ringens an.
Doch wieder zeigt in altem Glanze
Sich seiner Leidenschaften Macht,
Der einst in kühnem Todestanze
Viel groß'res Wagnis noch vollbracht.

Wie Selbstvernichtung war's und Morden,
Ein Jugendstreich, so keck und toll;
Doch danach schien er ruhig worden,
Ein reifer Mann und friedenvoll.
Er hatte nach dem stürmischen Toben
Gebändigt seine Kraftnatur
Und zog nun poesieumwoben
Auf leuchtend stiller Segensspur.

Nun in der Riffe Höllenrachen
Fällt ihn der alte Jähzorn an,
Und hier noch einmal muß erwachen
Der überschäumende Titan. —
O Leben, kannst du dich verklären,
Entraten allen Kampfes Lust,
Wenn du dich stets aufs neue wehren,
Dich gegen Klippen bäumen mußt?!

Minna v. Konarski.

# „Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc."

1)

Eine historische Hundertjahrerinnerung in drei Akten.

(Ort: Paris und Biebrich.) ∘ ∘ ∘ ∘ (Zeit: Juli 1806)

Von Dr. C. Spielmann.

## I.

Zimmer im Hotel des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Paris (Grangbatelier). Regierungspräsident Hans, Freiherr von Gagern an einem Tische stehend. Gleich darauf der Fürst rasch eintretend.

Fürst: Gott sei Dank, endlich der Schmarotzer ledig! (Gagern bemerkend.) Ah, sieh, mein lieber Hans! Wie lange spielen wir noch die Komödie?"

Gagern (ein Portefeuille hervorziehend, ernst): Keine Komödie, Durchlaucht, viel eher eine Tragikomödie mit dem Ton auf dem ersten Teile des Wortes. Hier! (Ein Papier herausnehmend.) Von diesem Papier hängt das Geschick Deutschlands ab.

Fürst (sich ungeduldig in einen Sessel werfend): Setz' dich, Hans! Was enthält der Wisch denn so Wertvolles, das du auf deinen Schleichwegen ergattert hast.

Gagern: Serenissimus, jene Schleichwege sind leider höchst notwendig. Es ist bedauerlich —

Fürst (einfallend): — den Schreibern in die Dachkammern nachkriechen zu müssen, diesem Pfessel, dem Schreiber des Schreibers Labesnardière. Es ist eine Erniedrigung für dich, ebenso oder vielleicht noch mehr, als für mich, der ich diese mir verhaßte Franzosenbande abfüttern muß. Soviel ist sicher, wie du dem Kerl in der Rue de Grénelle um den Bart gehst — das bringe ich in meinem Leben nicht bei seinem Herrn fertig, dem abscheulichen, widerwärtigen Hinkefuß, dem schlechten Menschen, der Gott, Stand, Gesinnung und was noch alles verkauft. Und dann das Weib, diese sogenannte Madame Talleyrand. — Ich ekle mich an der Rolle, die ich hier spiele. Ich will heim.

Gagern (abwartend): Wollen Serenissimus mich nun anhören?

Fürst (mit der Hand winkend): Nur zu, meinetwegen!

Gagern: Dieses Papier gab mir Pfessel in dem Augenblick, da Monsieur Labesnardière gemeldet wurde, verstohlen. Durch eine Hintertür mußte ich aus der Kammer schlüpfen, um ihm nicht zu begegnen.

Fürst: Skandal — ein hochstehender deutscher Staatsbeamter!

Gagern: Und ich preise Gott, daß ich mich den Demütigungen unterzog. Das Blatt hier enthält, sag' ich nochmals, nicht mehr und nicht weniger als das Todesurteil des Reiches, das ihm Napoleon spricht.

Fürst (bleich werdend und sich aufrichtend): Zu der Tat? Gib mir das Papier! (Überliest es.) „Baiern, Württemberg, Baden, Darmstadt, Berg und eventualiter Kassel sind Könige. Der Erzkanzler wird Erzkanzler der Konföderation, deren Sitz Frankfurt wird. Sie wird in zwei Kollegien abgeteilt. Dem ersten präsidiert der Erzkanzler, der Fürst von Nassau-Ufingen" — also wird Nassau wenigstens erwähnt — „im zweiten. Die Mitglieder der Konföderation müssen ihren Verbindungen mit dem Reich entsagen, besonders die Kurfürsten der Kurwürde. Die Könige von Neapel, Italien und Holland sind Mitglieder der Konföderation" — was sollen die Fremden! „Der Kriegsstaat der Konföderation wird auf 400 000 Mann gesetzt, 120 000 Deutsche, 200 000 Franzosen und 80 000 Italiener und Holländer" — aha! „Die konföderierten Fürsten erhalten in den ihnen untergeordneten vormaligen Fürstentümern und Grafschaften" — also wieder Rand am Nächsten! — „alle Hoheitsrechte, namentlich Gesetzgebung, höchste Justiz, hohe Polizei, ius armorum und ius collectandi. Kein konföderierter darf weder in fremden Diensten stehen" — das geht mein Ufinger Vetter nicht ein —, „noch außerhalb der Konföderationslande residieren. Die untergeordneten Fürsten müssen sub poena sequestri in dem Konföderationsdistrikt wohnen. Die französischen Truppen vollziehen die ganze Einrichtung" — fremde Gewalt wie in Holland und Italien! „Berthier wird am Reichstage erklären, daß Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne" — da bliebe uns freilich die Schmach der Absage erspart! „Darmstadt erhält die Erbache und wetterauischen Solms. Braunfels und Lich kommen an Nassau-Ufingen; alle mit Oranien gemeinschaftlichen Länder wie Dieg u. s. w. gehen auch dahin" — also der nächste Agnat von uns soll auch beraubt werden! (Liest murmelnd, unverständlich weiter.) — — — Das ist in der Tat das Ende. (Läßt die Hände sinken.) Was werden des Ufinger Vetters Liebden dazu sagen? Und wie steht es mit Oranien sonst? Da sieht es nicht gut aus.

Gagern (achselzuckend): Ich habe getan, was mir möglich war. Ich habe Kuriere nach Oranienstein und Fulda gesandt, Seine Durchlaucht möge entweder selbst hierher kommen, oder einen Vertreter senden oder mir angemessene Vollmacht geben, dem Namen Oranien einstweilen entsagen; vor allem, er möge den Tod seines Herren Vaters noti-

---

1) Großenteils wörtlich nach den Mitteilungen Gagerns (Mein Anteil an der Politik I) unter Hinzufügungen der Licentia poetica, der Historie angepaßt.

figieren. Napoleon sei übellaunig, daß es noch nicht geschehen wäre, und der Herzog von Kleve und Berg laure auf Vergrößerung seines Staates durch die ottoischen Stammlande. Statt auf meinen wohlgemeinten Rat zu hören, sendet Serenissimus einen jungen Mann, der zwischen mir und Marchese Lucchesini hin und hergehen soll. Nun bin ich noch gestern abend spät zu Lucchesini gegangen, und habe ihn direkt gefragt, ob er die Gesahren des oranischen Hauses kenne und ihnen sattsam begegne. Anfangs biß er den Beleidigten heraus: ob ich ihn seine Pflichten wolle kennen lehren. Ich bedeutete ihn, vom hohen Roß herabzusteigen; wir wollten einander klaren Wein einschenken. Worauf er schließlich so weit ging, mich zu fragen, was ich an seiner Stelle tun würde. Da sagte ich: Vor allem gebe ich dem oranischen Vertreter den Rat — dem preußischen Minister habe ich nichts zu sagen —, auf die Trauernotifikation zu dringen und bei deren Übermittelung die Gesinnungen des Kaisers und Talleyrands zu erforschen. Ob er's tun wird — ich weiß es nicht.

Fürst (nachdenklich): Und was tun wir?

Gagern: Durchlaucht, es ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die leiseste Weigerung, in den Bund zu treten, das Verdammungs- und Mediatisierungsurteil gegen das nassauische Haus zur Folge haben wird. Von solchem politischen Tode steht man schwer wieder auf. Es ist nicht an uns, Exempel zu geben, sondern zu empfangen. Es ist selbst unbillig, die Mindermächtigen, deren Verderben ganz nahe ist, mit den Mächtigen in eine Parallele zu setzen, denen noch freier Entschluß, Krieg, Einverständnis und Allianz zu Gebote steht. Ich würde ja in diesem Augenblick sicher die Einsamkeit und Grabschippe vorziehen, wenn nicht notorischermaßen eben das Haus Nassau meines Dienstes am meisten gebrauchte. Selbst ein geringer Zeitverlust, ein weiteres Anfragen könnte verderblich sein. Für das Allgemeine wäre die Weigerung ein coup d'épée dans l'eau, dessen sich nur Murat zu erfreuen Ursache haben würde. Preußen und Österreich haben es sich zuzuschreiben, daß Mainz und das linke Rheinufer preisgegeben wurde, weil sie nicht in besserem Akkord blieben. Wir sind schuldlos.

Fürst (das Haupt geneigt): Also einwilligen? Mein lieber Hans, ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, du habest eine entsprechende Note bereits in der Tasche?

Gagern (ein anderes Papier dem Portefeuille entnehmend): Serenissimus, hier ist sie!

Fürst (lächelnd): Siehst du wohl! Laß sehen! (Nimmt das Papier und durchliest es.) Ich glaube wohl, so ist's das Richtige. Es mag abgehen. Aber eins muß ich mir ausbalten.

Gagern: Durchlaucht wollen befehlen.

Fürst: Dies Blatt muß seinerzeit meinem Vetter Friedrich August unterbreitet werden.

Gagern: Ganz gewiß, in meinem eigenen Interesse.

Fürst: Dann geh' also mit Gott, mein teurer Freund und Jugendgenosse; ich vertraue dir unbedingt. (Reicht ihm die Hand.)

Gagern: Alles für Nassau. (Geht ab.)

## II.

Kabinett im Palaste Talleyrand-Benevent. Nacht. Karl Moritz von Talleyrand-Périgord, Fürst von Benevent, sitzt an seinem mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch. Gleich darauf der Freiherr von Gagern.

Talleyrand (die Kerzen des Armleuchters schneuend): So wären zwei abgetan.[1]) Nun noch der dritte und schlaueste! (Es pocht an die Türe; er geht zu öffnen.) Ah mein lieber Baron! Treten Sie ein!

Gagern: Euer Durchlaucht lieben eine ungewöhnliche Stunde für wichtige Besprechungen.

Talleyrand: Man ist zur Nachtzeit ungestört, besonders bei Arbeiten, die den vollen Tagesglanz nicht recht vertragen können oder sollen. Innerlich Erleuchtete bedürfen auch des äußeren Lichtes weniger als die unerleuchteten Herdenmenschen. Der Weisheit Vogel, die Eule, ist auch ein Nachttier. Aber sehen Sie Baron, die Kerzen sind eben eigenhändig von mir zu unserm Geschäfte geputzt worden.

Gagern: Das heißt, Sie wollen sagen: Also ohne Umschweife zur Sache! Befehlen Sie!

Talleyrand (sich niederlassend): Bitte — mir gegenüber! (Gagern setzt sich; Talleyrand nimmt ein Foliomanuskript zur Hand.)

Gagern (nach dem Blatte blickend): Das ist ein umfangreiches Schriftstück.

Talleyrand: Das kann ich Ihnen bestätigen: 40 Paragraphen.

Gagern: Es wird manches darin eingewickelt sein. Darf ich mir erlauben eine Vorfrage zu stellen.

Talleyrand: Mit Vergnügen.

Gagern: Wie steht es um die Sicherheit des Hauses Nassau, ich meine speziell die von Nassau-Weilburg?

Talleyrand: O Baron, Sie kennen doch meine Gesinnungen. Ich habe dem Kaiser stets vorgestellt, daß das nassauische Haus mit allem, was in Europa groß ist, eng zusammenhängt, und daß man das neue Europa mit den Trümmern des alten wieder aufbauen müsse.

Gagern: Sehr, sehr schmeichelhaft! Und unsern verbindlichsten Dank für die guten Gesinnungen!

Talleyrand: Also nun kann ich mit dem Lesen beginnen?

Gagern: Ich bin ganz Ohr!

Talleyrand: Sie fragen nicht, was dieses Papier enthält?

Gagern: Weil ich es weiß — es ist die Akte der Gründung der deutschen Konföderation.

Talleyrand (lächelnd): Scharfsinniger, Sie — in Gedanken und Worten. Ganz gewiß, es ist die Akte, nicht der Entwurf einer solchen. Also! (Er beginnt zu lesen.)

Sa Majesté l'Empereur des Français, Roi d'Italie d'une part et d'autre part Leurs Majestés les Rois de Bavière et de Wurtemberg, Leurs Altesses Sérénissimes les Electeurs Archichancelier et de Bade, le Duc de Berg et Clèves, le Land-

[1]) Die Gesandten des Erzkanzlers und des Königs von Baiern, denen Talleyrand die Rheinbundsakte zuvor mitgeteilt hatte.

Digitized by Google

grave de Hesse-Darmstadt, les Princes de Nassau-Usingen et Nassau-Weilbourg, les Princes de Hohenzollern - Sigmaringen et Hohenzollern-Hechingen, les Princes de Salm-Salm et Salm-Kyrbourg, le Prince d'Isenbourg-Birstein, le Duc d'Aremberg et le Prince de Lichtenstein et le Comte de la Leyen — — — sont convenus des articles suivants:

— — — — — — — — — — —

Art. 1. Les Etats des Rois et Princes confédérés seront séparés en perpétuité du territoire de l'Empire germanique et unis entr'eux par une confédération particulière sous le nom d'Etats confédérés du Rhin.

Art. 5. — — Leurs Altesses Sérénissimes l'Electeur de Bade, le Duc de Berg et Clèves et le Landgrave de Hesse-Darmstadt prendront le titre de Grand-Duc. Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc, et le Comte de la Leyen le titre de Prince. — — —

Art. 6. Les intérêts communs des Etats confédérés seront traités dans une Diète, dont le siége sera a Francfort et qui sera divisée en deux Collèges, le Collège des Rois et le Collège des Princes.

— — — — — — — — — — —

Art. 10. La Diète sera présidée par Son Altesse Eminentissime le Prince-Primat. Et lorsqu'un des deux Collèges seulement aura à délibérer sur quelqu'affaire, Son Altesse Eminentissime présidera le Collège des Rois et le Duc de Nassau le Collège des Princes.

Art. 24. — — — — LL. AA. SS. le Duc de Nassau-Usingen et le Prince de Nassau-Weilbourg exerceront tous les droits de souveraineté sur les Baillages de Dierdorf, Altenwied-Neuerbourg et la partie du Comté de Bas-Isenbourg appartenant au Prince de Wied-Runkel, les Comtés de Wied-Neuwied et de Holzapfel, la Seigneurie de Schaumbourg, le Comté de Diez et ses dépendances, la partie du village de Mensfelden appartenante au Prince de Nassau-Fulde, le Baillage de Wehrheim et de Burbach, la Partie de la Seigneurie de Runkel située à la gauche de la Lahn, la Terre équestre de Cransberg et enfin le Baillage de Hombsolms, de Braunfels et Greifenstein — — — — —

Art. 26. Les droits de souveraineté sont ceux de législation, de jurisdiction suprême, de haute police, de conscription militaire ou recrutement et d'impôt. — — — — — — — — —

(Er hält, nachdem er zu Ende ist, einen Augenblick inne und legt das Manuskript fort.) Qu'en pensez vous?

Gagern: Da Sie in dem Augenblick der Destruktion das nassauische Haus erhalten und begünstigen, so muß ich mit der Erkenntlichkeit dafür anfangen und endigen, das ist meine vorherrschende Pflicht. Fragen Sie mich aber redlich nach dem Eindruck über die Sache selbst; so verlangen Sie fürwahr nicht, daß ich mich darob freue. Was mich selbst betrifft, Sie nehmen mir damit Reich und Vaterland, bis auf die Idee meines Vaterlandes, und wissen, welchen Wert ich darauf setze. Sie unterdrücken meinen Stand und die Rechte meiner Geburt, worüber ich fürwahr nicht unempfindlich bin noch sein kann. Das nassauische Haus ist durch Erbverein verbunden und stark. Der Hauptglanz und das größte Ansehen kam ihm von der oranischen Seite. Glauben Sie, daß eine Erweiterung des Gebiets über jenen Verlust trösten kann, der das Ganze trifft, alle Bande auflöst und den Großherzog von Berg zu unserem Nachbar jetzt? Endlich, haben Sie sicher überlegt, was Sie tun, indem Sie die Lieblingsschwester des Königs von Preußen berauben, um die Lieblingsschwester des Kaisers zu bereichern. Zu Berlin kann das nur Groll und den widrigsten Eindruck zurücklassen, und früh oder spät zum Bruch führen; aber vielleicht wollen Sie eben das?

Talleyrand (ausweichend): Der Kaiser kann den Namen Oranien nicht leiden. Der Fürst von Nassau-Fulda hat ihn zudem nonchalant behandelt. Das vergibt er nicht. (Verbindlich.) Ich für meine Person wünsche, daß in den Folgen der Dinge etwas liegen möge, was jene persönlichen Nachteile für Sie aufwiegen kann. Im übrigen können Sie doch für Nassau wahrhaftig zufrieden sein. Sehen Sie, der Vorsitz Ihres Herzogs in der Fürstenbank ist meine Erfindung zu Ihren Gunsten; — so will ich Ihnen doch wohl.

Gagern (gelassen): Wozu das? Wenn künftig etwas aus den glühenden Kohlen zu holen ist, werden Sie unsere Pfoten gebrauchen. Zu allerletzt Schlimmem werden Sie unsern Vorgang und unsere Anmunterung verlangen, was gänzlich der Kategorie und den Gesinnungen meiner Fürsten zuwider ist.

Talleyrand: Wenn jedermann emporstrebt und steigt, muß man nicht dahinten bleiben. Ihrer Klugheit ist es anheim gegeben, den Inkonvenienzen auszuweichen, deren Sie erwähnen, und im Gegenteil sich Ansehen und Dank zu verschaffen. (Fest und bestimmt.) Kurz, es sichert Sie!

Gagern: Das sagen Sie so kurz und bündig. Kaum aber werde ich zu Hause sein, dann werden sich eine Menge fürstlicher Häuser des Nordens an uns, das Präsidium, wenden, um Wissenschaft, Rat, Hilfe und Aufnahme in dieses Bundessystem zu verlangen.

Talleyrand: Das ist doch nicht schlimm. Die Tür steht ja offen. Sie haben wohl den Artikel 39 überhört. Ich werde ihn wiederholen: Die hohen vertragschließenden Parteien behalten sich vor, in der Folge andere Fürsten und Staaten Deutschlands zu der neuen Konföderation zuzulassen, wenn dies für das allgemeine Interesse als dienlich erfunden wird. — Sind Sie nun zufrieden?

Gagern: Ich muß mich erstaunen, da Sie doch Preußen die Bildung eines Norddeutschen Bundes vorgeschlagen haben.

Talleyrand (achselzuckend): Man ändert seine Ansichten nie öfter als in der Politik. Das sind übrigens unsere Gründe. Also (ungeduldig) Sie sind einverstanden, nicht wahr?

Gagern: Ich muß wohl, — wie die anderen müssen.

Talleyrand: Sehen Sie! — Sie sind unser Mann, mein Lieber. — (Geht mit Gagern Arm in Arm ab.)

(Schluß folgt.)

# Herzogin Pauline von Nassau.

Ein Gedenkblatt zu ihrem 50. Todestage. Von Lothar Lützner.[1])

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Den Worten des Dichters entsprechend hat in unserm Lande diese hohe Fürstin und Frau, von welcher nachfolgende Blätter erzählen sollen, eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltet, die leider durch ihren viel zu frühen Tod ein jähes Ende fand. Ihr Name ist im Nassauer Lande unvergessen; denn wohl selten hat eine Fürstin dem Herzen des Volkes näher gestanden wie sie in ihrer schlichten, einfachen, liebevollen Art, mit dem weichen Gemüte, das keine Leiden sehen konnte, überall helfend eingriff, um zu trösten und Wunden zu heilen. In aller Stille tat sie Gutes, nur um der Sache selbst willen; stellte sie sich einmal an die Spitze einer Wohltätigkeitsveranstaltung — man wußte, daß dem feinen Empfinden der Herzogin solche Festlichkeiten nicht entsprachen — so verlieh ihr reizendes ursprüngliches Wesen der Veranstaltung einen ernstinnigen Zauber. Kann es da Wunder nehmen, wenn vor fünfzig Jahren, als der Engel des Todes ihre Stirn geküßt, ein heißer Schmerz das ganze Land durchzitterte um die dahingeschiedene edle Frau, deren Leben bis zum letzten Atemzuge dem Wohle ihres Volkes geweihet war!

Im schönen Süddeutschland stand die Wiege der dritten nassauischen Herzogin. Pauline Friederike Marie erblickte das Licht der Welt im väterlichen Palais zu Stuttgart am 25. Februar 1810 als Tochter des Prinzen Paul Karl Friedrich Anguft von Württemberg (geboren am 19. Januar 1785, gestorben am 16. April 1852) und seiner Gemahlin Prinzessin Katharine Charlotte (geboren am 17. Juni 1787 als Tochter des Herzogs Friedrich zu Sachsen-Altenburg, gestorben am 12. Dezember 1847). Der am 28. September 1805 geschlossenen Ehe entsprossen drei Kinder; im Kreise der liebenden Eltern und Geschwister verlebte Pauline, die Drittgeborene, glückliche Jugendtage. Bezeichnet auch ihr Geburtsjahr den Glanzpunkt des napoleonischen Kaiserreiches, so fällt schon ihre Kindheit in die langersehnten Jahre des Friedens. Äußerst sorgfältige Erziehung gestattete früh eine Entwicklung aller edlen Keime, die in reichem Maße bei ihr vorhanden waren. Innige Liebe verband sie mit ihren Geschwistern. Prinzessin Friederike Charlotte Marie, geb. am 9. Januar 1807, vermählte sich am 20. Februar 1824 mit Michael, Großfürsten von Rußland, nahm dabei die Namen Helena Pawlowna an; sie war der Mittelpunkt des musikalischen Lebens in St. Petersburg. Witwe wurde sie am 9. September 1849 und starb am 21. Januar 1873.[2]) Ihr ältester Bruder, Prinz Friedrich Karl Angust, geboren am 21. Februar 1808, gestorben am 9. Mai 1870, vermählte sich am 20. November 1845 mit Prinzessin Katharine Friederike Charlotte, Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg. Prinz Friedrich hat sich als kgl. württembergischer Generalleutnant Verdienste erworben; auch fungierte er als Chef eines kaiserl. russischen Ulanenregiments. Prinz Friedrich August Eberhard, das jüngste der Geschwister, wurde geboren am 24. Januar 1813; er stieg im preußischen Heere bis zum Generalobersten und führte das Gardekorps in den ruhmreichen Schlachten von 1866 und 1870/71. Er starb am 12. Januar 1885.

Die kaum achtzehnjährige zu wunderbarer Schönheit erblühte Prinzessin Pauline feierte man in Stuttgart allgemein. Doch die Wege der Liebe sind bekanntlich oft seltsam und romantisch. Wie hätte sie auch ahnen können, als sie in der Hofloge des kgl. Theaters zu Stuttgart einst den künstlerischen Genüssen lauschte, daß der unten im Zuschauerraum, ganz inkognito weilende Herzog Wilhelm von Nassau durch ihren Anblick in die schwärmerischste Begeisterung geriet! Dieser ernste und sorgsame Regent, der in seinem Lande schon so vieles Gute gestiftet, empfand bitter die Lücke, welche durch den Tod seiner geliebten Gemahlin, Herzogin Luise (geborenen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, gest. am 25. April 1825) ihm und seiner Familie gerissen war. Er bewarb sich um die Hand der reizenden Prinzessin, und sie brachte ihm ihre Sympathie entgegen, so daß am 3. Dezember 1828 die feierliche Verlobung stattfand; als Gattin führte Herzog Wilhelm das jugendschöne Mädchen am 23. April 1829 heim. Herzog Wilhelm, ein edler von Gerechtigkeitsliebe und den lautersten Regententugenden beseelter Charakter, war auch der Mann, um ein so feinsinniges, gütiges Wesen glücklich zu machen. Wenn auch, alter Tradition gemäß, strenges Zeremoniell am herzoglichen Hofe herrschte — wo herrschte es damals nicht —, so geschah das nicht auf Kosten des Gemüts. Ein Freund des ärtlichsten Familienlebens, der in der Pflege dieser heiligen Bande sein schönstes Glück — gewissermaßen seine Belohnung nach den aufreibenden Herrscherpflichten erblickte —, gestaltete er das Leben seiner jungen Gemahlin so angenehm und freudig, wie es seinem lebhaft pulsierenden Empfinden entsprach. Das alte Biebricher Schloß mit dem großen lauschigen Park — wo sich's so weltentrückt träumen läßt — seit Frühjahr 1817 des Herzogs Residenzen umgestaltet, erweitert und verschönt, wurde ihr zur zweiten Heimat. Freudigkeit, verbunden mit heiterer Geselligkeit herrschte wieder in den fürstlichen Räumen. Verwandte der Herzogin waren oft Zeugen ihres Glückes; Feste und Lustbarkeiten folgten aufeinander.

Doch auch den vielen Pflichten ihrer neuen Stellung wußte Herzogin Pauline gerecht zu werden. Sie fand bei ihrem Einzuge ins nassauische Haus mehrere Kinder aus der ersten Ehe ihres Gemahls vor, denen sie, obgleich sie zum Teil schon erwachsen, eine sorgende und ausgezeichnete zweite Mutter wurde: Prinzessin Therese Wilhelmine Friede-

[1]) Eine Biographie existiert nicht. Zerstreute Lebensnachrichten finden sich in: R. Roth, Herzog Wilhelm von Nassau. Gedenkschrift zum 100. Jahrestage seiner Geburt, Wiesbaden, 1892; Mite Kremnitz, Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau, Leipzig, E. Haberland, 1904; Dr. C. Spielmann, Prinz Nikolas von Nassau, zum 70. Geburtstage, „Nassovia" 1902, Nr. 18; Nassauische Allgemeine Zeitung, Mai bis Juli 1850; Staats- und Adreßhandbuch des Herzogtums Nassau; Almanach de Gotha, annuaire diplomatique et statistique.

[2]) Ihre ältere Tochter Elisabeth Michailowna, geboren am 26. Mai 1826, wurde bekanntlich die frühverstorbene 3. Gemahlin Herzog Adolfs.

Digitized by Google

rike Isabella (geboren am 17. April 1815, gestorben am 8. Dezember 1871), später vermählt mit dem Herzoge Peter von Oldenburg; den Erbprinzen Adolf Wilhelm Karl August Friedrich (geboren am 24. Juli 1817, gestorben am 17. November 1905); den Prinzen Moritz Wilhelm August Karl Heinrich (geboren am 21. November 1820, stand in österreichischem Militärdienst, gestorben am 23. März 1850) und endlich die jüngste Prinzeß Marie Wilhelmine Friederike Isabella (geboren am 29. Januar 1825, gestorben am 24. März 1902), spätere Fürstin zu Wied. Ihr erlebte die Herzogin vollständig die Mutter, und rührende Verehrung hat sie der edlen Frau bis zum Tode bewahrt. Durch ihr frisches, natürliches Wesen, aus dem Leutseligkeit und Herzensgüte hervorleuchteten, erwarb sie sich bald auch außerhalb der Familie Verehrung und Liebe. Herzogin Pauline konnte sich so recht als Landesmutter betätigen, sorgend und hilfreich eingreifend, Tränen trocknend und Gebrechen wieder aufrichtend. Ihr Sehnen hing nicht an Prunk und Pracht; sie zog die Einfachheit, das Gemütvolle vor. Insbesondere ist sie auch selten besonders hervorgetreten, ihr Wirken geschah nach echt christlicher Weise im stillen. Und doch empfand das Volk sehr gut, was es an seiner Herzogin hatte. Mit innigem Anteil verfolgte es die Geschicke seines verehrten Fürstenhauses, und die Freude über den reichen Segen, welcher diesem Ehebunde beschieden, war allgemein.

Am 27. April 1890 kam die erste Prinzessin zur Welt, die jedoch schon am nächsten Tage starb. Die nun folgenden Kinder sind der Stolz und die Freude des Elternpaares geworden: Prinzessin Helene Wilhelmine Henriette Pauline Marianne, geboren am 12. August 1831, vermählte sich am 26. September 1853 mit dem Fürsten Georg Viktor von Waldeck und Pyrmont, sie starb am 27. Oktober 1888. Prinz Nikolas Wilhelm, der in Nassau so sehr beliebt und populär gewesen, stets regen Anteil an den Geschicken des Landes genommen, und auch nach den Ereignissen von 1866 sich nicht hat von der geliebten Heimat trennen wollen, geboren am 20. September 1832, aufest General der Infanterie à la suite, starb zu Wiesbaden am 17. September 1905. Das jüngste Kind des erlauchten Paares, Sophie Wilhelmine Marianne Henriette, geboren am 9. Juli 1836, vermählte sich am 6. Juni 1857 mit dem hochbegabten und kunstsinnigen Prinzen Oskar von Schweden, der nun des Reiches Krone zum Segen seines Volkes über 30 Jahre trägt. Hingebende Liebe, zarteste Fürsorge und Pflege widmete die Herzogin ihrer blühenden Kinderschar, die zu ihrer Freude frisch und munter emporwuchs. Alles Glück schien sich zu vereinen: die Liebe des edlen Gatten, das Entzücken an den zarten Kleinen, die Verehrung des treuen nassauischen Volkes. Zehn Jahre flossen so ungetrübt dahin, als plötzlich das eherne Schicksal mit schwerem Hammer an die Lebenspforte pochte. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel wirkte die unheilvolle Kunde, daß Herzog Wilhelm in seiner besten Manneskraft am 20. August 1839 vom Schlagfluß dahingerafft sei; in Kissingen, wohin er sich zur Kur begeben hatte, vernichtete der Tod alle Hoffnungen des Landes und der herzoglichen Familie.

Welch furchtbare Zeiten das für die Herzogin waren: es läßt sich ermessen! Und als am 27. August sich die Weilburger Ahnengruft über dem Entschlafenen schloß, da war alles Glück — nur ein schöner Traum gewesen! Mußte auch die Herzogin das intensive Mitgefühl ihres gesamten Volkes tröstend empfinden, so wirkten doch die großen Veränderungen, welche sich nun in allem vollzogen, schwer auf sie ein. In den Schlössern zu Weilburg oder Oranienstein wollte sie nicht verweilen; es zog sie nach Wiesbaden. Das Hoeftersche Haus in der Rheinstraße — welche Wandlung in kurzer Zeit — wurde für sie eingerichtet; es war klein und bot wenig Bequemlichkeit. So lebte sie hier, still und zurückgezogen, sich ganz ihren Kindern, den trauten Erinnerungen einstigen Glücks, widmend. Herzog Adolf erkannte jedoch bald, daß seine verehrte zweite Mutter sich in diesen Verhältnissen nicht glücklich fühlen konnte. Seinem ritterlichen Sinn ist die Errichtung des zierlichen Palais an der Sonnenberger Straße zu verdanken, welches, von lauschigem Park umgrünt, die Herzogin als Witwensitz bezog (im Volksmunde „Paulinenschlößchen" genannt). Oberbaurat Theodor Goëc, ein feinsinniger, phantasievoller Künstler, errichtete in zierlichem Florentiner Stil von 1841 bis 1843 das schmucke Schlößchen. In zwei Geschossen erhebt es sich, deren erstes auf der Vorderseite durch schlanken Rundbogenzug mit vorgelagerter Freitreppe malerisch gestaltet wird; es schließen sich beiderseits Pavillons an; diese flankieren einen Wintergarten mit Springbrunnen.*)

In diesem idyllischen Heim weilte die hohe Frau (seit 1843) bis zu ihrem Tode. Wie viel Gutes sie von hier aus in schlicht-herzlicher Weise getan hat, wird man wohl nie ganz erfahren; ihre Gaben und Unterstützungen spendete sie, durch Vermittlung ihrer Vertrauten, in aller Stille; die Beglückten erfuhren meist nicht einmal den Namen der Spenderin. Regen Anteil hatte sie auch an der Begründung des Evangelischen Rettungshauses für Erziehung verwahrloster Kinder (1858), wie sie denn überall, wo es ihr möglich war, Linderung und Milderung der sozialen Leiden anstrebte.

Das Jahr 1848 mit seinem Stürmen und Brausen riß die edle Fürstin — das erste Mal seit dem Tode ihres Gemahls — wider ihren Willen in den Strudel hinein. Wem ist es nicht bekannt, wie die tobenden, erregten Massen, von fanatischen Agitatoren aufgestachelt, an jenem 4. März dem Stadtschloß umringten, Freiheit und „Volksrechte" forderte, wie dann die Versprechungen und Bewilligungen der Herzogin auf die Menge beruhigend wirkten, bis der Sohn, der Herzog, ankam! Keine andere Revolution hat einen solchen Ausgang aufzuweisen.

In schweren und prüfungsreichen Stunden ihres Lebens fand Herzogin Pauline reichen, erquickenden Trost in den Gaben der Religion. Durchdrungen von den heiligen Lehren der Menschenliebe, von

*) Die Krone Luxemburg verkaufte das Palais Ende des vorigen Jahrhunderts an Baron von Erlanger in Frankfurt a. M. Von diesem erwarb es die Stadtgemeinde Wiesbaden, welche 1902 bis 1904 das Palais einem Umbau unterzog, um es als Kurhaus-Provisorium herzurichten. Als solches dient es seit 10. Oktober 1904.

den Idealen des Christenglaubens strahlte ihre Persönlichkeit einen Segen aus, der auf jedermann wirkte. Die evangelische Hauptkirche zu Wiesbaden zeigt ein wunderschönes Gemälde im Mittelfenster des Chores: „Die Ausgießung des Heiligen Geistes". Bei genauerer Betrachtung wird man das nassauische und württembergische Allianzwappen angebracht finden; dem religiösen Sinn der Herzogin verdankt die Kirche diesen Schmuck!

In der Blüte der Jahre sollte auch Herzogin Pauline, wie der Gemahl, das Irdische segnen! Ein Lungenleiden, verbunden mit heftigen Hustenanfällen stellte sich ein. Am letzten Tage des Mai von 1856 gab der Leibarzt, Geh. Hofrat Dr. Fritze, das erste Bulletin aus; Prinz Nikolas war aus Berlin, ihre geliebte Stieftochter Marie, Fürstin von Wied, am Abend des 30. Mai bereits herbeigeeilt. Der Herzog empfing die Nachricht in Potsdam, brach sofort die Reise ab, um in Begleitung der Herzogin und des Erbprinzen am Mittag des 31. Mai an das Krankenbett der verehrten Stiefmutter zu eilen. Man war in Angst und Sorge. Doch dank der vorzüglichen Behandlung des Geheimrats Fritze und der unermüdlichen, aufopfernden Pflege Seitens der Fürstin Marie gelang es, eine Besserung herbeizuführen; seit dem 28. Juni erschienen keine Bulletins mehr und alles atmete erleichtert auf. Schien doch der Engel des Todes noch diesmal das kurze Haupt verschonen zu wollen. — Diesem leisen Aufflackern des Lebens folgte aber doch das Schwerste: Anfang des Juli verschlimmerten sich die Leiden der hohen Frau, bedeutende quälende Hustenanfälle ließen sie nicht mehr zur Ruhe kommen, bedenkliche Schwächezustände stellten sich ein. Prinz Friedrich von Württemberg eilte am 5. Juli an das Schmerzenslager der teuren Schwester; am demselben Nachmittag fiel das Konzert im Kurgarten aus, das Theater blieb geschlossen. In banger Sorgen verharrte die Residenz, Prinz Peter von Oldenburg und Prinz August von Württemberg trafen am 6. Juli ein, die herzoglich-Familie war um — ein Sterbelager versammelt. Alle ärztliche Kunst und hingebende Liebe war machtlos gegen den Tod; heftige Brustkrämpfe vermehrten die Leiden, und am 7. Juli, des Nachmittags nach 4 Uhr hatte ein edles Herz zu schlagen aufgehört.

Dumpfes Trauergeläute verkündete im Nassauer Lande, daß seine Wohltäterin dahingegangen war.

Selten hat ein Trauerfall alle Teile des Volkes so ergriffen; man fühlte so recht mit dem geliebten Herrscherhause und empfand bitter die Lücke, welche der Herzogin Tod gerissen hatte. Kaum konnte man es fassen, daß die im 47. Lebensjahre stehende Fürstin so früh geschieden sei. Ernst und würdig, den Wünschen der geliebten Toten entsprechend, gestaltete sich die Trauerfeier: Die Leiche der Verewigten, noch schön und ohne Spuren des Kampfes, war am Freitag, den 11. Juli von morgens 11 bis abends 5 Uhr auf dem Paradebett im herzoglichen Palais ausgestellt. Den trauernden Untertanen war Gelegenheit geboten, die teuren Züge ihrer Wohltäterin noch ein letztes Mal zu schauen. In feierlicher Stille, die nur ab und zu durch Schluchzen unterbrochen ward, zogen die Leidtragenden vorüber; kein Auge war tränenleer: ein unvergeßlicher Moment! Der Leiche zu Häupten befand sich die Königs- und Herzogskrone; 12 Guéridons mit brennenden Kerzen umleuchteten den blumenbedeckten Katafalk; die Damen und Herren des Hofgefolges hielten die Totenwache. Am folgenden Samstage, dem 12. Juli, fand die Beisetzung statt, und zwar nicht in einer Fürstengruft, sondern dem eigensten Wunsche der Verstorbenen gemäß inmitten ihres Volkes, auf dem (hiesigen alten) Friedhofe zu Wiesbaden. Langsam bewegte sich der Trauerzug die Kolonnaden entlang, durch Wilhelm-, Friedrich- und Schwalbacher Straße. Eine unzählige Menschenmenge folgte ihm, Militär bildete Spalier. Landesbischof Geh. Kirchenrat Wilhelmi sprach die Leiche ein; Kirchenrat Dilthey hielt in formenschöner Sprache die Grabrede, das edle, von echt christlichem Geist getragene Leben der Verewigten preisend. Am Sarge sprach Geh. Kirchenrat Wilhelmi das Gebet.

Ein vierzehnstündiges Trauergeläute entsprach ganz den Empfindungen der treuen Nassauer, in deren Andenken das Bild der Verklärten unauslöschlich fortlebt.

In pietätvoller Erinnerung an Herzogin Pauline wurde durch Herzog Adolf und seine hohe Gemahlin Adelheid im Jahre 1857 die „Paulinenstiftung" ins Leben gerufen, eine Anstalt, die sich der Krankenpflege und Kindererziehung widmet; viel Segen ist von ihr unserm Lande erwachsen; in wahrhaft würdiger Weise wird dadurch das Gedenken an Herzogin Pauline gepflegt.

Der geniale Schöpfer der fünftürmigen protestantischen Landeskathedrale, Oberbaurat Karl Boos hat für unsere unvergeßliche Herzogin ein einfaches, aber imposantes Mausoleum auf dem Alten Friedhofe geschaffen; der schlanke, figurengeschmückte Bau erhebt sich in hellem Sandstein (im Innern nassauischer Marmor), umrauscht von alten Bäumen . . . Und wenn der Wind durch ihre Kronen zieht, die Blätter gleichsam Zwiesprache halten, dann ist's, als tönte uns jener Goethesche Vers entgegen, den die Verewigte in ihrem Leben so bewahrheitet hat:

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

# Mehrheim.

Von K. Wolff.

## 1. Das Amt Mehrheim.

Wer mit der Ulinger Bahn das Köppernet Tal durcheilt, dem öffnet sich bei dessen Ausgang bei der am Pfahlgraben romantisch mitten in Tal, Wald, Wiese und Feld gelegenen uralten Lochmühle, eine weite fruchtbare Ebene, umschlossen von den aus der Ferne grüßenden Bergen der Höhe und ihren kleineren, wetterausischen Ausläufen. Diese Ebene, be-

Nach Akten des Staatsarchivs zu Wiesbaden und des Stadtarchivs zu Frankfurt behandelt.

Digitized by Google

wässert vom mühlentreibenden Erlenbach und durchquert von der Ulinger Bahn, umfaßte einst mit der Lochmühle, dem Thrower Hofgut, den beiden Flecken Wehrheim und Anspach, dem Dorfe Obernheim, sowie den beiden ausgegangenen Orten Stalenhain und Bizzenbach das alte Amt Wehrheim, ehedem den Grafen von Diedesse oder Dietz gehörig, die im Niederlahngau ansässig waren und dem Geschlechte der Saiser (?) angehörten.

Das Amt Wehrheim, Praedium Wirena, war Königsgut. Heinrich II. schenkte es 1043 seiner Gemahlin Agnes. Als Reichslehen kam es später an die Grafen von Dietz und wurde von diesen zu ihrer Herrschaft Weilnau geschlagen, mit der es so ziemlich alle Veränderungen teilte. Als sich das Diezer Haus 1208 in die Diezer und Weilnauer Linie trennte und sich ein Graf Gerhard zum ersten Male des bisher nicht gebräuchlichen Namens „von Weilnauwe" bediente, blieb das Amt Wehrheim bei der Weilnauer Linie. Ein Graf Heinrich III. von Diez führte den Titel eines Grafen von Weilnau ständig, er kommt als solcher 1249 in einer Urkunde Wilhelms von Holland vor. Mit ihm als Heinrich I. beginnt man gewöhnlich die Reihe der Weilnauer Grafen. „Er war", sagt Wenck (Hess. L.-G.), „was sich von keinem seiner Nachkommen sagen läßt, ein Herr von Ansehen, und dieses erhellt aus den vielen öffentlichen Verhandlungen, denen er beiwohnte". Als Beleg führt Wenck zahlreiche Beispiele an, in denen Heinrich von Grafen und Bischöfen als Schiedsrichter gewählt wurde, ferner erzählt er, wie er den Erzbischof von Mainz zur Krönung König Ottokars nach Prag geleitet. Er starb 1282. Da sein Sohn Gerhard vor ihm gestorben, folgten gemeinschaftlich seine Enkel Heinrich II. und Reinhard. „Sie machten aber", sagt Wenck, „ihrer Regierung wenig Ehre. Das weilnauische Haus gab von der Zeit an das Muster einer verdorbenen Verfassung, durch die zuletzt ein altes angesehenes Grafengeschlecht zum gemeinen Adel herabsank. Ihre Geschichte kann daher nur eine Erzählung ihrer Veränkerungen sein". Bis jetzt hatten die Weilnauer mit ihren Dieger Vettern nach den größten Teil der Besitzungen in Gemeinschaft, „und doch", sagt Wenck, „gingen sie mit ihren Landesteilen um, wie mit einem Privateigentum, veräußerten ohne Unterschied, und man hörte nicht, daß die Grafen von Dietz darwider Streit erregten." Die Eigenmächtigkeit führte wahrscheinlich zu der im Jahre 1303 erfolgten Teilung der Besitzungen. Dieser Teilung verdankten Burg und Ort Neuweilnau ihre Entstehung. Das Gesamthaus der Dieser Grafen erbaute sie für die Weilnauer Linie auf dem Rödelsberge gegenüber der alten Burg Weilnau, die von nun an Altweilnau hieß. Bei dieser Teilung verblieb dem damaligen Grafen Gerhard IV. außer Alt-Weilnau und den dazu gehörigen Orten Riedelbach, Mensloff, Emmershausen, Winden, Langenbach, Traisberg, Finsterthal, Landstein, Steinfischbach, Reichenbach und Wüstens auch das Amt Wehrheim. Gerhard IV. war der Enkel Gerhards II., der mit seiner Gemahlin Agnes auf dem Hofe Niederuhsin 1243 das Zisterzienser-Nonnenkloster Thron stiftete. Er selbst bearündete das Kollegiatstift zu Diez, dem auch die Kirche zu Wehrheim einverleibt wurde. Gerhard IV. hatte eine Fehde mit den Limburgern zu bestehen. Wenck beschreibt sie also: „Das letzte Regierungsgeschäft, worin man ihn findet, war eine Fehde oder vielmehr eine 1306 auf der Kirchweih zu Diez mit den anwesenden Limburger Bürgern entstandene Schlägerei, die aber nach altem teutschem Brauch und Sitte mit Plünderung, Brand und Totschlag endigte. Johann, Herr von Limburg, nahm sich seiner Mitbürger an; auf der anderen Seite stund der Graf von Diez mit seinen Söhnen Gerhard und Gottfried und den Grafen Heinrich und Reinhard von Weilnau. Beide Teile sühnten sich noch in eben dem Jahr und versprachen, ihre Schläge wechselseitig zu vergessen." Gerhard IV starb 1308. Ein Enkel Gerhards IV. scheint auch ein kampfeslustiger Herr gewesen zu sein. Er verlor in einer Fehde mit den Limburgern, mit denen einige seiner Ritter Händel bekommen hatten und von ihnen gefangen genommen worden waren, sein Leben. Gerhard, der die Gefangenen befreien wollte und die Limburger bis vor ihre Stadt verfolgte, ward von der herbeieilenden Metzgerzunft geschlagen und selbst so schwer verwundet, daß er einen Monat später, am 17. Oktober 1343, starb. In dieser Zeit scheinen auch bei den Diezer Grafen die Geldverlegenheiten begonnen zu haben; denn des Vorigen Sohn, Gerhard VII. versetzte die halbe Herrschaft Altweilnau und das halbe Amt Wehrheim für 3000 Gulden an Walther von Kronberg. Da Gerhard VII. keine männlichen Erben hatte und seine Tochter Jutta mit Graf Adolf von Nassau-Dillenburg vermählt war, so ward dieser von König Wenzeslaus mit der Grafschaft Diez belehnt und nahm Wappen und Titel der Diezer Grafen an. Mit Gerhard VII., der 1386 oder 1388 starb, erlosch die alte Diezer Grafenfamilie im Mannesstamm; aber auch Adolf war ohne männlichen Erben geblieben. Seine einzige Tochter Jutta, die mit Gottfried VIII. von Eppstein vermählt war erhielt daher die Hälfte der nicht verpfändeten Hälfte von Altweilnau und Wehrheim als Erbe; auch sollte ihr jederzeit das Recht zustehen, die an Kronberg verpfändete Hälfte einzulösen. Des war Engelbert, Adolfs Bruder, nicht zufrieden. Und nach Adolfs Tod kam es zwischen ihm und dem Eppensteiner Gottfried zu Streitigkeiten, die schließlich, wie der bekannte Streit um die Nuß, vom Trierer Erzbischof Otto dahin geschlichtet wurden, daß Nassau und Eppstein die Länder zur Hälfte teilten, sie aber von Trier zu Lehen nehmen mußten. So ward das unmittelbare Reichslehen Diez-Wehrheim zu einem Reichsafterlehen degradiert. Gottfried von Eppsteins Sohn, Gottfried IX., verkaufte Schultheiß halber die Hälfte seines Teils, also ein Viertel der Grafschaft und des Amts Wehrheim an Philipp von Katzenelnbogen. Als aber das Katzenelnbogener Haus 1479 ausstarb, kam dieses Pfandstück an Hessen, von dem es 1557 durch den Vertrag von Frankfurt an Nassau-Dillenburg fiel. Da 1522 mit Gottfried X. die Eppsteiner Linie erlosch, kam deren Diezer und Wehrheimer Erbschaft an das Haus Königstein, bei dessen Aussterben es 1535 an das Stolberger Haus überging. Trier, das dieser Erbschaft Schwierigkeiten bereitete, erhielt als Gegenleistung für seinen schließlichen Verzicht die eppsteinische Hälfte an Kamberg und Wehrheim. In dieser Stellung zu Wehrheim blieb Trier bis 1803; die Umstände, wie es in die Gemeinschaft

von Diez und Wehrheim gelangte, werden verschieden beleuchtet, wir wollen hier des näheren nicht darauf eingehen. Im Jahre 1565 ging der eppsteinische Teil an Altweilnau an Nassau-Weilburg pfandweise und 1596 erbfänklich über; 1564 kam zwischen Trier und Dillenburg der sogenannte Diezer Tausch zustande. Die Hälfte von Altweilnau erhielt Dillenburg; gemeinsam blieben das Amt Wehrheim und Kemberg. Nach diesem Vertrag sollten die Untertanen von der alten Religion mit „der Tat mit abgehalten, noch ihnen „einige Ohngnad" erzeigt werden," vielmehr sollte man „einen jeden seinem Gewissen nach bei denen im Religionsfrieden zugelassenen Religionen ohnbeschwerdet bleiben lassen. „Auch sollten „die Mängel, so in Stiften und Klöstern sein möchten, mit beyder Herrn Verwilligung und Wissen fürderlich bedacht und gebessert werden." Die Stifter, Klöster und Pfarrherrn sollten ihre Renten und Zehnten erhalten und ihnen dazu „getreulich geholfen werden." Es mag manchen wundern, daß in diesen Landen trotz trierischer Oberhoheit die Reformation eingeführt werden konnte. Dies lag jedoch hauptsächlich daran, daß Trier nur die weltliche Herrschaft zustand, während die geistliche Aufsicht Mainz oblag, das sich wenig um diese Kämpfe kümmerte. Außerdem hatte Kurfürst Jakob von Elz seinen Teil am Amte Wehrheim an Friedrich von Reifenberg verpfändet, weshalb sein Einfluß ein schwacher war. Ganz in walramischen Besitz kam die Herrschaft Altweilnau am 7. September 1631, als nämlich Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar seine Hälfte der Herrschaft Altweilnau an die Grafen Wilhelm Ludwig und Johann aus der walramischen Linie gegen das Viertel, das letztere in der Efteren (Holzoppel) besaß, sowie ein Aufgeld von 6640 Talern tauschte. Das Amt Wehrheim blieb trierisch-oranisch, bis es zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Nassau-Usingen kam.

## II. Der Flecken Wehrheim.

Der Hauptort des alten Amtes Wehrheim war der Flecken Wehrheim, ehemals eine Stadt. Der ursprüngliche Name des Orts war Wirena, wovon der noch heute im Volksmund gebräuchliche Namen „Wirem" herstammt. Werheim, Praedium Wirena, war königliches Eigentum und lag inmitten eines großen Reichsforstes. Tatsächlich liegt noch heute das ganze Gelände des alten Amtes, einer Insel gleich, mitten im Walde und nach allen Seiten hin abgeschlossen; auch verfügt die Gemeinde Wehrheim seit alters über einen Waldkomplex von mehr als 1500 Hektar, den Stolz des Orts, den die Vorfahren der heutigen Generation gegen „adlige Raubgelüste" mit Erfolg zu hüten wußten. (Siehe Wehrheimer Waldstreit Nr. 2 und 3 der „Nassovia" von 1904.).

Als königliches oder kaiserliches Gut hatte Wehrheim schon früh eine Burg, von der leider nur noch spärliche Reste zu sehen sind. An ihrer Stelle wurden katholische Kirche und Pfarrhaus erbaut. Mehrere Adelsfamilien waren auf größeren Gütern in Wehrheim ansässig, so die von Wyrheim, genannt Rodenstein, deren Stammsitz auf der jetzigen Hofreite der Familie Sorg in der Hauptstraße lag. Ein Henne von Wyrheim muß ein streitbarer Geselle gewesen sein. Um 1390 ließ er sogar der Stadt Frankfurt, durch die er geschädigt worden war, den Fehdebrief überreichen. Mitunterzeichnet war dieser von Walther von Filwel (Wilbel) und Friedrich von Reddelenheim (Rödelheim) unterm 9. März 1390. Um 1396 war auch Gilbrecht Weise von Furbach im Mitbesitz von Wehrheim. Er stand auf Seiten Hennes gegen Frankfurt, das ihre Hörigen bei Wehrheim überfallen, beraubt und einen Knecht gefangen genommen hatte. Von 1411 bis 1418 liegt Weise von Furbach mit Frankfurt wieder in langwieriger Fehde, weil es seine Ansprüche auf das ihm verpfändete Schloß zu Wehrheim nicht gelten lassen will. Gegenseitige Überfälle und Schädigungen sind die Folge dieser Fehde. Auch die Kraucke von Kraucheswerc (Krausberg) besaßen Güter in Wehrheim. Kranech Eberwein stellte diese 1252 unter eppsteinische Lehenshoheit. Gauerben der Wehrheimer Burg waren die Adels- und Rittergeschlechter der Nachbarschaft. Unter ihnen natürlich auch die Reifenberger. Einen Reifenberger Waffenknecht lernen wir in den unruhigen Zeiten am Anfang des 16. Jahrhunderts kennen, als er mit seinen Gesellen nach einem blutigen Scharmützel die Mauern von Wehrheim zu erreichen suchte. Er hieß Best. Sein Geschlecht hat sich bis in unsere Zeit in Wehrheim erhalten; erst vor einigen Jahren ist der letzte des Namens, ein ehrenwerter Schreinermeister, dessen Besitztum direkt unter der „Burk" lag, ohne männlichen Sprossen in hohem Alter gestorben.

„Weren, dem Dorff by Wilnow gelegen", verlieh am 2. Juni 1372 Kaiser Karl IV auf Bitten des Grafen Gerhard von Diez Stadt- und Marktgerechtigkeit, erstere mit den Rechten und Freiheiten von Friedberg, letztere unbeschadet der Märkte auf eine Meile im Umkreis. Zugleich erlaubte er dem Grafen die neue Stadt zu befestigen; es stammen daher aus jener Zeit die Stadtmauern, Wälle und Türme Wehrheims, deren Spuren noch heute sichtbar sind. Das „Untertor", ein Stück Stadtmauer von der „Burk" bis zum „Trierischen Amthaus", sowie ein Stück Wallaraben, der sogenannte „Schießgraben" und sonstiges altes Mauerwerk sind noch vorhanden. Die Ummauerung Wehrheims war im Viereck gebaut; vor ihr lag der Graben, der durch sogenannte „Weeden" (Teiche) in Zeiten der Unruhe und Gefahr unter Wasser gesetzt werden konnte. Mauer und Graben waren außerdem noch mit einem starken Palisadenzaun umgeben. Im 17. Jahrhundert erfuhr die Ummauerung Wehrheims auf der Westseite eine Erweiterung. Die „Schlämm-Mauer" und der Wassergraben vor ihr verschwanden, resp. wurden weiter hinausgelegt. An ihrer Stelle aber, westlich von der Burg, erstanden zwei neue Straßen, die „Schlämmmauerstraße" und die „Riedgasse" durch Ansiedelung der Bewohner des ausgegangenen Dorfes Bizzenbach, weshalb dessen Grenzgerechtigkeit auch der Wehrheimer Gemarkung einverleibt wurde. Diese Erweiterung des Ortsberinges verdankten „Untertor" und „Porte" (ein weiteres Tor) ihren Ursprung, während die ursprüngliche Stadtmauer die Richtung nahm von der katholischen Kirche durch die Hofraite des Metzgermeisters Sommer bis nach der Schule hin. Viel größere Teile der einstigen Befestigung Wehrheims als heute waren noch zu An-

Digitized by Google

fang des 19. Jahrhunderts vorhanden, leider wichen sie dem Geiste der damaligen Zeit, der keinen Sinn hatte für die Erhaltung der ehrwürdigen Werke der Väter. Das Märkergeding vom 2. März 1725 besagt: „Es soll ein jeder umb den flecken herumb die lücken innerhalb 14 tagen zu machen, und wer solches nicht thuet, in 2 Gulden straff verfallen sein." Am 21. März 1763 heißt es wieder: „Wer durch die lücken am flecken gehet oder über die Mauern steigt, ist in der straff mit 2 Gulden."

Der Stolz der Wehrheimer ist der etwa 1500 Morgen große Gemeindewald, der sich bis zu den entlegenen Distrikten am Pfahlgraben, der Capersburg und dem Winterstein hin ausdehnt, nach jener Gegend, wo der ausgegangene Ort Bizzenbach lag, dessen Bewohner einst an dem noch immer frisch und klar sprudelnden Hellerborn ihr Wasser schöpften. Der herrliche Wald führt der Gemeindekasse bedeutende Summen zu, denn er ist in vortrefflichem Stande und kann bedeutende Holzfällungen gut vertragen. Ehedem war dies nicht der Fall, denn in den Kriegszeiten des 17., 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand, wie andere Waldungen des Nassauerlandes, auch der Wehrheimer Wald vor dem Ruin und nur der vorzüglichen, mit Energie durchgeführten Forstwirtschaft, worüber zahlreiche Anerkennungsschreiben noch vorhanden sind, gelang es, den Bestand des schönen Waldes zu sichern. Wer wie der Schreiber dieses, die Akten jener schweren Kriegszeiten vor Augen gehabt, den erfüllt es mit Wehmut, wie damals Wehrheim und seinen Nachbarorten Obernhain und Anspach durch Plünderung und Kontribution mitgespielt wurde, wie von zügellosen Kriegshorden der Wald schonungslos niedergehauen und das Holz den Lagerfeuern zugefahren ward. Tausende und Abertausende von Klaftern wurden nach Nauheim, Friedberg, Usingen, Homburg, Frankfurt, Höchst und anderen Orten verbracht, und kein Heller ward dafür entrichtet. Kein Wunder, daß die mächtigen, fernigen Eichen- und Buchenbestände verschwanden und an ihrer Stelle Waldblößen oder höchstens verkrüppelte Hecken entstanden. Ein Glück für das alte Amt war es, daß damals umsichtige Männer an seiner Spitze standen, wie z. B. der Wehrheimer Schultze Leicher; denn nur ihnen dankt die jetzige Generation, daß der dezimierte Wald wieder emporgedieh und nun musterhaft dasteht, ja daß die Väter die gewaltigen Kriegsschulden der verflossenen Jahrhunderte zahlen konnten und die Orte selbst finanziell zu der ersten des Kreises Usingen zählen. Der alte Horazische Spruch: „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae", bewahrheitete sich auch an Wehrheim

(Schluß folgt.)

# Das Homburger Schulwesen.

3) Beiträge und Ergänzungen zu seiner Geschichte von Dr. W. Rüdiger. (Schluß.)

Soviel über die Büchertitel der Schulbibliothek zu Homburg. Aus Walthers Programm entnehmen wir bezüglich der Prüfung der Knaben die Notiz, daß die deutschen Schüler zuerst, darauf die lateinischen und nach ihnen die deutschen Schülerinnen geprüft wurden.

Von besonderem Interesse sind für uns die handschriftlichen Notizen Johann Heinrich Heyers, seine „Vermischten Gedanken zum Vergnügen und zur Uebung, Homburg v. d. Höhe 1774." Geboren im Jahre 1750, besuchte Heyer die Lateinschule unter Joh. Wilh. Hermog. Joh. Heinrich Herrmann, Joh. Christ. Walther und Friedr. Wilh. Fresenius. Von Homburg aus bezog er die Universität Gießen 1769 bis 1772. Nach seiner Probepredigt in Kronberg wurde er dortselbst Pfarrer, von 1777 an Rektor in Homburg, welches Amt er bis 1781 versah. Nach ihm ist der Endzweck der lateinischen Schule der, daß die Zöglinge in den Sprachen unterrichtet und dadurch zu den Wissenschaften vorbereitet werden. Um dies zu erreichen, müssen gute und brauchbare Mittel gewählt werden. Ein großes und weites Feld habe der Lehrer hier zu bearbeiten. Wenn er seinen Schülern wahrhaft nützlich sein wolle, müsse er sowohl auf ihre Fähigkeiten, als auf die Umstände, in welchen jene sich befänden, Bedacht nehmen. Da es hier Schüler gäbe, die sich den Wissenschaften, und solche, die sich dem bürgerlichen Leben widmen wollten, so müßten die ersteren sich gründliche Kenntnisse in den Sprachen aneignen, wohingegen die anderen sich mit mäßigerer Erkenntnis zufrieden geben könnten. Ein gewissenhafter Lehrer teile seine Studien hiernach weislich ein, richte sich nach den Fähigkeiten seiner Schüler und beflimme seine Lehrweise darnach. Eine Rechtfertigung seiner Art und Weise, die Schriftsteller zu behandeln, gibt die Methodus scholastica cum ad lustrationem vernam die V. Cal. Mai. 1778 instituendam amicos linguarum . . invitat J. H. Heyer. Wenn er auf dem Wege, den er bisher eingeschlagen, die Schriftsteller dem Fassungsvermögen der Jugend entsprechend zu erklären, so geringe Resultate erzielt habe, so trage nicht er, sondern der Unfleiß und die Gleichgültigkeit der Schüler daran Schuld. Er bitte alle, die es mit der Jugend wohl meinten, ihm ihre Ansichten, wie die üblen Gewohnheiten der Schüler bekämpft werden könnten, mitzuteilen. Der Preis der eruditio nach Ovid und Cicero, und die Mahnung an die Schüler, sich wahre und unvergängliche Schätze zu sammeln, bilden den Beschluß der Rede. Von Heyers weiteren Ansprachen seien noch genannt: Adseritur gymnasia sub auspiciis prudentis ac probi viri florentia, felicia esse, ferner seine exercitatio de graecae linguae utilitate, eine Mahnung an die Jugend, dieser Sprache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die nicht nur für Theologen, sondern für alle, welche wahre Erkenntnis liebten, eine Quelle des unerschöpflichsten Genusses sei. Zu ihnen gehört weiterhin auch noch die in Predigtform gehaltene Rede: Über die Nichtigkeit aller irdischen

Vorzüge ohne die Religion und das Christentum. Sätze aus Curtius Rufus, Cicero, Vergilius, Ovidius, aus dem Compendium Universae Latinitatis ad ductum Lexici Fabro-Celleriani in exercitia germanica redactae subiunctis vocabulis et phrasibus auctoritate probatis a Friderico Muzelio, sowie Gedichte, philosophische Betrachtungen, Meditationen und Predigten beendenden Band. — Erwähnung verdiene noch das Trauerspiel Thomas Aniello, welches August Fresenius, der leider nur ganz kurze Zeit als Rektor in Homburg wirkte, im Jahre 1811 im Alter von 21 Jahren als Studiosus in Heidelberg verfaßt hat. Eine Besprechung desselben würde aus dem Rahmen dieser Arbeit fallen..

Es erübrigt noch, in wenigen Worten auf die Volks- und Mädchenschulen einzugehen. Da wir über dieselben keine eigentlich Homburger Ordnungen besitzen, so sind wir auf die hessen-darmstädtischen angewiesen. Bezüglich der Mädchenschule in Homburg — von einem besonderen Gebäude, für welches der bekannte Superintendent Johannes Angelus aus Darmstadt 40 Gulden von den Gefällen der Kirche zu Homburg, und 5 von der zu Gonzenheim bewilligte, hören wir seit 1588 — sind wir wohl zu der Annahme berechtigt, daß die Bestimmungen der Reformatio eccles Hassiae vom Jahre 1526 Cap. XXXI. De scholis puellarum, einige Veränderungen abgerechnet, bis zum Jahre 1684, bezw. 1669 wohl bestanden haben. Ist auch in dem letzterwähnten Artikel die Mädchenschule nicht besonders und namentlich hervorgehoben, so werden doch neben Lehrmeistern Lehrfrauen genannt, welch letztere in Homburg seit dem Jahre 1635 nachweisbar sind. Betrachten wir nunmehr den Inhalt der beiden Verfügungen. Nachdem in der ersten zunächst von der Art und Weise, wie der Katechismus bei der in verschiedene Abteilungen gesonderten Kinderschar zu behandeln sei, die Rede war, erhalten die Praeceptores und Schulmeister in kleinen Städten und Dörfern ihre Instruktionen hinsichtlich des Buchstabierens und Lesenlehrens, sowie der Disziplin. In der Schlußordnung von 1733 werden sodann die betreffenden Punkte nochmals zusammengefaßt und die Verpflichtungen der Eltern den Kindern und der Lehrer ihren Zöglingen gegenüber, genau abgegrenzt. Gleichwie es unverbrüchliches Gebot der Eltern sein solle, die Kinder vom 7. Jahre an zur Schule zu schicken, damit sie zur richtigen Zeit zur Konfirmation gelangten, gleichwie für jede Schulversäumnis eines gesunden Kindes, welches im Winter wie im Sommer 3 Stunden täglich die Schule besuchen solle,[1]) der Vater einen Kreuzer[2]) zu entrichten verbunden sei, so müsse der Lehrer seinerseits die Schule ordnungsgemäß halten und dürfe keine Stunde ohne Vorwissen des Pfarrers ausfetzen. Für jede willkürliche Versäumnis des Unterrichts solle er 2 Albus bezahlen, für deren Entrichtung der Pfarrer haftbar sei. Besonders nachdrücklich wird dabei auf die Zahl der gesetzlich bestimmten Ferien hingewiesen, damit der Lehrer es sich nicht bekommen lasse, zur Fastnachtszeit, an Markt- und Kirmestagen und Martini, wie auch auf die Nachmittage der Apostel- und monatlichen Bettage sowie um der Leichen und Hochzeiten willen Unterrichtserlaß zu gewähren. Wie nun die Schule es als ihre Hauptpflicht anerkenne, die guten Schüler nach den Prüfungen durch Erteilen von Prämien zu belohnen, so müsse das Elternhaus es sich vornehmlich angelegen sein lassen, alle Unarten der Kinder, ihren Frevel und Mutwillen, insbesondere aber die Feld- und Gartendiebstähle unnachsichtlich zu bestrafen. Müsse die Schule in die Elternrechte eingreifen, so solle, wenn der Vater eines Schülers Beschwerde über eine rechtmäßig zuerkannte Strafe führe, die Schule berechtigt sein, denselben einen halben, nach Umständen einen ganzen Gulden erlegen zu lassen, welches Geld zur Anschaffung von Schulbüchern zu verwenden sei. Mußten wir bei der Aufführung der beiden Schulordnungen ausführlicher sein, so können wir uns nunmehr bei den dieser Ordnung folgenden 15 Sätzen etwas kürzer fassen. Enthalten sie doch die uns schon bekannten Pflichten der Lehrer gegen sich, gegen die Kinder, geben sie doch Belehrungen darüber, wie die Schulmeister beim Unterricht, beim Lesen und Schreiben, beim Behandeln des Katechismus zu verfahren haben. Die Paragraphen 12—14 wenden sich nochmals an die Lehrer, indem sie deren Abhängigkeit von dem Pfarrer bezw. Metropolitanen oder Superintendenten, welch letzterer ohne weiteres die Absetzung des betreffenden Schuldieners verfügen konnte, hervorheben. Besonders bedeutsam ist der Schlußsatz der Bestimmungen, daß auch die Praeceptores der lateinischen Schulen die angegebenen Verfügungen genau beobachten sollen. Von den im Jahre 1781 und 1790 erlassenen Homburger Verordnungen, die hier ihren Platz noch finden mögen, betrifft die erstere die Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder zur Schule, Katechisation und zum Gottesdienste anzuhalten, die Bestrafung derselben mit vier Kreuzern zum Besten des Armenhauses, nach Umständen mit Zuchthaus und anderen Leibesstrafen, wenn sie diesen Obliegenheiten sich entziehen. Weiterhin das Gebot, bei Schulversäumnissen dies dem Prediger oder dem Schulmeister anzuzeigen, sowie nach Kräften bestrebt zu sein, daß die Kinder mit Fleiß alles lernen, widrigenfalls letztere sonst länger in die Schule gehen müssen. Nach der zweiten Verfügung sollen die Lehrer gehalten sein, mit dem Pfarrer und der Gemeinde darüber zu beraten, in welchen Stunden im Sommer bei dringender Feldarbeit die Eltern ihre Kinder entbehren können, auf daß sie möglichst die Schulstunden besuchten. Eine Mahnung an die Lehrer, die durch die Ortsschultheißen beigetriebenen Schulstrafen zum Besten der Schule zu verwenden, schließt sich hieran. Anderseits sollen die Eltern das Schulgeld für die Kinder richtig entrichten, sowie dafür Sorge tragen, daß die Schüler mit dem 14. Jahr konfirmiert werden, weil sonst letztere noch ein Jahr von der Konfirmation ausgeschlossen bleiben müssen. Endlich solle den Pfarrern obliegen, die Schule allwöchentlich einmal zu revidieren, die Eltern, die in der Erfüllung ihrer Pflichten nachlässig und saumselig seien, zu sich zu bescheiden, und sie an das, was sie zu leisten gelobt, zu erinnern.

Zum Schlusse mögen noch die Namen der Lehrer

[1]) Nach dem Dekret von 1801 sollten die Lehrstunden für die Jugend nicht verringert werden, die Vormittagsstunden sollten um 7 Uhr ihren Anfang nehmen, der Nachmittagsunterricht von 1—4 dauern.

[2]) So auch im Jahre 1740, mit 2 Kreuzern.

Digitized by Google

und Lehrerinnen, die an der Mädchenschule bis zum Beginn der Allgemeinen Bürgerschule gewirkt, sowie die Gehälter, die denselben ausbezahlt wurden, aufgeführt werden.

Den Schuldienst versah anfangs der Glöckner, von 1588 an der Glöckner Johann Schmitt, seit 1635 treten Frauen als Lehrerinnen uns entgegen. Zuerst die Glöcknerin, dann Andreas Scharff Witwe in den Jahren 1646—1649. 1682 die Schulfrau Maul, 1700 Karolina Louisa Sartorin, 1704 Felicitas Stäubin, 1705—1706 Anna Felicitas Himmelreichin, von 1706—1728 Anna Kunigunda Nungesserin,[3]) und dazwischen als Mädchenschullehrer Frantz Claus (1712). Ferner als Nachfolger der Nungesserin Georg Matthias Kriechbaum, 1728 bis 1742. Weiterhin J. Ludwig Foeller 1742—1757, J. Heinzer 1757—1771, Karl Wilhelm Heinzer 1771—1763, Johann Georg Koehlein 1773—1807, Peter Ehrbar 1807, H. Gotthard Stamm 1807 bis 1833. Erwähnung verdient dessen Büchlein: Der Lehrer in bürgerlichen Mädchenschulen, ein Abriß der christlichen Religion- und Tugendlehre in kleinen Denk- und Bibelsprüchen für das erste und zweite kindliche Alter. 1. Denksprüche Frankfurt a. M. 1811. Bekannt ist derselbe auch als Redakteur des im Jahre 1818 gegründeten Amtsblattes.

An Besoldung erhalten Andreas Scharff Witwe (1646), Carolina Luise Sartorin (1700), Anna Felicitas Stäubin (1704), Anna Kunigunde Nungesserin (1706, 1707), 2 Gulden, Frantz Claus wegen der Mägdleinschul 7 Monate zu halten 1 Gulden 50 Albus, 1711 zu den gezahlten 5 Gulden noch 2 hinzu, 1713, 16, 28 die Nungesserin 5 Gulden, 1730, 32, 33, 34, 38, 40 zahlt die Stadtkasse Georg Matthias Kriechbaum 5 Gulden, desgleichen J. L. Foeller 1744/47, 49, 50. 1750 werden zu den rechtmäßigen 5 Gulden noch weitere 10 Gulden Foeller zugebilligt, desgleichen 1757 C. W. Heinzer, sowie 1766 J. Heinzer. 7 Gulden 30 Albus weist man 1773 der Witwe des verstorbenen Heinzer zu, und ebensoviel zunächst dem neubestellten Lehrer J. G. Koehlein, dem indes von 1774 an die Summe von 15 Gulden zu Teil wird. 1783 bittet der Konrektor Zink um Erhöhung des Schulgeldes von 48 Kreuzern auf 1 Gulden, damit davon sein Gehalt aufgebessert werde, desgleichen J. G. Koehlein. Im Jahre 1802 werden von jedem Knaben 1 Gulden, von jedem Mädchen 48 Kreuzer Schulgeld erhoben, so daß dem Konrektor Zink 100, dem Lehrer Koehlein 116 Gulden gewährt werden konnten. 1809 waren Neumeister und Stamm im Besitze von 100, bezw. 73 Gulden. Als im Jahr 1812 die dritte Schule für kleine Kinder im Waisenhause eröffnet wurde, empfing Joh. Phil. Stamm 115, von 1813 an 120 Gulden Gehalt, im Jahr 1815 Gotthard Stamm neben 15 Gulden als städtischer Besoldung von jedem Schulmädchen 1 Gulden, so daß sich seine Besoldung auf 185 Gulden belief. 1828 bezahlten die reformierten Schulkinder ihrem Lehrer Seiffert, dem seit 1824 dieselbe Quantität Holz aus dem Stadtwalde wie dem lutherischen zugebilligt wurde, die Summe von 124 Gulden 20 Kreuzern.

1682 gestanden die Behörden der Schulfrau Maul jedesmal nach abgehaltener Prüfung 1 Maß Wein zu, 1705 der Sartorin 1 Gulden 10 Kreuzer aus derselben Veranlassung, 1706 der Himmelreichin 2 Maß Wein, ebenso der Nungesserin 1713, 28, 29, desgleichen G. M. Kriechbaum 1730, fernerhin J. L. Foeller 1754, sowie Heinzer 1758.

1844 wurden wegen Aufhebens der Weinkaufgelder 100 Gulden aus der Stadtkasse gewährt.

Wir stehen am Ende. Unsere Absicht war, die Lateinschule, sowie die Volks- und Mädchenschule zu Homburg in ihren Vertretern und, so weit dies anging, in ihren Verordnungen bis zum Beginn der neuen Zeit vorzuführen. Es sollte und konnte also auch nicht unsere Aufgabe sein, die Lateinschule bis zu deren gänzlicher Auflösung zu behandeln, wie ebensowenig die Geschichte der im Jahre 1831 aus den verschiedenen Schulen vereinigten Allgemeinen Bürgerschule darzustellen. Der letzteren Geschichte hat in der Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Allgemeinen Bürgerschule der damalige Rektor H. F. Tiemann, Homburg 1881, gegeben.

[3]) Zu Frankfurt als Tochter des Küfers Pabler 1650 geboren, 1677 mit Joh. Nik. Nungesser verheiratet, sie starb 1729.

[3]) Im Jahre 1799 unter dem Rektorat Krauses wurden die beiden Abteilungen von 7 Schäfern, darunter 4 Homburger, 2 Frankfurter und 1 Heidelberger, besucht. Rektor Müller, der im Jahre 1819 auf die Angriffe, die gegen die Schule erhoben wurden, antwortete, bemerkt, daß er in früheren Jahren 24, ja 26 Schüler gezählt, die zum Teil auf dem Gymnasium Darmstadt und Gießen und zwar teils in die Prima aufgenommen wurden.

# Der Oberſteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeſchichte aus dem Naſſauiſchen.

1) Von H. L. Linkenbach.

Unweit von Bad Ems fließt der Lindenbach, oder wie er früher genannt wurde, Linnebach, in die Lahn. Hoch vom Malberg kommt er und stürzt sich durch eine baumumrauschte Bergschlucht lustig plätschernd ins Tal hinab. Dort wo er aus dem Walde tritt, eröffnete sich den Blicken eine sanft abfallende Wiesenlandschaft. Dunkle, rauschende Bergwälder umgürten sie, und nur nach einer Seite hin

**Erklärung.**
**einzelner bergmännischer Bezeichnungen und Ausdrücke.**
Zimmerhauer = Arbeiter, der die Grubenauszimmerung zu besorgen hat. Gezähe = bergmännische Werkzeuge. Türstöcke = starke Holzpfähle, die vom Zimmerhauer zur Sicherung gegen Einsturz in Stollen und unterirdischen Strecken errichtet werden. Firste = Decke des Stollens oder der unterirdischen Strecke. Stöße = Seitenwände des Stolleus oder der unterirdischen Strecke. Hund = Grubenförderwagen. Fahrt = hölzerne (seltener eiserne) Leiter zum Auf- und Absteigen unter Tage. Kameradschaft = die an einem

schweift das Auge frei hinunter ins enstige Tal der Lahn und hinüber nach den sonnigen Hängen.

Der Zauber traulicher Einsamkeit umgibt dich hier, und deine Seele nimmt durstig all die stille Schönheit in sich auf, die da ausgebreitet liegt; ob nun die Sommersonne gleißend und brütend über den Feldern ruht, ob der Herbst in Flur und Feld seine bunten Wimpel aufhängt, oder des Winters schimmernder Hermelin Tal und Höhen deckt.

Aber nichts gleicht der Schönheit, die der junge Frühling in den Frieden dieser Landschaft webt, wenn er tausend duftige Blumen in die Wiesen streut, wenn er zart-rosige Blütchen an den Apfelbäumen hervorzaubert, wenn er mit seinem warmen Atem über die sprossenden Saaten haucht und die Berglehnen ringsum mit Buchengrün und Eichenkupfer, mit Schlehdornweis und Ginstergold schmückt. Dann zittern die Sonnenstrahlen über dem Tale und schimmern und blitzen auf dem niedren Giebeldach des einsamen Häuschens, das dort, gleichsam als Wächter vor der düsteren Waldschlucht, zwischen Stechel- und Johannisbeersträuchern hervorlugt.

In dem kleinen, hübschen Gärtchen, das es umgibt, blühen Kaiserkronen und Stiefmütterchen, Goldlack, Rittersporn und Federröschen. Auf einem niedrigen Hügel aber, dicht dabei, erhebt sich ein mächtiger Kiefernbaum, der seine grauen knorrigen Äste weithin ausdehnt, als wolle er die Hütte schützen. Manches könnte er dir erzählen, der immergrüne Riese, wenn er zu reden verstünde; aber stolz und schweigsam ragt er empor und verkündet dir nichts von alledem, was er geschaut hat in den vielen, vielen Jahren, die an ihm und dem kleinen Giebelhäuschen vorübergerauscht sind.

Doch wenn des Abends Schatten niedersteigen, und über dem einsamen Grunde Dämmerung lagert, dann tönt es gar seltsam aus seinem Wipfel; ein heimliches Flüstern geht durch seine Zweige, als wolle er dir erzählen was früher war. Ja, vieles hat der Alte schon gesehen, seit er hier droben steht; viel Menschenglück hat ihn umjauchzt, viel Menschenelend unter ihm geweint. Denn nicht immer war es so stille hier wie heute. Wo man jetzt nur das Wispern der Bäume, das Rufen der Finken und hin und wieder Hundebellen oder ein zartes Kinderstimmchen hört, da erscholl einst lauter Hammerschlag aus der waldumhegten Bergschmiede, da rasselten die Förderwagen, die aus den nahen Stollen und Schächten die Schätze der Erde zutage brachten, da glühten die Schmelzfeuer der längst schon vom Erdboden verschwundenen Blei- und Silberhütte. Ein segensreicher Bergbau herrschte hier im Tal des Linnebach. Noch gar nicht lang ist's her, daß droben am Sophienschacht, des roter Backsteinturm weithin durchs Waldgrün leuchtet, das Schwirren der Seile verstummte, das drunten vor Ort Schlägel und Eisen feierten. Aber doch schon eine gute Spanne Zeit verrann, seit den Tagen, wo sich die Bergleute zur Morgenandacht unter dem alten Kiefernbaum versammelten und ihre Seele dem Himmel befahlen, ehe sie in die Tiefe fuhren. — Ja, damals war's noch besser, noch schöner bestellt um den Bergmannsstand, der noch nicht zum mechanischen Handwerksberuf herabgesunken war, den noch ein freierer, fröhlicherer Geist beseelte. Kein Nörgler und Aufwiegler säte Unzufriedenheit, und das Wörtchen „Streik" war ein unbekannter Begriff.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als der Vater Loz Obersteiger in der Linnebach war, da lebten noch die alten schönen Sitten, da gab es noch ein inniges Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Aber Loz war auch ein wirklicher, treu sorgender Vater seiner Untergebenen. Alle kannte er genau und verstand eines jeden Eigenart. Mit Rat und Tat stand er ihnen jederzeit bei, und wo es Not tat, war er der erste mit seiner Hilfe. Er war ein echt deutscher Mann, derb, robust, aber unter der rauhen Hülle schlug ihm ein goldenes Herz, das alle Falschheit haßte. Ja, grob und barsch konnte er zuweilen sein, wenn er Trägheit, Lüge oder Gemeinheit antraf. Dann suchte er nicht lange nach höflichen Phrasen, dann sparte er nicht mit seinem wetterndon Zorn. Aber seine Untergebenen liebten und verehrten ihn, und was er sagte, galt für sie als unerschütterliche Wahrheit. Einige von ihnen, die ältesten, hatten schon unter seinem Vater gearbeitet, der im Dienste des Grafen von der Leyen gewesen war. Sie stammten meist aus Nievern, Fachbach, Miellen oder Früchtt, hatten ihre ersten Schichten in den Emser Gruben, im „Fahnenberg", in der „Pützchbach", der „Pfingstwiese" oder im „Malberg" verfahren und unter ihres jetzigen Obersteigers Leitung feinerzeit mitgeholfen, das alte, verlassene Schächtchen in der „Linnebach" wieder aufzutun, wozu 1766 der Vendorfer Gewerkschaft Remy-Hofmann u. Co. die Konzession verliehen war. Die Anhänglichkeit der älteren Arbeiter an ihren Vorgesetzten übertrug sich auch auf die jüngere Generation, die unter Lotzens Augen aufgewachsen, ihrem Lehrmeister Liebe und Verehrung entgegenbrachte.

Aber nicht allein bei seinen Untergebenen, sondern auch bei den Vorgesetzten war der Obersteiger gut angeschrieben und erfreute sich eines unerschütterlichen Vertrauens. Wenn einer der Gewerke aus Vendorf herüberkam, um sich vom Stand der Dinge zu unterrichten, dann verfäumte er nie, an der Türe des Steigerhäuschens anzuklopfen und dem Vater Loz die Hand zu drücken; und wenn dieser drunten in der Stadt zufällig der Bergrinspektor traf, nahm er ihn sicherlich mit in die „Krone" oder „Sporkenburg" zu einem kühlen Bergmannstrunk.

(Fortsetzung folgt.)

---

Arbeitspunkt beschäftigte Mannschaft. Abteufen = die Arbeiten, welche nötig sind, um den Schacht tiefer zu machen, weiter niederzubringen. Füllort = der Ort, dicht beim Schacht, wo die Förderkübel gefüllt, bezw. entleert werden. Schwefelmännchen = in Schwefel getränkter Wollfaden, der an den Raketchen (mit Feinpulver gefüllter Strohhalm, der in das mit Schießpulver geladene Bohrloch eingeführt ist) befestigt, angezündet wird, langsam abbrennt und so die Explosion des Pulvers im Bohrloch hervorruft. Gang = die das gewöhnliche Gebirge meist quer durchsetzende erzführende Schicht, die mehr oder weniger mächtig, die sogenannte Gangmasse (d. i. das Erz, welches Gegenstand des Abbaus ist, mit andern Erzen, Quarz, Kalkspat rc. verbunden) enthält.

Digitized by Google

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

* **Im stillen Stübchen.** Lustspiel in 4 Akten von J. M. Barrie, deutsch von B. Pogson, zum ersten Male am 21. Juni. — Ein allerliebstes Idyll aus der guten alten Zeit Englands zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, da zwar auf dem Eiland Friede herrschte aber auf dem ganzen Kontinent Krieg. Zwei Schwestern leben miteinander in treuer Eintracht, sie haben die nötigen „Pfunde", verlieren aber in den bösen Zeiten einen Teil des Vermögens und müssen eine Schule begründen, um ihre Existenz zu erhalten. Unter diesen Umständen macht sich die gewingende Tatsache, daß der heimlich Geliebte der Jüngeren in den Krieg zieht, noch viel trauriger gelwnd. Das Entsagen beginnt. Zehn Jahre später — Waterloo ist gewonnen — kehrt der dekorierte Offizier zurück, noch immer in die frühere Flamme verliebt. Diese erhält die alte Lebenslust; sie legt den Schulschwesternhabit ab und gerriert sich in ihren früheren Bleidern als Nichte der beiden Gewissen. Die Verdrehte sämtlichen Chargieren die Köpfe, gerat aber durch das Quidproquo natürlich auch in gefahrliche komische Situationen, bis sich die ganze Sache in Wohlgefallen auflöst und sie „ihn" schließlich kriegt.

Das Schwesternpaar Thrasell stellten die Damen Scholz und Rodius-Doppelbauer dar. Frl. Scholz vom Kasseler Hoftheater, noch von ihrer früheren Spielzeit in Wiesbaden her bestens bekannt, lieh der älteren, mütterlich denkenden jüngleren Susanne jeden lebensvolle und gewinnende Züge. Munter und neckisch gab Frau Rodius die vielumworbene, aber dem Herzenschatz getreue Phobe. Den letzteren, Valentin Brown, wußte Herr Walcher als biederen His Majesty's officer herauszuarbeiten, der auch stets vorteilhaft aussah. Unter den stirtenden Chargieren entrierte Herr Weinz zu sehr den „geistreichen" Fähnrich. Vorteilhaft gab Frl. Moller die brave Hausdienerin Patty. Die übrigen Rollenträger gliederten sich gut an und ein; nur hatte bei manchen das Spiel weniger poliert oder getragen sein dürfen.

Die Regie (Herr Dr. Braunmüller) hatte im übrigen das Ihre fleißig und redlich getan. Nicht minder sind die beiden Oberinspektoren zu loben wegen der schönen Empiregeld-Interieurs und der getreu historisch wiedergegebenen Gewandung.

Dem nicht sehr zahlreich erschienenen Publikum machte das Stückchen Vergnügen. Sicher wiegt es auch manchen leichten Schwank und manche läppische Posse doppelt auf, weil es gemütvoll ist. —

Frl. Sophie Grossfer vom Irvingplace-Theater in New-York ist als Naive ab 1. September engagiert worden.

## Literatur.

* **Heimatkunde des Regierungsbezirks Wiesbaden.** Von R. Dietz. Mit einer Karte des Reg.-Bezirks und Ansichten sowie einem Anhang über Wiesbaden. 6. Auflage (26.—33. Tausend). 8. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. — Selbst wenn wir nicht wüßten, daß Dietz ein trefflicher pädagogischer Schriftsteller ist, mußte uns die Höhe der Auflage des außerordentlich praktischen Büchleichens von dessen Brauchbarkeit und Beliebtheit übergeugen. Vielleicht entschließt der Verfasser sich künftig zu einer Beschreibung nach natürlichen Landschaften, statt nach der meist höchst willkürlichen Kreiseinteilung. Der Verlag aber möge den Stadtplan von Wiesbaden aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhundert schleunigst durch einen andern ersetzen.

## Neues aus Nassau.

J. H. H. die Frau Großherzogin-Mutter ist am 18. Juni mit ihren vier ältesten Enkelkindern auf Schloß Königstein eingetroffen. Das Großherzogspaar ist am 21. Juni nach St. Blasien im Schwarzwald übergesiedelt.

Geheimer Bergrat Professor A. Jacobi ist vom Kaiser zum Direktor des Saalburgmuseums ernannt worden.

Der Westerwaldklub wird seine diesjährige Jahreshauptversammlung am 11. und 12. August in Dillenburg abhalten. Insgewissen hat sich der Wirkungskreis des Klubs wieder weiter ausgedehnt. Außerhalb des Klubgebietes hat sich außer der Sektion in Duisburg nunmehr auch eine solche in Wiesbaden gebildet. Die Stadt Wiesbaden ist mit einem Jahresbeitrage von 100 Mark, ebenso wie die Stadt Nassau Mitglied geworden. Da auch die Stadt Königswinter beigetreten ist, sind nunmehr sämtliche Städte zwischen Rhein, Sieg, Heller, Dill und Lahn Mitglied des Westerwaldklubs mit einziger Ausnahme der Stadt Nassau.

Die vergangenen Wochen brachten mehrfach Eisenbahnunfälle im Nassauischen. In der Nacht vom 10. zum 11. Juni stießen bei St. Goarshausen zwei Güterzüge zusammen, wobei sogar der Verlust von Menschenleben zu beklagen war. Am 15. Juni stürzte eine Übergangsbrücke bei der Oberlahnstein ein.

Frau Dr. A. Brüning in Frankfurt hat den Fonds der Höchster Ferienkolonie um 10 000 Mark vermehrt, so daß er nun 43 000 Mark beträgt.

Das alte Polizeigefängnis zu Wiesbaden, früher Kriminalgefängnis, noch früher Zuchthaus für Nassau-Usingen, soll vom Fiskus verkauft werden. Mit dem düsteren Hause verschwindet wiederum ein Stück altnassauer und altwiesbadener Geschichtserinnerung.

Da die Staatsbahnverbindung Wehen—Niederneuhausen—Idstein ausbleibt, soll eine Automobilverbindung zwischen den drei Orten stattfinden.

## Nassauische Personalien.

**11. Quartal 1906.**

**Ernennungen u. a.:** Ger.-Aktuar Petri, Höchst, z. Sekretär das., Hoffmann, Ehrenbreitstein i. Katzenelnbogen, F. Philippi, Montabaur i. Rüdesheim. Rentmeister Hiltebrand, Gruß-Bieberberg, a. i. n. Weilburg, C. Christ, Seelbach, Dieg z. C.-B.-A. i. Weilburg, P.-Assistent Meister, Dieg. z. T.-A. i. Frankfurt, Dr. M. Reuter, Ems, u. Dr. M. Ehrhard, Geisenheim, z. San.-Räten. Schulkandidat Jung, Frankfurt, z. Lehrer in Ilselbach. Wag.-Selr. Beyel, Wiesbaden, z. L.-Sekretär. Gerichtsassessor Dr. Müller, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Limburg. Anstaltsdirektor Dr. Snell, Hildesheim, a. s. n. d. Eichberg. Landg.-Rat Travers, Wiesbaden, z. Landg.-Direktor das. Landg.-Rat Roth, Verden u. Landrichter Uibi, Wiesbaden, z. Landesbauinspektor. Leo n, Wiesbaden, z. Baurat. Kat.-Landmesser Schermer, Wiesbaden, z. Steuerinspektor i. Bergmassau. O.-B.-Assistent F. Becker, Wiesbaden, z. B.-Sekretär. Postassistenten Fischbach, Dieg. u. Ernst, Wiesbaden, z. L.-P.-Assistenten i. Wiesbaden. Ger.-Assessor Hieper, Wiesbaden, z. Hilfsrichter das. Mel.-Bauinspektor Ulrich, Dillenburg, z. Mel.-Baurat das. Schulkandidaten Wolf, Schönberg, z. Lehrer i. Darndorf; Leisler, Wehrheim, i. Feldmeisenbach; Will, Wiesbadenbach, i. Mengerskirchen; Engert, Wiesbaden, i. Rennerthausen; Hermann, i. Weinbach; Becker, Frankfurt, i. Dexbach; Brögmann, Staub i. Nachelshausen; Gebauer, Usingen, i. Treisberg; Höfer, Frankfurt, i. Mudenbach; Jung, Usingen, i. Obertsberg; Rukow, Wiesbaden, i. Driedorf; Müller, Frankfurt, i. Oberesbach; Ried, Usingen, i. Oberhattert; Runghenmer, Römershausen, i. Seelbach; Schauß, Wiesbaden, i. Charlottenberg; Weber, Altenkirchen, i. Hilgenroth; Weber, Frankfurt, i. Dalle; Werner, Nassatten, i. Stahlhofen; Ickenroth, Montabaur, i. Molsberg; Heyer, Frankfurt, i. Anthausen; Schauer, Aronberg, i. Seelenberg; Emmerich, Hesserskirchen, i. Hübingen; Phildius, Hofheim, i. Rothenbach; Schmidt i. Niederselters; Hiyl i. Bach; Schmidt i. Mudenbach; Abel i. Streithausen; Wilhelmi i. Lipporn; Brandsi. Strüth-Schönau; Blum, Möhrstadt, i. Bilingen; Pfaff, Dienethal, i. Gladenbach; Müller i. Hof. Dr. jur. Ulde, Friedenau, z. Bürgermeister i. Brandbach. A. Pring z. Bürgermeister i. Nauenthal. Stadtsekretär Steinhaus, Hattingen, z. Bürgermeister i. Hachenburg. L.-Rentmeister Purand, Wiesbaden, z. Kass.-Inspektor i. Posen. Postinspektoren Cyprian, Ems u. Berlin; Mossuth, Oldenburg, u. Ems Ger.-Assessor Dr. Bismard, Rüdesheim, z. Amts-

richter i. Hechingen. Bauinspekt. O. Scheuermann, Langenschwalbach, z. Sekretär d. d. Kreisbauinspektion das. Lehrer Wagner, Oberhattert, z. Hauptlehrer i. Niederhadamar. Reg.-Baupführer O. Beck, Wiesbaden, z. Reg.-Bauneister. Reg.-Baumeister Hertneck, Wiesbaden, z. Stadtbauinspektor i. Apolda. Forstassessoren Förstersling, Wiesbaden; Hausdorf, Hachenburg; Müller Dillenburg, z. Oberförstern. R.-Anwälte Justizrat Dr. Hehner u. v. Eck, Wiesbaden, z. Notaren. Ger.-Assessoren Allmenröder, Höchst, zu R.-Richter in Barmen. Hagemann, Usingen, z. R.-Richter i. St. Wendel; Dr. Roesel, Niederlahnstein, z. L.-Richter i. Essen. Ger.-Assessoren Dr. Brüsgen, Ehrenbreitstein, z. Hilfsrichter i. Rüdesheim; v. Bartenwerffer z. Landrichter i. Neuwied. A.-Ger.-Rat Dr. Zaltweger, Wiesbaden, Ger.-Assessoren Baer, Frankfurt und Dr. Lang, Ems, z. Hilfsrichtern a. Landgericht Wiesbaden. Forstassessor Teipel, Trierdorf, z. Oberförster das. Ger.-Referendar Kred, Griesheim, z. Assessor i. Königstein. Chirurg. d. Inf.-Regts. 88, Mathi, z. Gen.-Major u. Komm. d. 43. Inf.-Brigade. Oberstleutnant v. Dewitz v. Inf.-Regt. 145 z. Oberst u. Komm. d. 88. Inf.-Regts. Major u. Bat.-Komm. Ammon i. Inf.-Rgt. 88 z. Oberstleutnant i. Stabe d. 71. Inf.-Rgts. Major u. Komm. d. Unteroff.-Vorschule z. Fulda. Ebenda. Major u. Komm. i. Inf.-Rgt. 26. Hauptmann v. Wurmb v. Inf.-Rgt. 96 z. Major u. Komm. d. Unteroff.-Vorschule z. Weilburg. Major u. Abt.-Komm. Bedmann, Art.-Rgt. 27, z. Oberstleutnant. Forkhauffder v. Nordt, Hadamburg, z. Forstassessorenbefbef. Rip. Abt. d. D. Ob. Wagner, Wiesbaden, z. Oberarzt. Il.-Arzt d. R. Dr. Oldenguth, Oberlahnstein, z. Ass.-Arzt. Landgerichtsrat Grumm, Wiesbaden, z. Landgerichtsdirektor. Ger.-Assessor H. Brad, Wiesbaden, z. Rechtsanwalt das. Geh. Baurat Prof. L. Jacobi, Ebenda, z. Oberbaurat. Ger.-Assessoren Wendenbach, Elseld, u. Dr. Hirsch, Höchst, z. Landrichtern i. Düsseldorf; Dr. H. Lang, Wiesbaden z. Amtsrichter i. Rastenburg; Wicke, Hasel, z. Landrichter i. Limburg. Kreistierarzt Emmerich, Weilburg, z. Veterinärrat. Hilfsprediger Schlosser, Eberling u. Ringshausen, Wiesbaden, z. Pfarrern. Schullandidaten C. Stüdrath, Berthausen, z. Lehrer i. Oberanrorff; W. Wicke, Wiesbaden, i. Bertrich. Oberleutnant a. D. Becker, z. Badepol.-Kommissar i. Langenschwalbach. Pfarrvikar M. Horn, Oberlederbach, z. Pfarrer. Pfarrlandidat A. Nordörfer, Michelbach, z. Vikar i. Frankfurt. Rech.-u. Forstrat Conrad, Wiesbaden, z. Geh.-Reg.-Rat. Ger.-Assessor Dager, Usingen, z. Amtsrichter i. Saarbrücken. Schullandidat Schäfer, Allendorf, z. Lehrer i. Rabenscheid. Stand. d. höh. Schulamts M. Brücher, Biebrich, z. Oberlehrer. Schullandidaten Schmidt, Unterlederbach, z. Lehrer i. Sinn; Prey, Hofstetten-Odenhausen, i. Hellenhahn, i. Görgeshausen. Schullandidatinnen Gelhard, Rambach, z. Lehrerin i. Nennerod; Schwidert, Ellar, i. Niederhadamar; Reibert, Montabaur, i. Elgendorf; Pabst, Siersbahn, i. Niederelbert; Bauich, Schwanheim, i. Wartheim. Reg.-Assessor v. Lude, Marienberg, dez. z. Landrat das. Kreistierarzt-Assistent Dr. Bellinger, Usingen, z. Kr.-Tierarzt dss. Postinspektor Strohmer, Altona, z. Postdirektor i. Elseld. Lehrer Finl, Dörnberg, z. Lehrer in Südstrafreich. Oberstleutnant a. D. v. Majdasi, z. Gen.- und Oberkommissar i. Schlangenbad. Reg.-Spkl.-O.-Buchhalter Hehner, Wiesbaden, z. Landrentmeister. Ger.-Assessor J. Schäfer, Hildesheim, z. R.-Richter i. Höchst. Ger.-Referendar Prriage, Wiesbaden, z. Assessor i. Rüdesheim. Schöffe z. Ch. Dörr, Sonnenberg, z. Beigeordneten. Reg.-Assessoren Dr. Alter u. Wittich, Wiesbaden, z. Reg.-Räten. Schullandidat H. Dieg, Wambach, z. Lehrer i. Dodenau. Ger.-Assessor Müller, Wiesbaden, z. Eichungsinspektor. Lehrer Alberti, Hahneinbogen, z. Hauptlehrer. Landbauinspektor Adams, Zöslin, a. f. i. Wiesbaden. Kreisbauinspektor Büchner, Wreschen, a. f. i. Biebenkopf. Kandidaten d. Geodäsie Gut, Becht, Meinhardt, Wiesbaden, z. Landmessern. Lehrer Zint, Bierstadt, z. Südstrafa. Kreistierarzt Dr. Anauff, Trebnitz, a. f. n. Montabaur. Pfarrer Holzhausen, Aramberg, z. Kreisschulinspektor. Apotheker Dr. Wolf, Limburg, z. Beigeordneten. Kaufmann A. Schmidt, Schierstein, z. Gem.-Rechner. Bahnh.-Vorsteher Pollrath, Lichtenfelde, z. O.-V.-M. i. Tillenburg. Reg.-Assessor Dr. J. Ittenbach, Diez, z. Reg.-Rat. Ger.-Assessor Dr. M. Weidlich, Hochst, z. Rechtsanwalt. Pfarrvikar Teißmann, Frankfurt, z. Pfarrer i. Oberaurof. Privatdozent Dr. A. Bidel, Berlin, z. Abt.-Vorst. d. Pathol. Instituts d. Univ. Hilfsprediger Otto, Altenbechum, z. Direktor d. Idiotenanstalt Scheuern. Ger.-Assessor Schwabe, Frankfurt, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Kaplan Weidner z. Pfarrverwalter i. Ems. Ger.-Referendare Becker, Naulbach, Dr. Fahl, Maurer, z. Assessoren. Mel.-Kauwart Berlemann, Wiesbaden, z. Reg.-Bausekretär. Anw. Schulz, Wiesbaden, z. Reg.-Sekretär. Gef.-Sekretär Beeres, Preungesheim, z. Ges.-Inspektor. Rechtsanwalt J. Herz, Ems, z. Notar. Berm.-Gehilfe Fl. Klöß, Wehlar, z. Stadtsekretär i. Weilburg. Landrichter Dr. Fischer, Essen, u. Lindemann, Köslin, a. f. i. Wiesbaden. A.-Ger.-Rat Wamser, Herborn, z. L.-Ger.-Rat i. Saarbrücken. A.-Richter Schulze, Bergedorf, a. f. n. Battenberg. Bürgermeister Vogt, Biebrich, z. L.-Bürgermeister. Kommerzienrat Dr. W. Balle, Biebrich, z. Geh. R.-Rat. Ger.-Assessor Müllenbach, Hohr, z. Hilfsrichter i. Elseld. Lehrer Mohrbach, Wiesbaden, z. Hauptlehrer i. Oberlahnstein. Oberleutnant Wilhelmi v. Art.-Rgt. 27, z. Hauptmann. Oberleutnant Bedmann v. A.-Rgt. 27. zum Kommand. d. R.-Rgts. 63. Major Martini v. A.-Rgt. 27 z. Abt.-Kommandeur. Major u. Bez.-Komm. Binsack, Limburg, z. Oberstleutnant. Major Steng v. d. Inf.-Rgt. 87, z. Komm. d. Unter-Off.-Schule z. Weißenfels. Ger.-Assessoren Dr. Wolff, Wehen, u. Spies, Höchst, z. Hilfsrichter i. Frankfurt. Beigeordneter H. Krancher, Gibingen, z. Bürgermeister. Il.-Arzt Dr. Greiner, Wiesbaden, z. Ass.-Arzt. H. Loos, Höchst, z. Gem.-Schreiber i. Sogenheim. Ph. Fuhr, Endlichhofen, z. Bürgermeister. Ger.-Assessoren Dr. Brud, u. Dr. Löhr, Wiesbaden, z. Hilfsrichtern dss. Hauptmann Leonhardt v. 21. Pion.-Bat., z. Mitgl. Stationsarzt Dr. A. Beyer v. 87. Inf.-Rgt. z. Ob.-Stabsarzt i. 62. Inf.-Rgt. Oberarzt Dr. Bonsel v. 21. Pion.-Bat., z. Stabsarzt i. 87. Inf.-Rgt. Ger.-Assessor Dr. Propping, Wiesbaden, z. Landrichter i. Hechingen, u. Dr. Gröner, Wiesbaden, z. Staatsanwalt i. Koblenz. Ger.-Assessor Augustin, Wiesbaden, z. Landrichter. Pfarrvikar O. Kräling, Braubach, z. Hilfsprediger i. Rödelheim. Ger.-Assessor Herwarth v. Bittenfeld, Berlin, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Baumschulenbesitzer Lüll-Hp, Forstheid, z. Gemeinderäten. Ger.-Assessor Dr. Eberstadt, Elseld, z. Hilfsrichter i. Frankfurt. Pfarrvikar A. Fresenius, Dickschied, z. Pfarrer i. Niederlieferbach. Ger.-Referendar Maurer, Wiesbaden, z. Assessor i. Rastatten. Förster a. D. Thaler, Dillenburg, z. Forstrat. Kaufmann Fr. Hachenburg. Postinspektor Godsch, Dillenburg, z. Postdirektor. Insp. L. Safran, Schwanheim, z. Gemeinderechner. Schriftsteller W. Rath, Wiesbaden, z. O.-Regisseur a. Schauspielhaus i. Düsseldorf. Ger.-Referendar Hilian, Hordheim, z. Assessor i. Königstein. 2. Direktor d. Forschungsreise E. Hirsch, Wiesbaden, z. 1. Direktor. Kontreadmiral Goetz, Berlin, z. Direktor d. Waffendepartements d. Reichsmarineamts. Geh. Baurat Prof. L. Jacobi, Homburg, z. Direktor d. Saalburg-Museums. Komponist G. Schaz, Wiesbaden, z. Lehrer a. Konservatorium Stern, Berlin. Bauschullehrer Gaudig, Adtein, z. Dipl.-Ingenieur (charlottenburg). Frl. L. Kuhn, Hintermeilingen, z. Lehrerin i. Winkel. Ass.-Arzt d. R. Dr. Jürgens, Limburg, z. Oberarzt. Ger.-Referendar Seeling, Wiesbaden, z. Assessor i. Bieben. Ger.-Aktuar Quandt, Wehen, u. Hohmuth, Höchst, z. Sekretären. Lehrerin. Quandt, Biesbaden, daselbst; Lehrer Heutel, Orb. i. Neustadt; Lehrerin Keller, Biedrich, i. Arfurt. Gymn.-Oberlehrer Escher und Realgymn.-Oberlehrer Dr. Merbach, Wiesbaden, z. Professoren.

**Jubiläen u. a.** April 1.: Lehrer Beeres, Hallgarten, 25 J. i. A. — Bürgermeister a. D. J. Ungeheuer, Oberseltersberg, 85 J. a. — Lehrer a. d. Unteroff.-Vorschule W. Schmidt, Weilburg; Stm. W. Dettendeck, Farbwerke Höchst; Werkmeister S. Elzenheimer b. Brewers Fabrik, Höchst; Insp. P. Fang-

Digitized by Google

mann b. Viktoriadrunnen, D.-Bahnstein; Prof. Dr. H. Gotthardt, Weilburg; Postverwalter Wörddörfer, Nassdach, 25 J. a. D. — Ehrefdakteur b. Rhein. Kurierz N. Räder, Wiesbaden, 25 J. i. Beruf. — Wegermeister Gilges, Idstein, 25 J. i. D. — Rektor Eichhorn, Hohr, 25 J. Priester. — Postverwalter May, Hofheim, 25 J. a. D. — 10. Lagermeister N. Steinhauer, 25 J. i. D. Malle u. Komp., Birbrich. — 11. Landrurat Sitzenius, Nauh, 85 J. a. (geb. 1821). — 13. Gräfin B. v. Kenferlingk, geb. Gräfin v. Harseler, 95 J. a. (geb. 1811). — H. Fischer, Griesheim, 91 J. a. (geb. 1815). — Weingutsbesitzer J. Schrauter, Rüdesheim, 92 J. a. (geb. 1814). — (?) Küfermeister N. Eber, Schloß Vorkirchen, 25 J. i. D. — 15. Lehrerin Enfinger, Neudt, 25 J. i. R. — 21. Geh. Baurat Prof. L. Jacobi, Homburg, 70 J. a. (geb. 1886). — 27. J. Zimmermann, Hochdamar, 90 J. a. (geb. 1846). — Mai: 1. Hauptlehrer M. Gerstner, Sironberg, 25 J. i. R. — Bürgermeister a. D. H. Christ, Dessighofen, 85 J. a. (geb. 1821). — Prokurist N. Möhler (b. Dyckerhoff), Biebrich, 25 J. i. D. — 6. Werkmeister P. N. Steinmetz, Ehrich, 40 J. i. d. Fabrik Koepp. — 11. J. Schmidt, Ilingen, 25 J. Stadtrechtmer. — 15. Gemeinderätin d. Ditei- u. Silberdrgwerks N. Linkenbach, Ems, 50 J. i. D. — 20. Justizrat Notar F. Ebel, Wiesbaden, 50 J. i. D. — 22. Gendarm Ziegler, Niederlahnstein, 40 J. i. D. — Städt. Aufseher Ehrern, Wiesbaden, 40 J. i. D. — 24. Fuhrer Ph. Bades, Hzmannshausen, 25 J. i. R. — 26. Hzm. Ph. W. Sprenger, Kirbernrisen, 93 J. a. (geb. 1813. — Juni: 1. Rektor Ernst, Höchst, 25 J. i. D. — Frl. L. Edel, Langenschwalbach, 40 J. Hebamme. — Bürgermeister Jung, Soden, 25 J. i. R. — Kellermeister L. Wallrabenstein, 25 J. b. Söhnlein, Schierstein. — Küfter M. Junior, Idstein, 40 J. i. R. — Hzm. Stauffer, Höchst, 25 J. a. d. Farbwerken. — Taubstummenlehrer Meuser, Kamberg, 25 J. i. R. — 10. Kellermeister J. J. Lill (b. Scholl u. Hillebrand), Rüdesheim, 25 J. i. D. — (?) Drechsler W. Weimar, Ilsingen, 50 J. Geschäftsmann und 30 J. Stadtvergemeister. — 19. Rentner H. Heck, Treg, 92 J. a. (geb. 1814).

**Pensionierungen u. s. w.:** Lehrer Stemmler, Dehren (47 J. i. R.). Lehrer Lehnhäuser, Elfeld. Hegemeister Orlopp, Neuweilnau. Landgerichtsrat Fischer, Wiesbaden (14 J. i. D.). Ger.-Voll. Salm, Wiesbaden. Rechnungsrat Welle, Weilburg. Gem.-Rechner J. Hefferich, Oberlieberbach. Hauptlehrer Schaller, Niederselters (50 J. i. R.). Struerinspektor Manieck, Bergnassau. Kurhaus-Hausmeister L. See, Homburg. Oberlaubmeister Kreis I, Wiesbaden. Hauptmann i. Fuß-Reg. Frhr. v. Tautphoeus, Abich, bew. Major a. D. Kuhn, Limburg, a. D. Hptl. Fehrich Zedlenburg, Inf.-Rgt. 87, ausgesch. Hauptmann d. Landw. Buchfieb, Runkel; O.-Leutnant d. Landw.-Bav. Frhr. v. Scheibler, Wiesbaden; Stabsarzt d. Landw. Dr. Boerner, Wiesbaden. Hilsch, bew. Verwalter Körber, Schloß Vollrathe. Forstmeister Siegfried, Weilmünster. Gem.-Rechner A. Rudolph, Schierstein. Lehrer Schäfer, Kransberg (51 J. i. D.). Lehrer J. Heymann, Kamberg (48 J. i. R., 32 a. D.). Direktor d. Irrenanstalt Dr. Wolf, Eichberg. Gem.-Rechner Wachenborfer, Schwanheim. Ueberpolizeiaffeher Heibel, Dillenburg. Stat.-Vorsteher Rahmann, Herborn.

**Todesfälle:** März: 20. Gymn.-Lehrer a. D. F. Rupin Limburg. — 22. Buchdruckereibesitzer H. Schwab, Wiesbaden, Buchhandlereibes. L. Wagner, Usingen. (geb. 1838). — 28. Komponist J. Wendel, Wiesbaden (geb. 1838). — 31. Bürgermeister Weimar, Bissenbach (geb. 1851). — April: 1. Geh. San.-Rat Dr. E. Rieger, Wiesbaden (geb. 1839). — 2. Landgerichtsrat J. Reutner, Wiesbaden (geb. 1868). — Rechtsanwalt Morgen, Wiesbaden (geb. 1868). — Bürgermeister M. Blech, Meudt. — Frau Bilger, Dillenburg, 96 J. (geb. 1809). — 3. Bergverwalter W. Rübsamen, Hof, 97 J. (geb. 1808). — 9. Burmeister M. Lüpnet aus Wiesbaden. (geb. 1834.) — 16. Bürgermeister a. D. A. Dogen, Ebrenbahn (geb. 1814). — 17. Stabssekretär W. Schneider, Weilburg (geb. 1847, seit 1876 i. D.). — 21. Ger.-Assessor E. Graeber, Rüdesheim (geb. 1868). — 24. Architekt B. Vogler, Wiesbaden (geb. 1825). — Musikdirektor J. Riedl, Langenschwalbach. — 25. Bergverwalter H. Gröfer, Weilmünster (geb. 1842). — 29. Buchdrucker M. Piroth, Wiesbaden. — 30. Landgerichtsrat F. Wurster, Limburg (geb. 1841). — Mai: 1. Hauptlehrer a. D. J. Urban, Oberbrechen (geb. 1835). — 8. Lehrer a. D. Ch. Leonhard, Wiesbaden (geb. 1829). — 10. Detan F. Leonhard, Ems (geb. 1846). — Direktor d. Vorsch.-Vereins N. Hild, Wiesbaden (geb. 1846). — 11. Hofmusikus a. D. Schäfer, Selters. — 23. Stadtrat H. Bröh, Wiesbaden (geb. 1848). — 29. Kammerherr Frhr. H. v. Ritter zu Groenstein, Biebrich (geb. 1802). — Juni: 3. Hptl. kgrl. Hauptmann a. D. Gremp v. Freudenstein, Homburg (geb. 1818). — 7. Großh. Ing. Kanzlist A. Hilz, Hohenburg (geb. 1876). — 10. Eisb.-Direktor a. D. M. Jung, Wiesbaden (geb. 1822).

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Juli.

2. 1690. Fürst Moritz von Nassau-Oranien siegt über die Spanier unter dem Statthalter Erzherzog Albrecht von Österreich in der Schlacht bei Neuport. Es war der erste glänzende Feldzug über die gefürchtete spanische Kriegsmacht. (Niederländisch-spanischer Befreiungskrieg.)
2. 1796. Übergang der Maas- und Sambre-Armee unter Übergang Jourdan bei Neuwied, zum 2. Male in diesem Jahre. (Französische Revolutionskriege.)
6. 1511. Graf Adolf III. von Nassau-Idstein stirbt. Geboren am 10. XI. 1443 als Sohn des Grafen Johann, hatte er bei seinem Tode 1480 die Herrschaft Wiesbaden erhalten, betam aber nach dem Tode seines linderlosen Bruders Philipp 1509 auch die Herrschaft Idstein.
6. 1619. Die drohenden kriegslustige Veranlassen den Grafen Ludwig II., verfeindeten der nassauwarranischen Vorbrite diesseit und jenseit des Rheines, einen allgemeinen Buß- und Bettag abzuhalten. Bald darauf brach das Unheil, der Große Krieg, herein.
12. 1866. Gefecht bei Zorn. Die nassauische Brigade wirft die ins Land eingebrungene preußische Landwehrkolonne zurück. (Preußisch-deutscher Krieg.)
14. 1893. Dr. Karl Braun stirbt zu Frankfurt i. M., geboren am 29. III. 1822 zu Hadamar, studierte er die Rechte, wurde Prokurator zu Wiesbaden und gehörte seit 1848 zu den Führern der nassauischen Fortschrittspartei. Seit 1867 war er Justizrat in Berlin, reichs-, dann auch landtagsabgeordneter, bis 1887. Ein fruchtbarer Schriftsteller, hat er vielfach die altnassauischen Verhältnisse vom Standpunkte des Parteimannes einseitig und gehässig dargestellt und beurteilt.

## Briefkasten.

**O. B. in F.** Die betr. Nummern werden Sie wohl erhalten haben. Der Aufsatz muß noch etwas warten. Frdl. Gruß.

**E. O. in K.** Besten Dank für das Aufsätzchen. Der betr. Artikel ist noch da; er reschien nur bisher immer als Mägelle zu groß und als Aufsatz zu klein. Können Sie ihn nicht etwas erweitern? Frdl. Gruß.

Zu Nr. 12, S. 147 Sp. 1 zle. 22 v. unten muß es statt 130 CM: 100 CM heißen.

Der Herausgeber ist vom 30. Juni bis 20. Juli in Urlaub. Während dieser Zeit eingehende Korrespondenzen können erst später erledigt werden. Die Nr. 14 (16. Juli) wird redigierig in der Abonnenten Hände gelangen.

**Redaktionsschluß: 22. Juni.**

Inhalt: Bingerloch. (Gedicht.) Von M. v. Konarski. — „Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc." Von Dr. C. Spielmann. — Herzogin Pauline von Nassau. Von L. Lüstner. — Wehrtheim. Von K. Wolff. — Das Homburger Schattenspiel. Von Dr. W. Rüdiger. (Schluß.) — Der Oberstleiger von Linnebach. Von H. L. Linkenbach. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 14. Wiesbaden, den 16. Juli 1906 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Dankbarkeit.

Dankbarkeit tief im Gemüte,
Die stets unverändert bleibt,
Ist die wunderbarste Blüte,
Die im Wundergarten treibt.
Wieviel Schmerzen müssen rauschen
Klagbeschwert ins tiefe Meer,
Wieviel Träume müssen lauschen
Auf des Glückes Wiederkehr,
Bis ein Herz, von Gram umflossen,
Neu sich ein Erkennen raubt,
An ein wundertätig' Sprossen
Und ein mild' Verzeihen glaubt!
Und dann muß die Hoffnung sprießen,
Groß wie Welt, wie Aether rein;
Dankbarkeit will tief genießen
Und ein wenig glücklich sein.

## Neuer Tag.

Ein neuer Tag lädt dich zum Schaffen;
Des Frühlichts Purpur glüht
Und treibt dich, emsig zu erraffen,
Was ferne lockt und blüht.

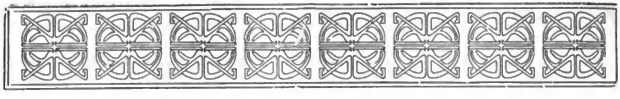
Das Licht blitzt über rote Dächer
Und lacht von Haus zu Haus
Und breitet wie ein gold'ner Fächer
Die Wunderstrahlen aus.

Es weckt die Schläfer aus den Betten,
Verscheucht den schweren Traum
Und weiht der Menschheit frohe Stätten
Mit buntverbrämtem Saum.

Drum laß auch du dein stilles Weinen
Und gib der Seele Ruh';
Laß dir ins Herz die Sonne scheinen,
Die Sorgen decke zu.

Georg Knauer.

Digitized by Google



# „Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc."

Eine historische Hundertjahrerinnerung in drei Akten. (Schluß.)

(Ort: Paris und Biebrich.) o o o o (Zeit: Juli 1806.)

Von Dr. C. Spielmann.

## III.

Kabinett im Schlosse zu Biebrich. Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen tritt rasch ein. ruft zur Türe nach rückwärts hinaus: Wenn der Baron von Gagern da — soll kommen — wie er ist! Keine Umstände machen!

Freiherr v. Gagern (tritt ein, sich tief verneigend): Serenissimus melde ich mich von Paris zur Stelle.

Fürst: Mir lieb, mein lieber Gagern. (Läßt sich nieder.) Beliebt Er sitzen oder stehen?

Gagern: Mein Auftrag würde am besten stehenden Fußes zu erledigen sein.

Fürst: Gut gemeint! Aber wenn müde werden — setzen.

Gagern: Vor allem habe ich des durchlauchtigsten Herrn Fürsten von Nassau-Weilburg wärmste Grüße und Wünsche auszurichten an Durchlaucht und durchlauchtigste Familie.

Fürst: Schön vom Vetter! Sich wohl gut amüsieren in der Seinestadt? Kostet viel Geld.

Gagern: Serenissimus gruben die Bemerkung, daß die Anwesenheit des durchlauchtigsten Herrn in Paris, wie ich geahnt hatte, recht dringend notwendig war. Denken Durchlaucht nur immer daran, daß dadurch das Schlimmste verhütet und ins Beste verkehrt wurde.

Fürst: Entschieden haben Vetter mehr Talent, den Diplomaten zu entwickeln als ich. Nie viel davon gehalten. Muß aber sein. Nun aber, Gagern: Seine Flinte ist geladen. Schieß' Er also los.

Gagern: Durchlaucht, der Bestand des Hauses Nassau walramischer Linie ist gesichert.

Fürst: Gott sei Dank! Aber Er sagt walramischer Linie. Wie mit Oranien stehen?

Gagern (leise): Alle meine Bemühungen waren vergebens.

Fürst: Gagern—Gagern: Sein Eid! Gibt aufs Gesamthaus Nassau! Das bedenken!

Gagern: (fest) Ich habe es stets bedacht, Durchlaucht. Verhüte Gott, daß ein deutscher Reichsritter seinen Eid bräche!. Da ich aber keine Vollmacht vom Hause Oranien hatte, konnte ich nicht handeln wie ich mochte und wollte. Gott ist mein Zeuge!

Fürst (beschwichtigend): Gut, gut, nicht ereifern!

Gagern: Verzeihung! Ja, Durchlaucht, der Eid der Dienstespflicht und des Erbvereins legte mir auf, den Nutzen des oranischen Stammes zu befördern. Und ich habe ihn befördert, indem ich, was unwiederbringlich für ihn verloren war, im nassauischen Hause und Erbgang erhielt.

Fürst: Was das heißen?

Gagern: Napoleon hat die Dethronisierung des Fürsten Wilhelm Friedrich, wie es scheint, beschlossen. Zunächst soll er seine Stammlande verlieren. Die sind an den Herzog von Berg und Kleve gefallen, mit Ausnahme von Diez und den Gemeinschaften, die ich für Nassau gerettet habe. Wir können das, was auf uns übertragen wurde, dem Fürsten versparen bis auf vielleicht bessere — andere Zeiten.

Fürst: Also Diez und die Gemeinschaften an uns! Noch mehr Zuwachs bekommen?

Gagern: Noch bedeutenden. Auch an Ansehen. Euer Durchlaucht ist ein höherer Rang zugebilligt worden. Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc, heißt es.

Fürst: Wo so heißen?

Gagern: In der Akte der Gründung der Konföderation.

Fürst: So, also doch schon gegründet? Nun aber setzen, — erzählen!

Gagern (sich niederlassend): Es war in der Nacht von 16. zum 17. Juli, als Talleyrand uns zu sich berief: Anton von Cetto für Baiern, Graf Levin von Wintzingerode für Württemberg, Graf Karl von Reigersstein für Baden, Baron Max von Schell für Kleve-Berg, August von Pappenheim für Hessen-Darmstadt, ich für Gesamthaus Nassau, Franz von Fischer für beide Hohenzollern und beide Salm. Louis de Grenhm für Isenburg-Birstein, Duran: St. André für Arenberg und von der Leyen waren da; Liechtenstein war nicht vertreten. Der Großkammerherr legte die Abschriften der Akte vor; sie wurden verglichen und unterschrieben, und jeder von uns erhielt ein Exemplar, um es seinem Souverän sofort zu übersenden. Ich bin persönlich mit dem meinen hier.

Fürst: Er hat unterschrieben ohne Vollmacht? Gagern, wie kommt Er dazu? Ganz unmöglich so 'was!

Gagern: Graf Beust remonstrierte gleich mir und manchem andern. Er sei ohne Instruktion und halte sich nicht für ermächtigt, den Vertrag zu unterschreiben, der die alte Verfassung vollständig ändere und neugestalte. Er wollte sich aber sofort nach Regensburg begeben, um seinem Herrn alles vorzulegen. Talleyrand entgegnete, daß das nicht angehe

Digitized by Google

und daß der Kaiser verlange, alles ohne den geringsten Aufschub und unter größtem Geheimnis fertig zu machen.

Fürst: Also Nötigung — Gewalt? Hätte es dennoch nicht nur sollen. Ohne Zweifel Ihm meines Vetters Liebden nicht zugeraten haben.

Gagern: Doch Serenissimus! Sie waren gezwungen.

Fürst: Wirklich so schlimm mit uns gestanden?

Gagern: Fügten wir uns nicht, so waren wir verloren.

Fürst: Nun also, was uns weiter versprochen worden?

Gagern: Gebietserweiterung, wie schon gesagt —

Fürst: Mich nicht danach lüsten.

Gagern: Die Klugheit gebot es, sie anzunehmen. So drückte ich es auch in der Note an Talleyrand aus, die ich auf ausdrücklichen Befehl Seiner Durchlaucht Euer Durchlaucht mitteile: Es sei Tatsache, daß zwischen Main und Sieg das nassauische Haus der Mächtigere sei. Dieses fürstliche Haus habe durchaus kein Recht, die Beschädigung zu seinen Gunsten irgend eines seiner Mitstaaten zu begehren, mit welchen es durch Verwandtschaft oder Freundschaft mehrenteils verbunden sei und in welchen nachbarlichen Verhältnissen, wenn es dem Kaiser beliebte, es gern bleiben wolle. Wäre aber die Disposition darüber, die Verringerung und Mediatisierung unausweichlich beschlossen, so sei auf jenen Zustand Rücksicht zu nehmen. Einen Mächtigeren als Nassau so weit vorrücken zu lassen, würde nicht nur die größte Unbequemlichkeit, sondern den Ruin des Hauses nach sich ziehen.

Fürst: So, so! Für unser Haus sich da ja sehr in den Riß gestellt. Sehr, sehr brav gewesen! Also Gebietserweiterungen? Dies — wie gehört — und die Reichsritter ohne Zweifel?

Gagern: Allerdings, dazu aber noch viel mehr: Solms und Wied und Schaumburg.

Fürst: Auch Wied und Schaumburg? Beides — d. h. die Fürstlinnen von Schaumburg und Runkel — Schwestern meines Vetters Liebden! Was sie dazu sagen? Beides Fürsten — auf einer Bank mit uns gewesen!

Gagern (entschieden): Sie oder wir — Durchlaucht!

Fürst: Ach nun freilich! Weiter machen!

Gagern: Volle Souveränität, höchste Gewalt in Justiz und Polizei, Gesetzgebung, Besteuerung und Konskription.

Fürst: Alles zu unseren Gunsten sein. Das dicke Ende wohl nachkommen. — wie?

Gagern: Dafür sind wir verpflichtet, dem Protektor, wie sich Napoleon nennt, Hilfe in Kriegsfällen zu leisten.

Fürst: Aha, mir gedacht. Deutsche immer gute Landsknechte gewesen. Sollen auch Nassauer ihr Blut für Fremden verspritzen, seine Schlachten schlagen helfen. Wieviel?

Gagern: Auf uns würden 1680 Mann kommen.

Fürst: Würden sich sehr brav schlagen. Das schon können. Aber für den Fremden deutsches Blut kostbar.

Gagern: Und nun noch eine Bedingung, dann ist der Hauptinhalt der Akte erschöpft, die ich hierauf Euer Durchlaucht mit Ruhe zu lesen bitte. Euer Durchlaucht müssen denken, es fängt eine neue Epoche in der deutschen Geschichte an. Was hinter uns liegt, muß, ich wiederhole, es muß für uns begraben sein. Mancher Brauch, manche liebe Tradition muß von uns aufgegeben werden.

Fürst: Lange Einleitung! Was das heißen? Er mich neugierig machen.

Gagern: Durchlaucht, der Artikel 4 der Akte bestimmt, daß jeder konföderierte Fürst auf alle Titel verzichtet, die noch irgend ein Verhältnis zum alten Reiche ausdrücken.

Fürst: Was? Weiß Er Gagern, was gesagt! (Aufspringend.) Nicht möglich! Mir da einen persönlichen Affront antun. Hier, da, den Stern ablegen, des Maria Theresia-Ordens, den von des Heiligen römischen Reichs kaiserlicher Majestät selber empfangen? Meinen Soldatenrock, in dem alt geworden, meine Marschallsuniform, da Jahrzahnte getragen — höchste Ehre eines braven Kriegers? So was unterschreiben! Niemals — niemals!

Gagern: Es ist traurig, sehr traurig, Durchlaucht! Dafür ist Ihnen aber doch eine andere Ehre zugedacht: souveräner Herzog und Präsident der zweiten, der Fürstenbank im neuen Bunde.

Fürst: Ehre hin, Ehre her! Eine erst ausziehen müssen, um die andere anzuziehen. Ob der Rosse nicht mit sich handeln lassen in dem Punkte?

Gagern: Nein, Durchlaucht!

Fürst: Das auch der Grund, warum Wilhelm Friedrich nicht beitreten. Auch preußische Generalsuniform ablegen sollen und das nicht wollen.

Gagern (die Achseln zuckend): Sehen wir nicht eben davon die traurigen Folgen! Verliert deshalb nicht der Fürst von Nassau-Oranien sein Land an den von Berg, und haben wir nicht alle Mühe, den Rest für uns — zunächst — zu retten! Ich beschwöre Euer Durchlaucht, geben Sie nach, schicken Sie sich ins Unvermeidliche. Glauben Sie, auch ich muß mich blutenden Herzens fügen. Ich war ein freier Reichsritter; ich habe nun meine Reichsfreiheit verloren, aber ich gebe sie gern hin, wenn ich sehe, daß größere, machtvollere Gebilde entstehen, lebensfähig, und die vielleicht trotz der gegenwärtigen Fremdherrschaft einmal die Grundlage zu einem neuen deutschen Reiche werden.

Fürst: Nun noch deklamieren und prophezeien! (Nachdenkend.) Aber schließlich doch gut, wenn wir den Beispiel, von unsers klugen Vetters Liebden folgen. Nun ja, ja! Mir die Schwerenotsakte hergeben!

Gagern (reicht ihm das Blatt): Durchlaucht, es wird sich alles zum Guten wenden.

Fürst: Muß ganze Sache mit Marschall besprechen. Er Seinen Freund vorbereiten werden. Le Chef de la maison prendra le titre de Duc. Nun, will den Duc annehmen, aber gemeinsam mit meinem Vetter von Weilburg unsere Gesamtlande

Digitized by Google

regieren in Gottes Namen. Soll alles mitvernommen, da einmal beide hineingezogen. Nassau Einheitsstaat werden soll. Bin Sein affektionierter — Herzog. Lieber Gagern. (Reicht ihm die Hand.)

Gagern (sich tief verneigend): Nicht nur mein gnädigster Herr von Weilburg, sondern das ganze Nassauerland wird Euer Durchlaucht Entschluß segnen.

Fürst: Nun ja, ja! Sich nun zu Marschall nach Wiesbaden auf die Lappen machen. Holt, noch das eine! Das nicht übers Herz bringen können. Auf der Absage ans Reich zu Regensburg Nassau nicht vertreten sein soll. Dem von Marschall sagen: Armes altes Reich mir zu leid tun.

Gagern: Es mag still entschlafen, Durchlaucht. (Sich verneigend ab.)

# Batavische und französische Truppen in Stadt und Amt Limburg im Jahre 1806.

Nach ungedruckten Quellen zusammengestellt von Dr. J. Meyen.

„Da die in Preßburg getroffenen Abmachungen, die den dritten Koalitionskrieg beendeten, keineswegs die Bürgschaft eines dauernden Friedens in sich trugen, galt es für Napoleon, den Süden und Westen Deutschlands dem österreichischen Einfluß ganz zu entrücken und an sich zu ketten. Darum ließ er dort die besten französischen Marschälle: Soult, Ney, Berthier, Davout, Bernadotte, Angereau. Die Sonderbestrebungen der Fürsten, der weltbürgerliche Sinn des deutschen Volkes, die Bewunderung für den größten Mann der Zeit, der verlotterte Zustand des Reiches, die Aussicht auf persönliche Freiheit und bürgerliche Gleichheit wirkten damals zu Gunsten des Vertrauten und Bündigers der Revolution". Bekannt ist, wie er durch den Abschluß des Rheinbundes das südwestliche Deutschland unter seinen Einfluß brachte und Preußen vor die Wahl zwischen Krieg oder Bundesgenossenschaft mit völliger Unterwerfung unter Frankreich drängte. Preußen zog nach manchen Demütigungen durch den Forbes — seine Ehre gebot es ihm — den Waffengang vor, einen Waffengang, der es freilich an den Rand des Verderbens brachte. Der Krieg selbst berührte die nassauischen Lande, somit auch Stadt und Amt Limburg nicht unmittelbar, aber sie litten fast das ganze Jahr 1806 unter batavisch-französischer Besatzung. Über die wichtigsten Vorgänge berichten folgende mir bei der Bearbeitung einer „Geschichte des Limburger Gymnasiums" bekannt gewordenen Akten des Limburger Stadtarchivs: 1. „Akta, das Einrücken der Batavischen Truppen in das hiesige Amt betreffend;" 2. „Schramms Rechnung über die zur Bestreitung der unvermeidlichen Geldauslagen während der Anwesenheit und den Durchzügen der batavischen und französischen Truppen empfangenen und verausgabten Gelder;" 3. (Schramms) „Diarium über das Einrücken der Batavischen Truppen in Stadt und Amt Limburg;" 4. „Akta, die von Herrn Divisionsgeneral Heudelet anverlangten und hiernächst die an den Brigadegeneral Sarrazin dahier ausbezahlten Tafelgelder betreffend."

Am 9. Februar verkündeten vier zum Quartiergeneral der Batavischen Armee gehörige Metzger, die Division des Generals Dumonceau werde in das Amt Limburg einrücken, und am 10. Februar lief die zuverlässige Nachricht ein, batavische Truppen hätten in verflossener Nacht in Kamberg gelegen. Amtmann Schramm, der des Morgens dem kommandierenden General entgegeneilte, traf bei der Berger Kirche den Kriegskommissar und ritt mit ihm nach Limburg zurück, von wo dieser sich nach Diez begab, wohin das Hauptquartier gelegt werden sollte. Um 12 Uhr kam bereits der Chef de l'Etat major Richers und meldete die Verteilung der in das Amt Limburg bestimmten Truppen. In Schramms Amtsbericht (ad regimen) von diesem Tage heißt es: „Soeben hat mir der Herr Generaladjutant und Chef de l'Etat major de l'Armee batave die traurige Ankündigung gemacht, morgen Nachmittag solle das ganze Amt diesseits der Lahn mit batavischen Truppen belegt werden. Sie sollen bis auf weitere Anweisungen in hiesiger Gegend bleiben. Es ist also leider (!) kein bloßer Durchmarsch. Das Amt Weilburg wird mit Kavallerie belegt. Übrigens habe ich von diesem Vorfall Se. Exzellenz den Herrn Präsidenten von Gagern der Nähe halber unmittelbar per expressum benachrichtigt."

Vom Präsidenten von Gagern erhielt Amtmann Schramm folgende Antwort: „Wenn die Truppen wirklich erscheinen sollten, so haben Sie sich in Geduld darin zu ergeben und besonders die Generalität sehr höflich zu behandeln. Denn wäre auch Eigenmacht und Unordnung in der Marschroute und Marschordre, so bringt sie diese Entdeckung nicht wieder weg. Indessen suchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen. Ebenso beobachten Sie Stimmung und Betragen. Ob diese Auxiliaren ebenso gratis wollen verpflegt sein, wird sich bald ergeben; glimpflich können Sie wohl darnach fragen. Wenn der Divisionsgeneral Dumonceau selbst führt, so können Sie ihm meine Komplimente machen, ich habe ihn kennen gelernt. Besser aber kenne ich den General Heldring (gebor. Kurhesse). Diesem können Sie meine ganz besonderen Empfehlungen machen und werden Sie damit wohl aufgenommen werden. Ginge der Marsch in unserem Lande weiter und in ein anderes Amt, so mögen Sie diesen Erlaß original dahin mitteilen. Weilburg 10. II. 1806." Von der fürstlichen Regierung lief folgender Bescheid ein: „Das Land ist sehr er-

Anmerkung. Die Batavischen Truppen waren Hilfstruppen der Franzosen aus der Batavischen Republik (den heutigen Niederlanden), die am 26. Mai 1806 in ein Königreich Holland unter Napoleons Bruder Ludwig verwandelt wurde.

schöpft durch den Krieg und soll von den Laiten der französischen Einquartierung freigehalten werden, also ist eingeleitet; im gegenwärtigen Fall kann man nur provisorische Maßregeln erteilen: gleichmäßige Verteilung der unerwartet einrückenden zahlreichen Mannschaften im Amte; Erkundigungen über den Bestand des vorrückenden Armeekorps und über die Verteilung desselben, damit man gegebenenfalls Beschwerde wegen übermäßiger Belastung führen kann, insbesondere Verschiebung der Artilleriepferde in an Hafer und Heu reichere Gegenden unter Rückbezug auf den vorjährigen Mißwachs im Amte Limburg. Ehrenbreitstein 11. II. 1806. Kalt vdt. Reiffercheidt."

An demselben Tage ließ Amtmann Schramm die Verteilung der Truppen durch den Bürgermeister von Limburg, die Schultheißen Gotto von Lindenholzhausen, Schupp von Niederbrechen, Keuller von Oberbrechen, Lollenburg von Niederselters und den Heimburgen Göbel von Werschau bekannt machen. Es kamen nämlich nach Limburg, Lindenholzhausen, Eschhofen und Werschau 900 Jäger zu Fuß, nach Niederbrechen und fünf fürstlich wied-runkelschen Orten (Runkel, Weyer, Münster, Wolfenhausen und Ennerich) ebensoviele Mann Infanterie, nach Oberbrechen, Niederbrechen und dem zur Gemeinschaft Camberg gehörigen Dorfe Oberselters 450 Mann und 100 Pferde; Villmar wurde gemeinschaftlich mit dem Amte Weilburg mit Kavallerie belegt. Von den 900 Jägern rückten in Limburg (11. II.) 706 Mann nebst dem General Heldring ein. Bei letzterem bewirkte Schramm die Verlegung einer Kompagnie nach Elz, weil das Amt Hadamar mit Kavallerie belegt werden sollte, also mit Grund zu befürchten war, daß Elz zur Konkurrenz zu dieser weit kostspieligeren Einquartierung gezogen werde; aus gleichem Grunde ließ Schramm mit Erlaubnis des Generals 40 Mann nach Dietkirchen abrücken. Zur Heizerung der Wachstuben bestellte er aus Elz, Villmar, Nieder- und Oberbrechen je ½ Klafter Holz, das auf Lieferung auf dem Kornmarkt zu Limburg gegen Quittung des Herrn Bürgermeisters Pachten[1]) „Gegen die Nachbarschaft befindet sich hiesiges Amt", so berichtet Schramm an die Regierung (12. II.), „keineswegs prägraviert. Der Chef de l'Etat major Bichery zu Diez aber kündigte bereits an, daß General Dumonceau wahrscheinlich in Limburg einquartiert werde, wogegen der Stadt 900 Jäger abgenommen würden. Ein sehr schlechter Tausch!"

Da in der verflossenen Nacht der Schultheiß von Oberbrechen gemeldet hatte, seine Gemeinde solle zu der bereits zugewiesenen Einquartierung noch eine neue von 4 Unteroffizieren und 40 Gemeinen bekommen, so ritt Schramm ins Hauptquartier nach Diez, wo er von Bichery die Versicherung erhielt, diese Truppen „passierten nur durch" und es verbleibe bei der vorher bestimmten Anzahl. — An diesem Tage zogen durch Limburg 400 Husaren nach Hadamer, am 13. Februar ritt auch Dumonceau durch, um sich nach Diez zu begeben. „Erst gestern nachmittag um 2 Uhr," so berichtet Schramm unterm 14. Februar, „kam der General unserer Division, Dumonceau, hier an, erhielt bei seinem Aussteigen auf der Straße schriftliche Depeschen und reiste nach einer sehr kurzen Verweilung bei unserm Brigadegeneral v. Heldring nach Diez ab.. Bald darauf erfuhr ich durch den letztgenannten Herrn die bevorstehende, sehr fatale (!) Veränderung der bisherigen Position. Alle batavischen Truppen jenseits der Ems, welche bei Werschau vorbei- und bei Mühlen in die Lahn fließt, ziehen heute oder morgen ab und besetzen das Amt Schaumburg, das oranische Amt Nassau und das Amt Wiesbaden. Hierdurch werden Niederbrechen, Werschau, Oberbrechen und Villmar, welch letzterer Ort konkurrenter mit dem Amt Weilburg mit Kavallerie belegt war, frei und das Amt Runkel wie das Amt Weilburg von batavischen Truppen evakuiert. Dagegen wird alles, was jenseits der Emsbach liegt, dicht an der Lahn hinauf bis an die hessen-kasselsche Grenze mit französischen Truppen von dem Armeekorps des General en chef Augereau besetzt. Das Schlimmste dabei ist, daß die Verteilung der Truppen auf die einzelnen Ortschaften von ihren Führern selbst und ohne Befragen der Beamten gemacht wird. Ich werde also künftig, da Limburg, Eschhofen und Lindenholzhausen die Bataver behalten, mit zwei Behörden zu kämpfen haben. Wenn nun, wie es bei den Batavern der Fall war, der eine Ort mit Infanterie, der andere mit Kavallerie belegt wird, so entsteht die große Frage, ob nicht jener zur Lieferung der Fourage zu konkurrieren verbunden sei. Ich meines Orts halte die Affirmative für recht und billig, bitte mir inzwischen von Hoher Landesregierung eine hochgefällige Entscheidung unterthänigst aus. Da nun mein Dienst doppelt schwer wird, und es in den jetzigen Zeitumständen die Not erheischt, daß in loko immerhin jemand gegenwärtig sei, mancherlei Gegenstände aber meine Person bald in das Hauptquartier der Batavischen Armee nach Diez, bald zu den französischen Behörden jenseits der Emsbach rufen werden, so frage ich hiermit an, ob ich den Gerichtsassessor Ulrich, der die französische Sprache versteht, für Notfälle als Gehülfen annehmen darf."

Die Veränderung der Truppenteile ward also nicht angenehm empfunden. Amtmann Schramm schlug dem Oberamtmann von Schütz (Kamberg) eine Konferenz in Niederselters oder Oberbrechen vor, zur gemeinschaftlichen Beratung über die zum Wohl der bedrückten Ämter zu ergreifenden Maßregeln; von Schütz antwortete (14. II.): „Die mir mitgeteilte Nachricht war mir

[1]) Bürgermeister der Stadt Limburg: 1607 u. 1613 Hambach u. Ludw. Heiler, 1614 Ant. Maul, 1615 Peter u. Hundt, 1616 Scheurer u. Heiler, 1617 Maul und Diel, 1618 Zanger u. Vogel, 1653 u. 1659 Weilbaum und Becker, 1661 Weilbaum u. Schupp, 1703 Faber u. Rath, Hartmann u. Fuchs, 1726 Massing, 1727 Hovius, 1728 Knodt, 1738 Hartmann, 1740 Knodt u. Stephani, 1741 Knodt u. Fuchs, 1742 Knodt u. Hovius, 1746 Abami und Fuchs, 1747 Abami u. Horst, 1749 Fuchs, 1753 Kremer, 1760, 1768 Fuchs, 1769 Hessler, 1772 Burckhart, 1774 Hessler, 1775 Burckhart, 1781 Weilburg, 1786 u. 1790 Kremer, 1792 Burckhart junior, 1798 Burckhart senior, 1794 Kremer, 1795 Busch, 1796 Weilburg, 1797, 1801, 1805 Burckhart, 1802, 1806 Pachten, 1799, 1808 1807 Kremer, 1800, 1808 Busch.

Digitized by Google

ebenso unerwartet als unangenehm, weil wir mit unsern Bataven und dem dahier liegenden General ebenso zufrieden waren, wie Sie mit Ihrem General von Heldring in Limburg sein können. Mit Vergnügen werde ich der von Ew. Wohlgeboren auf den Fall der Ankunft der Franzosen vorgeschlagenen Zusammenkunft beiwohnen und wünsche, daß hierzu Selters gewählt werden möge."

Am 15. Februar erfolgte der Abzug des Generals von Heldring und seiner Brigade nach Nassau; an demselben Tage ward das Artilleriekorps von der Division Dumoucau angekündigt, von dem 160 Mann nebst Unter- und Oberoffizieren nach Limburg kamen, wo noch von gestern ein Artillerietrain von 32 Pferden, 16 Mann und 1 Leutnant lag. „Leider ist von Heldring," so schreibt der Amtsvorsteher, „heute in die Gegend von Nassau-Ems abgezogen. Limburg, Eschhofen, Lindenholzhausen, Dietkirchen, Elz, Niedererbach, Görgenhausen erhalten nach Weisung des Quartiermeisters Selig 350 Mann ausschließlich der Ober- und Unteroffiziere, samt einem Artillerietrain von 80 Pferden So lange diese traurige tägliche Abwechslung fortdauert, läßt sich zum Troste des Landes schier nichts vornehmen. Übrigens ist die Bestimmung dieser Armee sowohl für das Publikum als die ersten Generäle ein Rätsel, und es weiß keiner weder über die Ausdehnung der Armee noch die Dauer der gegenwärtigen Position Auskunft zu geben. Die ganze Division ist im Hin- und Herziehen. Es existiert dermalen kein Krieg, weil den eingerückten Truppen kein Feind gegenübersteht. Die Verpflegungsausgabe und -verteilung wechselt von Tag zu Tag; dazu kommen Schwierigkeiten der Konkurrenzbestimmung, damit die Lasten gerecht verteilt werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Wehrheim.

2) Von L. Wolff (Schluß.)

Über den Wehrheimer Markwald wurde 1479 folgendes „Märkerding" aufgenommen: „Dies gemarkerding wird geheget zum ersten mit unsern gn. herrn und mit den merkern, darnach zu Werheim jedem zu seinem rechten. Item unsern gn. H. ihren wildfang und geburlichen bau gegen Altenweilnau an die bruck, vor die bruck, darnach den markern die mark zu gebrauchen zu ihrer notdurft, darumb das sie unsern gn. H. ihre bed und zins geben können und ihr Schloß im bau halten, wasser und waid und alle gemeinschaft, das weist das merkerding zu Werheim uf diesen tag und allezeit.

Item alles das in unserer gn. H. bifang zu Werheim, das weist man vor mark, sonder ob etlicher burger bet hecken wider die mark zihen, soll er rudenwait daran halden, damit der mark kein abbruch geschehen möge.

Item ob es sach were, das die mark wurde angegriffen von fremden leuten, so soll der markenmeister die gemein ansprechen und so der gemein die fremden leut zu stark waren, sollen sie anrufen die amptleut zu Altenweilnau, und die sollen von stund an uf sitzen und den märkern helfen nach jagen, biß in die Nid, und wer es sach, das der man mit weg und pferd gegriffen würde, weiset das markerding den man den Herren, wagen und pferd den märkern; darumb soll der markermeister den amptleuten ein imbs zu essen geben, zimlicher maß, doch damit inen gütlich geschehen werd, und sollen die amptleut kommen mit dreien pferden und mit einem hund, das ist siebenthalb Mund.

Item wer es sach, das ein marker etwas aus der mark hinweg führet, sonder bescheid des markermeisters, oder die mark angriffe, dem soll man von stund an wasser und weid auch gemeinschaft verbieten und wer es sach, daß einer bautholz hiebe, und das nit verbaute, soll der markmeister in rugen, und wer nit sein bau an dach und besserung hält, den soll man auch rugen und vorbringen.

Item wer es sach, das der markermeister das imbs nicht kunde bezahlen aus der ruge, so soll er greifen in die mark, daraus losen und das imbs bezahlen, also weist unser gemarkerding aus von alter kommen her biß auf uns.

Juxt Altheim, gerichts schreiber zu Werheim, descripsit ex mandatis consulum. (Nach Grimms Weistümern.)

Schon früher hatte Wehrheim eine Kirche, die dem Erzbistum Mainz unterstand. Zu ihr zählten auch die Orte Obernhain und Anspach. Ende des 16. Jahrhunderts haben jedoch die Anspacher ihre eigene Pfarrei erhalten, wie aus einer Urkunde vom 12. Juli 1587 hervorgeht. Da „die Unertanen zu Anßbach bestitig angehalten haben, daß ihnen ein eigener Pfarrherr verordnet werden möge", ward dies auch nicht „ohnrathsam" befunden, da „Werhm von Anßbach fast weit gelegen und insonderheit die Anzahl der Einwohner ziemlich groß, auch beyde Gemeinden durch eine Person mit Predigen und andern des Kirchen Dienstes nöthigen Verrichtungen, schwerlich versehen können werden". Da aber „der Abzug der Gefälle zu Anßbach ohne Gegen Erstattung einem Pfarrer zu Werhm zu höchstem Nachtheil und Schmälerung seiner Unterhaltung gereichen würde", so suchte man ihn zu entschädigen. „Und nachdem die Gefälle St. Nikolaus Altar von Alters zu Haltung einer Frühe Meß zu Werhm gestiftet und gleichwohl jährlich etwas ertragen können, ist für dieser Zeit, wie auch jetzt abermahls billig erachtet worden, daß aus denselbigen einem Pfarrherrn zu Werhm ein Zuschuß verordnet, und wo etwas übrig seyn würde, solches zu Anstellung der neuen Pfarr zu Anßbach angewendet oder zu Erstattung der abgehenden und zu Werhm gehörenden Ge-

fälle denen Pfarrherrn daselbst zugeordnet sollen werden." Im Jahre 1254 ward die Pfarrkirche zu Wehrheim dem Kloster Thron geschenkt, das nunmehr die Pfarrei besetzte und besoldete. Zum Dank für diese Schenkung gaben die Klosterfrauen jährlich in festo S. Martini in perpetuum tres libras Bede super altare. Die Schenkungs- resp. Akzeptionsurkunden finden sich bei Gudenus, Cod. dipl. 646 und Honthein, Hist Trev. I, 736. Außer der Pfarrkirche befand sich in Wehrheim noch eine St. Nikolauskapelle. Sie stand nicht außerhalb des Orts, mutmaßlich vielmehr an der Stelle, wo Erzbischof Johann Hugo von Trier die katholische Kirche erbauen ließ. Als Graf Gerhard IV. von Diez 1289 das Kollegiatstift St. Marien zu Diez errichtet hatte, suchte er auch die Wehrheimer Kirche mit diesem Stift zu vereinigen. Allein erst 1325 gab Mainz seinem Nachfolger die Genehmigung dazu. Die feierliche Inkorporation fand 1335 statt. Im Jahre 1528 wurde in Wehrheim die Reformation eingeführt; 1629 suchte zwar Trier die katholische Konfession wiederherzustellen; doch mußten die Gegenreformatoren bei der 1631 erfolgten Ankunft der Schweden den Ort verlassen. Kurfürst Philipp Christoph war es, der dann die Gegenreformation in Wehrheim, Obernhain und Anspach durchzuführen gedachte. „Doch es geschah dies nicht ohne große Hartnäckigkeit der Andersgläubigen, von denen einzelne, besonders die Weiber, während der Predigt sich erhoben, öffentlich zu widersprechen, die Lehrer des Irrthums zu zeihen wagten, so daß im Anfang alle Hoffnung der Bekehrung verloren zu sein schien." . . . Aber am Ende scheiterte doch in Wehrheim der Widerspruch an dem Eifer der Missionare, die durch Klugheit, Umsicht und Leutseligkeit herbeizuführen suchten, was hier bei der gemischten Bevölkerung mit Gewalt doch nicht durchzuführen war." Die alte evangelische Pfarrkirche ward wegen ihrer Baufälligkeit von 1779 auf 80 auf ihrer alten Stelle neu erbaut. Die Kosten trug die Kirchengemeinde. Der Kirchhof war zugleich Beerdigungsstätte. Bis 1825 wurden Protestanten und Katholiken dorthin begraben; von da ab ward der Totenhof außerhalb des Orts angelegt.

Für die wenigen Katholiken, die sich nach der Reformation in Wehrheim angesiedelt hatten, verlangte Kurtrier im Jahre 1593 freie Religionsübung die auch von Nassau zugelegt wurde. Als die Zahl der Katholiken wuchs — 1698 waren 50 vorhanden — suchte Trier die katholische Pfarrei wieder herzustellen. Unterm 22. August 1692 gab denn auch der Fürst Heinrich von Nassau-Dillenburg seine Einwilligung dazu, daß in einem Privathause katholischer Gottesdienst gehalten werden dürfe. Der regelmäßige Gottesdienst begann am 5. September 1792 im Hause des kurtrierischen Amtsmanns Veit durch Pfarrer Heydorf von Pfaffenwiesbach; er erhielt aus den Klostergefällen ein Honorar von 75 Gulden. Im Jahre 1710 ward Heyderheid Pfarrer in Wehrheim, und sein Einkommen entsprechend erhöht; er errichtete die erste katholische Schule im Ort, deren Lehrer 106 Gulden bar und drei Klafter Holz aus den Klöster Throner Fonds erhielt. Die Wohnung des Beamten Veit ergeizte sich zum Gottesdienst bald zu klein. Darum erbaute Erzbischof Johann Hugo von Trier 1712 die jetzige katholische Kirche in der Nähe der alten Burg. Der Bau geschah anfangs unter dem Vorwand, für Trier einen eigenen Fruchtspeicher zu errichten. Die kurfürstlichen Gefälle waren bis dahin gemeinsam mit den dillenburgischen auf dem Speicher der evangelischen Kirche aufbewahrt worden. Als sich aber der Speicherbau zu einem Kirchenbau entfaltete, kam es zu heftigen Streitigkeiten und zuletzt zum Prozeß zwischen beiden Konfessionen. In der Klage, die erst am 17. Januar 1736 zu Regensburg zu Gunsten der Katholiken entschieden ward, beschwerte sich die evangelische Gemeinde: Es hätten sich nach der Reformation einige Tiroler, Welsche und andere der katholischen Religion Zugetane eingeschlichen, mit evangelischen Bürgerstöchtern verheiratet und solcher Gestalt festgesetzt. Sie hätten katholischen Gottesdienst eingeführt, mit List eine Kapelle gebaut, einen katholischen Priester in den Ort gesetzt, der taufe, kopuliere, eine eigene Schule unterhalte, und die Toten auf katholische Weise beim Speicherbaus (katholische Kirche) begrabe. Sie hätten sich zu ihrem Gottesdienst des Rathausglöckleins bemächtigt und turbierten an den monatlichen (Freitags-) Buß- und Bettagen die Evangelischen durch Feld- und andere Arbeit. Alle Vorstellungen und Beschwerden seien vergebens gewesen. Daraufhin wurden am 10. August 1713 vier alte Wehrheimer, Adam Gritzki, Andreas Nai, Bernhard Pindeler und Heinrich Kolatz, eidlich vernommen. Sie erklärten:

1) Im Mai 1693 habe Fürst Heinrich von Nassau-Dillenburg eingewilligt, daß die katholische Religion im Amte Wehrheim öffentlich geübt werde. Dies sei zum erstenmal geschehen am 5. November 1694 in des Trierer Amtsverwalters Veit Behausung.

2) Der Fürst sei zufrieden gewesen, daß die Katholiken eine eigene Kapelle errichteten, das habe der Dillenburger Amtsvorsteher Eulner selbst zugestanden. Stets hätten die Katholiken, gleich den wenigen Reformierten im Ort, ihren Gottesdienst öffentlich gehalten.

3) Der Fürst von Nassau-Dillenburg habe auch zum katholischen Kirchenbau eine Beisteuer gegeben, wieviel sei ungewiß. Der Kurfürst von Trier und der Fürst von Nassau-Dillenburg hätten sich vereinigt, daß die Reformierten und Katholiken ihre Religionsübungen zu Wehrheim ohne Eintrag der Lutherischen allda öffentlich üben dürften. Es sei daher auch in des Dillenburger Schultheißen Behausung etliche Jahre lang von dem reformierten Pfarrer in Usingen mit dem dortigen Schulmeister die reformierte Religion exerziert und beiden von Ihrer fürstlichen Durchlaucht ein Salarium erteilt worden.

4) Seit dem 5. Oktober 1694 läuteten die Katholiken mit der Gemeindeglocke auf dem Rathaus zum Gottesdienst. Man habe mit dieser Glocke geläutet, weil Amtsverwalter Eulner es für besser gehalten, als wenn die Glocke der lutherischen Kirche benutzt werde.

5) Niemand habe widersprochen, als der Pfarrer von Wiesbach (Pfaffenwiesbach) öffentlich gepredigt, die Gemeinde gesungen und ihre Schule errichtet habe. Auch hätten die katholischen Pastores stets das hochwürdigste Sakrament in Begleitung eines Mini-

Digitized by Google

stranten mit brennendem Licht bei hellem Tag zu Kranken getragen. Ebenso hätten sie die übrigen Amtshandlungen ohne Hinderung verrichtet.

Alles sei friedlich und ohne Störung verlaufen, bis die Katholiken das Fundament zur Kapelle auf kurfürstlich trierischen Grund und Boden angelegt und eine eigene Schule errichtet hätten. Damals habe Amtsverwalter Thomae das Baumaterial und die Fuhren samt Vieh gepfändet und ein Vierteljahr im Arrest behalten, bis von Trier aus Gegenexekution geschehen sei. Bezüglich der katholischen Schule habe der Schultheiß Thomas Eiffert besonders widersprochen und erklärt, die Katholiken könnten ihre Kinder in die seit 1555 bestehende Gemeindeschule schicken, sie brauchten und wollten keine Nebenschule.

Da es in den Jahren 1733 und 1735 wegen der Begräbnisstätte bei der katholischen Kirche zu offenem Aufruhr kam, einmal sogar die Leiche von der Straße weggenommen ward, wurde die Beerdigung bei der katholischen Kirche untersagt. Als 1739 die Katholiken die Rathausglocke in ihrem Kirchturm aufhängen wollten, wäre es in Wehrheim beinahe zum Glockensturm gekommen, wenn nicht der damalige Pfarrer die Glocke schleunigst hätte zurückbringen lassen. Mit der Rathsglocke ward dann bis zum Jahre 1808 zum katholischen Gottesdienst weiter geläutet. Letzterer mußte stets zu derselben Zeit wie der lutherische stattfinden, auch durfte mit der Rathausglocke „nicht länger und heftiger" geläutet werden, damit keine Störung des evangelischen Gottesdienstes stattfinde. Als der katholische Pfarrer von Wehrheim in Usingen für die verwittwete Fürstin von Nassau-Saarbrücken in der dortigen Schloßkapelle Gottesdienst hielt, durfte er „ausnahmsweise in Wehrheim solchen um 8 Uhr halten", sollte dies aber „keineswegs als einen Vorzug gegen den evangelischen Gottesdienst ansehen". So ungefähr lautete die Regierungsverfügung vom 25. Oktober 1808. Die monatlichen Buß- und Bettage mußten die Katholiken bei 200 Reichstaler Strafe mitfeiern, auch noch, als sie im Usingischen längst abgeschafft worden waren. Dies ward erst anders, als unterm 11. September 1803 Fürst Friedrich August von Nassau-Usingen verordnete, „daß die Protestanten am Fronleichnamstag, die Katholiken aber am Karfreitag sich jeder Arbeit zu enthalten hätten, es an allen anderen Feiertagen aber jedem Religionsteil unbenommen bleibe, Feld- und andere Arbeiten zu verrichten." Zum Patron der katholischen Kirche ward 1711 St. Michael bestimmt. Bis zum Jahre 1863 hatte der katholische Pfarrer in Wehrheim keine eigene Wohnung. In genanntem Jahre erst gelang es der Kirchengemeinde, mit einem Kapital von 900 Gulden auf der ehemaligen Burg ein Pfarrhaus zu errichten. In neuerer Zeit ist die Kirche, deren Dach der Staat zu unterhalten hat, einer gründlichen Renovierung unterzogen worden. Sie ward im gotischen Stil ausgebaut, hat gotische Wandmalerei und einen ebensolchen Choranbau erhalten.

Im Dreißigjährigen Krieg hatte Wehrheim viel zu leiden. Nach den zahlreich vorhandenen Aktenstücken aus jener düsteren Zeit unseres Vaterlandes, waren auch die Wehrheimer oft von allem entblößt, und viele von ihnen flüchteten aus dem Lande. Im Jahre 1622 berursachte der General Graf von Isenburg dem Amte für 13 000 Gulden Schaden. Besonders schlimm war das Jahr 1624, wo der kurbairische Artilleriegeneral Montigny Wehrheim und Umgegend völlig ausplünderte und alles Vieh forttrieb. Damals verschwand der östlich von Wehrheim gelegene Ort Bitzenbach aus der Geschichte. Ein Teil seiner Bewohner hat sich in Wehrheim niedergelassen und in der Neidgasse angesiedelt. Bitzenbach bestand aus Ober- und Niederbitzenbach und lag bei der Kapersburg. Man zeigt heute noch das Bohnenstück (Bonne?), die Leinenwiese, sowie Reste des Backofens und einen gemauerten Brunnen dieses Ortes. Die Bitzenbacher waren den Herrn von Karpen grundzinspflichtig. Nach dem Weistum der Mörler Mark von 1336 geht deren Grenze „mitten über das Gsteig nach Bitzenbach den Grund hinab bis Klosters Thron." In der Nähe von Bitzenbach scheint in alten Zeiten das Hochgericht gewesen zu sein; ein dortiger Gemarkungsteil führt wenigstens noch heute den Namen „Galgenheide". Im Jahre 1631 war Wehrheim schwedischer Musterplatz; 1645 lag der kaiserliche General Pompejo daselbst, der dem Ort für 17 000 Reichstaler Schaden zufügte. Auch die Kriegszüge vor und nach 1800 brachten dem Ort manches Ungemach, allein eine Kriegsschuld von 21 000 Gulden, die bereits 1831 wieder abgetragen war.

Der Ort Obernhain lag mit Wehrheim ehemals in einer Heimgereite. In seiner Nähe, nach Anspach zu, lag der im Dreißigjährigen Krieg verschwundene Ort Stahlenhain.

### III. Conze von Wehrheim.

Ein berüchtigter Wegelagerer, Räuber und Mörder des 15. Jahrhunderts war Conze (Kunz) von Wehrheim, der mit seinen Freunden und Genossen Henne Schwab von Münster und Heile Hunde von Griesheim a. Main manchen Streich vollführt hat. Der Taunus, die Wetterau, der Main und selbst die mächtige Stadt Frankfurt war vor Conzes Taten nicht sicher, bis ihn endlich 1438 in letzterer sein Geschick ereilte und Folter und Gericht seinem Treiben ein Ziel setzten. Wegen verschiedener Diebereien und Einbrüche war Conze in Frankfurt festgenommen. Unter dem Einfluß der Folter gestand er endlich sein ganzes Sündenregister ein und erzählte, was er mit seinen beiden Spießgesellen vollführt. Bei St. Katharinenpforte (zu Frankfurt) hat er etliche Schweine gefunden und fortgetrieben, ein weiteres Schwein, das Contzchen Goltschmidt gewesen, hat er mit Hunde vom Kornmarkt zu Frankfurt gegen Griesheim getrieben, dort abgetan und das Fleisch in Heile Huntzes Schornstein gehängt. Dem Knecht des Wirtes zu Peterweil hat er einen Mantel gestohlen. Damals ging es Conze schlecht, denn er ward gefangen und hat man „darumb sin oren abesnyden". Dem Bäcker Peter Luperchen zu Sachsenhausen hat er auch einen Mantel gestohlen, den er ebenfalls zu Griesheim untergebracht. Weiter gesteht er, daß er sich in Griesheim mit einer „jungen Tochter" habe aufbieten

lassen, trotzdem er in Wehrheim ein ehelich Weib habe. Ferner habe er im Rahmhof drei Ellen Rottuch, einem Schuhmacher Schuhe und einer Frau, während sie auf dem Weckmarkt die Weck betrachtet hat, 35 Ellen Barchent gestohlen. Mit Schwabenhenne (Henne Schwab) habe er in der Erntezeit auf der Höhe einen Mann ermordet, drei Gulden und einen Mantel bei ihm gefunden, wovon ihm drei Dornosse zur Beute geworden seien. Ein weiterer Mord, den er mit Schwab und Hunze zu Friedberg an einem „fahrenden Gesellen" begangen, wo sie mit ihm beim Weine gesessen, brachte ihm drei Gulden, eine Kappe und einen Mantel ein. Außer diesen gestand Conze noch eine ganze Reihe anderer Verbrechen ein; er fügt bei, was er mit dem gestohlenen Gut angefangen und wo es zu finden sei. Auch erzählt er, wann er „ertappt und geschlagen" worden sei und wie er sich „gelöset, daß kein Geschrei um ihn würde". Die meisten seiner Diebstähle betreffen Schweine, Tuch und Mäntel, für die er eine besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint.

Nach diesem hochnotpeinlichen Verhör und Geständnis ward Conze auf Donnerstag nach Convers. Sanct. Pauli 1439 dem Zentgericht der Königsgrafschaft Bornheimer Berg zur Aburteilung überliefert. Hier wurden von den Zentgrafen der zur Grafschaft gehörigen neunzehn Ortschaften unter dem Vorsitze des Reichsamtmannes, als welcher zumeist der Reichsschultheiß der freien Stadt Frankfurt fungierte, von alters her die wichtigeren Rechtsfälle, sowie Beschwerden über Urteile der Dorfgerichte entschieden, die Urteilssprüche aber auch sofort vollstreckt.

Als nun die Zentgrafen „alle gesessen" und Conze vorgeführt war, da fragte Henne von Eschersheim den obersten Zentgrafen, ob es Zeit sei, das Gericht zu hegen. Der antwortete: „Es dünket mich Zeit zu sein." Da fragte der Eschersheimer den „andren Zentgrafen darnach im Sesse, von wessen wegen man das Gericht hge". Der antwortete: „Von der Reichs und Bent wegen." Da fragte der Sprecher jeglichen Zentgrafen, ob er etwas wisse das „rüghar" wäre. Als die Frage an den Zentgrafen von Griesheim kam, antwortete dieser, „daß einer in das Dorf Griesheim gekommen und eine Sau am Seile gehabt hätte. Ein anderer sei aber nachgekommen und habe den ersteren des Diebstahls beschuldigt, worauf der Dieb nach Frankfurt geführt worden sei. Sofort erhob sich Henne von Eschersheim und hieß die Zentgrafen zur Besprechung der Buße aufstehen. Nachdem sich dieselben wieder gesetzt hatten, fragte Henne von Eschersheim abermals, was die Buße wäre. Man antwortete: „Die höchste Buße." Auf die weitere Frage, was die höchste Buße sei, stand Clese Rab von Griesheim auf und las das in Frankfurt protokollierte Sündenbekenntnis des Conze dem Gerichte vor. Darauf erklärte er im Namen sämtlicher Zentgrafen: „Nachdem der „Armemann" zu Frankfurt bekannt habe die Morde und Diebstähle, als da gelesen wären, so solle man denselben lebendig verbrennen, lebendig auf das Rad setzen und lebendig auch an den Galgen hängen." — Jetzt wurde es Conze bang ums Herz. Er beteuerte, „daß er der Schwerte nit getan, nit davon wüßte, auch nit dabei gewest wäre", und bat, daß man ihn mit dem Schwerte richten möge. Als man darauf Conzen das Frankfurter Schreiben vorlas, beteuerte er, daß er sich nur beschuldigt habe, weil man ihm so „wehe" getan habe. Auf nochmalige Beratung hin, erklärte man zuletzt Conzen: „Da er die Morde eingestanden, aber kein rechtes „Gezug" da sei, so solle er mit dem Schwert oder Strang gerichtet werden, doch müsse er die rechte Wahrheit sagen öffentlich." Da bekannte der „Armemann", daß er die Morde „hätte helfen tun". Darauf ward Conze an den Galgen geführt und daran gehangen.

Ein Jahr darauf ward Heile Hunze von Griesheim festgenommen. Um „großer Brüche" willen sah er einer schweren Bestrafung durch die Zent entgegen. Da wandte sich Graf Reinhard von Hanau an den Rat zu Frankfurt, sowie an das Bornheimer Berg-Gericht und bat für Heile um Gnade. Nach mehrjähriger Gefängnisstrafe ward er denn auch pardonniert, tat „ein alt Urfride", niemanden mehr zu schädigen und das Frankfurter Gebiet zu meiden. So endeten die Frevler oder wurden unschädlich gemacht.

# Der Obersteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeschichte aus dem Nassauischen.

2) Von H. L. Linkenbach. (1. Fortsetzung.)

Ein klarer Junimorgen lachte in das saubere Wohnstübchen des Giebelhäuschens vor der Waldschlucht, das der Obersteiger mit seinem Pflegetöchterchen bewohnte. Die ersten hellen Sonnenstrahlen tanzten über den blankgescheuerten Fußboden, spiegelten an den weißgetünchten Wänden empor und ließen sich in der blonden Lockenpracht des jungen Mädchens, das da im Zimmer geschäftig hin und her eilte, den Frühstückstisch deckte, das Kaffeegeschirr auftrug und alles würdig zum Empfange des Alten vorbereitete. Als Lotz hohe, breitschultrige Gestalt zwischen dem Türrahmen sichtbar ward, eilte ihm das hübsche, frische Ding entgegen, drückte ihm den Morgenkuß auf die Lippen und rückte ihm den Stuhl zurecht.

„Guten Morgen, Onkelchen", sagte es, fröhlich mit dem Finger drohend. „Weißt du auch, daß du ein Langschläfer bist? Ahnah ist's schon halb fünf. Schämst du dich nicht?"

Behaglich blinzelte sie der Angeredete aus den freundlichen, unter buschigen Brauen hervorschauenden Augen an:

„Guten Morgen, mein Kind! — Was soll ich mich schämen? Schäm' du dich mal', Linachen, deinen armen, alten Onkel schon morgens früh mit einer Strafpredigt zu empfangen!"

Digitized by Google

„Na, du hast's aber auch wirklich verdient!“ lachte das Mädchen und schickte sich an, aus der neuen Porzellankanne, die sie erst vor einigen Tagen deuteten in Ems gekauft hatte, den dünnen braunen Kaffee in die große, weiße Geburtstagstasse zu gießen, auf der in Goldbuchstaben das Wörtchen „Glück-Auf“ prangte.

„Ach, was ist das wieder für ein schöner Tag, Onkelchen“ rief das Mädchen nach einer Weile aus. „Und du armer, armer Mensch, mußt nun wieder stundenlang in der dunklen Grub' sitzen und siehst nichts von all der Pracht und all dem Glanz und dem Grünen und Blühen da draußt!“

„Ja, Linachen,“ erwiderte der Alte. „Das ist nun einmal nit anders. Ein jedes hat sein Plätzchen zu tragen. Du mußt's Häuschen in Ordnung halten, und ich hab' in der Grub' zu tun. Wir all' haben unser Kreuz, mein Kind; aber wenn man's so gern und so lustig trägt wie wir zwei, dann ist's keine schwere Last! Gelt?“

Lina sann ein Weilchen über das Gesagte nach, dann seufzte sie plötzlich: „Ach, Onkelchen, ich denk' mir's schrecklich, so Tag für Tag in die Grub' zu müssen, wohin keine Sonne und kein Mond kommt. Ich möcht' kein Bergmann sein!“ „Kind das versteht du nit“, sagte der Alte ernst. „Nickis geht über den Bergmannsberuf. Millionen dürft'st du mir geben, ich sollt' drohen bleiben, ich tät's nit. Ich muß in die Grub'! Wenn ich da drunten beim Schein von meinem Lichte das blitzende Erz seh', wenn der Gang sich schön auftut und vor den Augen alles funkelt und glitzert und blinkt, dann erst bin ich in meinem Element. Das Rasseln der Hunde, das Klingen vom Schlägel und Eisen, das braucht' ich, sonst wär' ich wohl ein unzufriedener Mensch!“

Die Kleine stützte das Köpfchen nachdenklich in die Hand.

„Du hast recht, Onkelchen,“ sagte sie, „ich könnt' dich nur auch gar nicht anders vorstellen als im Grubenkittel und mit dem Leder und den großen Stiefeln. Ich möcht' dich auch gar nit anders haben!“

Der Alte hatte fertig gefrühstückt, erhob sich nun, schlüpfte in seinen Grubenrock, band das Leder um, steckte das Bergeisen hinter dessen Riemen und nahm das Licht zur Hand, dem Lina soeben neues Öl aufgegossen hatte. Dann gab er dem Mädchen den Abschiedskuß und schritt mit einem fröhlichen „Glück-auf, mein Kind!“ zur Türe hinaus.

„Gelt, Onkelchen, vor zwölf bist du nit wieder da?“ rief ihm Lina nach.

„Nein, nein, Kind“ schallte es zurück, „aber warum fragst du denn? Ich komm' doch nie früher heim?“

„Ich wollt's nur wissen wegen dem Essen!“

— — — — — — — — — — — —

Unter der hohen Kiefer hatten sich die Bergleute bereits zur Morgenandacht versammelt. Ein einstimmiges „Glück-auf!“ empfing Loh, als er die kleine Anhöhe heraufkam. Er erwiderte den schönen Gruß mit lauter Stimme, trat dann mitten in den Kreis, verlas die Namen der Arbeiter und notierte die Fehlenden. Als dies erledigt war, entblößten alle das Haupt, und der Obersteiger holte aus seiner Tasche ein altes, vergilbtes Andachtbüchlein hervor, aus dem er irgend einen Abschnitt den Rauschenden vertrug. Nachdem das Amen verklungen und von allen wiederholt war, zerstreuten sich die Leute, um ihre Arbeiten aufzusuchen.

„Glück-auf! — Fahrt wohl!“ klang es von allen Seiten.

Die meisten fuhren in dem Hauptstollen ein, der etwa fünf Minuten von der Steigerwohnung entfernt mündete. Ein kleinerer Trupp wandte sich den andern Stollen zu, die hier und da die Berge durchquerten, während eine aus fünf Mann bestehende Kameradschaft im Walde verschwand, um in dem kleinen Tagesschacht anzufahren. der, vor langer Zeit abgeteuft, viele Jahrhunderte außer Betrieb gestanden hatte und nun mit neuer Kraft ausgewältigt und weiter niedergebracht wurde.

Loh besichtigte zuerst die Halden- und Zimmerhauerarbeiten, ließ sich von dem Aufsehern Bericht erstatten, trat in die Bergschmiede ein, um das Gezähe zu revidieren und schritt dann zum Hauptstollen, vor dessen Mundloch er Halt machte, den Inhalt der geförderten Hunde zu prüfen. Er entnahm ihnen einzelne Erzstücke, die er mit dem Bergeisen entzweischlug und genau betrachtete, schön funkelnden blaugrauen Bleiglanz, braun schimmernde Blende und leuchtenden messingfarbenen Kupferkies; auch hübsch schillernden Weißbleierz und tomenförmige Grünbleikristalle, die sogenannten „Emser Fischchen“, die nirgends mehr auf der ganzen Welt so schön gefunden wurden als in seinem Bezirke.

Mit kurzen Sätzen erteilte er sein Befehle und rüstet sich dann zur Einfahrt in den Stollen.

Er holte sein wollenes Tuch aus der Tasche, band es um den Hals, sich vor der Kühle des einziehenden Wetterstrous zu schützen; dann nestelte er wieder das Bergeisen los und nahm es in die Rechte, und so schritt er rüstig fort beim trüben Schimmer des Grubenlichtes, das er mit der linken Hand vor Zugluft fort durch den von schweren eichenen Türstöcken gestützten Stolln. Hin und wieder mußte er sich bücken, wenn die Strecke zu niedrig ward, oder sich an einem ihm entgegenkommenden Förderwagen vorbeizwängen. Ab und zu blieb er stehen und klopfte mit dem Hammer an die Firste oder die Stöße, um sich von deren Haltbarkeit zu überzeugen.

Ein herber Geruch von Pulverdampf, Schwefeldampf und Laugendrodem drang ihm entgegen; aber er beachtete nicht darauf. An diesen Grubenduft war er gewöhnt in den vielen, vielen Jahren seiner bergmännischen Tätigkeit, ja er war ihm beinahe lieb und teuer geworden. Immer weiter schritt er in das Herz des Berges hinein.

Vor Ort klirrten die Fäustel, knirschten die Brecheisen. Durch den grauen Dunst schimmerten die am Gestein befestigten Grubenlichter trüb blinzelnd her, und die Gestalten der Arbeiter tauchten unklar umrissen wie Gespenster aus dem Nebel auf.

Als Loh näher trat, verstummte das Hämmern; der Kameradschaftsälteste nahm sein Lämpchen und ging dem Vorgesetzten einige Schritte entgegen.

„Glück-auf, Obersteiger. Schön' Erz is' da. Guckt mal her!“

Der Angeredete bückte sich nieder, um eine Handvoll Bleierzstückchen aufzulesen: „Alle Wetter!“ meinte er, „der Gang läßt sich gut an. Ihr habt eure Sach' gut gemacht, Kaffine. Na, am nächsten Gedinge sollt Ihr Eure Freund' haben!“

Der Bergmann lachte über's ganze Gesicht.

„Ja, ja, Obersteiger, wenn der liebe Gott es will und ein paar tüchtige Leut' ihm helfen, dann wird's allemal gut!“

Lotz untersuchte die Arbeiten genau, überzeugte sich, daß alles in Ordnung sei, stellte Fragen, klopfte hier und da ein Erzstück entzwei, leuchtete mit dem Lichte den Gang ab, erkundigte sich, ob die Leute noch genug Pulver und Schwefelmännchen hätten und fuhr dann wieder zutage.

Draußen angelangt schritt er dem Walde zu, um auch die Abteufarbeiten im Schachte zu besichtigen.

Dieser lag nicht weit hinter dem Steigerhaus, ganz versteckt zwischen Büschen und niedrigem Gestrüpp. Man sah ihn erst, wenn man dicht davor stand, auf der Halde, die vor ihm ausgebreitet lag. Hier arbeiteten zwei Mann an einem hölzernen Haspel; sie nahmen die aus der Tiefe kommenden beladenen Kübel in Empfang, lösten sie vom Seile los und schütteten ihren Inhalt auf der Halde aus, während sie die leeren Kübel wieder am Seile befestigten und in den Schacht hinabließen.

„Glück-auf!“ sagte Lotz zu den Leuten tretend. „Wie steht's? — Habt ihr den Gang noch nit?“

„Nein, Obersteiger,“ antworteten der eine der Arbeiter, „wir haben ihn noch nit, aber ich glaub', daß wir'n bald kriegen. Es ist schon viel Wasser da!“ — Der Obersteiger untersuchte das Gestein. Ja, es war immer noch nichts anderes als Grauwacke und Schiefer, was da herauskam. Sollte er sich so getäuscht haben? Seinen Berechnungen nach mußte der Gang längst schon angeschossen sein.

„Na, laßt euch's nit verdrießen,“ beruhigte er die Leute, indem er lächelnd hinzufügte: „Was lange währt, wird gut!“

Dann sich an den Haspel anhaltend beugte er sich über den Schacht, aus dem eisriges Hämmern dumpf heraufdrang, und rief mit lauter Stimme hinunter: „Je, drowwe!“

„Je, drowwe!“ schallte es gedämpft und langgedehnt zurück, als Zeichen dafür, daß die Fahrt in Ordnung sei und der Einfahrt nichts im Wege stünde.

(Fortsetzung folgt)

## Kiszellen.

L. L. **Maison d'Orange in Berlin.** Schwere und herbe Zeiten brachen für die Organgeois, Untertanen des Fürstentums Orange am untern Rhone, nach Aufhebung des Edikts von Nantes herein. Ihre Zugehörigkeit zu den unfanatischen Herrscherhause, dessen offizieller in den Niederlanden herrschender Ast treu dem Protestantismus anhing, und auch in diesem kleinen, etwa 5 Quadratmeilen umfassenden Ländchen nach jeder Richtung hin die neue Lehre förderte, ist die Veranlassung grausamer und harter Verfolgungen seitens der Regierung Ludwigs XIV. gewesen. Um sich für die Wiederherausgabe der eroberten holländischen Gebiete an Wilhelm III. von Oranien zu entschädigen, veranlaßte Ludwig 1673 durch den Grafen von Grignau die Okkupierung des Fürstentums: das alte Palais fiel der Flamme anheim, so daß sich zu den Trümmern des alten römischen Arausio neue gesellten. Zugleich ward die Ausrottung der protestantischen „Ketzerei“ mit Feuer und Schwert betrieben. Anno 1678 brachte der Nijmeger Friede das Land zwar wieder an das oranische Haus; jedoch die Aktionen der großen Politik, deren Lenkung die Thronbesteigung Wilhelms III. als König von England (1689) bedeutete, sowie die ungünstige Lage inmitten französischen Staatsgebietes, ermöglichten es den Fürsten nicht, ihre Untertanen gegen die Übergriffe Ludwigs XIV. auf religiösem Gebiete zu schützen. So gelang es ihm, die Bevölkerung des Landes trotz aller Kriegsläufte durch die Regsamkeit wie den Fleiß seiner Bewohner blühenden Ländchens auszuführen. Durch den Frieden zu Rijswijk, 1697, wiederum zur Räumung genötigt, besetzte er es nach Wilhelms III. Tode zum drittenmal. Vom Prinzen Conti, der das Land bekam, wurde den evangelischen Orangeois die Erlaubnis erteilt, den Staat mit ihrem Vermögen zu verlassen; auch den Geistlichen gestattete man zu flüchten. Die besten Kräfte suchten nun fern der Heimat ein Unterkommen. König Friedrich I. von Preußen, durch seine Mutter Luise Henriette in den oranischen Besitzungen erbberechtigt (er erhielt später aus der oranischen Erbschaft das Fürstentum Neuschâtel), gewährte den Flüchtenden hilfreiche Aufnahme. Unter dem Ministerium von Danckelmann stellte ihnen die preußische Regierung über 20 000 Taler zur Verfügung; das ganze Volk beteiligte sich an einer Kollekte, deren reichliche Spenden den bedrängten Glaubensbrüdern zuflossen. Die meisten neuen Untertanen siedelten sich in Berlin an; doch ist auch ein erheblicher Teil zur Ansiedelung den altbrandenburgischen Staatsgebieten zugeordnet worden. Diese einzig dastehende Fürsorge einer von echt christlichem Geiste getragene Staatspolitik fand ihren sprechendsten Ausdruck in der Stiftung der „Maison d'Orange“, eines Versorgungshauses für alte, kranke und schwächliche Orangeois, eingerichtet 1705 in der Dorotheenstraße. König Friedrich Wilhelm II. erbaute ein neues und zeitentsprechendes Gebäude 1794, das bis 1883 dem edeln Zwecke diente. Das heute noch florierende Institut unter der Leitung hugenottischer Gemeindemitglieder befindet sich seit 1885 in einem schönen Hause mit schattigem Garten in der Ulmenstraße, getreu den alten Traditionen Nächstenliebe pflegend, ein dauerndes Denkmal fürstlicher Fürsorge und Edelmuts.

J. B. G. **Sonderbare Fischnamen im 14. Jahrhundert.** — In einer alten ehemischen Handschrift werden Fische mit besonderen Spitznamen aufgeführt. Es heißt da: Der Salm ist ein Meiser, darumb, daß er über Berg strichet; ein Selmling ist eines Meisers Kind. Der stichling ist ein Stunig, darumb, daß in kein visch getraw zu essen. Ein vorhel ist ein Herzog, darumb er hat ein gemuferten Rock an. Die Esche ist ein Graue, darumb, daß er mit dem Selmelingen strichet; ein Hecht, ein Rauber, darumb er mus rauben, daß er esse. Ein Barbe ist ein finder, darumb der faden hangt im zum munde uß; ein Karpe, ein fursprech, darumb er smetzet in dem Wasser. Der Bersich ist ein Schütze, darumb er ist der snellest von der haut zu schießen; ein Grundel, eine Hur, darumb sy leychet mit allen vischen.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Das königliche Theater bleibt Ferien halber vom 9. Juli bis zum 31. August geschlossen.

Sigmund Krauß hat in den beiden letzten Juniwochen mehreremal in seinen Glanzrollen gastiert. Das Publikum bereitete ihm lebhafte Kundgebungen.

Hermann Vallentin, unser hervorragender Komiker und Charakterdarsteller, verabschiedete sich zu Anfang des Juli, um nach Berlin zu gehen.

Digitized by Google

## Literatur.

* **Die schönsten Burgen des Taunus.** 12 Postkarten, nach Aquarellen von G. Rothgeb in Vierfarbendruck ausgeführt. Pr. der Serie 1 Mk. Frankfurt a. M. L. Allement. — Die Burgen sind: Altweilnau, Aronberg, Eppstein, Falkenstein, Frauenstein, Homburg, Idstein, Königstein, Neuweilnau, Reifenberg, Scharfenstein und Sonnenberg. Die Postkarten sind hochkünstlerisch, die farbige Darstellung ist brillant. Erfreut hat es uns, daß der Künstler nun sonst fast überall eingenommenen Standpunkte gewählt hat, sondern meist neue und anregung auf den Anblick gnädige. Einer jeden Karte ist das Wappen des betr. Burggeschlechtes und eine kurze historische Notiz beigegeben. Wir empfehlen die wunderschöne und billige Serie allen Kunst- und Geschichtsfreunden.

## Neues aus Nassau.

**Graf Jakob zu Eltz †.** Am 26. Juni starb auf seiner Besitzung (Herrschaft) Bukowar in Slawonien Graf Jakob zu Eltz, das zeitige Haupt der alten reichsgräflichen Familie, zu Elfeld angesessen. Er stand im 46. Lebensjahre.

Das preußische Schulgesetz ist noch drei Lesungen des Abgeordnetenhauses angenommen worden. Die Zustimmung des Herrenhauses kann als sicher gelten. Damit ist der Bestand der nassauischen Simultanschule unverändert gesichert.

Goldenes Jubiläum der Barmherzigen Brüder. Am Peter- und Pauletage waren 50 Jahre verflossen, an welchem die Genossenschaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur gegründet wurde. An diesem Tage erfolgte damals in der Klosterkapelle zu Dernbach die Einkleidung von fünf Männern im bekannten Ordenskleide, die im Frühling 1861 dann nach Montabaur definitiv übersiedelten und sich fortan die Barmherzigen Brüder von Montabaur nannten. Am 8. November 1858 wurde in Limburg und am 1. Januar 1860 in Wiesbaden eine Niederlassung gegründet, denen sich höchst am 1. Juli 1865, Frankfurt am 1. Mai 1866, Herzogenbusch in Holland 1876, Haarlem 1887, Amsterdam 1887, Düsseldorf 1887, Köln 1888, Utrecht 1889, Fulda 1891, Essen 1892, Mainz 1892, Limburg 1898, Nymwegen 1902, Münster 1902, Haag 1904 und Oefelerkirchen 1905 anreihten. Das Mutterhaus zu Montabaur besteht aus zwei größeren älteren und einem neueren ca. 70 Meter langen Gebäude. In den älteren Gebäuden befinden sich das Bruderhaus und das Knabenkonvikt, während in dem neueren Gebäude in zwei getrennten Abteilungen die körperlich Kranken und die Idioten untergebracht sind. Dieses neuere Gebäude wurde, das 1903 seiner Bestimmung übergeben wurde, ist allen modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet. Vorhanden sind Wasserleitung, Dampfheizung, elektrische Beleuchtung u. s. w. Die Abteilung für Geisteskranke hat 100 Betten und die für körperlich Kranken 50 Betten. Die Zahl der Brüder in sämtlichen Niederlassungen beträgt gegenwärtig über 300, gewiß eine stattliche Zunahme in 50 Jahren. Der erste Obere war Bruder Ignatius, von 1856 bis 1863, und der gegenwärtige Obere ist Bruder Bonifatius Weimer, der am 12. August 1904 auf sechs Jahre gewählt wurde. (Rh. K.)

Die Nassauer Farbwerke sind jedenfalls die größte industrielle Anlage in Nassau. Über die gewaltige Ausdehnung, welche sie genommen haben, geben folgende Zahlen Aufschluß: Die Zahl der Arbeiter beträgt rund 5000, die der Aufseher 500, der Chemiker 190, der technischen Beamten 60 und der kaufmännischen Beamten, ausschließlich der auswärtigen Vertreter, 340. Der Grundbesitz mißt 1378 810 Quadratmeter, wovon 254 200 Quadratmeter als Fabrikgebäude unter Dach sind. Die Schienenlänge der Fabrikbahn beträgt 44 Kilometer, auf denen 1140 Wagen von 20 eigenen Lokomotiven bewegt werden. Die 124 Dampfkessel der Fabrik haben eine Gesamtheizfläche von 15 200 Quadratmetern. Dampfträne sind 4 vorhanden. Neben 210 Dampfmaschinen von zusammen 12 200 Pferdestärken sind 245 Elektromotore und Umformer mit 7400 Pferdestärken in Betrieb. Die Zahl der elektrischen Bogenlampen beträgt 530 und die der Glühlampen über 8000. Der tägliche Kohlenverbrauch beträgt 65 Doppelwaggons, der Wasserverbrauch pro Tag 55 000 Kubikmeter, der tägliche Gasverbrauch 15 000 Kubikmeter, der tägliche Eisbedarf 340 000 Kilogramm. Der Jahresverkehr, ausschließlich des Stückgutverkehrs, betrug in 1905 auf der Ersenbahn 14 400 Doppelwaggons im Eingang und 11 5000 im Ausgang; auf dem Wasserweg gingen hauptsächlich an Anilin 24 000 Doppelwaggons ein, denen ein Ausgang von 5400 Doppelwaggons gegenübersteht. Die Zahl der Beamtenwohnungen betragt 30, die der Arbeiter und Aufseher 700, zu den Wohnanlagen der Fabrik sind 440 Badewannen aufgestellt, daneben sind 270 Brausebäder und 2340 Waschplätze vorhanden. Außerdem steht den Angehörigen der Arbeiter ein Frauen- und Kinderbad zur Verfügung. Das Vermögen der Beamtenpensionskasse betragt 2015 Mk., das der Aufseher-Pensionskasse 384 000 Mk., das der „Kaiser Wilhelm- und Augusta-Stiftung" 2082 000 Mk. Der Reservefonds der Betriebskrankenkasse ist auf 164 600 Mk. angewachsen. Die verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen der Firma, wie Genesungsheim, Wochenstuben-Asyl, Haushaltungsschule, Schulstube, Menage, Volksbad u. s. w. mögen als mustergiltig begeichnet werden. (Nass. Kr.)

Vom Limburger Schloßfelsen haben sich unlängst mehrere Blöcke losgelöst und sind herabgestürzt, glücklicherweise, ohne Schaden anzurichten.

Zu Epplein, das bisher eine konfessionell getrennte Schule hatte, ist nunmehr die dritte Klasse (unterste) unter Zustimmung des Kreis- und Provinzialausschusses simultan eingerichtet worden.

Auf dem Feldberg soll wirklich eine elektrische Bahn gebaut werden, eine Anregung der sogenannten Hochtaunusbahn, die projektiert ist, von deren Lauf wir aber den Lesern noch keine Kunde geben können.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Juli.

16. 1806. Gründung des Rheinbundes zu Paris. Unter den Teilnehmern befinden sich auch die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg. (S. den 1. Auftakt in Nr. 13 und 14.)

22. 1796. General Marceau nimmt die von den Österreichern besetzte turmainzische Feste Kongstein durch Kapitulation. (Französische Revolutionskriege.)

24. 1721. Egidius Gunther Hellmund kommt nach Wiesbaden auf Berufung des Fürsten Georg August von Nassau-Idstein hin, als Kircheninspektor und 1. Stadtpfarrer. Er ist der Begründer des Wiesbadener Nassenhauses gewesen; in Wiesbaden ist eine Straße nach ihm genannt.

26. 1384. Die Heidelberger Stallung d. h. die gegenseitige Verabredung von Fürsten und Städten zur gemeinsamen Handhabung des Landfriedens, wird auf Betreiben des Kurfürst-Erzbischofs Adolf von Mainz auf dem Hause Nassau verkündet.

26. 1866. Gefecht bei Tauberbischofsheim. Die nassauische Brigade Roth nimmt im Divisionsverbande mit der österreichischen Brigade Hahn unter Feldmarschall-Leutnant Reipperg an der Aktion teil. (Preußisch-deutscher Krieg.)

31. 1665. Kurfürst-Erzbischof Johann Adam von Bicken beginnt mit der Gegenreformation in der Herrschaft Königstein.

## Briefkasten.

Die bis zum 20. Juli eingegangenen Zuschriften werden in Nr. 15 oder baldmöglichst nach erstgenanntem Termin schriftlich beantwortet.

**Redaktionsschluß: 28. Juni.**

Inhalt: Dankbarkeit. Neuer Morgen. (Gedichte.) Von G. Knauer. — „Le Chef de la maison de Nassau prendra le titre de Duc." Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.) — Batavische und französische Truppen in Stadt und Amt Limburg im Jahre 1806. Von Dr. J. Metzen. — Bekrheim. Von K. Wolff. (Schluß.) — Der Übersteiger von Lünebach. Von H. L. Linkenbach. (1. Fortsetzung.) — Miszellen. — Literatur. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

№ 15. Wiesbaden, den 1. August 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Die sieben Jungfrau'n.

Wer freit um die sieben Jungfräulein
Auf Schönbergs Höh'n am grünen Rhein?

Sie sind alle sieben minniglich hold,
Es funkelt ihr Haar wie rotes Gold.

Und Minne und Gold lockt manch reisigen Herrn,
Wer zählt die da kamen von nah und fern!

Des freuten die spröden Jungfrau'n sich sehr:
Zum zweiten Male kommt keiner hierher.

„Die Damen entbieten Euch Gruß allzumal!"
Der Mareschalk ruft laut in den Saal;

„Doch da nur mit sieben sie ihr Geschick
Zu teilen vermögen, so entscheide das Glück!

Der Lose birgt dieses Körblein gar viel!
Wer waget sein Glück in des Zufalls Spiel? —"

An jedem Lose mit arger List
Ein Wappen aber befestigt ist.

Natürlich sucht jeder das seine heraus;
Da entsteht im Saale ein wirres Gebraus.

Die Schönen und Starken zieh'n stolz sich zurück,
Die Krummen und Häßlichen jauchzen vor Glück.

Da spricht der Marschalk: „Kommt, folget mir!
Zur Kemenate steht offen die Tür!"

Doch statt der Jungfrau'n birget — o Schmach!
Nur sieben Bilder das Frauengemach.

Die Mägdlein waren zum Rheine entfloh'n
Und winkten vom Schifflein voll Spott und voll Hohn.

Doch wehe, wer so mit der Liebe spielt,
Nie mehr ihre wärmenden Strahlen fühlt!

Das Herz wird zu Stein, die Seele entflieht,
Und die Welle singt rauschend ihr Klagelied.

Wer kennt nicht die sieben Felsen im Rhein?
Das sind von der Schönburg die Jungfräulein! —

Georg Schott.

Digitized by Google

# Batavische und französische Truppen in Stadt und Amt Limburg im Jahre 1806.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach ungedruckten Quellen zusammengestellt von Dr. J. Metzen.

Nachdem am 17. Februar das ganze batavische Truppenkorps abgezogen war, kam die Meldung von dem Brigadegeneral Sarrazin (französische Division Mathieu) betreffs Ankunft von 2 Generälen, vielen Offizieren und 300 Gemeinen. Amtsassessor Ulrich ward sogleich nach Selters geschickt, behufs äqualer Austeilung der Truppen. Die Ankunft Sarrazins erfolgte um 1 Uhr, er nahm Quartier „in der Erbach". Am folgenden Tage kam Divisionsgeneral Moritz Mathieu. Da auch er viele Pferde mitbrachte und die Lieferung der Furage, die bisher wegen Mangel an Vorrat dem Wirt Ried überlassen geblieben, ungeheure Kosten verursachen würde, so hielt Schramm es für das beste, selbige pro futuro von Stadt und Amt bar liefern zu lassen, ein Magazin zu errichten und Einnahmen und Ausgaben durch zwei besonders zu verpflichtende Männer verrichten zu lassen, und zu diesem Behufe von dem Kriegsminister oder Chef de l'Etat major eine Requisitionstabelle zu gewinnen. Es wurde demnach an den Limburger Stadtrat das Nötige erlassen und auf morgen nachmittag eine Zusammenkunft der Schultheißen und Heimburger des Amts ausgeschrieben, um selbige über die Wahl eines Garde de Magazin von seiten des Amts stimmen zu lassen. Mit der Aufsicht über das neu errichtete Magazin wurde Bauschreiber Anton Rieder aus Villmar betraut (22. II.). Da das Furagequantum, welches die Stadt zu liefern hatte, nicht wie auf den Dörfern erhoben werden konnte, wurde am 25. II. ein Ratstag abgehalten, das Quantum der Stadt zu 130 Rationen für 3 Tage angesetzt und an den Wenigstnehmenden versteigert. Am 19. März ward der Limburger Schultheiß Hildenbrand zum Aufseher über das gesamte Furagewesen bestellt; von der Stadt wurde ihm Einquartierungsfreiheit, vom Amt eine demnächstige billige Belohnung zugesagt.

Mathieu blieb in Limburg bis zum 15. März, an welchem Tage er gleichzeitig mit dem Präsidenten von Gagern nach Paris reiste. Sarrazin verließ Limburg am 3. März, um nach Weilburg überzusiedeln. Die französische Besatzung blieb bis zum November; außer ihr weilte am 15. und 16. März ein Teil der Division Dupont (338 M., 334 Pf.) hier. Zur Fortschaffung des Parkes dieser Abteilung wurden in der Stadt 24 Pferde requiriert und 2 Wagen, einer vom Posthalter Oberst[1]) und einer vom L. g. Schinderhannes, mitgenommen, die von den Vorspannsbauern zurückgebracht werden sollten. „Da von den mitgenommenen Pferden, Ochsen und Wagen der größere Teil bis zum 18. III. nicht zurückgekommen war, so wurde auf Ansuchen der Gemeinden Oberbrechen und Dietkirchen Heinrich Kramm aus Niederbrechen mit offener französischer und deutscher Requisition denselben nachgeschickt, um die Ablösung zu bewirken. Am 20. kam er zurück, zeigte Atteste, daß er bis Herschbach und Molsberg gewesen, mit dem Bemerken, er sei heute morgen zurückgekehrt, weil er niemanden getroffen, auch die Spur nicht habe finden können. An demselben Tage kamen viele Bauern von dem Vorspann und unter anderem auch die zwei von hier mitgenommenen Wagen durch die Vorsorge der Werschauer wieder zurück. Sie waren bloß, um die Wagen zu retten, den Franzosen mehrere Stationen weit gefolgt, während ihre Kameraden sich durch die Flucht retteten. Es wurde ihnen daher zur Belohnung für ihre ermüdeten Pferde aus dem hiesigen Magazin unentgeltlich Furage gereicht und durch ein besonderes Dekret das amtliche Wohlgefallen zu erkennen gegeben, annebst denselben zu einiger Entschädigung Befreiung von Furagelieferung für das nächste Mal in der Art erteilt, daß ihre Raten der Gemeinde Werschau nicht nachgefordert werden, sondern dem ganzen Amte zur Last fallen sollten."

Besprechung mit General Sarrazin (Weilburg) wegen der Truppenverteilung, mit dem Präsidenten von Marschall (Wiesbaden) wegen der Hospitalkonkurrenz und Verhandlungen wegen der Verteilung der Tafelgelder für die Generäle nahmen in der Folgezeit den Limburger Amtmann sehr in Anspruch.

Für die französischen Truppen war nämlich in Limburg ein großes Lazarett errichtet worden; zu demselben sollten auch die benachbarten Ämter (Kirberg, Kamberg, Runkel) konkurrieren. Kirberg, das selbst ein Lazarett unterhielt, weigerte

[1]) Posthalter Oberst gehörte offenbar zu den wohlhabendsten Bürgern der Stadt, die von ihm bisweilen (z. B. 1796) Geld aufnahm; bei einer amtlichen Schätzung in dem Jahre 1808 wird sein Haus auf 6000 Gulden bewertet und damit dem Walderdorffer Hof und der Kellerei Erbach gleichgeschätzt.

Digitized by Google

sich. So beschloß denn am 27. und 28. II. eine Beamtenkonferenz: „Die Konkurrenz muß von allen Gemeinden des Arrondissements der Division Mathieu geleistet, die Häuserzahl zum Fuß der Verteilung angenommen, der Betrag des Ganzen binnen acht Tagen an den Bevollmächtigten, Stadtrat Mahlinger, abgeliefert werden." Mit der Aufsicht über das Hospital ward der Bürger Ewald betraut, der durch einen Vertrag mit dem Stadtrat frei von Einquartierung bleiben und täglich 18 Batzen erhalten sollte. Das Lazarett der batavischen Truppen sollte nach dem Tal (Ehrenbreitstein) kommen; doch ward dies verhindert, es kam nach Niederwerth. Am 7. März erließ die Regierung die Verfügung, das ganze Land solle zu den zwei Lazaretten beisteuern, daher seien in jedem Amte drei Simpla und ein Viertel Schirmgulden zu erheben und zur Verteilung an die Generalkasse einzuschicken. Indes manchenorts wurde die Hospitalkonkurrenz verweigert; die Beamten von Idstein und Ulingen z. B. wurden aus diesem Grunde gefangen gesetzt; am 25. März ritt Schramm nach Kamberg, um sich wegen der von General Augereau erhaltenen Befreiung der ulingischen Ämter von der Spitalkonkurrenz näher zu erkundigen. Amtmann Lautz konnte ihm eine bidimierte Abschrift des vom Augereauschen Chef de l'Etat major, General Baunetier, an den Divisionsgeneral Mathieu erlassenen Schreibens vom 14. III. zeigen, worin es unter anderem heißt, daß Augereau die getroffenen Maßregeln sehr improbiere, daß die Beamten von Idstein und Ulingen sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt, auch die Ämter außer ihrem Territorio zu keiner Konkurrenz angehalten werden sollten. —

Die Verköstigung der Truppen erfolgte in der Regel auf Kosten der Hausbesitzer. Am 13. März erhielt Bürgermeister Pachten vom Amtmann den Auftrag „auch die Offiziere in bürgerliche Häuser zu legen und zwar auf Kosten der Eigentümer, da Einquartierung auf städtische Kosten ohne Einwilligung des Stadtrats nicht angängig sei." Bezüglich der Verpflegung heißt es: „Den Offizieren gebührt ordentliches Essen, also mittags wenigstens Suppe, Gemüs und Fleisch; abends aber nach Belieben entweder Suppe oder gekochtes Obst oder Salat und Fleisch; übrigens bei jeder Mahlzeit ein Schoppen Wein. — Den Gemeinen gebührt mittags und abends eine halbe Maß Bier und niemalen Branntwein."

Am 10. April erhielt Schramm vom Adjutant-Kommandanten Trenqualye, der seit dem 21. März in Weilburg sein Quartier hatte, ein Schreiben wegen Einrichtung einer Offizierstafel in einem Gasthofe Limburgs. Schramm trug dies dem Stadtrate vor und beantragte, diese Tafel auf Kosten der bisherigen Hauswirte der Offiziere einzurichten. Dies fand Beifall und war das wohlgewählte Mittel, um die Stadt von dieser kostspieligen zu befreien. Die Offiziere hatten [illegible] gezählt, diese Tafel werde ausreichen; als sie nun hörten, es [illegible]rte berechnen, mit denen der größere Teil sehr zufrieden war, standen sie von der verlangten Tafel ab.

Zu den Generalstafeln der Generäle Heudelet, Sarrazin und Sarrut, sowie der Obersten erfolgten bis zum 8. Juli die Lieferungen „in natura"; zu den Kosten trug auch die französische Regierung bei. Unterm 16. April bemerkt Schramm in seinem Tagebuch: „Herr Generaleinnehmer Jakobi überschickte diejenigen 1000 Taler, welche die französische Regierung der Stadt und dem Amte zur Bestreitung der Generalstafeln zufließen zu lassen beschlossen hatte; dieses Geld wurde dem Herrn Stadtrentmeister Daubert[*]) zugestellt."

Seit dem 8. Juli wurden Tafelgelder bezahlt. Über die Verhandlungen wegen ihrer Höhe und Verteilung liegen folgende Aktenstücke vor:

1. Actum Limburg, den 8. Juli 1806 im Gasthof zum „Mayener Hof". Repartition der Tafelgelder für die Generäle der 2. Division des 7. Korps betreffend (vgl. Schrammś Tagebuch).

Der Chef de l'Etat major und Adjutant-Commandant Trenqualye hat auf heute alle Beamten des Arrondissements der 2. Division des 7. Corps der französischen sogenannten „großen Armee" pour des affaires extraordinaires ad hoc convocieret; es erschienen die Vertreter aus Camberg, Braunfels, Greifenstein, Weilburg, Wetzlar, Nassau, Marienberg, Montabaur, Runkel, Schaumburg, Diez, Dierdorf, Wenigerscheid, Wallmich-Oberlahn, Limburg, Usingen, Wiesbaden, Runkel, Kirberg. Der Adjutant-Commandant Trenqualye eröffnet, daß der Divisionsgeneral die Absicht habe, sämmtliche Tafeln für die drei Generäle und den Obersten fixieren zu lassen und durch die Ämter des neuen Arrondissements der 2. Division diese Tafeln mit Geld und zwar mit 40 Louisdors per Tag honoriert werden sollten. Einige Beamten wollten gar nicht, andere nur mit 20 Louisdors per Tag an den Tafeln konkurrieren. Dies wurde dem Chef de l'Etat mitgeteilt und damit die erste Sitzung geschlossen.

Am folgenden Tage (9. Juli) ward die Verhandlung wieder aufgenommen. Inzwischen war Divisionsgeneral Heudelet angekommen; er eröffnete, er werde wegen der gegen sein Ansinnen gemachten Schwierigkeiten die Kosten nach der bei den Lazarettsitzen angenommenen Basis selbst repartieren und beitreiben. Nie aber auf 40 Louisdors reflektiert und ihm nur gemacht worden, daß die erforderte Summe von 40 Louisdors die Kräfte der fast ganz erschöpften Ämter übersteige, da ermähnte er die Forderung von 40 auf 30 Louisdors. Diese wurden denn auch von der Versammlung bewilligt unter Voraussetzung der Genehmigung der einzelnen Regierungen.

Die in französischer Sprache abgefaßte Deklaration enthält die wesentlichen Bedingungen der Bezahlung der Tafelgelder: auch ist eine Repartitionsliste (f. 3.) über die Beiträge der einzelnen Ämter beigefügt.

2. Gemeinsamer Bericht der fürstlichen Ämter Montabaur, Limburg und Ehrenbreitstein an die Regierung über die Versammlung vom 8./9 Juli. „Am 8. des Monats waren durch ein Schreiben des Chef de l'Etat major und Adjutant-Kommandant Trenqualye alle Beamten des Arrondissements der zweiten Division pour des affaires extraordinaires nach Limburg eingeladen und wirklich auch ein großer Teil derselben allda versammelt. Gedachter Herr Trenqualye erschien persönlich bei der Versammlung und tat die Eröffnung, daß es die Intention des Generals Heudelet sei, alle Tafeln der Generäle und selbst der Obersten eingehen, solches von den Generälen und Obersten selbst stellen und dagegen sich täglich 40 Louisdors in Gold bezahlen zu lassen. Über diese enorme Prätension wurde nun von den anwesenden Beamten lange Zeit deliberiert, und das

*) Limburger Stadtrentmeister: 1606—1621 Joh. Hirsch, 1662—1671 Joh. Matth, 1675—1683 Franz Boswinkel, 1708 Joh. Knodt, 1709/10 Bertrand Haab, 1730—1740 Wentzel, 1742—1757 Joh. Jodokus Horst, 1760—1799 Carl Anton Tferclaes, 1793—[illegible]

Digitized by Google

Resultat fiel anfänglich dahin aus, daß mehrere auf dieses Rembourrement sich gar nicht einlassen, andere aber höchstens nur auf ein tägliches Gebotantum von 20 Louisdors sich verstehen wollten. Die Mitteilung dieses Resultates an den Chef de l'Etat major hatte die Wirkung, daß am folgenden Tage der Divisionsgeneral, welcher wegen der Verlegung seines Hauptquartiers von Weilburg nach Oranienstein ohnehin Limburg passierte, die sämtlichen Beamten vor sich fordern ließ und denselben bestimmt erklärte, daß, weil die Repartition der geforderten Tafelgelder Schwierigkeiten zu finden scheine, er selbige nach der bei den Lazarettkosten angenommenen Basis selbst vornehmen und die respektiven Beiträge auch selbst beitreiben lassen wolle, um so mehr, da ihm bei diesem Rembourrement nach dem Muster der 1. und anderen Divisionen durch den Marschall Augereau besonders autorisiert worden sei. Durch diese Erklärung wurden die versammelten Beamten zu der verlangten Resolution schon mehr geneigt, als bis von Anfang der Fall war, und man benutzte sich nur, die Größe der angeforderten Forderung möglichst herabzustimmen. Die Vorstellungen führten zu einer Verminderung auf 35 Louisdors, und nachheriger durch die Beamten von Limburg privatim gemachter und durch den Chef de l'Etat major unterstützter Bitte gelang es, eine nochmalige kleine Moderation zu bewirken, so daß hiernach das tägliche Tafelgeld auf 30 Louisdors bestimmt wurde. Die Repartition versuchte man nach dem einmal angenommenen Maßstabe der Häuserzahl auf alle Ämter des Kantonementsbezirks der 2. Division. Das ganze Geschäft wurde vorgenommen mit vorbehaltener Ratifikation der respektiven Regierungen derart, daß sein Amt für den Rückstand bei seinen ebenkommis sie für die Beiträge der etwa eximiert werdenden Ämter verantwortlich werden, daß die Tafeln der Obersten in der betragten Summe ebenwohl begriffen sein und kein General noch Oberst bei der eintretenden Vergütung außer dem erforderlichen Abschzeug ein weiteres zu verlangen befugt sein solle. Über den terminus a quo kam keine Einigung zu Stande, da der General höchst unbilligerweise selbigen auf den 1. Juli, die Beamten aber auf den 8. als den Tag, wo die Belieferung der Tafeln in natura aufgehört habe, bestimmen wollten; unter Umständen wollte man eine eigene Deputation an den Marschall Augereau abschicken. Nach der Repartition haben zu beznhlen von Dekade zu Dekade:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Amt Limburg | 219 Fl. | 19 Kr. |
| 2. Amt Wellmich | 41 Fl. | 10 Kr. |
| 3. Amt Montabaur | 403 Fl. | 47 Kr. |
| 4. Amt Ehrenbreitstein | 126 Fl. | 40 Kr. |
| zusammen | 790 Fl. | 56 Kr. |

Diese Summe aufzubringen ist namentlich für Limburg und Montabaur, welche seit dem letzten Einrücken der batavischen und französischen Truppen notorischer Weise am dürftesten belegt gewesen sind, eine wahre Unmöglichkeit. Die Ämter bitten daher um Repartition auf den ganzen diesseitigen Landesantheil durch die fürstliche Regierung. Der General hat schon die Truppen auf das ganze diesseitige Land verteilen wollen, man hat dies aber verhindert und dadurch bewirkt, daß die Konkurrenz der übrigen, inländischen Ämter nicht der ganzen Masse sondern den genannten inländischen Ämtern zu gut kommen könne. Die Regierungen mögen noch eine Vermindrung der enorm hohen Tafelgelder bei Augereau nachsuchen."

Montabaur, Limburg und Tal Ehrenbreitstein,
den 11. Juli 1806.

3. Repartitionsliste der Tafelgelder für die Generäle und Obristen der 2. Division im 7. Armeekorps.

| Amt | Herrschaft | Häuserzahl | Fl. | Kr. |
|---|---|---|---|---|
| Braunsels | Solms-Braunsels | 242 | 38 | 19 |
| Greifenstein | " | 202 | 31 | 59 |
| Weilburg Amt | Nassau-Weilburg | 640 | 101 | 20 |
| Weilburg Stadt | " | 189 | 29 | 55 |
| Driedorf | Nassau-Oranien | 573 | 90 | 43 |
| Mengerskirchen | " " | 762 | 120 | 39 |
| Rennerod | " " | 1000 | 158 | 20 |
| Ellar | " " | 810 | 128 | 15 |
| Hadamar | " " | 1000 | 158 | 20 |
| Limburg | Nassau-Weilburg | 1387 | 219 | 19 |
| Kamp | Nassau-Weilburg | 260 | 41 | 10 |
| Montabaur | " " | 2550 | 403 | 47 |
| Miehlen | " " | 866 | 136 | 7 |
| Ehrenbreitstein | " " | 800 | 126 | 40 |
| Kamberg | Nass.-Weilb.-u.-Oran. | 614 | 97 | 13 |
| Mensfelden | " " " | 62 | 9 | 49 |
| Runkel | Wied-Runkel | 850 | 134 | 35 |
| Dierdorf u. Maischeid | " | 1000 | 158 | 20 |
| Diez | Nassau-Oranien | 457 | 72 | 91 |
| Marienberg | " | 850 | 134 | 35 |
| Kirberg | Nass.-Oran.-u.-Using. | 218 | 34 | 31 |
| Nassau | " " | 800 | 126 | 40 |
| Oberspel | Baron de Preuschen | 72 | 11 | 5 |
| Westerburg | Comte de Leiningen-Westerburg | 375 | 59 | 99 |
| Schaumburg | Anhalt-Schaumburg | 486 | 69 | 0 |
| Nievern-Fachbach | Gräflich Lynsch | 60 | 9 | 90 |
| Balenbach | Graf Boos | 30 | 4 | 45 |
| Arenberg | Baron de Frede | 80 | 12 | 60 |
| Reifenberg | Gräfl. Bassenheimisch | 60 | 9 | 90 |
| Idstein | Nassau-Usingen | 1000 | 179 | 95 |
| Usingen | " " | 100 | 15 | 50 |
| Eppstein | " " | 400 | 63 | 90 |
| Kaub | " " | 200 | 45 | 55 |
| Braubach | " " | 160 | 25 | 90 |
| Oberlahnstein | " " | 150 | 23 | 45 |
| Königstein | " " | 500 | 79 | 10 |
| Kronenberg | " " | 600 | 95 | — |
| Katzenellenbogen | " " | 186 | 29 | 97 |
| Burg-Schwalbach | " " | 205 | 32 | 97 |
| Wehen | " " | 400 | 63 | 90 |
| Lorch | " " | 140 | 22 | 16 |
| Lorchhausen | " " | 40 | 6 | 20 |
| | Summe | 21024 | 3328 | 30 |

Die Deklaration vom 9. Juli fand nicht die Genehmigung der Landesregierungen, die nicht gestatten wollten, daß man über die Summe von 15 Louisdors pro Tag hinausgehen. Daher versammelten sich die Amtsvertreter abermals am 19. Juli und zwar in Oranienstein und teilten dies sowie die neuen Bedingungen dem nun in Diez wohnenden Adjutant, Kommandanten Tremaualye mit, dessen übermütige Antwort (Vos propositions sont ridicules, Messieurs, en consequence elles sont refusées!) die versammelten Beamten bewog, sich zu entfernen und „schlechterdings keinen Sou über die offerierten 15 Louisdors zu bewilligen." An die nassau-weilburgische Landesregierung sandte Schramm folgenden Bericht: „Am verflossenen Donnerstag wurde ich vom Chef de l'Etat major Trenqualye aufgefordert, einen nochmaligen Versuch zu machen, ob die respektiven Ämter sich zu den bei der ersten Konvention freiwillig offerierten, 20 Louisdors zur Relnition der Generals- und Obristentafeln, verstehen würden. Eine Besprechung mit Justizrat und Amtmann Conradi in Diez, ließ auch diese Summe viel zu groß erscheinen, wir machten eventualiter eine Repartition von 15 Louisdors. Auf gestern riefen wir dann zu einem Spezialkongreß die Herren Beamten von Kamberg, Runkel, Weilburg, Braunfels und Schaumburg nach Oranienstein. Auch sie wollten nicht mehr als 15 L. bewilligen. Die nun aufgestellten erforderlichen Bedingungen wurden Herrn Trenqualye zugestellt. Der Divisionsgeneral Heudelet sollte 6, jeder der beiden Brigadegenerale Sarrazin und Sarrut je 3, jeder der drei Obristen je 1 L. (= 15 L.) erhalten.

Digitized by Google

Für den vierten Obristen Semèle in Kirberg wurde nichts ausgeworfen, weil es die höchste Einfalt gewesen wäre, wenn wir die Tafel eines Offiziers in einem fremden Lande, das alle Konkurrenz verweigert, fourniert hätten. Die kurze, übermütige Antwort Treuenfels führte zur Auflösung der Versammlung, die nun keinen Sou über die offerierten 15 L. bewilligen wollte." (20. VIII. 06.) Sarrazin bezog nach diesem Satze Tafelgelder vom 8. Juli bis 28. September. Die angenommene „Proposition pour le remboursement des Tables de Mss les Généraux" lautet:

1. Mr. le Général de Division aura pour jour 6 Louis ou pour une décade 660 florins; cette somme sera fournie par tous les bailiages du pays d'Orange savoir Driedorf, Mengerskirchen, Rennerod, Ellar, Hadamar, Dier, Nassau, Marienberg. 2. Mr. le Général de Brigade Sarrazin aura pour jour 3 Louis et Mr. le Colonel Lacne 1 Louis ou en dix jours tous les deux 440 florins; cette somme sera payée par tous les baillages du pays de Weilburg savoir Weilburg, Limburg, Camp, Montabaur, Mühlen, Ehrenbreitstein, 3 Mr. le Général Sarrut aura 3 Louis pour jour, fournis par les baillages de Braunfels, Greifenstein, Runkel, Osterspei, Westerburg, Schaumburg, Nievern, Fachbach, Wasenbach, Arenberg, Mensfelden, Reifenberg, Dierdorf, Maischeid (le dernier seulement taxé au sixième). 4. Mr. le Colonel Semèle vivra aux frais de la commune de Kirberg.

Zu Schramms „Rechnung über die zur Bestreitung der unvermeidlichen Geldauslagen während der Anwesenheit und den Durchzügen der batavischen und französischen Truppen empfangen und herausgegeben Gelder", werden für das Amt Limburg, die Einnahmen (Simpla, Tafelgelder, Lieferungen des Amtes Driedorf und Reifenberg, Herzogliche Geldeinnehmerei) mit 3578 Fl., die Ausgaben (Botenlohn, Magazinskosten, Tafelgelder, besondere Ausgaben) mit 3223 Fl. angegeben. Eine besondere Furage-Magazinrechnung reicht vom 21. Februar bis 1. Oktober 1806; die Verpflegung des Restes des Magazinvorrates, die am 11. Dezember auf dem Limburger Rathause vor sich ging (1½ Malter Hafer, 25 Zentner Heu, 90 Zentner Stroh), ergab einen Erlös von 225 Fl. In der Stadtrechnung [3]) vom Jahre 1806 werden die gesamten Kriegskosten der Stadt für das ganze Jahr mit 14 681 Reichstaler angegeben, während sie sich für die Zeit der Revolutionskriege von 1792 bis 1808, mit Ausschluß der Jahre 1803 bis 1805 und 1807, auf mehr denn 125 000 Reichstaler belaufen. Es hatte nämlich nach den Stadtrechnungen die Stadt Limburg Kriegskosten, im Jahre 1792: 2053, 1793: 905, 1794: 1672, 1795: 7607, 1796: 28 064, 1797: 14 176, 1798: 34 796, 1799: 4145, 1800: 7492, 1801: 4843, 1802: 2690, 1805: 14 681 Reichstaler, 1808: 2141 Fl.

[3]) Über den Haushalt der Stadt Limburg, wie er sich aus den Stadtrechnungen der Jahre 1600—1806 ergibt, hoffe ich demnächst einige Mitteilungen machen zu können.

# Karoline von Günderrode.

1) Zur Erinnerung an ihren 100. Todestag, 26. Juli 1906. Von Th. Gesky.

Ein Jahrhundert ist am 26. Juli 1806 verflossen, seit in dem dicht am Rhein liegenden Städtchen Winkel im Rheingau sich der letzte Akt einer erschütternden Herzenstragödie abspielte, die uns auch heute noch mit inniger Teilnahme erfüllt. Hier endete nämlich die Dichterin Karoline von Günderrode, ein hochbegabtes, schwärmerisches Mädchen, aus Gram über die unglückliche Liebe zu dem Professor Friedrich Creuzer in Heidelberg am Ufer des Rheins durch Selbstmord, indem sie, „ein weiblicher Werther", sich den tödlichen Dolch in das Herz stieß.

Karoline von (Günderrode[1]) war in Karlsruhe als die Tochter des Freiherrn Hektor Wilhelm von Günderrode und seiner Gattin Luise am 11. Februar 1780 geboren. Von ihren Schwestern starben drei jung, eine sie überlebende Schwester, Wilhelmine, verheiratete sich und verschied 1819, ohne Kinder zu hinterlassen. Der einzige Bruder Hektor, der kurz vor dem Tode seines Vaters, am 25. April 1786, geboren wurde, starb in Frankfurt a. M. erst am 21. März 1862. Nach dem Tode ihres Gemahls siedelte Karolinens Mutter nach Hanau über, wo sie ihr Leben am 15. September 1819 beschloß.

Karoline trat am 4. April 1797, also schon mit siebzehn Jahren, in das adelige evangelische Damenstift in Frankfurt, in dem sie jedoch von der Außenwelt nicht streng abgeschlossen war. Die Bewohnerinnen durften Besuche empfangen und Reisen machen, mußten aber eingezogen leben, schwarze Kleider tragen, und auf den Besuch von Theatern und Bällen verzichten. Nach dem Tode ihrer Großmutter, der im Juni 1799 erfolgte, verließ Karoline das Stift, um während des Sommers und Winters bei ihrem Großvater in Buttbach zu leben. Auch später weilte sie öfter außerhalb des Stiftes. Schon Savigny, der nachmalige preußische Minister (geboren 21. Februar 1779, gestorben 25. Oktober 1861), der seine Jugendzeit in Frankfurt zubrachte, scheint auf Karolinens Herz einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, als sie ihn 1799 in Lengfeld im Odenwald zuerst gesehen hatte. Doch da der große Rechtsgelehrte, der sich 1804 mit der Schwester seines Freundes Brentano, Kunigunde, vermählte, Karoline nicht beachtete, verwandelte sich ihre Leidenschaft allmählich in eine warme, freundschaftliche Zuneigung, die sich zu einem längeren Briefwechsel zwischen ihr und Savigny, der damals in Marburg wohnte, gestaltete. Auch für Klemens Brentano, mit dem sie in brief-

[1]) Die Familie schrieb ihren Namen schon seit langer Zeit „Günd.rode", wie dies auch jetzt noch in Frankfurt lebende Nachkommen von Verwandten der Dichterin tun. Die Schreibweise „Günderode" hat erst durch Bettina von Arnim geb. Brentano Schule „Die Günderode" sich fälschlich eingebürgert.

Digitized by Google

lichem Verkehr stand, soeint sie geschwärmt zu haben, bis ein taktloser Brief Brentanos sie, die mit seiner eigenen Schwester innig befreundet war, so verletzte, daß sie den Briefwechsel abbrach.

Eine ungleich tiefer gehende und uns schwer erklärliche Leidenschaft ergriff dagegen Karoline, die so verhängnisvoll für sie werden sollte, daß sie daran zu Grunde ging. Ihre hoffnungslose Liebe galt dem Professor Friedrich Creuzer, der von 1768 bis 1841 Philolog und Historiker zu Marburg, später in Heidelberg war. Dieser am 10. März 1771 in Marburg geborene, häßliche und seinen meisten Zeitgenossen wenig sympathische Gelehrte hatte sich mit der 20 Jahre älteren Witwe des Professors Leske zu Marburg verheiratet, deren zwei Kinder aus erster Ehe er erzog. Creuzer und Karoline lernten sich wahrscheinlich durch Vermittelung des Theologen Daub kennen, der schon von Marburg her mit Creuzer befreundet war und dessen Frau, Sophie Blum aus Hanau, mit Frau von Günderrode und deren Schwestern Umgang hatte. Der Briefwechsel zwischen Creuzer und Karoline, der von Frau v. Rees, geb. von Mettingh, aufbewahrt wurde, ist leider nach deren Tode verbrannt worden. Nach Bettinas Schilderung war die schöne und geistvolle Stiftsdame von hohem Wuchs und hatte braunes Haar, aber blaue Augen und sanfte und weiche Züge. Creuzer scheint Karolinens Liebe allmählich erwidert zu haben. Wenigstens schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Savigny (Vgl. G. Weber, Heidelberger Erinnerungen, Stuttgart 1856, S. 110 ff.) „Ich habe teuer gebüßt eine Sünde gegen die Natur, die in ihren Folgen ein eisernes Schicksal geworden. Ohne Maß lieben — hassen ohne Maß ist der Ton meines Lebens, innerlich betrachtet, und ohne Maß arbeiten, ist das äußerliche Gebot. So viel siehst Du aus meiner dürftigen Mitteilung, daß ich in der Seligkeit unglücklich bin. Wer den Himmel gesehen, ohne darin zu wohnen immerdar, ist der nicht unglücklich?" Noch vor der erschütternden Katastrophe dieses Liebesdramas schrieb Heinrich Voß, der Sohn des Dichters Johann Heinrich Voß, 1803 an Charlotte v. Schiller, die Witwe Friedrich Schillers: „Seit Creuzers Bekanntschaft mit Tian (Pseudonym der Dichterin Karoline von Günderrode) ist das Glück dieser Ehe völlig gestört. Mann und Frau leben sehr getrennt miteinander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaft." — Dagegen beruht die zuerst von Voß erzählte, doch mehrfach angezweifelte Nachricht, Creuzer sei von seiner Frau während seines Nervenfiebers so aufopfernd gepflegt worden, daß er aus Dankbarkeit Karolinen einen Absagebrief geschrieben habe, auf Irrtum. Creuzers Gattin hatte nach schweren Seelenkämpfen vielmehr den Entschluß gefaßt, ihren Mann freizugeben. Die Scheidung der Ehe unterblieb aber lediglich deshalb, weil Creuzer zu der Einsicht gelangt war, daß Moritzingelder und schriftstellerische Einnahmen nicht ausreichen würden, der Günderrode oder seiner „Poesie", wie er sie gern nannte, eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten. Denn weder Creuzer noch Karoline besaßen Vermögen. Zuletzt gab die Pflicht der Dankbarkeit gegen seine Frau den Ausschlag: er erklärte seinen Freunden, daß er zu entsagen entschlossen sei. Aus einem Briefe, den Klemens Brentano Mitte August 1806 an Achim v. Arnim richtete (zuerst von Reinhold Steig in der „Mundschau" 1892 mitgeteilt), geht indessen doch hervor, daß Creuzer damals auch todtkrank gewesen war und daß er die Nachricht von Karolinens Selbstmord erst nach seiner völligen Genesung erfahren sollte. —

Über die ersten Anfänge des von Karoline und Bettina Brentano geschlossenen Freundschaftsbundes sind wir nicht näher unterrichtet. Wir wissen nur, daß die fünf Jahre jüngere Bettina mit schwärmerischer Zuneigung zu Karoline emporblickte und daß, sobald sie getrennt waren, zwischen beiden ein lebhafter brieflicher Verkehr herrschte. Einige Momente vor ihrem tragischen Ende zog sich Karoline, die vielfach andere Anschauungen als Bettina hatte, allmählich immer mehr von ihr zurück, doch nicht zu schnell und taktlos, wie Bettina dies glaubhaft zu machen suchte. Mit Bettina ist Karoline übrigens niemals zinnmen in Winkel gewesen. Das Standhaus fiel der Familie Brentano-Birkenstock erst zu, als die Katastrophe ihren traurigen Abschluß fand, und Bettina begleitete damals Herrn und Frau Brentano, als sie das Besitztum in Augenschein nehmen wollten. —

Ehe wir das tragische Ende Karolines [illegible] sehen, wollen wir einen kurzen Blick auf ihre Dichtungen werfen. Von diesen erschien unter dem Pseudonym Tian 1804 eine Sammlung „Gedichte und Phantasieen", die lyrisch-epische Gedichte und einige Aufsätze enthält. In ihren Dichtungen stehen neben eigenen Gedanken Nachklänge an Ossian und auch poetische Beiträge in dialogischer Form. Die Sprache ist oft einfach und natürlich, aber bisweilen auch unklar und verschwommen; die Form ist größtenteils gewandt und die Reime sind meist rein. In der Poesie erblickte sie die einzige Trösterin in den Wirrsalen und trüben Stunden des Lebens. Ihr poetisches Glaubensbekenntnis, das in dem Gedicht „Wandel und Treue" enthalten ist, spricht sie in den nach Form und Inhalt schönen, tiefempfundenen Versen aus, die hier folgen mögen:

„Traun laß mich, wie mich der Moment geboren;
Ju ew'gen streben denken sich die Thoren.
Die Sterne wandeln ohne seiten Stand;
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder,
Der Strom des Lebens woget auf und nieder
Und reißen mich in seinen Wirbeln fort.
Sieh alles Leben! Es ist sein Beleben,
Es ist ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel. Buntes, reges Streben!
O Strom! In dich ergießt sich all mein Leben!
Die stürz' ich zu! Vergesse Land und Port!"

Zur erschütternden tragischen Wahrheit sollten die letzten Verse werden, als die unglückliche Dichterin am Rheinstrom ihr verfehltes Leben endete. Lied

Nicht minder schön ist das ergreifende „Stumm und leer", in dem der Schmerz ihrer hoffnungslosen Liebe einen seelenvollen Ausdruck gefunden hat:

„Ist alles stumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr,
Düfte, sie düften nicht,
Lüfte, sie lüften nicht,
Mein Herz ist so schwer!
Ist alles ab' und hin,
Bange mein Geist und Sinn;
Wollte, nicht wüßt ich was,
Sagt mich ohn' Unterlaß,
Wüßt' ich wohin!

Ein Bild von Meisterhand
Hat mir den Sinn gebannt;
Seit ich das holde sah,
Ist's fern und ewig nah,
Mir anverwandt.
Ein Klang im Herzen ruht,
Der noch erfüllt den Mut,
Wie Flötenhauch ein Wort
Tönet noch leise fort,
Stillt Tränenflut.
Frühlings Blumen treu
Kommen zurück aufs neu,
Nicht so der Liebe Glück,

Ach! es kommt nicht zurück,
Schön, doch nicht treu.
Kann Lieb' so nutlos sein,
Von mir so fern, was mein?
Kann Lust so schmerzlich sein,
Untreu so herzlich sein?
O Wonn', o Pein!
Phönix der Lieblichkeit,
Dich trägt dein Fittich weit
Hin zu der Sonne Strahl —
Ach! was ist die zumal
Mein einsam Leid!" — (Schluß folgt.)

# Die kurmainzische Wald-, Wild- u. Fischerei-Ordnung von 1666.

Von J. Braun.

Es ist bekannt, daß der südlichste Teil unseres Bezirks ehedem fast ganz zu dem Territorium des Erzstiftes Mainz gehörte und zwar waren es die Ämter Oberlahnstein (altmainzisch), Rüdesheim, Eltville, Wallau, Hochheim, Höchst, Königstein, Kronberg und Heddernheim. Infolge des im Jahre 1803 erfolgten Reichsdeputationshauptschlusses wurde der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz aufgehoben, und die vorgenannten Ämter kamen als Entschädigung für den Verlust der Herrschaft Saarbrücken an den Fürsten Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, wurden also nassauisch.

Wie die weltlichen Fürsten in ihren Ländern, so haben es auch die geistlichen Herren in den ihnen zugehörigen Territorien an einer vielseitigen Förderung ihrer Staatsinteressen nicht fehlen lassen, teils in Rücksicht auf sich selber, teils im Hinblick auf ihre Untertanen, und haben in letzterer Beziehung das Wort wahr zu machen gesucht, daß unter dem Krummstab gut wohnen sei. Als Beweis landesväterlicher Sorge mag uns die im Jahre 1666 erschienene Wald-, Wild- und Fischerei-Ordnung des Erzbischofs Anselm Franz gelten, deren Bestimmungen bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem großen Teile unseres Nassauer Landes Gültigkeit hatten.

Eine besondere Wichtigkeit wird in der fraglichen Ordnung den Gemarkungsgrenzen beigemessen und zwar mit vollem Rechte, scheiden sie doch das Mein und Dein klar und rein, und bewahren vor mancherlei Irrungen, welche die schwerwiegendsten Folgen haben können. Es war daher angeordnet, daß die „Gräntzen mit gewissen Marksteinen und Mahlbäumen sollten wohl bemarcket werden". Die Marksteine trugen Wappen und Schrift, und wurden im Beisein von Zeugen gesetzt; auch das Jahr der Aufrichtung war wohl zu vermerken. Neue Malbäume wurden gepflanzt, wo alte etwa durch Windbruch hatten Schaden gelitten. An solchen Stellen, wo Gewässer die Grenze bildeten, war wohl darauf zu achten, daß solche in ihrem rechtgängigen Strom erhalten wurden. Jedes Jahr zwischen Ostern und Bartholomäi, da der Tag am längsten ist, hatte der Grenzgang zu erfolgen, der sich bis heute, wenn auch nicht mehr in mittelalterlicher Form, in unserer Heimat erhalten hat. Alte und junge Ortseinwohner bis herunter zu den Knaben von zwölf Jahren mußten daran teilnehmen, „umb künftiger Wissenschaft und Erlernung der Gräntzen willen". Die nächsten Anlieger der Gemarkung waren zu der Grenzrevision zu bescheiden. Alle innerhalb Jahresfrist eingetretenen Mängel an Marksteinen und Malbäumen wurden reguliert und die Vorkommnisse zu Protokoll genommen. Zeigten sich irgendwelche Schäden an den Grenzzeichen auch zu sonstigen Zeiten, so war derjenige, welcher davon Kenntnis erlangte, verpflichtet, den Forstbediensteten oder Kellern davon Mitteilung zu machen und zwar bei 6 Floren Strafe. Wer Malbäume vorsätzlich beschädigte, hatte 50 Gulden Strafe zu zahlen, und zu 100 Floren wurde einer verdammt, wenn er gar einen solchen Baum fällte.

Die Wälder des Erzstifts scheinen sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einem recht trostlosen Zustande befunden zu haben, hervorgerufen durch ein unvernünftiges und planloses Abholzen. Um dem weiteren „unersetzlichen Ruin" vorzubeugen, wurde angeordnet, daß im Frühjahr auf Petri Cathedra und im Herbste auf Michaelistag Holzanmeldetage abzuhalten wären, an denen jeder Untertan seinen Holzbedarf dem Forstbeamten anmelden konnte. Nach stattgehabter Fällung wurden die Leute alle „auff einen Tag und auff einen Forst", darunter sie gehörten, beschieden und der Verkauf im Beisein der Forstbeamten vollzogen. Den Beamten war eingeschärft, bei solchen Anlässen „die Untertanen nicht vergeblich warten zu lassen". Außer diesen ordentlichen „Waldgedingen", wie die Anmeldung, Fällung und der Verkauf bezeichnet werden, gab's auch außerordentliche, wenn durch Feuersbrunst und große Wasser Schaden angerichtet, Mühlwehr, Brücke und Steg weggerissen wurde, oder sonst an Berg-, Mühl- und Hammerwerk die Welle brach. Solchen Übelständen war seitens der Forstbeamten auf Antrag hin gegen gebührende Zahlung sofort abzuhelfen. Auch „Guadenholz" wurde an Arme und Bedürftige auf Original-Befehl, der der Forstrechnung beizufügen war, abgelassen. In besonders fürsorgender Weise war den Forstbeamten aufgegeben, daß bei Holzverkäufen an Gewerbetreibende den Einheimischen vor den Auswärtigen das Holz zu einem billigen Preis abgelassen werde. An Schneid- und Brettermühlen sollte nicht mehr abgegeben werden, als die Wälder ertragen konnten. Ernstlich wurde den Forstbeamten ihre Pflicht ans Herz gelegt und

Digitized by Google

ihnen befohlen, täglich mit den Forstknechten die Wälder zu bereiten und nach allen Sachen zu sehen, damit eine immerwährende beständige Holzaufzung „dem Lande zur Conservation der Gebäu ersprieße und eine beharrliche Feuerung von Jahr zu Jahr jetzt und künftig den Nachkommen bleiben möge."

Was die Waldkultur im einzelnen betrifft, so war den Forstbeamten aufgegeben, an solchen Stellen, wo das junge Gewächs zu dicht stehe, „Katten-, Hopfen- und Reifstangen auszubauen". Alles Holz, was zu Schiff-, Bau-, Zaunstecken, zu Pfählen, Dauben und als Schindelholz gefällt wurde, mußte mit dem Waldeisen beschlagen werden. Mühlen-Wellen, große Träger und Hauptbölzer waren pflichtgemäß zu taxieren und dann zu schlagen. Stellte es sich beim Fall heraus, daß ein solcher Stamm nicht „Kaufmannsgut" war, so mußte dem Käufer ein anderer Stamm verabfolgt werden. Um das Decken der Dächer mit Schindeln mehr und mehr in Abgang zu bringen, war die unentgeltliche Abgabe von Holz zum Ziegelbrennen zugesichert. Alles Nutholz war zuerst zu fällen; dann erst kamen die Kohlenbrenner in Tätigkeit. Streng war darauf zu sehen, daß keine obst- und fruchttragenden Bäume, als „Äpfel, Birnen, Kirschen, Kastanien und Spenerlings-Bäume" ausgebauen wurden. Kein Untertan durfte mehr Holz ausbauen, als er vorher angemeldet hatte. Den Holzhauern war gestattet, am Feierabend dürres Holz mit nach Hause zu nehmen.

In bezug auf die Holzgerechtigkeit waren den Untertanen die wöchentlichen Holzta ge bezeichnet; eine Holzlese außer dieser Zeit sollten sie sich jedoch nicht „gelüsten lassen". Städten und Dörfern wurde anempfohlen, statt der bisher gelieferten Pfähle und Zaunstecken lebendige Dornzäune zu pflanzen. Wo aber eine derartige Lieferung nicht zu umgehen ist, soll man das Holz an den Orten fällen, wo es den wenigsten Schaden bringt. Die Forstbeamten hatten bei Verbauung der Waldwiesen darauf zu achten, daß mit dem Holz „sparsamle" umgegangen wurde. Alles das zum Segen des Walds, nun einer Verödung desselben vorzubeugen.

Nicht bloß durch eine sparsame Holzabgabe und planmäßige Abforstung suchte man dem ruinierten Wald wieder aufzuhelfen, sondern auch durch weise Hegung des Holzes. In den jungen Gehäuen unter vier Jahren durfte mit Sicheln nicht gegrast, auch kein Vieh zur Weide oder Aaßung getrieben werden. Derjenige, welcher in jungen Schlägen mit der Sichel graste, mußte einen Gulden Strafe zahlen, und bei Viehtreiben in junge Gehäue betrug die Strafe für Schafe 5, für jedes andere Stück Vieh 15 Albus. Waren die jungen Schläge in vier Jahren etwas aufgewachsen, so konnte das Grassicheln gestattet werden. Die Hut war nach dem gleichen Zeitraum für Schafe zugelassen, für anderes Vieh erst nach sechs Jahren. Ziegenvieh soll man nach Möglichkeit abschaffen wegen des „merklichen Schadens, so in Wäldern, Gehölzen und Gärten das Ziegen- oder Geiß-Vieh thut". Fuhrleute hatten sich beim Abfahren des Gehölzes genau auf den vorgeschriebenen Wegen zu halten und durften weder Leiterbäume, noch Nutzholz, Binde oder Hebnittel abhauen. Wer dagegen handelte, hatte einen Gulden Strafe zu zahlen.

Haben wir so die wichtigsten Bestimmungen der kurfürstlichen Waldordnung kennen gelernt, so wenden wir uns nun der Betrachtung der Jagdvorschriften zu und beginnen mit der Anweisung an die Forstbeamten, die Ober-Jägermeister, Forstmeister, Forstbedienstete und Forstknechte, denen aufgegeben war, auf „die Wildbahn und das kleine Weidewerck fleißig Achtung zu geben." Alle Jagdgänger hatten sich an die vorgeschriebene Jagezeit streng zu halten, „als nemlich mit dem rothen Wildprett von Trinitatis biß Andreae, mit dem schwartzen Wildprett von Michaelis biß Weihnachten". Wer vor oder nach benannter Zeit die Jagd ausübte, hatte 100 Goldgulden an die herrschaftliche Kammer zu zahlen. In der Satzzeit des Wildes durfte die Wildbahn nicht durchfahren und durchwandert werden; auch Hunde durfte man nicht einlassen, Hirtenhunde ausgenommen, welche ein hölzernes Kreuz am Halse zu tragen hatten. Wilddiebe machten auch damals die Wälder unsicher, und es war den Forstbeamten aufgegeben, strenge Wacht zu halten und die Verbrecher zur „haften zu bringen". Von Petri Cathedra bis zu Bartholomäi war das Hetzen-Reiten, Hasenjagen und Hasenschießen, sowie das Hühnerjagen bei zehn Goldgulden Strafe untersagt. Wer beim Schlingenstellen betroffen wurde, hatte zwanzig Gulden zu zahlen. Die Vögel genossen neben dem Wilde einen ausreichenden Schutz. Einen Gulden Strafe hatte der zu zahlen, welcher sich an Vogeleiern oder jungen Vögeln vergriff, und wer sich unterstand, Reh- oder Wildkälber anzujuchen und zu stehlen, der hatte 15 bezw. 30 Gulden Strafe zu entrichten.

Bei den herrschaftlichen Jagden hatten die Untertanen zur Jagdfron zu erscheinen. Da hierbei, namentlich zu den Wolfsjagden, „ganze Haufen untüchtiges Gesindel, Kinder und geringe Knaben", geschickt wurden, so wurde bestimmt, daß von Wolfsjagden niemand als der Schultheiß, Faut oder Landschöpf, dann der Heimberger, der Hirt und Dorfhüter sollte befreit sein, ebenso alte, gebrechliche Greise und Witweiber. Die übrigen Bürger hatten zu erscheinen. Wer zum Jagen „auff der Hirschfrist, Schweinehatz und anderen Leujagten ungehorsamlich ausblieb", hatte jeden Tags 10 Albus und wer zu spät kam 5 Albus Strafe zu erlegen. Ein Ausbleiben bei Wolfsjagden wurde mit 15 Albus geahndet. Zu den Jagden hatten die Fronpflichtigen auch zum Teil mit Gespann zu erscheinen, um das zur Strecke gebrachte Wild fortzuschaffen. Wer sich weigerte hatte 3 Gulden und der Unpünktliche 1 Gulden Strafe zu erlegen. Während der Jagd war jegliche Hut im Walde verboten. Die Ortsschultheißen waren verpflichtet, dafür zu sorgen, daß jeder Untertan den herrschaftlichen Bestimmungen nachkam.

Wir geben zum Schluß noch einige Anordnungen wieder, die die Fischerei betrafen. Es war inbezug hierauf bestimmt, daß bei der Holzflößerei die Wehre, so den Forellen zum Schutz gebaut, sollten geschont werden. Schneidemüllern war verboten, Sägespäne ins Wasser laufen zu lassen, „dadurch dem Fischwasser, insonderheit der Bruth ein merklicher Schaden geschicht". Den Untertanen war untersagt, an Fischbächen Enten

Digitized by Google

zu halten und zwar bei 15 Albus Strafe für jedes Stück. Unberechtigtes Fischen war bei 15 Gulden Strafe verboten.

Es ist anzunehmen, daß bei richtiger Anwendung der in kurzen Zügen wiedergegebenen Wald-, Wild- und Fischerei-Ordnung die Wälder wieder zu besserer Entwickelung kamen, der für den Menschen nützliche Wildstand gehoben und Schädlinge mehr und mehr vermindert wurden. Auch die Maßnahmen zu Gunsten der Fischzucht sind jedenfalls nicht ohne Segen geblieben.

# Der Obersteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeschichte aus dem Nassauischen.

3) Von H. L. Linkenbach. (2. Fortsetzung.)

Das Grubenlicht über den Daumen der linken Hand gehängt, kletterte Lotz an den glitschigen Sprossen hinunter.

„Glück-auf!"

„Glück-auf! Obersteiger!"

„Wie steht's? — Alles in Ordnung?"

„Jawohl, Obersteiger, aber wir sind heut' nur zu dritt", erwiderte der Kameradschaftsälteste, „der Schupp fehlt einmal wieder!"

„Schon wieder fehlt der, der Lump? Na, ich werd' ihm schon heimleuchten, dem Faulenzer!"

Lotz war ordentlich in die Wut geraten. Den Schupp hatte er schon lange auf dem Strich; ein frecherer, unverschämterer Mensch war ihm noch nicht begegnet. Gestern erst hatte die alte arme Mutter des Bergmanns ihm wieder vorgejammert, daß ihr Sohn ihr gar kein Geld abgäbe; sie aber wüst beschimpfe, wenn sie nichts auf den Tisch brächte.

„Wo steckt denn der Kerl?" rief Lotz nach einer Weile, „wißt Ihr's nit Lingohr?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

„Nein, ich weiß nit, Obersteiger" erwiderte er, „aber der Bursch' hat ja alle Augenblicke 'was Neues, was ihn vom Arbeiten abhält."

Lingohr schwieg einen Moment, putzte verlegen an seinem Grubenlichte herum und machte eine Miene, als ob er noch etwas Wichtigeres sagen wollte, sich's aber nicht auszusprechen getraue.

Ei, was habt Ihr dann, Lingohr", frug ihn Lotz. „ihr wollt mir scheint's noch was anvertrauen. Bei mir braucht Ihr kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Also heraus mit der Sprach'!"

Der Bergmann putzte weiter an seinem Lämpchen, ohne aufzublicken, dann aber gab er sich plötzlich einen Ruck, guckte dem Obersteiger fest ins Gesicht und stotterte seine Worte hervor:

„Obersteiger," sagte er, „nehmt's einem alten Bergmann nit übel. Ich muß Euch aber noch 'was sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr mir bös' seid. — Obersteiger, seid auf der Hut mit Eurem Mädchen. Ich will nit zu viel verraten haben, aber der Schupp ist wie toll hinter'm Linachen her, und ich glaub', er gibt sich nit umsonst die viele Müh'!"

„Unsinn, dummes Geschwätz!" erwiderte Lotz, und damit war das Privatgespräch abgebrochen. Gerne hätte er den Mann zwar noch weiter ausgefragt, wie er zu solchen albernen Vermutungen käme; aber ab das nicht zu. Eine halbe Stunde r Alte noch drunten im Schacht, in- über den Stand der Arbeit— stellte Fragen, erteilte Befehle und fuhr dann wieder zutage.

Droben angelangt, blieb er eine Weile am Füllort stehen, wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und schritt langsam wieder seiner Wohnung zu.

Es wollte ihm nicht aus dem Kopfe, was ihm Lingohr soeben gesagt hatte. Der Schupp, dieser liederliche Schlingel, sollte Absichten auf Lina haben?

Alles, nur das nicht! Am liebsten hätte er [illegible] schon dem Faulenzer gekündigt, nur den flehentlichen Bitten seiner Mutter hatte er immer nachgegeben!

Nie war ihm früher der Gedanke gekommen, daß er Lina je verlieren könne, und jetzt wurden ihm die Augen plötzlich unbarmherzig geöffnet. Das Mädchen war die Freude und der Stolz seines Alters. Nach dem Tode seiner Frau hatte er die kleine, achtjährige Bergmannswaise an sich genommen in sein Heim, dem sie fortan Licht und Wärme spenden sollte. Wie sein eigenes Kind war sie bei ihm erzogen worden, und nichts hatte er gespart, weder an Geld noch Zeit, um ihr das zu ersetzen, was sie mit ihren Eltern verloren hatte. Lot besaß zwar einen Sohn, aber der hatte längst schon einen eigenen Hausstand gegründet drunten in Ems, wo er als Steiger in der Mittelbach tätig war. Wenn er des Sonntags mit seiner jungen Frau und den beiden Kinderchen herauf kam, in die Linnebach, um den Vater zu besuchen, dann glänzten die Augen des Alten vor Freude. Aber so sehr er auch den Jungen und die Enkelchen lieben mochte, sein Ein und Alles blieb doch immer Lina, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing.

Wie verstand sie es aber auch, dem Pflegevater Behaglichkeit zu spenden, wie wußte sie ihn mit ihrer Anmut, ihrem jugendfrischen Wesen, ihrer silberhellen Stimme zu erfreuen und die Sorgenwolken von seiner Stirne zu scheuchen.

Ach, und wenn er nun denken müßte, sie an Schupp zu verlieren! . . . . . .

Aber das war ja alles purer Unsinn! Er konnte doch sein Mädel viel zu genau!

Einem solchen Menschen würde sie nie ihr Herz schenken!

Aber wenn es nun doch so wäre?

Wieder tauchten Mißtrauen, Zweifel und Angst in ihm auf. Lina war ja doch den ganzen Tag unbeaufsichtigt [illegible] Ten

Digitized by Google

Es war wirklich nicht recht von ihm, daß er sich so wenig um ihre Gedankenwelt bekümmerte.

Nun wurde es ihm auch klar, warum sie gar nicht mehr so gleichmäßig fröhlich war wie früher, sondern launisch und unruhig, bald wehmütig still und bald toll und ausgelassen.

Nie hatte er sich Gedanken über diese Veränderung gemacht oder sie nach deren Grund gefragt.

Indem war sie ja auch seit gestern wieder frischer und lustiger, genau wie sonst. Die kleine Verstimmung würde sich also wohl gelegt haben. Aber jetzt wollte er doch aufmerksamer sein; von nun ab würde er schon aufpassen!

Ins Gewissen würde er ihr reden und dem Mädel den Kopf wieder zurechtsetzen. „Kind," würde er zu ihr sagen, „Kind, du bist auf dem falschen Wege. Der Schupp ist kein Mann für dich; für den bist du zu gut! — Ein Faulenzer und ein Lump ist er und ein ganz gemeiner und niederträchtiger Kerl dabei! — Schon als Bub war er schlecht! Wie manch' liebes Mal hab' ich ihn ermischt, wie er Vogelnester ausbob und den Jungen die Hälse herumdrehte. Wie oft hab' ich ihn an den Ohren gezogen, wenn er Hunde und Katzen quälte oder den Fröschen, die er drunten im Weiher fing, die Beine ausriß. Siehst du, Kind, und wer in der Jugend Tiere quält, der quält später Menschen! Deshalb laß dich nit mit dem Schupp ein, denn der ist ein Menschenquäler!" —

Ja, das alles wollte er dem Mädchen sagen, um es vor unbedachten Schritten, vor Unheil zu bewahren.

„Ach was!" — Lok sah seiner markigen Gestalt einen derben Ruck. „Alles Dummheiten!" Nie konnte er nur einen Augenblick an Lina zweifeln?

Aber die Worte Linaohrs ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Nach Hause also!

Gleich jetzt wollte er mit dem Mädchen sprechen. Lok beschleunigte seine Schritte und eilte heim.

Als der Oberförster aus dem Walde trat, vernahm er ein Knacken und Rascheln in den Büschen. Unwillkürlich wandte er sich um und sah einen Mann im Gestrüpp verschwinden, augenscheinlich um nicht von Lok bemerkt zu werden.

„Ei," dachte der, „wer das wohl sein mag? Sicherlich irgend solch ein Faulenzer, der, statt in der Grube zu schaffen, sein Frühstück draußen an Tag, im warmen Sonnenschein verzehrt.

Dem Alten schoß plötzlich eine Blutwelle ins Gesicht: ein Verdacht war in ihm aufgetaucht.

„Je da!" rief er mit schallender Stimme, „je da! — Seid Ihr's, Schupp?"

Keine Antwort.

Da fuhr Lok zornig auf:

„Zum Donnerwetter, wollt Ihr wohl gleich Antwort geben?"

Er bog die Büsche zurück und eilte dem Flüchtigen nach.

Da, auf einmal, stand er ihm gegenüber, dem Kerl mit seinen blitzenden schwarzen Augen und seinem frischen, lockenumrahmten Gesicht.

Etwas verlegen zwirbelte der Bursche an seinem Schnurrbärtchen, trat aber dann dreist auf den Oberförster zu und entbot ihm seinen Gruß.

„Warum gebt Ihr mir keine Antwort, wenn ich Euch anruf'?" fragte der in barschem Ton.

Schupp entschuldigte sich damit, daß er den Ruf nicht gehört hätte.

„Ach, was!" fertigte ihn der andere ab, „faule Ausrede!"

Schupp biß sich auf die Lippen, während der Alte fortfuhr:

„Ihr wollt nur nit hören, weil Ihr ein bös' Gewissen habt. Was treibt Ihr denn hier? Heraus mit der Lüge, die Ihr doch wieder parat haben mögt!"

„Ei," stotterte Schupp, „mir war's nit gut heut' früh; da bin ich im Bett geblieben. Jetzt will ich aber in den Schacht und noch eine halbe Schicht machen."

„Da wird nir draus", entgegnete Lok, „schert Euch zum Deibel. Zum Deibel sollt Ihr Euch scher'n. Heut wird keine Schicht gemacht! Verstanden? — Durchschwindeln könnt Ihr Euch nit bei mir. Die Schicht wird Euch abgezogen und ein halber Wochenlohn dazu. Es ist doch gut, daß es noch solche Faulpelze gibt, sonst käme unsre Witwen- und Waisenkass' nit auf den Damm. Eurer Mutter acht Ihr doch nir ab, alles versauft Ihr. Da geht's doch besser in die Kass'!

Allez tout de suite! Macht, daß Ihr heim kommt!"

Wütend, die Zähne auf einander gepreßt, hatte Schupp den Worten des Vorgesetzten zugehört und nicht gewagt, etwas zu erwidern. Bei aller Frechheit, die ihm eigen war, hatte er doch eine unbeschreibliche Angst vor dem Alten. Wenn der einen unter seinen buschigen Augenbrauen anblickte, dann gab's keine Widerrede, dann war's am geschicktesten, ganz still und beschämt von dannen zu schleichen.

Er sinn dann auch weiter und sah nur noch, wie Lok sein Notizbuch hervorholte und ihm die Strafe anschrieb. Schon wieder ein halber Wochenlohn fort, und er wollte doch morgen, am Sonntag, zur Friedeker Kirmes. Daraus wurde nun leider nichts, denn sicherlich würde keiner der Kameraden ihm Geld leihen. — Aber der Oberförster sollte ihm diesen Streich büßen! Das schwor er sich hoch und heilig.

„Warte nur, Alter" knirschte er ihm nach. „Dein Linachen wird mir schon helfen, dich klein zu kriegen. Wart' nur!"

Dann stieß er ein heiseres Lachen aus und schritt durch den Wald, seinem Heimatsdorfe Friedek zu.

— — — — — — — — — —

Lok kam nach Hause und fand das Mädchen im Zimmer vor. Ihre Miene verriet Staunen und Schrecken zu gleicher Zeit, als er so plötzlich in der Stube vor ihr stand.

Besorgt fragte sie ihn, ob er krank sei oder was ihn sonst an so ungewohnter Stunde hierher führe. Der Oberförster beruhigte sie und erklärte, daß er nur etwas müde wäre und ein Stündchen ruhen möchte.

Keinen Blick aber verwandte er von Lina, als ob er aus ihren Zügen etwas hätte lesen wollen, was sie ihm verbarg. Und dabei fiel's ihm auf, daß sie immer und immer wieder nach der alten Schwarz-

Digitized by Google

wälder Uhr an der Wand blickte, und daß sie wieder ganz zerstreut und aufgeregt war, ganz anders als heute früh.

Die Geschichte mit dem Karl hatte also doch wohl seine Richtigkeit.

Jetzt dachte er schon ruhiger über die Sache nach. Er kannte ja sein Mädel und wußte auch, daß sie sich bis heute noch nichts vergeben hatte. Und für die Zukunft wollte er schon sorgen! Er glaubte bestimmt, daß sie auf ihn hören und Karl sofort den Laufpaß geben würde, wenn sie erführe, welch unwürdiger Bursche Schuppe sei. Wenn sie seinen wahren Charakter kennen gelernt hätte, dann wäre es sicher aus zwischen ihm und ihr.

Liebkosend strich der Oberspeicher über des Mädchens weiches, welliges Haar.

Leicht wurde es dem Alten nicht, den passenden Ton für das zu finden, was er ihr zu sagen hatte. Aber es mußte ja sein; er mußte ihr die Augen öffnen ehe es zu spät war.

So begann er denn, sie allmählich auszufragen.

Lina konnte sich nur schlecht verstellen. Die Lüge war ihr noch zu neu, zu wenig bekannt. Zwar hatte sie während der letzten Tage und Wochen manches vor dem Pflegevater verbergen müssen; aber diese Heimlichkeit war ihr verhaßt; nur auf Karls Bitten hin hatte sie bisher geschwiegen; wäre der Oberspeicher nicht so vertrauensselig gewesen, er hätte sicherlich das Geheimnis ahnen müssen.

Die plötzliche Frage Lohens nach Karl und den Beziehungen zwischen diesem und ihr, hatte Lina in heftige Erregung versetzt. Sie zitterte und bebte am ganzen Körper und barg ihr glühendes Gesichtchen in des Alten Schoß. Der beruhigte sie und redete ihr gütlich zu. Da erzählte sie ihm unter Tränen, wie alles gekommen war. Viel besonderes gab's dabei nicht. Es war die alte Geschichte von zweien, die sich lieb haben und nicht mehr von einander lassen zu können glauben.

(Fortsetzung folgt).

## Kiszellen.

G. B.-F. **Aus bewegter Zeit.** Es war im Sturm- und Drang-Jahre 1848; allenthalben wurden Versuche zur Durchführung der „allgemeinen Volksbewaffnung" gemacht. Zu diesem Zwecke bildete man an jedem Orte eine sogenannte „Bürgerwehr", oder „Bürgergarde" und zog hierzu die ganze männliche Bewohnerschaft vom 20. bis 50. Lebensjahre, soweit solche nicht beim aktiven Militär stand, heran. In größeren Landorten, wo zwei „Aufgebote" (jüngere ältere Mannschaft) formiert werden, stellte man an die Spitze je eines der Aufgebote einen „Hauptmann"; eine Persönlichkeit, die während ihrer ehemaligen Militärdienstzeit in der Regel irgend eine untere Charge bekleidet hatte. Weiß war dieser Mann früher Sergeant oder Vorporal gewesen; fand sich aber mit der neuen Würde eines Bürgerkapitäns, so gut es eben gehen wollte, ab. Auch in meinem Heimatorte, war dies ja der Fall gewesen. Natürlich rückten die Schuljungen aus den oberen Klassen der Ortsschule bei den sonntäglichen Übungen der Mannschaften, die frühmorgens stattfanden, mit aus und beobachteten unter gespannter Aufmerksamkeit alle Vorkommnisse; waren ja doch in den weitaus meisten Fällen, die betreffenden Herren Väter mit dabei. Ab und zu hielt auch einer der Herren „Hauptleute" — wie sich dies ja von selbst versteht — eine Ansprache an seine versammelte Mannschaft. Von einer solchen patriotischen Rede nun will ich hier erzählen. Nach dem, was mir davon im Gedächtnis verblieben, lautete sie ungefähr folgendermaßen: Liebe Kameraden und Mitbürger! Es sind jetzt, wie ihr alle wißt, gar ultruhige Zeiten. Man weiß nicht, was noch alles passieren kann! Wenn wir aber marschieren müssen — wie's vorkommen kann —, und wir müssen unser Leben und unsere Freiheit verteidigen — wie's vorkommen kann —, dann siehe Kameraden seid nicht feig und lauft nicht davon! Jeder muß bereit sein, für die Freiheit sein Leben zu lassen." (Allseitiges Bravo!) Wenn ihr aber bleffiert, oder gar totgeschossen werdet — wie's vorkommen kann — und dann gestorben seid, dann denkt, ihr wär't fürs Vaterland gestorben!" (Noch lebhafteres Bravo!) Hiermit schloß in diesem Falle die sonntägliche militärische Übung. Darauf Nachhausemarsch unter Trommelschlag, Musikbegleitung und Absingen patriotischer Lieder.

Rednerische Entgleisungen, wie die geschilderte, waren übrigens in der damaligen Blütezeit der „Volksredner", durchaus keine Seltenheit. Zur Ehre der seligen „Bürgergarde" sei übrigens gesagt, daß es der Mehrzahl der Mitglieder mit ihren Bestrebungen zur Herbeiführung einer allgemeinen Wehrpflicht, bitter ernst war. Nur waren die Menschen den damals noch politische Kinder und konnten deshalb nicht Dauerndes schaffen.

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Im Laufe der künftigen Saison wird die Oper an Novitäten bringen: „Samson und Dalila" von Saint-Saens mit Frau Brodmann und Herrn Kaiser, „Die Königin von Saba" von Goldmark mit Frau Lessler-Burkard und Herrn Kaiser in den Hauptpartien und „Bohème" von Puccini. Diesen Erstaufführungen soll die Neueinstudierung der „Traviata" von Verdi mit Fräulein Hanger vorausgehen und an weiteren Wiederholungen sind Adams „Postillon von Lonjumeau", Kreutzers „Nachtlager von Granada" und Rubert's „Der schwarze Domino" vorgesehen worden. Die neu engagierte Sopranistin Fräulein Hefkohl vom Großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe wird als „Hänsel" und „Frida" debutieren und der Tenorist Hensel vom Opernhaus in Frankfurt a. M. als „Don José". Das Schauspiel beginnt am 4. September den Reigen seiner Vorstellungen mit Grillparzers „Der Traum ein Leben" mit unterlegter Musik von Josef Schlar und in Regie des Herrn Köchy. In diesem Märchendrama liegen die tragenden Rollen in den Händen der Herren Lessler und Tauber. An zweiter Stelle wird Oskar Wilde zu Worte kommen — am Königl. Theater zum ersten Male — mit seiner Komödie „Ernst". Hierauf wird Shakespeare's „Othello" nach längerer Pause neu einstudiert in Szene gehen. Als dritte Novität folgt Anzengrubers machtvolles Volksstück: „Das vierte Gebot", ferner „Das Glashaus" von Blumenthal, „Helden" von Sham, „Klein Dorrit" von Schönthan, ein neues Lustspiel von Raoeburg, endlich Ibsens „Gespenster" und „Hedda Gabler". Für das klassische Repertoire sind noch die Neueinstudierungen von Goethes „Clavigo" und Schillers „Braut von Messina" in Aussicht genommen. Die tragische Liebhaberin Fräulein Ria Reffel wird sich zunächst als „Götzinger" in „Traum ein Leben" und als Goethefches Gretchen dem hiesigen Publikum vorstellen und die Naive, Fräulein Groffer, in einer dominierenden Rolle der Mildbethen Komödie. Neue Ergänzungen hat das Darstellungspersonal noch erfahren durch die Engagements des Herrn Adalbert Steffter im komischen Fach und des Herrn Striebed in Chargen und Charakterrollen des Konversationsstücks.

## Literatur.

* **Langensalza und der Mainfeldzug.** Von Karl Bleibtreu. 171 S. Preis 2 Mark. Stuttgart, C. Krabbe.—

Digitized by Google

Die Schlachtenschilderungen Bleibtreus, die mit realistischer Darstellungsweise, aufgrund eingehenden Studiums, dichterische Gestaltungskraft, aus innerstem Fühlen und Verstehen entsprungen, in glücklicher Art verbinden und so zu einzigartigen werden, haben eine Bereicherung erfahren, die speziell uns Nassauer jetzt nach 40 Jahren noch höchst interessiert. Mit dem Untergange der braven hannoverschen Armee war Norddeutschland den Preußen ausgeliefert, und Mitteldeutschland konnte nicht gehalten werden. Der kurze Maifeldzug besiegelte das Schicksal. Mit Bedauern haben wir die Darbietung Bleibtreus gelesen, die den tapferen Hannoveranern und ihrem braven Könige volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne Schönen und Schwächen zu beschönigen. Ebenso anerkennend ist die überschüttige Behandlung des Mainfeldzuges; Licht und Schatten sind auch hier wirkungsvoll und richtig verteilt. Besonders hat es uns gefreut, daß der Verfasser nicht in dem verächtlichen Tone, in dem es sonst beliebt wird, die Kriegführung der süddeutschen kritisiert. Daß die Nassauer ehrenvoll, wenn auch der Sachlage entsprechend nur kurz erwähnt werden, dafür danken wir nicht minder.

* Gesang-Verein des Nassauischen Sängerbundes, 23.–25. Juni in Sonnenberg. 96 S. Preis 50 Pfg. Sonnenberg, Concordia-Verein. — Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält u. A. eine kurze, überschüttige Geschichte des Ortes von dem alten Pfarrer Dinckar Schupp und eine Beschreibung der Burg in früherer und neuer Restidungen von dem Nassauischen Burgenforscher, unserm Mitarbeiter, H. Bonte.

* Führer durch die Neuen Frankfurter Friedhöfe. Plan u. Text mit 40 Textbildern. Von B. Woltmeyer. 96 S. Preis 50 Pfg. Verlag des Verfassers (Soden a. T.). — Ein übersichtliches Büchlein, das in kurzer und übersichtlicher Form die verdienstvollen Denkmäler der Frankfurter neuen Friedhöfe nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt, die bedeutenden Toten erwähnt und kurz charakterisiert. Für die Friedhofbesucher ein guter Wegweiser.

## Neues aus Nassau.

**T. K. H. Großherzog Wilhelm** hat sich in St. Blasien einer gut verlaufenen Operation am rechten Auge unterzogen. Es wurde zur Verbesserung des Gesichts eine Sehnenverkürzung vorgenommen. — **J. K. H. die Frau Großherzogin** vollendete am 19. Juli ihr 40. Lebensjahr.

**Bürgermeister** D. Gelbke zu Braubach, seit 1887 dort tätig, ein hervorragender Förderer der Marksburg-Idee, mußte leider krankheitshalber sein Amt niederlegen und ist unlängst, hochgeehrt, von ihm geschieden.

Am 5. Juli starb nach sehr bewegtem Leben Graf Emich Friedrich zu Leiningen-Westerburg zu Frankfurt (geb. 1849).

Am 7. Juli fand die Einweihung des Kaiserturmes auf dem Schlichtecklopf bei Wiesbaden statt.

Am 7. Juli fiel in Erfeld durch Großfeuer 6 Gebäude ganz oder teilweise zerstört wurden.

Am 11. Juli ist die Waldverpflegungsstätte für männliche Pflegtinge unweit der Station Chausseehaus bei Biebrich eröffnet worden.

Am 21. Juli wurde der Schlußstein zum neuen Wiesbadener Kurhause gelegt.

Die Hutfabrik von Mackel zu Homburg v. d. H. ging am 24. Juli die Hundertjahrfeier ihres Bestehens.

Das nassauische Pionierbataillon Nr. 21 unternahm vom 24. bis 27. Juli Übungsmärsche zum Niederwald und Loreley a. Rh.

Am 24. Juli starb zu Weilburg der altnassauische Major a. D. Wolfred Neurdorff, 82 Jahre alt. Er war 1814 geboren, trat 1838 in die Herzogspagage ein, machte 1848 den Feldzug in Schleswig-Holstein, 1849 in Baden mit, diente 1866 beim Generalkommando in Mainz und trat dann in Ruhestand. Er war über 50 Jahre lang ohne, aber die zuletzt gering rüstig.

Der kleine Ort Greuthal bei Kestert, nahe dem Damme der nassauischen Rheinetzenbahn, ist am 25. Juli total verbrannt. Es sind 18 Häuser mit Zubehör den Flammen zum Opfer gefallen. Sie sollen glücklicherweise meist versichert sein.

Am 6. August (Wörthtag) findet Regimentsappell alter Edelmannbadingiger (1. Nass. Inf.-Regt.) in Köln statt.

Dem hochverdienten † Geh. Sanitätsrat Dr. F. Baumann soll zu Schlangenbad ein Denkmal gesetzt werden, zu welchem Zwecke sich ein Komitee bereits gebildet hat.

Das Domkapitel zu Limburg hat 3000 Mk. zu Renovations- und Raudierungsarbeiten am Domschatze bestimmt.

Die Schulanlage am Rhein, den Fremden besonders lästig, war unlängst Gegenstand einer Beratung des Kuratoriums und der Bürgermeister der Städte des Rheingaues zu Erbach. Die Vorschläge zur Beseitigung des Übelstandes stimmten nicht überein.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### August.

2. 1770. Freiherr Ernst Marschall von Bieberstein wird zu Mauerstein geboren. Er trat 1790 als Regierungsadvokat in nassauischen Dienste, wurde 1805 Regierungsdirektor, 1806 mit dem Titel von Gagern dirigierender Staatsminister, 1814 zweiter Minister im Herzogtum Nassau, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, am 22. 1. 1864, verblieb. Unter seiner Leitung wurde das Nassau zum Bundesstaate aus.

4. 1687. Fürst Johann Wilhelm von Nassau-Dietz, Sohn des Fürsten Heinrich Kasimir II. und seiner Gemahlin Henriette Amalie, wird geboren. Er kam 1696 zur Regierung, er die nach des letzten Oraniers, Wilhelm III., Tode dessen Hausgebiete in den Niederlanden und nahm den Titel Prinz von Oranien an, obwohl Orange an Frankreich verloren ging. Er erkrankt am 14. 7. 1711 bei Moerdyk. Von ihm stammen die Könige der Niederlande ab.

6. 1807. Gefecht bei Straßburg. Die Schweden werden von den französischen Korps des Marschalls Brune geschlagen. Die nassauische Brigade, letzterem unter Oberst von Schaffer zugeteilt, zeichnete sich dabei aus.

8. 1581. Graf Gottfried von Solberg und Königstein zieht. Kurmainz nahm das zum Amte, der Herrschaft Königstein gewaltsam zu annektieren. (S. „Nassovia", 1902, Nr. 9 u. 10.)

14. 1778. Ein heftiger Brand legt den kurkölnischen Flecken Engers am Rhein größtenteils in Asche. Das kurfürstliche (sp. kurfürstlich nassau-weilburgische) Schloß blieb verschont.

16. 1803. Die Schleifung der kirchlichen und weltlichen Rechte in den neuerworbenen katholischen nassau-weilburgischen Landesteilen (ex kurkölnischen) wird durch Edikt bestimmt und verkündet. Ebenso geschah dies unterm 31. d. M. in den nassau-usingischen (ex kurmainzischen) Entschädigungslanden.

## Briefkasten.

**K. C. in B.** Dankend angenommen.

**J. B. in N.** Dankend angenommen. Frdl. Gruß.

**e. F. in C.** Die Verse haben zu wenig Inhalt, und es ist eine Menge unreiner Reime vorhanden: Zeit und streut, Tal und all, gut und Fluß, kraucht und taucht u. s. w. zu reimen ist nicht erlaubt.

Alle anderen Zuschriften haben brieflicher Erledigung erfahren oder erfahren sie noch.

Zum Aufsatz „Nassauische Gebiete im 19. Jahrhundert" sind leider trotz wiederholter Mahnungen im letzten Jahr mehrere Druckfehler stehengeblieben. S. 97 ist Ederg statt Isoard, S. 118 Langendaum statt Langendrum und Emmerich, statt Emmerich zu lesen. S. 120 muß es 352, statt 376 stände heißen.

**Redaktionsschluß: 30. Juli.**

Inhalt: Die sieben Jungfrau'n. (Gedicht.) Von Georg Schott. — Batavische und französische Truppen in Stadt und Amt Limburg im Jahre 1806. Von Dr. J. Becker. (Fortsetzung und Schluß.) — Karoline von Günderrode. Von Th. Gsell. — Die turmanzische Wald-, Wild- und Fischerei-Ordnung von 1666. Von J. Braun. — Der Oberjäger von Linnebach. Von H. L. Linkenbach. (2. Fortsetzung.) — Mitgeteilen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Neues aus Nassau. — Literatur. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 16. Wiesbaden, den 16. August 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Der Rhein.

Posthalters Kutsche war groß und breit,
Ein Glashaus auf Räder gestellt;
Durchsichtig die Seiten, durchsichtig vorn
Und hinten ein Guck-in-die-Welt.

Die Mutter saß drin mit dem Mädchenvolk,
Das jüngste auf ihrem Schoß;
Ich aber, der Älteste, ich saß auf dem Bock,
Und mein junger Schädel war bloß.

Und die Augen suchten das neue Land,
Und mein schwatzender Mund war stumm:
Der Vater versetzt in die Stadt am Rhein,
Und jetzt, jetzt zogen wir um!

Schnur'grad stieg die Straße durch Buchenwald,
Es schnauften die Rosse bergauf,
Die Scheiben klirrten, es knirschte der Kies:
Mein Herz lief dem Wagen vorauf.

Wir erreichten die Höhe. Da stand im Wald
Ein Fenster im hellsten Schein.
Der Kutscher hob seine Peitsche hoch:
„Sieh da, das ist der Rhein!"

Und sieh, hoch oben am Horizont
Ein breites glitzerndes Band!
Darunter gebreitet ein leuchtendes Bild:
Weites, blühendes Land!

Drin blinkten Türme: der Dom zu Mainz,
Brennend in Mittagsglut;
Und Dörfer und Weiler umhergestreut
Wie in Spaß und Übermut.

Der Kutscher knallte. Da zogen sie an,
Die Pferde mit kräftigem Nick.
Die Buchen wuchsen mir über mein Bild.
Und der Rhein entschwand meinem Blick.

Doch nennt nun einer den lieben Strom
Hier draußen im fremden Land,
Dann seh' ich hoch oben am Horizont
Ein breites, glitzerndes Band.

Otto Anthes.

Digitized by Google

# Königstein unter Eppstein, Stolberg und Kurmainz.*)

1) Von Albert Geyer.

Als im Jahre 1418 mit Werner III., Erzbischof von Trier, das Falkensteiner Mannlehen ausstarb, ging das Besitztum Königstein auf die weibliche Linie und damit an die Herren von Eppstein über. Sie erfreuten sich desselben bis zum Jahre 1533, wo nach Eberhards IV. Tode die Herrschaft an den Grafen Ludwig von Stolberg fiel.

Der letzte Falkensteiner, Werner von Trier, hatte außer seinen drei Brüdern (Philipp VIII., Ulrich IV. und Knno V.) noch drei verheiratete Schwestern: Anna, Agnese und Luckarde (Margarete war Nonne in Padenhausen). Die Nachkommen der Agnese und Luckarde hatten nach Werners Tod die Anwartschaft auf das Erbe der Falkensteinschen Familie. Indessen war schon zu Lebzeiten Werners Streit unter ihnen ausgebrochen, indem die beiden Eppsteinschen Nachkommen Eberhard II. und Gottfried VIII. eine Teilung nach Stämmen verlangten, wobei ihnen die Hälfte aller Güter zugefallen wäre, die übrigen Erben aber bestanden auf Teilung nach Köpfen. Im Jahre 1417 kam unter den Beteiligten eine Einigung zustande, nach der ein Drittel der Herrschaft Falkenstein, den beiden eppsteinschen Brüdern Eberhard II. und Gottfried VIII. zwei Drittel der Herrschaft den übrigen Miterben zufallen sollten, auch wenn Werner III. einen anderen Modus der Teilung verfügen würde. — Die Gräfin Anna von Schwarzburg, die von der Teilung auffallenderweise ausgeschlossen blieb, erhielt wahrscheinlich eine Leibrente auf Lich und Assenheim.

Nach Werners III. Tode (4. Oktober 1418) schlossen die sieben Erben im Jahre 1419 in Bunbach einen Vertrag ab, der, kurz zusammengefaßt, folgendermaßen lautet:

I. Gemeinschaftlich bleibt als kaiserliches Lehn das Fahr am Haupt zu Weisenau, oberhalb Mainz, und das Fahr auf dem Main bei Offenbach.

II. Geteilt wird die Hinterlassenschaft der Falkensteinschen und Münzenbergschen Herrschaft,

$^1/_3$ erhalten die Eppsteiner Brüder durch das Los,

$^2/_3$ fallen den übrigen Miterben zu. Die drei Teile sind: der Butzbacher und Licher Teil und der Teil zum Hain in Dreieich.

III. Die Rechte über das Kloster Arnsburg, sowie alle Burgmannschaft und Mannschaft zu Münzenberg gehören zu gleichen Teilen zum Butzbacher und Licher Teil.

Den Brüdern Gottfried VIII. und Eberhard II. von Eppstein, fiel durch das Los der Butzbacher Teil und mit ihm auch Königstein zu. Im Jahre 1420 erhielten sie vom Kaiser Sigismund die Herrschaft Königstein nebst anderen Stücken als Lehn. Dreizehn Jahre behielten die Brüder die Herrschaft gemeinsam, dann fand (1433) die eppsteinsche Teilung statt. Eberhard II. erhielt Königstein und nannte nun „Graf zu Eppstein-Königstein", während Gottfried VIII. die Herrschaft Eppstein zufiel; er nannte sich „Herr zu Eppstein." Zu Königstein gehörte damals das Schloß (Burg und Tal) gleichen Namens, Dietzelshain, Schneidhain, Altenhain, Neuenhain, Stenbach, Oberhöchstadt, Weißkirchen, Kaldebach (Kahlbach), Gattenhofen, Oberursel, Hausen, Mittelursel, Ober- und Niederdommersheim, Ober- und Niedereschbach, Harheim, Bilbel, Margheim, Niederweilbach, Eddersheim, Wicker, Kransberg und Rodheim. Ferner gehörten dazu die Pfarrsatze, Zehnten und Gefälle aus verschiedenen Orten.

Eberhard II. verheiratete sich mit Anna von Kronberg. Der Ehe entsprossten vier Kinder: Eberhard III., Walter, Luckarde und Maria. Eberhard starb 1443. Sein ältester Sohn, der ihm in der Regierung folgte, vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Adolf von Nassau und starb 1465. Aus seiner Ehe gingen drei Kinder hervor: Philipp, Margarete und Anna. Philipp übernahm die Regentschaft. Seine erste Gemahlin war eine Gräfin von Württemberg, die zweite war Ludowika von der Mark. Er starb 1481 und hinterließ vier Kinder: Eberhard IV., Georg, Philipp und Anna. Eberhard IV. lebte in kinderloser Ehe mit Katharina von Weinsberg; starb schon früh, und seine Schwester Anna verheiratete sich mit dem Grafen Bodo von Stolberg; Georg blieb ledig und starb 1527. Eberhard IV. und Georg waren sonach die einzigen männlichen Nachkommen Eberhards I. von Königstein-Eppstein, und mit ihnen würde die Linie ausgestorben sein. Um aber der Familie die Grafschaft Königstein, die inzwischen durch Dietz, Eppstein (nach dem Tode Gottfrieds von Eppstein), Münzenberg und Breuberg vermehrt worden war, zu erhalten, entschlossen sie sich, bei ihrem Lehnsherrn, dem Kaiser, um die Erlaubnis einzukommen, ihren Nachlaß ihren Schwesterkindern vermachen zu dürfen. Karl V. willfahrte ihrem Gesuch unterm 9. Mai 1521.

*) Vgl. „Nassovia" 1906, Nr. 13 u. früher. Quellen wie dort angegeben.

Infolge der darüber aufgestellten Urkunde wäre die Herrschaft Königstein auf die acht Kinder der Schwester der beiden Grafen, Anna von Stolberg: Wolfgang, Bodo, Ludwig, Heinrich, Philipp, Eberhard, Albrecht und Christoph übergegangen, aber Graf Eberhard IV. übergab das Schloß mit Zubehör nach seines Bruders Georg Tode (1527), wahrscheinlich verschiedener Neigungen folgend, seinem Neffen, Ludwig von Stolberg, und substituierte nur Philipp, den fünften, und Christoph, den achten Sohn, während er die anderen Neffen überging.

Am 3. Juli 1527 wurde auf Schloß Königstein durch Petrus Feber, Notar zu Mainz, und in Gegenwart nachstehender Zeugen: Martin Hussenstein, Ritter, Bürthumb und Hofrichter zu Mainz, Ludwig Lew zu Steinfurt, Burmann zu Friedberg, Melchior von Lamersbrache, Antmann zu Idstein, Georg Klach von Schwartzenburg, Johann Rivreif von Rüdingen, Antmann zu Möbelheim, Johann Rattstein, Amtmann zu Höchst und Hans von Falkenstein, das Testament des Grafen Eberhard aufgestellt. Er bestimmte in demselben folgendes: Alleiniger Erbe meiner oefonten Güter ist „Herr Ludwigen zu Stolberg," fürht dieser vor mir, oder auch ohne männliche Erben, dann soll Ludwigs Bruder Philipp, oder falls auch dieser sterben sollte, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, Graue Christoffeln zu Stolberg" als Erbe eingesetzt werden.

Am 8. Juni 1528 fand die kaiserliche Bestätigung des Testaments statt. 1534 mußte die Schwester des Grafen Eberhard, Anna Gräfin zu Stolberg, in die Bestimmungen dieses Testamentes eingehen, jedoch mit dem Vorbehalt der Erbrechte ihrer anderen Söhne und deren männlichen Nachkommen. Graf Eberhard IV. starb kinderlos im Jahre 1539, und Königstein kam an den Grafen Ludwig von Stolberg.

Bei seinem Regierungsantritte hatte Ludwig seiner Mutter, der Gräfin Anna von Stolberg, einen Revers dahin aus, daß die in dem Testament veränderte Ordnung der Erbfolge seiner nicht zu Nacherben bestimmten Brüder nicht beeinträchtigend sein solle. Dies Testament spielt in der Geschichte der Stolberge eine wichtige Rolle, da es nicht nur die Ursache und der Gegenstand vielfachen Streites, sondern auch eins großen Vermögensverlustes wurde.

Ludwig führte nach einem im Jahre 1548 vom Kaiser erteilten Wappenbriefe den Titel und das Wappen eines Grafen von Stolberg-Königstein. Von seiner Regierung heißt es: Er war ein besonderer Gönner des bekannten unruhigen protestantischen Theologen Matthias Flacius Illyricus[1]), den er am 7. April und 11. Oktober dem Rat in Frankfurt anzuelegentlich empfahl: er legte seiner Grafschaft ohne Einwilligung des Kaisers, als seines Lehnsherrn, eine Menge Schulden auf und starb ohne männliche Nachkommen am 24. August 1574. — Kaiser Maximilian erteilte ihm 1568 die Erlaubnis, im Städtchen Königstein einen Wochenmarkt am Montag zu errichten.

Ludwigs Schwiegersöhne, die Grafen von Eberstein, Manderscheid und Löwenstein, nahmen Königstein in Besitz; allein schon in folgenden Jahre traten sie zu Gunsten des im Testament zum zweiten Erbfolger eingesetzten Grafen Christoph von Stolberg zurück und räumten das Schloß. (Graf Philipp von Stolberg, der erste Nachfolger, war bereits in seiner Jugend gestorben.) Als Entschädigung erhielten sie das Mobiliarvermögen.

Mittlerweile war der Erzbischof Daniel zu Mainz, aus dem Geschlechte der Brendel von Homburg stammend, beim Kaiser um Überlassung der Reichslehn an Königstein auf den Fall, daß Christoph von Stolberg mit Tode abgehen sollte, eingekommen. Er legte sich den Inhalt des den Grafen Eberhard und Georg von Eppstein-Königstein erteilten kaiserlichen Indults dahin aus: Es solle dem Testator gestattet sein, einer Mannsperson aus der Reihe ihrer Schwesterkinder zum Erben in die Reichslehn einzusetzen, dies sei durch die Einsetzung Ludwigs von Stolberg geschehen, ihm sei sogar in der Person des Christoph von Stolberg ein Testamentssubstitut gelobt, mit dessen Tode habe also der Erbgang in der Stolbergschen Familie ihr Ende erreicht, und die Reichslehn müßten mit Christophs Tode dem Reiche anheimfallen.

Kaiser Maximilian ging auf diese Auslegung ein und erteilte urkundlich am 1. März 1575 dem Erzbischof Daniel von Mainz die Anwartschaft auf Königstein und dessen Liegenschaften, soweit solche vom Heiligen Reiche zu Lehn rührten, für den Fall, daß Ludwig und Christoph ohne männliche Erben sterben würden; zugleich empfahl er allen Untertanen und Fürsten des Reiches, die an Sturmainz erteilte Anwartschaft gehorsam zu achten, widrigenfalls eine Strafe von „sechzig Mark lötigen Goldes" zu erwarten sei.

Am 8. August 1581 starb nach kurzem Krankenlager Graf Christoph von Stolberg, als gerade die beiden Söhne seines bereits drei Jahre früher verstorbenen Bruders Heinrich, die Grafen Ludwig Georg und Christoph mit ihren Gemahlinnen auf dem Schlosse Königstein zu Besuch weilten.

Graf Albrecht Georg von Stolberg, des verstorbenen Grafen Christoph von Stolberg noch einzig lebender Bruder (die anderen Geschwister waren bereits alle mit Tod abgegangen), nahm nun Königstein in Besitz. Der Erzbischof Daniel hatte aber in schlauer Berechnung schon am 3. August 1581, also fünf Tage vor Christophs Tode eine kaiserliche Vollmacht erwirkt, die ihn berechtigte, das Haus und Schloß, auch die Teile der Grafschaften Eppstein, Falkenstein und Münzenberg, die weiland die Grafen von Königstein vom Kaiser zu Lehn getragen, einzunehmen und bis auf weiteres zu verwalten. Gleichzeitig hatte der Kaiser in jener Vollmacht befohlen, das gesamte Königsteiner Archiv zu verzeichnen, zu kopieren und zu verfiegeln.

(Schluß folgt.)

[1]) Dieser, 1520 zu Albona in Illyrien geboren, wurde 1544 Professor in Wittenberg und 1557 in Jena. Von hier aus polemisierte er leidenschaftlich gegen Melanchthon; auch verfocht er die extremsten orthodoxen Lehren. Er starb aus Jena ausgewiesen, im Elend 1575 in Frankfurt a. Main. Bergl. s. Biogr. von Preger (1859—61) 2 Bände.

Digitized by Google

# Das nassauische Trachtenbuch.

## Nachträge und Berichtigungen.

Von Karl Spieß-Battenberg.

Das nassauische Trachtenbuch hat in Nassau die freundliche Aufnahme gefunden, die ihm gebührt. Es darf vor allem dem Vorstand des nassauischen Altertumsvereins zum Verdienst angerechnet werden, daß er mit der Bearbeitung der Düsseldorfer Sammlung nicht länger zögerte und daß er in F. Hotteuroth einen so kundigen Bearbeiter sich zu gewinnen verstand. Daß es für die Herausgabe eines nassauischen Trachtenbuches eigentlich schon zu spät war und der Bearbeiter auf einem früher reichbestellten Felde jetzt nur noch eine kümmerliche Nachlese halten konnte, dafür ist er nicht verantwortlich zu machen. Es ist immer noch höchst anerkennenswert, was aus dem vorhandenen Material geschaffen worden ist. Und wenn das Trachtenbuch nun für die Freunde der Volkskunde ein Anlaß wird, Nachlese zu halten und die Lücken zu ergänzen, wird sicherlich noch manch wertvolles Material aus der Verborgenheit hervorgeholt und dem Untergang entrissen werden können. Als eine solche Ergänzung zu dem betreffenden Kapitel des Trachtenbuches wollen die nachfolgenden Ausführungen verstanden sein.

Der Bearbeiter des Trachtenbuches hat auch den Kreis Biedenkopf in seine Darstellung einbezogen, wenigstens den mittleren Teil, der allerdings auch der trachtenreichste ist. Immerhin finden wir auch im nördlichen und südlichen Teil des Kreises Volkstrachten, die sich mit der im mittleren Teil des Kreises üblichen auf keine Weise zusammenbringen lassen. Es ist ein vollständig anderer Typus, der sich dort im Laufe der Zeit entwickelt hat. Die Tracht des Edertales war ehemals in der ganzen Grafschaft Battenberg üblich; in den meisten Ortschaften ist sie der von Marburg her sich ausbreitenden „Hessischen Tracht" oder gar städtischen Kleidung gewichen. Charakteristisch für diese „Battenberger Tracht", die auch noch im aufstoßenden, jetzt zum Kasseler Regierungsbezirk gehörigen Ortschaften der ehemaligen Grafschaft Battenberg, (Ernsthausen, Bringhausen, Bottendorf, Mödden au, Geismar, Schreufa, Biermund, Roda, Haina, Wiesenfeld) getragen wird, ist das anschließende Mieder, das über einem ärmellosen Leibchen getragen wird: die Miederärmel sind an der Schulter bauschig eingesetzt und verengern sich nach der Hand zu. Der winzige Halsausschnitt wird durch ein buntes Tuch oder eine weiße Halskrause ausgefüllt. Im Rock sind unten eine ganze Reihe Querfalten eingenäht; der untere Rand ist mit einem schwarzen, nach oben ausgezackten Samtband besetzt.

Wesentlich anders ist die Tracht in dem südlichen Teil des Kreises, dem ehemaligen Amte Königsberg und den Kirchspielen Krumbach und Rodheim an der Bieber. Diese Tracht kann ihre Verwandtschaft mit der hessischen Tracht nicht verleugnen. Allerdings macht sie zurzeit eine Umwandlung durch, die ihr Aussehen ganz wesentlich verändert. Während nämlich früher auch in diesem Teil des Kreises die Haarzöpfe auf dem Kopf zusammengelegt und mit dem „Mützchen" bedeckt wurden, wird jetzt schon fast allgemein das Haar am Hinterkopf aufgestellt. Dadurch ist das Stülpchen weggefallen und dies gibt der Tracht ein so sehr verändertes Aussehen. Diese Umwandlung der Tracht hat sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen und ist ein Beweis dafür, daß auch die Volkstracht niemals etwas Fertiges ist, sondern sich in ständigem Fluß befindet. Das Leinenausschnittene Mieder, die in Längsfalten zusammengelegten Röcke dieser südhinterländischen Tracht sind ein nicht zu verkennendes Zeichen für ihre Herkunft. Wir finden gerade diese Bestandteile der Kleidung überall wieder, wo sich der hessische Typus zeigt.

Vollständig beherrscht von diesem hessischen Typus ist aber keineswegs der ganze Kreis Biedenkopf. Ganz im Gegenteil: *der hessische Typus herrscht nirgends.* Wo er vorkommt, ist er entweder wesentlich verändert, wie im südlichen Hinterland, oder er ist eben im Aufkommen neben der ursprünglichen Hinterländer Tracht. In den Dörfern Frohnhausen bei Battenberg, Laisa, Eisa, Dexbach, Engelbach, hat er die frühere (Battenberger) Tracht verdrängt. Ob überhaupt jemals der ganze jetzige Kreis Biedenkopf eine einheitliche Tracht gehabt hat, ist durchaus zweifelhaft, ja unwahrscheinlich. Und selbst wenn er sie gehabt hätte, dann war es keineswegs der sogenannte „hessische Typus". Denn diese hessische Tracht ist die jüngste von allen, und ihr Vordringen auf Kosten der alten Trachten läßt sich seit etwa einem halben Jahrhundert Schritt für Schritt verfolgen. Was aber die eigentliche Hinterländer Tracht von diesem hessischen Typus unterscheidet, das sind so tiefgreifende Verschiedenheiten, daß an eine Verwandtschaft der beiden Trachten im Ernst gar nicht gedacht werden kann. Wir kommen unten darauf zurück.

Diese Tatsache muß kommt in dem Nassauischen Trachtenbuch nicht zu ihrem Recht, weder im Text noch in der angehängten Trachtenkarte. Hier wird das ganze Hinterland als vom hessischen Typus beherrscht, behandelt. Und das ist durchaus nicht der Fall. Soll ein hessischer Typus konstruiert werden, dann kann es nur der kurhessische sein, der, weil er von der Umgebung von Marburg ausgeht, wohl auch der Marburger Typus genannt werden kann. Was sich im südlichen Hinterland, im Hüttenberg, in darmstädtischen Oberhessen, auch im Blauen Ländchen an Trachtentypen findet, hat trotz aller Unterschiede mit der Marburger Tracht so viel Gemeinsames, daß man all diese Typen sehr wohl im „hessischen Typus" zusammenfassen kann. Dann muß aber neben den hessischen Typus auch noch der Hinterländer Typus treten, und zwar nicht als eine Unterart des hessischen Typus, sondern als eine ganz selbständige Trachtentype, die bedeutend älter ist, als der Marburger Typus. Wollte man dann die Trachtenverhältnisse graphisch auf der Landkarte darstellen, so hätten, als von unverfälschten hessischen Typus beherrscht, höchstens vier bis fünf Ortschaften des ganzen Kreises (Kirchspiel Dexbach und Kirchspiel Frohnhausen bei Battenberg) bezeichnet werden können. Der Süden des Kreises, etwa von der engsten Stelle bei Hilsbach an, südlich nebst dem dicht darüber nördlich gelegenen Kirchspiel Niederweidbach, könnte nur mit Einschränkung dem hessischen Typus zugerechnet werden, während die ganze Mitte, im Großen und Ganzen den Breidenbacher Grund und das Amt Blankenstein umfassend, für den echt Hinterländer Typus freigehalten werden müßte. Nehmen wir dazu noch den Battenberger

Typus im Norden des Kreises, so ergibt sich doch ein wesentlich anderes Bild, als es die Trachtenkarte darbietet. Statt der einheitlichen gelben Farbe müßte sie mindestens drei verschiedene Farben zeigen: eine Nuance des Gelb für die Unterart des hessischen Typus im Süden, und außerdem zwei völlig andre Farben für die Battenberger Tracht im Norden und die Hinterländer im Mittelstück des Kreises. Rein geld könnten nur die paar wiederholt genannten Ortschaften (Dexbach, Engelbach, Frohnhausen bei Battenberg, Eisa, Oberasphe, Laisa) eingemalt werden.

Uns interessiert hier nun die originale Hinterländer Tracht. Ich rede mit Absicht von einem Hinterländer Typus. Die Trachten des Breidenbacher Grundes nämlich einerseits und die des Amtes Blankenstein andrerseits zeigen auf den ersten Blick so viel Verschiedenheiten, daß man wohl geneigt sein kann, sie für zwei verschiedene Typen zu erklären. Mir scheint dies nicht richtig. Denn diese beiden Trachten haben namentlich im Gegensatz zur Marburger Tracht eine so breite gemeinsame Grundlage, daß man sie nur für zwei Unterarten desselben Typus halten kann. Mit der Marburger Tracht haben sie auch rein nichts gemein; während sich die Unterschiede untereinander, so sehr sie auch von vornherein in die Augen fallen mögen, doch nur auf Nebendinge oder einzelne Kleidungsstücke beziehen und an der Tatsache nichts ändern, daß die Grundform der Kleidung bei beiden durchaus dieselbe ist. Und zwar ist der durchschlagende Unterschied folgender: Die Marburger Tracht kennt Mieder und Rock; der Rock wird auf einem am Mieder angebrachten Wulst getragen; die Hinterländer Tracht besteht im Grunde aus zwei übereinander getragenen ärmellosen, gleichartig zugeschnittenen Kleidungsstücken, bei denen Mieder und Rock in eines gehen, so daß die ganze Kleidung auf den Schultern ruht. Zu diesem wichtigsten Unterscheidungsmerkmal treten noch eine Reihe anderer hinzu. Die Marburger Tracht liebt die hellen, bunten Farben; Rock, Mieder, Schürze, Strümpfe, Halstuch, Stülpchen, alles leuchtet in den buntesten Farben. Die Hinterländer Tracht zeigt durchweg das düstere Schwarz oder doch gedämpfte Farben und heißt bei dem Hinterländer Volke selbst nur die „schwarze" Tracht im bewußten Gegensatz zur bunten „Hessentracht".

Wir erwähnten schon, daß die Hinterländer Tracht in zwei Spezies zerfällt, deren eine die Breidenbacher Tracht ist. Die andre Spezies hat wieder zwei Unterarten, die aber in der Hauptsache nur durch die Kopfbedeckung sich unterscheiden. Eine dieser beiden Unterarten, gewöhnlich die Blankensteiner Tracht genannt, war noch vor einem halben Jahrhundert auch in einem großen Teil des Kreises Marburg bis zur Lahn hin üblich, ist aber dann von der Marburger Tracht fast vollkommen verdrängt worden, so daß man sie heute nur noch in ein paar Dörfern des Kirchspiels Gladenbach bei alten Frauen antrifft. Auch die andere Unterart der zweiten Spezies, die in den Kirchspielen Buchenau, Dautphe, Holzhausen bei Gladenbach, Bottenhorn, Hartenrod getragen wurde oder wird, gewöhnlich die „Amtertracht" genannt, steht in den östlichen, nach der Lahn zu gelegenen Ortschaften, z. B. Buchenau, in heißem Kampf mit der Marburger Tracht, die sie immer mehr auch im Kreise Biedenkopf verdrängt. Im Großen und Ganzen steht aber heute noch die alte Hinterländer Tracht in Geltung, auch auf den bereits umstrittenen Gebieten.

Auch die Breidenbacher Tracht weist zwei verschiedene Variationen auf, die sich durch die Kopfbedeckung unterscheiden. Abgesehen von diesen kleinen Verschiedenheiten innerhalb der beiden Spezies der Hinterländer Tracht stehen sich demnach zwei Gruppen gegenüber. Gemeinsam ist beiden die Form des Unter- und Oberleibes: als Unterkleid dient der an dem Leibchen („Büffel") angenähte Unterrock; darüber kommt der am Mieder („Koller") angenähte Oberrock. Unterscheidungsmerkmale sind einmal die Form des Hemdes bezw. der Hemdsärmel, sodann, die Art, wie der „Mutze" oder das „Wams" getragen wird. Die Breidenbacher Tracht trägt das gestrickte Wams oder die dunkelgrüne Jacke („Mutze") unter dem Koller, untunter auch unter dem Büffel,[1]) während bei der Amtertracht der Mutze als oberstes Kleidungsstück über den Koller angezogen wird. Dazu kommt noch, daß im letzten Fall der Mutze stets schwarz oder doch dunkel und an den Ärmelenden mit geblümten Streifen besetzt ist, und daß die Amtertracht das gestrickte, weiße Wams gar nicht kennt, während die Breidenbacher Tracht den dunkelgrünen Tuchmutze und das ihr eigentümliche gestrickte, weiße Wams hat. Daß daneben auch noch die Schuhe und die Schürze ihre besondere Form haben, sei der Vollständigkeit halber auch noch erwähnt.

Für die Unterarten charakteristisch ist die Form der Kopfbedeckung. Die Breidenbacher Tracht wird durch die verschiedene Kopfbedeckung in die Tracht des Obergerichts und die des Untergerichts geteilt. Im Obergericht, d. h. in den Kirchspielen Eisenhausen (mit Gönnern) und Lixfeld[2]) trägt man eine Kopfbedeckung, die in ihrer Form einer brabantischen Mütze ähnelt, wie sie im Mittelalter die Edelfrauen trugen, und die im Kirchspiel Eisenhausen steiler, im Kirchspiel Lixfeld mehr nach hinten geneigt sitzt (Vgl. die beiden Figuren links auf Taf. III.) Charakteristisch für das Untergericht, d. h. das Kirchspiel Breidenbach, wozu dann außer den zum Obergericht gehörigen Kirchspielen Simmersbach und Oberhörlen auch noch Wallau mit Weisenbach kommen, ist eine Kopfbedeckung, die auf dem Hinterkopf getragen wird und in ihrer Form an die Kappe eines Ofenrohres erinnert (Vgl. Taf. I und die Figur links auf Taf. II; s. a. Abb. 8, Nr. 6). Im übrigen ist die Tracht des Untergerichts völlig die gleiche, wie die des Obergerichts.

In derselben Weise macht sich infolge der Verschiedenheit der Kopfbedeckung innerhalb der sonst ziemlich gleichartigen Tracht, die wir südlich und östlich vom Breidenbacher Grund von Buchenau und Dautphe an bis nach Hartenrod finden, eine Unterscheidung nötig. Bezeichnend für die sogenannte Blankensteiner Tracht, die sich, wie schon erwähnt, früher bis weit in den Marburger Kreis hinein erstreckte,

[1]) Vgl. die Figur rechts auf Tafel I, die die Jacke unter dem Koller, aber über dem Büffel trägt.

[2]) Die auch zum Obergericht gehörigen Kirchspiele Simmersbach und Oberhörlen tragen die Tracht des Untergerichts.

Digitized by Google

ist die sogen. „Hemmschuh-" oder „Schnabelkappe" (vgl. Abb. 8, Nr. 3), deren schnabelförmige Spitze in der Regel weit in die Stirn hinein bis fast auf die Nasenwurzel vorgeschoben wird, was auf Abb. 8 nicht so recht ersichtlich ist. Die Nr. 4 und 5 derselben Abb. 8 zeigen die sogenannte „Tellunitsche"[2]) der Amtertracht (vgl. auch Taf. IV). Auch darin besteht zwischen beiden Trachten noch ein geringfügiger Unterschied, daß die Blankensteiner Tracht ausgeschnittene, die Amtertracht hohe Schuhe hat. Innerhalb der Amtertracht macht sich ein kleiner Unterschied insofern bemerkbar, als die Dörfer des Kirchspiels Hartenrod, in denen die Tracht allerdings fast völlig verschwunden ist, und das früher ebenfalls zu Hartenrod gehörige Bottenhorn die „berühmten" Querfalten in den Strümpfen tragen.

Wenn wir das Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen und die einzelnen Unterarten der Hinterländer Tracht kurz einander gegenüber stellen, ergibt sich folgendes Bild. Bezeichnend für die Hinterländer Tracht, im scharfen Gegensatz zum reia hessischen Typus ist, die Tatsache, daß Bruststück und Rock der weiblichen Kleidung sowohl beim Oberwie beim Untergewand als ein Stück behandelt und aneinandergenäht erscheinen, während der hessische Typus beide durchweg trennt. Innerhalb der Hinterländer Tracht wird ein Unterschied zwischen der Breidenbacher Tracht einerseits und der Amter- bezw. Blankensteiner Tracht anderseits hergestellt durch die zu dem ärmellosen Unter- und Obergewand hinzutretende Ärmeltaille. Die Breidenbacher Tracht nämlich trägt unter dem „Koller" bezw. „Büffel" die weißgestrickte Ärmeljacke oder die dunkelgraue Tuchjacke. Die Amter- und die Blankensteiner Tracht trägt über dem Koller, als oberstes Kleidungsstück also, die schwarze oder dunkle, niemals aber farbige Jacke[3]) aus Zeug, Samt oder Seide. In beiden Spezies des Hinterländer Typus finden wir eine weitere Teilung durch die Kopfbedeckung; in der Breidenbacher Tracht entstehen so die Tracht des Obergerichts und die des Untergerichts, während der Unterschied zwischen der Blankensteiner Tracht und der Amtertracht von dieser Verschiedenheit der Kopfbedeckung herrührt. Wir finden also in der Hinterländer Tracht ein gemeinsames ärmelloses, als ein Stück behandeltes Ober- und Untergewand; das statuiert den Gegensatz zum hessischen Typus, zwei verschiedene Arten, die Kremtaille[4]) zu tragen. Hieraus ergibt sich die Teilung in die beiden Spezies des Hinterländer Typus: Breidenbacher Tracht und Amter- bezw. Blankensteiner Tracht; und vier verschiedene Kopfbedeckungen; das ergibt für jeden der beiden Spezies zwei Unterarten: die Tracht des Ober- und Untergerichts dort, und die Amter- und Blankensteiner Tracht hier. Den hessischen Typus aber finden wir im ganzen Kreis nirgends rein vertreten, abgesehen von etwa fünf Dörfern, wo er aber erst in den letzten Jahrzehnten eingedrungen ist. Wohl steht er an der Ostgrenze des Kreises, bei Buchenau etwa, als Eindringling im Kampf mit der angestammten Hinterländer Tracht; aber zur Herrschaft gelangt ist er dort noch keineswegs.

Im einzelnen wäre zu der Darstellung Bottenroths noch manches zu ergänzen. Weil Bottenroth den prinzipiellen liegenden Unterschied zwischen dem hessischen und dem Hinterländer Typus nicht deutlich genug hervortreten läßt, vielmehr das ganze Hinterland unterschiedslos von hessischen Typus[5]) beherrscht sein läßt, kommen natürlich auch die einzelnen Besonderheiten der Hinterländer Tracht nicht genügend zur Geltung. Die Detailbeschreibung der einzelnen Kleidungsstücke ist sehr eingehend und im ganzen wohl auch zuverlässig. Aber weil eben die notwendige scharfe Abgrenzung gegen den hessischen Typus übersehen ist, bekommt die Darstellung stellenweise etwas Unbestimmtes, Zerfließendes, so daß selbst der Kenner der Verhältnisse sich nur mit Mühe zurechtfindet, jeder andere aber völlig verwirrt werden muß.

Das gilt vor allem von dem Abschnitt S. 34 ff., der sich mit Tafel IV beschäftigt. So leid es mir tut, ich muß die meinem Wohnort erwiesene große Ehre, seine Tracht für die „originellsten in der Nachbarschaft des Breidenbacher Grundes" erklärt zu sehen, als völlig ungerechtfertigt ablehnen. Originell ist an der Bottenhorner Tracht nicht das Mindeste. Sie ist genau dieselbe wie etwa in Holzhausen bei Gladenbach, Dautphe und Buchenau auch; und selbst die „bedeutungsvollen" Querfalten in den Strümpfen (S. 37) findet man in Dernbach und Mammelshausen gerade so gut wie in Bottenhorn. Eine Ungenauigkeit der Darstellung ist es ferner, daß bei der auf S. 34, 35 beschriebenen männlichen Tracht nicht gesagt ist, wo sie zu Hause ist. Nach dem Zusammenhang der Darstellung ist nur die Annahme möglich, daß es sich auch um Bottenhorner Tracht handle. Denn vorher und nachher ist nur von Bottenhorner Tracht die Rede. In Wirklichkeit ist aber diese Männertracht in Bottenhorn schon so lange ausgestorben, daß sich wohl kaum noch ein Bottenhorner, selbst der älteste nicht, erinnern wird, sie habe tragen sehen. Sie ist überhaupt im ganzen Hinterland ausgestorben und kommt vereinzelt noch in Buchenau und Dautphe vor. Unter Taf. IV, die diese Tracht zeigt, steht auch ganz richtig der Ort Dautphe; im Text aber selbst jede erklärende Bezugnahme darauf.

Was die Einzelheiten der Darstellung anlangt, so will ich mich auf ein paar Bemerkungen beschränken. Die Hemdärmel sind nicht, wie es S. 35 f. heißt, mit enganschließenden Ärmeln aus farbig geblumtem Stoff unterfüttert. Diese enganschließenden Ärmel, die auch auf Taf. IV. zu sehen sind, heißen „Wämser" und sind selbständige Ärmelstücke — etwa wie Schreibärmel — die mit Bändern am Oberarm unter den Hemdärmeln befestigt werden. Sie werden nur bei besonderen Gelegen-

[2]) Nach der Einfindung oder „Telle" des Oberteils so genannt.

[3]) Auf die Besonderheiten dieses Kleidungsstückes kann hier nicht eingegangen werden.

[4]) Die in drei verschiedenen Formen vorkommt, wovon aber zwei abwechselnd getragen werden, sodaß es also auch hier bei der Zweiteilung bleibt.

[5]) Der, um es nochmals zu sagen, im Hinterland nichts anderes ist als ein fremder Eindringling, der die angestammte Hinterländer-Tracht zu verdrängen sucht.

Digitized by Google

heiten — Tanz, Haumachen— von den jungen Mädchen getragen. Was den „Büffel“ betrifft, so wird er in verschiedenen Farben, nicht nur in Rot getragen, und zwar entweder rot mit grauem Besatz oder grün mit rotem Besatz. In Bottenhorn ist seit einiger Zeit ausschließlich der grüne Büffel in Gebrauch. Am auffallendsten ist die „Sage“ von der Bedeutung der Querfalten in den Strümpfen der Bottenhorner Mädchen. Ob Hottenroth sie aus Hessens Hessischer Volkskunde übernommen hat, weiß ich nicht; jedenfalls findet sie sich dort auch. Es kann sich dabei nur um einem mißverstandenen Scherz handeln, den man einem wißbegierigen Frager aufband und der für Ernst genommen wurde. Die Ringel haben absolut keine Bedeutung, sind auch nicht in die Strümpfe hineingestrickt, sondern werden jedesmal beim Anziehen rings um den Fuß gelegt. Heute sind's fünf, morgen bei demselben Mädchen vielleicht nur drei. Außerdem tragen die Frauen, selbst die ältesten, die auf keinen Freier mehr rechnen, diese Ringel. Hoffentlich zieht sich dieser Witz nun nicht mehr einer Seeschlange gleich durch alle Darstellungen, die sich mit der Hinterländer Tracht befassen.

Was die Hinterländer Tracht trachtengeschichtlich für den Trachtenforscher so sehr interessant macht, ist der Umstand, daß sie sich heute noch in fortwährender Entwicklung und Umbildung befindet. Man kann an ihr wie an einem Musterbeispiel die Entstehung eines neuen und die Veränderung schon bestehender Trachtentypen konstatieren. Ein sehr wichtiges Moment ist das manufaktursame Vordringen der Hessentracht. Der Grund für ihre Überlegenheit scheint einmal darin zu liegen, daß sie etwas Neues ist. Und dann mögen auch die bunten Farben dem farbenliebenden Volk mehr zusagen, wie die sehr einförmige und düstere Hinterländer Tracht. Völlig aufgerümmt mit dieser schwarzen Tracht hat die Marburger Tracht im Marburger Kreis, so daß sich die schwarze Tracht jetzt nur noch im Kreise Biedenkopf findet, während sie früher bis an die Tore von Marburg hin herrschend war. Und auch in dem ihr jetzt noch eigentümlichen Gebiet hat sie heute mit dem Eindringling zu kämpfen. Im ehemaligen Amt Blankenstein muß sie sich mit den älteren Generationen begnügen; die Jugend ist ihr schon gänzlich untreu geworden. Dieselbe Entwicklung bereitet sich im Gebiet der Amtertracht vor. Und wie überall beginnt dieser Prozeß bei der Jugend. Anlegen und Ablegen der Tracht fängt bei den Kindern an, was an sich ja auch ganz natürlich ist.

Eine andere Art der Entwicklung der Tracht bietet uns der Süden des Kreises Biedenkopfes. Hier sehen wir den herrschenden hessischen Typus in einer Umwandlung begriffen, die zunächst hauptsächlich in einer Änderung der Haartracht und dem damit verbundenen Ablegen der Kopfbedeckung, des „Stulpchens“, besteht, die aber das Aussehen der Tracht wesentlich verändert und allmählich auch noch andere Änderungen nach sich zieht. Die Gründe für solche Umänderung lassen sich sehr schwer auffinden. Es ist wie bei der Mode: eine macht es vor, und alle andern machen es nach. Auch hier fing die Entwicklung bei den Schulkindern an; sie nahmen zuerst die neue Haartracht an. Weil aber die Änderung keine kostspieligen Neuanschaffungen nötig machte, wurde sie nach und nach auch von Erwachsenen nachgemacht.

Erwähnung verdient auch noch, daß der in der Blankensteiner und der Amtertracht jetzt übliche Mütze (Kernelsache) noch nicht sehr alten Datums ist. Man trug statt seiner das sogenannte „Halstuch“, zwei durch ein kurzes, schmales Rückenstück verbundene Ärmel vom Schnitte der Hemdsärmel (vgl. Justi, Hess. Trachtenbuch, Taf. XVII, wo sich auch die Blankensteiner „Dellmutsche“ findet).

# Karoline von Günderrode.

2) Zur Erinnerung an ihren 100. Todestag, 26. Juli 1906. Von Th. Gesky. (Schluß.)

Die dramatischen Werke der Dichterin sind arm an Handlungen und nur Buchdramen, die nie das Licht der Bühne erblickt haben. Der in Poesie geschriebene „Mahomed“ erschien mit Bruchstücken der Dramen „Hildegund“, „Piedro“, „Die Pilger“, unter dem Titel „Poetische Fragmente“, Frankfurt 1805. Ferner gaben Creuzer und Daub in ihren „Studien“, Heidelberg 1806, zwei dramatische Dichtungen der Günderrode „Idolika“ und „Magie und Schicksal“ heraus. Aus dem Nachlaß der Dichterin erschien soeben zu ihrem 100. Todestage eine dritte Sammlung, obwohl druckfertiger, doch bisher ungedruckter lyrischer Gedichte, unter dem Titel „Melete“ von Jon (Dichtungen und Briefe, herausgegeben mit einer Einleitung von Leopold Hirschberg, mit dem Bildnis der Verfasserin nach Schertle, Heidelberg 1906 und Berlin 1906). Ihre „Gesammelten Dichtungen, mit dem Brustbilde der Dichterin und ihrem Grabsteine“ gab zum ersten Male vollständig heraus Friedrich Göt, Mannheim 1857. —

Karoline wurde der Einfluß Creuzers, ihr zu entlagen, durch ihre schon erwähnte vertraute Freundin Susanne v. Heyden übermittelt, die die Schwester der Gattin des Botanikers Nees v. Esenbeck war, geborene Lisette v. Mettingh. In einem Briefe, den Susanne nach dem Tode Karolinens an deren Bruder, der 1808 in Heidelberg studierte, schrieb, finden wir den wahrheitsgetreuesten Bericht über das traurige Ereignis. (Vgl. Ludw. Geiger „Karoline von Günderrode und ihre Freunde“, Stuttgart 1895, S. 188 und 189). Es heißt dort: „Die Verbindung, in der Ihre Schwester, meine einzige Karoline, mit Creuzer stand, ist Ihnen bekannt. Beifolgende zwei Briefe von Daub an mich, werden Ihnen die Lage der Dinge sagen, wie sie noch vor kurzem waren, bis ein fürchterliches Mißlingen jeder Vorsicht das Unglück Linens herbeiführte. Aus dem zweiten Brief von Daub werden Sie sehen, daß ich alles anwandte, diesen Kummer von Linen abzuwenden. Ich schrieb, da alle Vorstellungen unnütz waren, beifolgenden Brief an Lotte Servière in Langenwinkel im Rheingau, wo Karoline war, nebst beifolgendem Brief

Digitized by Google

an Lina, um daß diese Linen vorbereite; allein ungeachtet ich die Adresse an Lotte mit verstellter Hand und Stempel gemacht habe, eilte Karoline, die seit langer Zeit auf Briefe gewartet hatte, dem Boten entgegen, erbrach den Brief und ging in ihr Zimmer, von wo sie bald wieder herauskam und ganz heiter scheinend Lotte Adien sagte, sie wolle am Rhein, wie sie oft tat, spazieren gehen, kam aber nicht wieder. Beim Nachtessen wurde sie vermißt; man eilte auf ihr Zimmer, fand die erbrochenen Briefe, und bange Sorge erfüllte die guten Mädchen. Sie suchten die ganze Nacht, früh fand man die unglückliche Lina tot am Ufer; der Ihnen wohlbekannte Dolch hatte das Herz des Engels durchstochen. Sie konnte nicht leben ohne Liebe, ihr ganzes Wesen war aufgelöst in Liebeswürdigkeit. Sie, die Sie sie liebten, wie wenige Brüder lieben, fühlen, wie schmerzlich ihr Verlust mir ist; mein halbes Leben liegt mit ihr im Grabe." Karoline war schon im Frühjahr 1806 mit Pauline und Lotte Servière nach Winkel gekommen, wo alle drei bei dem Kaufmann Merten aus Frankfurt in der Hauptstraße wohnten. Karolinens Zimmer, das eine Treppe hoch nach der Straße zu lag, ist infolge baulicher Veränderungen in seiner damaligen Gestalt nicht mehr vorhanden, auch das hübsche Gartenhaus, in dem sie oft saß, ist verschwunden. Mertens, der damals nur im Sommer in Winkel wohnte, siedelte später ganz dahin über und starb am 24. Januar 1825 auch dort. —

In C. W. O. A. v. Schindels Buche: „Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts", Leipzig 1823, I. S. 177 findet sich folgende Notiz: „Sie steckte einen Dolch zu sich und ging unbemerkt nach den Ufern des Rheins und drückte den tötenden Stahl zu wiederholten Malen in die Brust, in einer Stellung, die verriet, daß sie rücklings in den Strom zu stürzen und von ihm fortgerissen zu werden beabsichtigte, oder in denselben unterzusinken, da sie mehrere Steine in den umgenommenen Shawl gebunden hatte. Doch blieb sie am Ufer liegen, und am andern Morgen fand ein „Landmann die Leiche der Unglücklichen". Nach Dr. Karl Schwartz „Geschichte der Familie von Günderrode" war es ein Taglöhner, namens Düffre, der sie etwa 200 Schritte unterhalb Bartholomä an einer Anfahrtsstelle entseelt liegen sah, und der den einige Schritte von ihr blinkenden Dolch, der einen silbernen Griff hatte, aus abergläubischer Furcht leider in den Rhein warf. Mit dem Oberkörper lag sie im Wasser, während die Füße auf dem Lande ruhten. Die in dem erwähnten Briefe von Daub ausgesprochene Warnung: „Bitten Sie die Günderrode vor dem Rhein und vor Dolchen" hatte leider ihren Tod nur beschleunigt. — In Goethes „Tagebuch" (Weimarer Ausgabe III. 4. S. 146) lesen wir folgende vom 11. August 1810 datierte Bemerkung: „Mit Bettina im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein Günderrode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod." Während seines Aufenthaltes bei der Familie Brentano-Birkenstock in Winkel hat der Dichter am 6. September 1814 auch die Todesstelle am Rheine zwischen einem Weidicht, den Ort, wo Fräulein v. Günderode sich entleibte. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle von Personen, welche in der Nähe gewesen und Teil genommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Lokal jederzeit erregt." Unterhalb St. Bartholomä, dem Überreste des alten Klingelmünde, an dem von Weiden verhüllten Rheinufer glaubte Simrock die Stätte, wo Karoline aus dem Leben schied, gefunden zu haben.

„Bei der Untersuchung, die durch den Oberschultheiß Valentin Schumann in Winkel, von dem Amtsverfonal und dem Winkeler Chirurgen Stehler vorgenommen wurde, ergab sich, daß Fräulein von Günderrode sich einen Dolch in das Herz gestoßen hatte. — Bei der Sektion der Leiche erwies sich, daß die Unglückliche an einer Milzkrankheit gelitten." (Nach Dr. Karl Schwartz a. a. O.) —

Ein schönes Zeichen religiöser Duldung war es, daß die Kranke, die, gebrochen vom tiefsten Seelenschmerz, selbst Hand an sich gelegt hatte, am 28. Juli mit Gesang und Gebet beerdigt wurde, begleitet von allen Nachbarn und der Schuljugend. Denn die freundliche Stiftsdame hatte sich schnell bei jung und alt beliebt gemacht. Infolge eines Berichtes, den das Amt Rüdesheim an das Fräuleinstift in Frankfurt gesandt hatte, traf eine Woche später ein „Herr aus Frankfurt in Winkel ein und bezahlte alle durch die Beerdigung entstandenen Kosten. —

Als Karoline den verhängnisvollen Brief Daubs erbrochen und gelesen hatte, ging sie auf ihr Zimmer und schrieb hier kurze Zeit, bevor sie ihren Todesgang antrat.

Sie schrieb damals die von ihr zu ihrer Grabschrift bestimmten Verse aus Herder aus dem Gedächtnis auf einem Blatte nieder, das später in den Besitz des Komponisten Freiherrn Robert v. Hornstein in München kam, und zeichnete das Vermächtnis an die Kirche zu Winkel auf. Die Urkunde, die der dortige Pfarrer Johann Michael Ysinger (geb. zu Geisenheim am 8. Mai 1758, seit 1792 Pfarrer in Winkel, wo er am 9. Mai 1809 starb) aufnahm, hat folgenden Wortlaut:

„Fräulein von Günderrode legirt in dahiesige Kirche 25 Fl., damit in ihre Grabstätte auf dem Kirchhofe niemand mehr nach ihr beerdigt werde und ihr Grabstein allda stets unverletzt bleibe, ferner 75 Fl., wo von den Interessen denen Schulkindern jährlich den 26. Juli Brod ausgetheilt werden soll, welche dann in der Kirche 5 Vaterunser und Gegrüsset seist Du Maria zu bethen haben.

In Urkund Dieses Winkel im Rheingau den 29. September 1806. Isinger Pfr. mppia."

L. S.

Im Kirchenbuche zu Winkel hat Pfarrer Ysinger über den Tod Karolinens im Juli 1806 folgendes eingetragen: „Carolina de Günderrode die 26te subitanea morte abrepta est" deutsch: „Karoline von Günderrode ist am 26. Tage durch einen plötzlichen Tod dahingerafft worden." Die sterbliche Hülle der Dichterin wurde auf dem die Kirche zu Winkel umgebenden Friedhofe, dicht hinter der Kirche, zwischen der Umfassungsmauer und dem äußersten Ende des Chors ganz rechts bestattet. Auf ihrem Grabe ließ ihre Jugendfreundin, Frau Auguste von Leonhardi, geb. du Fay aus Hanau, eine viereckige dunkelgraue Sandsteinplatte mit dem Rück-

Digitized by Google

ken an der Mauer errichten. Diese Dame malte auch zwei Ölgemälde, nämlich die Grabstätte und die Todesstelle am Rhein, in matter Mondscheinbeleuchtung, die später die Stiftsdame Klotilde von Günderrode, eine Nichte Karolinens, erbte. Die Inschrift auf dem Stein ist in lateinischen Buchstaben hergestellt, in den letzten Zeilen jedoch schon so verwittert, daß sie gegenwärtig nur noch mühsam zu lesen ist, namentlich der Geburtstag ist längst verschwunden. Die Verse, die 4 Hexameter und 2 Pentameter bilden, lauten:

Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und ich gehe zur anderen Welt, euch gerne verlassend.
Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl.

Caroline von Günderode,
geb. . . . . MDCCLXXX
gest. 26. Juli MDCCCVI.

Diese Verse stammen aus indischen Quellen und rühren von einem Brahmanen Borthuherri oder Bathrihari her. Herder nahm sie in die „Zerstreuten Blätter", vierte Sammlung 1792, mit der Überschrift „Abschied des Einsiedlers" in folgender Fassung auf:

Erde, du meine Mutter, und du, mein Vater, der Lufthauch;
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, o Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank, mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh' jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend,
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Die erste Inschrift war, wie Achim v. Arnim, der auf einer Rheinfahrt nach Winkel kam, erzählt, schon 1812 „von den Tränen des Himmels ausgelöscht". Der Bildhauer J. Leonhard in Ettville erneuerte auf Veranlassung des Dr. Petri in Frankfurt 1868 die Grabschrift, faßte die alte Platte in antikem Stile ein und brachte über dem Denkmal den Namen der Dichterin „Karoline v. Günderode" in deutschen Buchstaben an. Eine abermalige Erneuerung der Grabschrift ist jetzt dringend notwendig geworden. — Creuzer starb erst im 87. Jahre, am 16. Februar 1858 in Heidelberg. Er soll bis an seinen Tod das Medaillon-Bildnis Karolinens auf der Brust getragen haben. Charakteristisch für die Weltanschauung der Dichterin scheint mir folgende, an Plato erinnernde Stelle in ihrem „Muhomed" zu sein: „Die Seele des Menschen stirbt nicht mit dem Tode des Leibes, sie verlässet ihn, wenn sein Leben aufgehört hat; und wenn es die Seele eines Frommen ist, so steigt sie empor in den Raum der Gestirne und bildet sich einen Körper aus Luft; dieser neue Körper hat alle Sinne wie der vorige, nur in einem noch höheren Grade; er wird nie müde, kennt keine Schmerzen und ist voll ewiger Gesundheit, Leben und Jugend. Mit diesen Körper kommen die Gläubigen in das Paradies, den Ort, den Gott für sie bereitet hat, um sie ewig zu erfreuen". —

Soeslich gekniet ging sie in den Tod, denn „sie konnte nicht leben ohne Liebe". Auch Heinrich von Kleist, der mit seinem herrlichen „Prinz von Homburg" den schönsten Kranz der Vaterlandsliebe um Preußens Krone gewunden hat, soll Karoline von Günderrode kennen gelernt haben. Doch ist dies zweifelhaft. Möglich wäre allerdings, daß Achim von Arnim ihn auf die Dichterin aufmerksam gemacht hätte. Kleist verweilte im Frühjahr 1804 am Rhein zwischen Mainz und Wiesbaden im Hause eines Pfarrers Hornbostel und soll von dessen Tochter geliebt worden sein, während er von Liebe zu deren Freundin, Karoline von Günderrode, ergriffen worden sei. Diesen seelischen Konflikt behandelt Franz Servaes in seinem 1904 auf der Bühne des Hoftheaters zu Dresden mit günstigem Erfolg zur Darstellung gelangten dreiaktigen Drama „Der neue Tag".

Heinrich von Kleist aber war wie Karoline von Günderrode zum Unglück geboren; erst nach dem Tode gelangte er zur Anerkennung. Beide besaßen kein nennenswertes Vermögen; der Dichter, der uns so kostbare Perlen schenkte, kämpfte fast zeitlebens mit Not und Elend; deshalb hätte eine Verbindung des Dichterpaares nach menschlichem Ermessen auch zum gemeinsamen freiwilligen Tode geführt. —

Oft habe ich am Grabe der unglücklichen Jungfrau gestanden, die in den harten Seelenkämpfe nicht zur Selbstüberwindung hindurchdrang, und deren kurzes Leben deshalb einen so tragischen Abschluß fand. Immer aber mußte ich dann der erbarmenden Worte unseres Heilandes gedenken: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet." Möge sie in der kühlen Gruft, wo alle Leidenschaften schweigen, den ewigen Frieden gefunden haben!

# Der Obersteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeschichte aus dem Rassuischen.

4) Von H. L. Linkenbach. (3. Fortsetzung.)

In dem kleinen, von Karls Mutter und ihm selbst bewohnten Häuschen in Frücht war sie zum ersten Male mit dem Burschen zusammengetroffen. Öfters pflegte sie dorthin zu gehen, denn Frau Schupp war eine arme Frau, der sie hin und wieder Wein und Wurst oder Früchte aus dem Garten brachte. Ihr Sohn gab ihr von seinem Verdienste nicht allzuviel ab. Wenigstens erzählten das die Leute. Aber Lina glaubte den Leuten nicht. Für sie stand es fest, daß Karl der beste, der bravste Sohn sei.

Der Bursche hatte ihr gegenüber zu Anfang eine gewisse Zurückhaltung bewahrt, aber bald waren sie

Digitized by Google

vertrauter geworden und schließlich hatten sie erkannt, daß sie einander gut waren. Seit Wochen sahen sie sich nun fast täglich. Zuerst in Gegenwart der Mutter, dann heimlich, an irgend einem der verschwiegenen Plätzchen in der Tiefentdell oder am Malberg.

Er hatte sie um Schweigen gebeten. Vor allem sollte der Oberförster fürs erste nichts erfahren, bis Karl den Steigerposten inne hätte, der in Kürze im Fahnenberg frei würde, und für den er in Aussicht genommen wäre.

Aber auch davon sollte Lina nichts verlauten lassen.

Gestern hatte ihr nun Karl gesagt, daß die Sache soweit gediehen wäre, daß sie nun beide bald ans Heiraten denken könnten. Deshalb war sie so froh gewesen heute früh. Nun brauchte sie bald nichts mehr zu verheimlichen und durfte wieder offen dem geliebten Pflegevater ins Gesicht blicken. — Nun hatte er aber vor der Zeit die ganze Geschichte entdeckt. Lina schämte sich bis ins Herz hinein; doch nun wollte sie auch alles beichten.

So erzählte sie denn alle Einzelheiten bis aufs Tüpfelchen.

Schweigend und finster hörte Lotz ihr zu. Also soweit war das Verhältnis schon gediehen? Das mußte sofort ein Ende nehmen.

Mit Aufwendung seiner ganzen Energie bewahrte er die Ruhe, um dem Mädchen ernst ins Gewissen reden zu können.

„Vor allem, Kind," sagte er, „der Karl ist ein Lump, ein Kerl, der dein Vertrauen schmählich mißbraucht und dir alles vorgelogen hat. Die ganze Geschichte mit dem Steigerposten ist erlogen. Gestern noch hörte ich vom Fahnenberger Betriebsführer, daß er einen neuen Steiger aus dem Siegerland angestellt habe. Wie aber der Schupp dich belügt und betrügt, so macht er's auch mit den andern, so macht er's mit seiner eigenen Mutter. Wenn du wüßtest, Kind, wie gemein er die arme, alte Frau behandelt, wie er sie beschimpft und schlägt, wenn er des Nachts betrunken nach Hause kommt, wenn du wüßtest in welch' liederlicher Gesellschaft er seine paar Groschen vertut, wie manches Mädchen der freche Bube schon angeführt hat, dann, ja dann, Lina, würdest du anders denken!" —

„Schwätz du auch den Verleumdern und Neidhämmeln nach, Onkel!" fragte das Mädchen, erregt aufstehend. „Kein wahres Wort ist an dem Geplapper!"

Lotz räuspelte sich. Dann stieß er ärgerlich hervor:

„Hast du schon jemals gemerkt, daß ich verleumde, Kind? Ich hab' noch keinem 'was Schlechtes nachgeredet, wenn ich's nit vertreten konnt'!"

Lina traten die Tränen in die Augen. Gewiß, der Onkel log nicht; aber er mußte sich getäuscht haben. Wie sollte sie's anfangen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen?

Da sog sie Lotz sanft auf seine Knie nieder und fuhr ihr mit der Hand über das glühende Gesichtchen.

„Versprich mir, Kind, solange den Karl zu meiden, bis du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugt hast, oder bis ich anderer Ansicht geworden bin!"

Lina schwankte, was sie tun sollte. Zögernd versprach sie endlich, was der Pflegvater von ihr verlangte.

Damit war die Unterredung beendet, und Lotz verließ, bedeutend ruhiger als er gekommen, seine Wohnung.

Das Mädchen blieb allein zurück. Was sollte sie nun beginnen? Das Versprechen wollte sie halten. Aber sollte sie nicht Karl noch ein einziges Mal sprechen dürfen? Sie mußte ihm doch erzählen, was sich ereignet hatte, konnte doch nicht so einfach weableiben, ohne ihm Nachricht zu geben.

Um elf Uhr hatten sie sich ja am Tiefentdeller Weiher verabredet. Ja, da mußte sie hin. Karl wollte die Arbeit schwänzen und sich nur einmal flüchtig im Schacht zeigen, damit ihn der Obersteiger sähe und ihm die Schicht anrechnete.

Ja, sie durfte nicht zögern. Sie mußte hin. Das war sie sich und ihm schuldig! Mittags wollte sie auch diese letzte Heimlichkeit nach dem Onkel beichten.

Ihre Pflicht war's, Karl nicht vergebens warten zu lassen. Jetzt gerade, wo er von allen Seiten angefeindet ward, durfte sie ihn nicht im Stich lassen. Es war ihre heilige Pflicht!

* * *

Lina warf einen musternden Blick in den Spiegel, ordnete ihr volles, blondes Haar, zog und nestelte an dem einfachen, hübschen Kleidchen, unter dem ihre hohe biegsame Figur noch schlanker und schöner hervortrat, und huschte dann durch die hintere Haustür ins Freie hinaus.

Schnellen Fußes durchmaß sie das Gärtchen, aber nicht ohne eine paar Federröschen zu brechen und an die knospende Mädchenbrust zu heften, eilte über den sanft aufsteigenden Hügel, an dem alten Kiefernbaum vorbei, hinunter in den grünen Wiesengrund, der sich rechts von der Schlucht nach dem Malberg zu bis zum Waldsaum hinzieht, und wandte sich dann bergauf, der sogenannten Tiefendell zu, einem zweiten kleinen Tälchen, das jener Wiesengrund mit dem Linnebachtal verbindet.

Linker Hand lag der Schacht, aus dem dann und wann Hämmern und Surren zu ihr herüber schallte. Sie aber achtete nicht darauf und eilte weiter bis zu jener Stelle, wo tief im Waldesschatten ein kleiner, freisrunder, künstlich angelegter und vom Linnebach gebildeter Teich liegt, in dem das Grundwasser ansammelt wurde. Hier war ihr Lieblingsplätzchen unter der mächtigen Buche, welche die Schwestern alle überragend, ihre Äste tief auf den Wasserspiegel hinabsenkte.

Ja, einzig schön war's hier in dieser Stille, in die der Arbeit Pulsschlag aus der Ferne nur ganz gedämpft hineinklang, wie aus einer anderen Welt. Und schön ist's auch noch heutigen Tages an diesem einsamen Weiher, der so gar nicht künstlich aussieht,

Digitized by Google

der, wie von Gottes Meisterhand geschaffen, unter den schützenden Waldesriesen träumend ruht.

Auf sein klares, blaues Wasser beugen sich die Bäume liebend nieder und berühren sanft mit grünen Armen die schillernde Fläche, auf der Mückenschwärme lustige Reigen tanzen.

Hoch in den Wipfeln rufen die Finken, zwitschern die Meisen und singen die Drosseln, und an den grauen Stämmen pocht der Grünspecht sein monotones Tick-Tack. Sonnenstrahlen huschen durchs Laubwerk, tanzen um Busch und Baum, spielen auf moosigem Waldgrund und schimmern und blitzen über dem Wasser. Feierliche Ruhe herrscht hier, nicht die Totenstille der Vergessenheit, sondern die raunende, singende Stille der atmenden, schaffenden Natur. Diese Einsamkeit beengt und bedrückt die Seele nicht, nein — sie tröstet, wandelt die Schmerzen in sanfte Wehmut und macht das Herz empfänglich für alles Gute. Wunderseltsame Melodien werden wach in ihm, so befreiend, so schön, und in Harmonie zerfließen all die schrillen Töne, die der brutale Alltag der Harfe des Lebens entrang.

— — — — — — — —

Des Obersteigers Pflegetöchterchen kannte und liebte diese Einsamkeit; aber heute hatte sie kein Ohr für die stumme Sprache der Natur. Gespannt blickte sie den Waldweg entlang, ob sie den Liebsten nicht sähe.

Horch, da knackten die Büsche, und da stand er vor ihr, lachend, lustig; und er schloß sie stürmisch in die Arme und bedeckte ihre Lippen mit glühenden Küssen.

Sie suchte sich ihm zu entwinden; aber ihr Wille erstarb vor der heißen Leidenschaft des Burschen, der sie aufs Moos in den Schatten der alten Buche neben sich niederzog.

Mit Tränen in den Augen erzählte nun Lina, was sich inzwischen zugetragen, daß Loy die ganze Sache entdeckt habe und nichts von ihrer Verbindung wissen wolle.

„Was sollen wir tun, Schatz?“ rief sie schluchzend, „dich kann ich nicht lassen, und doch möchte ich nicht den guten Pflegevater kränken.“

„Ach, was! Kopf hoch!“ fiel der Bursche ein, „so schlimm wird's wohl nit werden. Wir treffen uns dann einfach noch heimlicher als bisher und — paß 'mal auf: Wenn ich den Steigerposten im Fahnenberg habe, dann wird der Alte schon klein beigeben.“

„Ich glaub' nit,“ sagte das Mädchen, „er kann dich nit leiden; er meint, du wärest schlecht. Er läßt sich nit überzeugen, daß du der allerbeste Mensch bist in der ganzen Welt!“

Karl zog sie aufs neue an sich.

„Recht so, Kindchen,“ sagte er, „glaub' nit den falschen Kreaturen, die mir übel wollen. Glaub' einzig und allein deinem Schatz, der's gut mit dir meint!“

Während er aber das Mädchen beruhigte, flammte in seinem Innern roter Zorn auf: „Warte nur, Alter! Auch das sollst du mir büßen!“

— Zum Teufel auch! Sollte etwa seine Mutter wieder geplappert haben, was die andern nicht zu wissen brauchten? — Der alten Frau wollte er doch schon zeigen, wer Herr im Hause war. Den Mund würde er ihr stopfen, ehe sie noch mehr Dummheiten bringe.

— — — — — — — — —

Schupp hatte tatsächlich die Absicht gehabt, Lina zu heiraten. Das Mädchen gefiel ihm, denn es war ein hübsches, frisches Ding, das einem Burschen wie Karl schon den Appetit zu reizen vermochte. Außerdem hatte es von dem Alten eine Aussteuer zu erwarten, die keineswegs zu verachten war, und — nicht zu vergessen — für den künftigen Schwiegersohn würde der Obersteiger schon Sorge tragen und ihm irgend ein hübsches Steigerpöstchen oder dergleichen aufheben. Denn im Fahnenberg dachte ja doch niemand an eine Stellung für ihn. Das war nur ein Märchen, das er Lina erzählt hatte, um sie vertrauensseliger zu machen. Das Mädchen war ihm ja blindlings ergeben und glaubte seinen Worten wie einem Evangelium.

Er hatte sich die Geschichte recht hübsch zurechtgelegt: Noch kurze Zeit und Lina würde ihm ganz zu willen sein. Er verstand sich auf die Frauen. Eine schwache Stunde würde auch über diese kommen, das wußte er mit Bestimmtheit. Willenlos würde sie sich dann in seine Arme werfen; und er wollte schon nehmen, was sich ihm so leicht darbot. Ha, wenn das erst erreicht wäre, dann hätte er den Alten in der Hand, dann müßte er seine Einwilligung, sein Geld hergeben, wollte er nicht sein Pflegetöchterchen vor aller Welt bloßstellen. Eine dumme Geschichte war's nur, daß Loy jetzt schon, vor der Zeit, alles erfahren hatte. — — —

Als die beiden Arm in Arm zurückgingen, war es schon beinahe Mittag.

Am Waldsaum trennten sie sich; Lina mußte sich beeilen, um den Pflegevater nicht allzu lange mit dem Essen warten zu lassen und Karl schlenderte bergaufwärts dem Malberg zu.

Am Abend wollten sie sich nochmals treffen und zwar unter der hohen Kiefer. Es war ja Samstag, und da pflegte Loy seinen Schoppen drunten in Ems zu trinken. Ungestört konnten sie also zusammenkommen. — — —

Loy trat gegen ½12 Uhr in seine Wohnung und fand dort alles wohlvorbereitet zum Essen vor. Lina war still und einsilbig, sie getraute sich nun doch nicht, dem Onkel zu beichten. Aber morgen würde sie's bestimmt tun. Nur einmal noch, heute nur noch, wollte sie Karl sprechen, und dann sollte der Pflegevater alles erfahren. — Dieser belästigte das Mädchen nicht mit Fragen und Worten.

Früh brach er wieder auf, um auf der Grube nach dem Rechten zu sehen, und Lina blieb mit ihren Gedanken allein daheim.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 9. Juli bis 31. August geschlossen.

## Literatur.

* **Die Einführung der Reformation in Nassau-Weilburg durch den Grafen Philipp III.** Von F. Gerns-heim. 29 S. Weilburg, A. Kramer. — Das Büchelchen ist eine Darstellung des weltgeschichtlichen Vorgangs, auf dem alteren Quellwerk beruhend, allgemein verständlich gegeben. Ein Teil des Reinertrags ist für Errichtung des Weilburger Adolfsdenkmals, der andere für mildtätige Zwecke bestimmt.

* **Das Testament von Weilburg.** Historisches Festspiel zur Jahrhundertfeier der Stadt Weilburg. Von E. Spielmann. 51 S. Pr. 50 Pf. Wiesbaden, A. Bechtold u. Komp. (Selbstanzeige.) — Das einaktige Drama behandelt die letzten Lebenstage des deutschen Königs Konrad des Fränken und jene Entsagungstat zugunsten Heinrichs von Sachsen, also einen der bedeutungsvollsten Vorgänge in der deutschen Geschichte, der noch dazu auf der alten Lahnburg abspielte.

* **Programme des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums zu Montabaur 1905 u. 1906.** — Sie gereicht uns zur Freude, den Lesern der „Nassovia" einen neuen Mitarbeiter in Nassovia, den Direktor des Montabaurer Gymnasiums Prof. Dr. phil. et jur. M. Thamm, vorstellen zu können. Die Doppelpromotion braucht den werten Lesern keine Furcht vor einsamer gelehrter Trockenheit einzuflößen. Im Gegenteil sind die beiden Abhandlungen, die uns vorliegen, vortreffliche Muster historischer Arbeit: wissenschaftliche Grundlage, gemeinverständliche Darbietung. Die erste, im Programm von 1905, behandelt den Versuch einer Schulreform des letzten Lehrfürstlichen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus in Montabaur. Namentlich ist hier interessant zu hören, wie der aufgeklärte Fürst das Volksschulwesen von der rein geistlichen Aufsicht emanzipieren, den Lehrplan erweitern, die Lehrerbesoldung verbessern wollte. Leider scheiterte der Versuch an dem Widerstande der Bevölkerung, und der Kurfürst gab nach, schon der bevorstehenden Feindseligkeiten halber. Die zweite Abhandlung, im Programm von 1906, bringt ein interessantes Verzeichnis der Ortschaften und fremden Abgaben des Bannes Montabaur aus 1548, die ist nicht nur eine trockene Aufzählung, sondern mit einer ausgiebigen Anzahl von Erläuterungen und Ergänzungen des Verfassers versehen, ein äußerst wertvoller Beitrag zur nassauischen Topographie vor dem Großen Kriege.

## Neues aus Nassau.

**S. M. der Kaiser** wird am 15. August zur Einweihung des Landgrafendenkmals in Homburg eintreffen und in Friedrichshof wohnen. Am selben Tage kommt König Eduard von England zum Besuche seines Neffen dorthin. Bekanntlich waren die Monarchen längere Zeit einander entfernt; die Zusammenkunft dürfte also hochpolitische Bedeutung haben und Nassaus Boden um eine der auf ihm vollzogenen weltgeschichtlichen „Entrevuen" reicher werden. — Die Denkmalsenthüllung findet am 16. statt.

**S. K. H. Prinz Eitel Friedrich von Preußen** wird anstatt des Kronprinzen als Vertreter des Kaisers bei der Weltburger Tausendjahrfeier gegenwärtig sein und zwar den ganzen Hauptfestag (11. August) hindurch. Dem Feste ist nach ein 8. Aug. der 21. August, hinzugefügt worden, an dem die Mirmes, die man anfangs ausfallen lassen wollte, nun doch stattfindet.

Für das Nassauische Landesdenkmal sind bis jetzt 80000 Mark eingegangen; die Kosten sind auf 100000 Mark veranschlagt.

Der Betriebsinspektor bei der Bogbadbahn, W. Wachaus zu Bonn (Atonium, Aluminium) ist mit dem Roten Adlerorden ausgezeichnet worden. Wachaus ist seit 1881 im Privatbahnbau, seit 1889 an der Mutualschen Bahn beschäftigt und schon zweimal vom Kaiser dekoriert worden. Er ist ein gebürtiger Kapenelnbogener.

Am 1. August schlug der Blitz zündend in die alte Zollburg Pfalzgrafenstein bei Kaub ein. Der Wärter löschte mit Hilfe von Raubern das Feuer. Die Beschädigungen sind unerheblich, aber doch wieder ausgebessert, was hoffentlich bald geschieht. Auch ein Blitzableiter dürfte wohl angebracht werden.

Am 2. August ist die elektrische Bahn Wiesbaden-Dotzheim eröffnet worden.

Wiesbaden wird nun auch seine „Kaiser-Passage" erhalten. Die betreffenden Hotels „Nord" und „Bristol" sind zu diesem Zwecke von einem Konsortium für 2200000 Mk. angekauft worden. Die Passage wird Marktplatz und Wilhelmstraße verbinden.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**August.**

20. 1628. Gewaltiger Brand in Herborn, der einen großen Teil der Stadt zerstört.

20. 1760. Prinz Friedrich August von Nassau-Usingen (s. Herzog von Nassau) wird im Treffen bei Strehla, das die Reichsarmee dem preußischen General v. Hulsen pergeeb liefert, an der Spitze seines attackierenden Chevauxlegersregiments, das der Erschöpfung der österreichischen Korps Laudon beigegeben war, gefangen. (Siebenjähriger Krieg.)

22. 1370. Schlacht bei Basweiler zwischen Herzog Wenzeslaus von Luxemburg und Brabant und Herzog Wilhelm von Jülich, wo welch letztere Seite viele nassauische Grafen und Herren kämpften und den Sieg erringen halfen.

22. 1640. Graf Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken stirbt zu Metz im Exil. Er war am 18. XII. 1590 als der älteste Sohn des Gesamtherrn der walramischen Lande, Grafen Ludwig geboren. Sein Gebiet ging später in Nassau-Ottweiler, Saarbrücken und Usingen auseinander.

26. 1653. Graf Friedrich III. von Wied begründet die Stadt Neuwied. (Urkunde von diesem Tage.)

30. 1806. Die Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen und Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg nehmen den Titel „Souveräner Herzog bezw. Fürst von Nassau" an und erklären, daß sie ihre Lande als einiges Herzogtum gemeinsam regieren wollen.

## Briefkasten.

**C. A. in L.** Besten Dank. Ist, wie Sie sehen, verwertet.

**L. M. in W.** Wir antworten brieflich.

NB. Eilige Sachen an den herausgeber wolle man in der Zeit bis zum 22. nach Weilburg, Hotel zur Traube, adressieren.

**Redaktionsschluß: 10. August.**

Inhalt: Der Rhein (Gedicht), Von C. Anthes. — Königlein unter Eppstein, Stolberg und Kurmainz. Von A. Geyer. — Das nassauische Trachtenbuch. Von H. Spieß. — Karoline von Günderrod. Von Th. Gsell. (Schluß.) — Der Oberstleiger von Limebach. Von H. L. Linlenbach. (3. Fortsetzung.) — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

# Nassovia

Zeitschrift
für nassauische Geschichte
und Heimatkunde.

Herausgegeben
von Dr. C. Spielmann
Druck und Verlag
P. Plaum, Wiesbaden.

№ 17. Wiesbaden, den 1. September 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50 Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.



Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.


## Kreuz am Wege.

(Nachtbild.)

Tiefdunkel der Weg im einsamen Tann —
Gewaltige Riesen strecken
Die zottigen Arme himmelan;
Rings lauert nächtiger Schrecken.

Nun knackt es im Holz, und über den Pfad,
Vom flüchtigen Mondstrahl umglitten,
Huscht eine Gestalt, die lautlos naht
Mit schleichenden Katzenschritten.

Da bricht der Mond durch die Wolken hell.
Mit grimmig verzerrtem Gesichte
Schaut auf zum Himmel der finstre Gesell,
Als wollt' er fluchen dem Lichte.

Da sieht er plötzlich des Heilands Bild
Vom Kreuz herniederschauen;
Wohl zuckt er zusammen, doch trotzig wild
Verbeißt er das heimliche Grauen.

Horch! naht nicht einer mit flinkem Fuß
Und pfeift dem spürenden Hunde?
Nun, Jäger, bet' deinen Scheidegruß,
Es schlägt deine letzte Stunde!

Ein Blitz, ein Knall — es ist geschehn —
Ein Schrei verhallt in den Winden —
Doch der am Kreuz, der hat es gesehn —
Er wird den Mörder finden!

Leo van Heemstede.

# Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg.

## (18. bis 21. August 1906.)

Von Lothar Lästner.

Würdig und glanzvoll ist die herrliche Feier verlaufen, welche die Stadt Weilburg schon seit längerer Zeit in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestellt hatte. Mit Befriedigung, und man kann wohl sagen, mit Stolz darf die gesamte Bürgerschaft auf diese in jeder Hinsicht wohlgelungenen Tage zurückblicken; sie hat einen Beweis ihres starken Gemeinsinnes und edler Heimatliebe geliefert, wie es wohl in dieser Art irgend einer andern Stadt gleicher Größe kaum möglich sein dürfte. Die Erinnerung an jene glücklichen Tage wird die junge Generation in ihrer Liebe zur Stadt stärken, und der älteren ein teures Kleinod sein, dem Fremden aber das Bild der trauten Lahnstadt in verklärtem Lichte erscheinen lassen.

Ein rührendes Komitee arbeitete schon seit Monaten im Stillen, Angehörige aller Volksschichten wirkten hier emsig nebeneinander; und endlich nahten sich die festlichen Tage, in denen Wilinaburga in strahlendem Gewande sich ihren Gästen zeigen wollte. Von nah und fern war man dem Rufe gefolgt, der imposante Ritter mit dem Stadtbanner von Ehlens Meisterhand kündigte an, daß sein Schilderung für den 18. August gewappnet sei zu würdigem Empfang. Nur über die Wetterwarte hatte der Gebarnischte keine Macht, auch dem Bitten und Flehen Tausender gewährte sie kein Gehör, da sie ihre Intentionen allein „von höchster Stelle" erhält. Gegen ½5 Uhr am Samstage verkündete feierliches Glockengeläute von allen Türmen der Stadt den Beginn des Festes, dumpf dröhnten Böllerschüsse dazwischen. Wahrenddessen fanden sich in der großen Aula des Gymnasiums, von der die ernsten Porträts verdienter Rektoren und Lehrer herabschauen, an die große Vergangenheit gemahnend, die Spitzen der städtischen Behörden, Bürgermeister Karthaus, Stadtverordnetenvorsteher Mischke, dann Regierungspräsident v. Meister als Ehrenpräsident des Festausschusses, Landrat Ley, Landeshauptmann Krekel, auch u. a. die drei künstlerischen Leiter des Festes: Hofrat Dr. C. Spielmann, Kunstmaler Th. Thelen und Hofdekorationsmaler Dr. H. Rauch, sämtlich von Wiesbaden ein. Nach der Begrüßung durch den Regierungspräsidenten verbreitete sich Bürgermeister Karthaus in längerer, eingehender Rede über die Vergangenheit Wilinaburgs, zeichnete treffend die Entwicklung der inneren und äußeren Verhältnisse, wie viel Kriegsleiden die Stadt durchgekostet, wie manches freudige Ereignis ihr durch die Gunst des angestammten Herrscherhauses zuteil geworden. Exzellenz Freiherr v. Sydergs-Sümmern, Finanzpräsident aus Biedrich, entbot im Auftrage des Großherzogtums von Luxemburg allen Weilburgern, die sich noch vergangener Zeiten erinnerten, herzlichen Gruß und Gratulation. Von den verschiedensten Körperschaften, Vereinigungen und Einzelpersonen folgten nun Ovationsansprachen, auch Geschenke.

Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, als ein prächtiger Fackelzug, einer Riesenschlange gleich, sich durch die Straßen und Gäßchen der Jubelstadt wand. Unter Leitung des Oberlehrers Freybe wirkten hier die Vereine und Schulen zusammen; angefacht auf 400 Personen mochte wohl die Zahl der Schüler des Gymnasiums, der Landwirtschaftlichen Schule, der Unteroffizierschule, der Innungs- und Privatvereine schauen, die huldigend, unter den Klängen von vier Musikkapellen von der Frankfurter Straße über den Markt, Niedergasse zur Stadtbrücke, dann Limburger Straße, Wilhelm- und Lahnhofstraße und Niedergasse bis wieder zum Markte zogen. Vor dem Rathause brachten die vereinigten Gesangvereine den Behörden und Ehrengästen ein Ständchen mit dem Hymnus Herzog Ernst II. von Sachsen-Meiningen „Lobpreiset laut und rühmt und ehret den goldenen Hort der Lieder." Nach dem Kaiserhoch sang die Menge in Begeisterung „Deutschland, Deutschland über alles"; selbst der nicht endenwollende Regen tat der Stimmung keinen Abbruch, wenn er auch leider das prächtige Bild der nun folgenden allgemeinen Illumination etwas beeinträchtigte. Und trotzdem war es überwältigend. Der magische Schein des bengalischen Feuers ließ die alten Bäume des Schloßgartens wundersam erstrahlen, an jedem Hause blitzten kleine Flämmchen auf, Bahnhof und Eisenbahnbrücke erglühten in farbenreichem Licht, selbst der Eingang zum Tunnel wies einen leuchtenden Kranz auf. Dazu die still fließende Lahn, in der sich dieses bunte Farben- und Strahlengemisch seltsam märchenhaft wiederspiegelte. Ein unvergeßlicher Anblick!

Wie schmuck und festlich die Stadt im Flaggenglanze sich zeigte, nachdem Jupiter Pluvius endlich ein Einsehen gehabt, am Festsonntagsmorgen, dem 19. August, als die ersten Sonnenstrahlen alle Herzen erfreuten, läßt sich kaum schildern. An jedem Hause prangten Fahnen oder sonstige Festdekorationen, Girlanden und Wappenschilder. Etwas merkwürdig erschien es allerdings, daß unsere altnassauischen Farben doch spärlich vertreten waren, wenigstens bei Privathäusern. Freudig erregte Mengen wogten durch die Straßen, überall Festgestimmung und Festestrubel; sollte doch heute Prinz Eitel-Friedrich als Vertreter des Kaisers erscheinen, und der Feier dadurch eine ganz besondere Bedeutung geben. Kurz nach 9 Uhr traf Prinz Eitel-Friedrich mit seinem Gefolge: Hofmarschall v. Lettow und Freiherr v. Schilling von Canstadt auf dem Bahnhof ein, in der Uniform des 3. Garde-Regiments zu Fuß; mit dem Großfordon des Schwarzen Adlerordens; brausende Hurras empfingen ihn. Zu seiner Begrüßung hatten sich versammelt: Oberpräsident von Windheim, Regierungspräsident von Meister, Exzellenz von Eichhorn, Kommandierender General des XVIII. Korps, Hofmarschall Freiherr von Dieskau im Auftrage der Frau Großherzogin Adelheid von Luxemburg und die städtischen Behörden. Nachdem Prinz Eitel-Friedrich die Front der Ehrenkompagnie der Unteroffizierschule unter den Klängen des Präsentiermarsches abgeschritten, fuhr er unter lebhaften Zurufen und Hurras der Menge durch die Bahnhofstraße, wobei die Kriegervereine und Schulen Spalier bildeten. An der Stadtbrücke richtete Bürgermeister Karthaus eine Begrüßungsansprache an den Prinzen und bot ihm den Ehrentrunk in goldenen Pokal dar, den er auf das Wohl von Weilburg leerte. Im Schloßhofe empfing Exzellenz Freiherr von Sydergs-Sümmern den Prinzen im Auftrage des Großherzogs von Luxemburg. Die Fahrt vom Bahnhofe zum Schloß hatte sich zu einem Huldigungszug für den Hohenzollernsprossen gestaltet. Gegen 10 Uhr fand in der alten Schloßkirche der Festgottesdienst statt, mit ernsten Gedanken wollte man den bedeutsamen Tag beginnen, an der herzoglichen Gruft nahm Prinz Eitel-Friedrich Platz. Dekan Grünschlag hielt eine zu Herzen gehende Festpredigt über 1. Tim. 1. 17. Gebt Gott die Ehre. — Unterdessen wogte eine festlich gepulste Menge in dem Schloßgarten, die beste Weilburger Gesellschaft, viele Fremde, und viele fern der Heimat lebende Weilburger fanden sich auf diesem herrlichen Altane mit dem Blick in das idyllische Lahntal ein — es ist wie ein Zaubertraum aus den Zeiten des

Digitized by Google

XVIII. Jahrhunderts. — Das war ein freudiges Begrüßen und Vorstellen, Austauschen alter Erinnerungen, und lebhaftes Gespräch über das die jetzt Erschaute. Manch Weißburger Backschischen kannte vor Ungeduld kaum erwarten, daß der Prinz sich endlich im Schloßgarten zeige; der Teil bei der Kirche blieb abgeleert. Um ¾11 begann das Doppelkonzert der Kapelle des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg Nr. 14 aus Kassel im reservierten Garten, während das Gros der Großh. Hess. Leibgarde-Regiment Nr. 115 aus Darmstadt bei der Terrasse konzertierte. Die vereinigten Männerchöre brachten unter Leitung des Dirigenten Herrn Wiecke das Lied „Vorbraussa" von Jacobs zum Vortrage. Schuster Sonnenschein lachte auf die Fässchen herab, seit langem war wohl der einsame Schloßgarten nicht mehr Zeuge solch prächtigen, vielgestaltigen Lebens und Treibens gewesen! Endlich erschien der Prinz mit seinem Gefolge, sich lebhaft unterhaltend, in angeregtester Stimmung. Ratlos sich fehlte es nicht an den üblichen „schwarzen Kasten", die sich sogleich dem Prinzen zurichteten, doch das störte ihn — Gottseidank! — wenig. Besonders die junge Damenwelt — nur allzu begreiflich — drängte sich nach dem nur leicht gesperrten Eingängen zum reservierten Garten, und ehe man sich's versah, schienen die Schranken gefallen, in heller Begeisterung drängte sich alles zum Schlosse, nach dem Prinzen, der, bald ganz umringt von geputzten Menschen, sich kaum des Zujubelns und Grüße erwehren konnte, mit denen er von allen Seiten geradezu überschüttet wurde. An der Seite der Herren vom Festkomitee, sein Gefolge war teilweise ganz von ihm weggedrängt worden, durchschritt Prinz Eitel-Friedrich, dessen frisches, gesundes Aussehen allgemeines, freudiges Aufsehen erregte, freundlich nach allen Richtungen hin grüßend, die ihn dicht umdrängenden Massen, den Schloßgarten über die untere Terrasse hinab nach einer kleinen im Gebück an Lahn errichteten Tribüne. Von hier aus nahm er die Aufzahrt der Rudervereine des Lahntals in Augenschein, die in der Richtung nach der Eisenbahnbrücke zu erfolgte, und ein eindrucksvolles Bild bot.

Im Orangeriegebäude, das auch zu früheren Zeiten als Sommerspeisesaal benutzt wurde, hatte man unterdessen umfassende Vorbereitungen getroffen. Im Mittelbau, dessen kuppelartiger Stukkatur-Plafond und eine Anzahl alter Gemälde dem Interieur einen eigenartig altertümlichen Reiz verliehen, schmückte man eine Tafel in Hufeisenform; in dem daraustoßenden, etwas geschweiften sogenannten Raume wurden noch 5 Tafeln nebeneinander gedeckt. Um die Mittagszeit gab hier die Aubelfahrt ein effektvolles Frühstück an ca. 80 Personen für die geladenen Ehrengäste. Prinz Eitel-Friedrich, umgeben von den Vertretern der Staats- und Kommunalbehörden hielt einen Trinkspruch auf das Blühen und Gedeihen der Stadt Weilburg. Darauf wurden Glückwunschtelegramme des Kronprinzen und des Großherzogs von Luxemburg verlesen, welch letzteres wir textlich wiedergeben wollen: „Anläßlich des heutigen Festes der Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg drängt es mich, derselben meine und der Großherzogin innigsten und aufrichtigsten Glückwünsche auszusprechen. Ich gedenke dieses seltenen Ehrentages mit Freude und gebe gern die Versicherung, daß ich für ein immer weiteres Emporblühen und Gedeihen der Stadt stets aufrichtigste Glückwünsche im Herzen trage. (gez.) Wilhelm". Der Prinz erhob sich sofort, um auf den Großherzog ein Hoch auszubringen. — Durch einen kurzen Regenschauer konnte die Festesfreude glücklicherweise nicht gestört werden — auch ließen darauf sich noch günstig, daß die Mehrzahl der Gäste um diese Zeit gerade in Hotels und Restaurants waren —; gegen 1¼ Uhr jedoch lich der Regen ganz nach, vor den paar trüben Wolken fürchtete man sich nicht mehr und eilte getrost dem Schloßhofe zu.

Einen Glanzpunkt des Tages bildete nun das historische Festspiel „Das Testament von Weilburg" gedichtet von dem Herausgeber unserer Zeitschrift, Oskar Dr. G. Spielmann. Der innere Hof des alten Schlosses und dazu gleichsam die natürliche Dekoration ab. War er doch einstens der Schauplatz jener Szenen, die heute in farbenprächtigen Bildern sich entrollten, und so konnte man auf diesem historischen Boden die künstlerischen Eindrücke ganz besonders auf sich wirken lassen. Keine Theaterausstattung ist imstande, uns die Zauber alter Stätten so nahe zu bringen, wie diese selbst: wenn die ganze, felsenvolle Wirklichkeit uns da entgegentritt, die alten, efeuumsponnenen Mauern und Türme mit ihren Farbenkontrasten und Bildwerken. Erschienen nun die Gestalten unserer Phantasie, verklärt durch poetischen Glanz in jener Umgebung, der sie einst angehörten, mit der wieder verbunden durch die schöpferische Gestaltungsgabe, wie sie der Kunstmaler Th. Chlert aus Wiesbaden in volkstümlicher Einfachheit und Herr Direktor Dr. H. Rauch vom Wiesbadener Residenztheater als artistischer Leiter entfalteten, so mußte alles sich zu einem Festspiele gestalten, eigenartig und eindrucksvoll, weiterentwickelt von den vielen Darbietungen ähnlicher Art. Und so war es auch. Jeder, der durch den engen Torbogen den Schloßhof betrat, war entzückt von diesem „Naturtheater". Die alte Burg, in deren Mitte der efeuumrankte Glockenturm aufragte, zu beiden Seiten die altertümlichen Gebäudegruppen, bildete den Hintergrund, kaum merkte man, daß eine kleine Bühne aufgeschlagen war, sie schien sich dem Ganzen natürlich anzupassen, gewiß ein gutes Zeichen für das feinsinnige Verständnis der artistischen Leitung. Trotz des bewölkten Himmels faßten sich die Zuschauer zahlreich ein — der ganze Schloßhof bot Sitzgelegenheit — doch erst gegen 2 Uhr trat Prinz Eitel-Friedrich mit Gefolge aus dem Schlosse, um zu der links errichteten Ehrentribüne zu schreiten, vom Publikum mit Jubelruf begrüßt; an seiner Seite nahmen der Oberpräsident von Windheim, Regierungspräsident von Meister, die Großherzoglich Luxemburgischen Behörden, die Vertreter des Weilburger Magistrats und Festkomitees Platz. Fanfarenbläser in alter Tracht eröffneten das Spiel, zugleich dem erlauchten Hohenzollernsprossen den Willkommengruß entgegenschmetternd. Ernst und ergreifend sind die Töne, welche Spielmanns Leier angeschlagen hat: König Konrad sieht an Körper, gequält von den bittren irdischen Leiden, um das Wohl, die Einheit seiner Deutschen ringend und kämpfend, tritt uns entgegen: schon ein gebrochener Mann, aber noch voll Energie mit dem heißen Sehnen, dem geliebten Vaterlande die Ruhe wiederzuschenken, es vor dem Bruderkrieg zu bewahren. Einer dunklen Wolke gleich, schwebt über dem Ganzen die Ungarngefahr, ist sie auch zeitweilig gebannt — welche Freude bereitet dem Könige die Siegesbotschaft, durch seine schwäbische Basallen, Grafen Berthold von Zähringen und Heinrich von Lingaun überbracht — immer wieder schreckt sie drohend empor. Dazu der Unfriede im Reiche: Schwaben ist im Aufruhr, verlangt Einsetzung des Herzogs Burchard sowie Rückgabe der Lehensgüter. Konrad will nachgeben, sogar auf sein gutes Recht verzichten, Bischof Salomon von Konstanz aber geht mich darauf ein, droht sogar mit dem Kirchenbann. Das wirkt vernichtend auf den Kranken, dessen Ende durch diese Verzweiflung beschleunigt wird: selbst die bis jetzt noch treuen Schwaben wenden sich von ihm, — scheinbar jeder Hoffnungsschimmer". Wie ein Lichtstrahl wirkt da die Kunde, daß sein Todfeind, Herzog Heinrich von Sachsen, ihm Waffenstillstand bieten will, um vor allem die Ungarn zu bezwingen. Diese edle deutsche Gesinnung wirkt mächtig auf den König, er ist bereit, die Bruderhand anzunehmen, doch — da greift das Schicksal mit ehernee Faust hinein: er fühlt es, daß er seinem Ende nahe, und was noch zurückberer, ihm wird es klar, daß „Deutschlands Einheit er im Tode nur". Erschütternd sind die letzten Szenen, welche König Konrad in seiner ganzen Seelengröße zeigen, wie er sich durchringt zu jener Tat, die ihm ein „Grab- und Ehrenmal" gegründet ist: dem Weilburger Testament. Sterbend bezwingt er seinen Stolz und alle kleinlichen Sinnlichkeiten, auf das Wohl der Gesamtheit ist sein Blick gerichtet, der sich zu prophetischem Ahnen auf eine große, schöne Zukunft erweitert. Als den einzig würdigen Nachfolger, der dem Lande in Wahrheit ein Friedbringer sein werde, bezeichnet er seinen Gegner Heinrich von Sachsen. Mit dem Aufgebot der ganzen letzten Kraft gelingt es König Konrad, seinen Bruder, Markgraf Eberhard von Franken, davon zu überzeugen, seinen grimmen Haß aus auslöschen, und ihn zu dem Versprechen zu bewegen, da Reichsfeindin nach Sachsen zu bringen; auch sol Eberhard als erster dem neuen Könige huldigen. Er verspricht es, und Konrad verscheidet. Der Schluß des Festspieles jedoch gleicht einer Fanfare der neu aufblühenden, schöneren Zukunft! Umrauscht von Waffen-

Digitized by Google

gallirt und Jurufen der Krieger wird die neue Königswahl verkündet, die begeisternden Worte Eberhards:

Und nun bring ich's an ein herrlich' End',
Das hohe Weilburger Testament.
Heil soll und Freude darenus erwachsen;
Auf Vasallen, auf noch Sachsen!

finden jauchzenden Widerhall; unter dem Geläute der Glocken beginnt diese Fahrt, von der später noch zu reden sein wird. Es sei aber an dieser Stelle den Damen und Herren der Weilburger Gesellschaft aufrichtigste Dank gesagt für ihre so schätzenswerten Bemühungen. Daß alle Mitwirkenden mit Liebe und Begeisterung bei der Sache waren, merkte man sofort; ein frischer, von echt künstlerischem Geist getragener Zug herrschte, schnell war der Kontakt zwischen den Zuhörern hergestellt und überall hörte man lobende Äußerungen. Als besonders anerkennend mag die klare, deutliche Aussprache hervorgehoben werden, fast kein Wort ging verloren. Hofrat Spielmann hatte in seiner Dichtung scharfumrissene Charaktere gegeben. Diese Silhouetten plastisch auszuprägen und ihren Inhalt vollwertig zur Anschauung zu bringen — hiervon ist einfache Aufgabe — gelang den Hauptrollendarstellern in glücklichster Weise, und wir gratulieren ihnen dazu. Herr Lehrer Heinrich brachte mit den einfachsten Mitteln und ohne jede Pose die heißen Seelenkämpfe wie das Leiden König Konrads in geradezu ergreifender Weise zum Ausdruck, ebenso Herr Apotheker Kleiner in der Rolle als Markgraf Eberhard von Franken ganz vorzüglich herausgearbeitet, und in Kontrast mit dem ruhigeren Charakter seines Bruders gesetzt. Herr Hauptlehrer Störber verkörperte den stolzen Bischof Salomo von Konstanz, dessen abgeklärtes, besonnenes Wesen durch die feinen Nüancierungen, die ihm sein Darsteller zuteil werden ließ, ziemlich deutlich hindurchleuchtete. Frau Hofrat Herz wußte als Königin Kunigunde ihre Eigenschaften des lieb-den Weibes mit den ernsten Pflichten der Königlichen Bürde zu vereinigen; ihre reizende Nichte Lintfed die ward durch Fräulein Brinkmann frisch und anmutig gespielt. Herr Bergassessor Hertsch wußte besonders das rubige, fürsorglich-freundliche Moment, das in Peter Pfeil des Kgl. Leibarztes Sendung so beruhigend berührt, mit viel Geschicklichkeit zu geben. Auch der Herren Ringe und Lehrer Peter, die Vettern des Königs darstellten, und der Herren Dienstbach und Jacobs, welche die schwäbischen Vasallen gaben, sei anerkennend gedacht, sowie der Mannen junger Damen gedacht, die unter Führung des Herrn Professors Dr. Gundlach das Medio vita ergreifend sangen. Besonders „ruppig" sahen die gefangenen Ungarnhauptlinge aus, denen von den schwäbischen Kriegern keine „allzu zarte" Behandlung zuteil ward! Reicher Beifall belohnte am Schluß die Darsteller, den Dichter und den Regisseur.

Es mochte gegen 3 Uhr sein, Freundlich lachte wieder die Sonne über der Festtadt, fehnlichst gewünscht von Tausenden — als Prinz Eitel-Friedrich mit seinem Gefolge den Schloßhof verließ, um sich über die Schloßterrasse nach der unterhalb derselben gelegenen oberen Tribüne (gegenüber der Katholischen Kirche), die eigens für ihn und die Ehrengäste errichtet war, zu begeben; von hier aus bot sich ein prächtiger Blick auf die Frankfurter Straße; auf der Tribüne unterhalb nahmen die Mitglieder der Nudervereine des Lahntals Platz.

Erstaunlich war allen Anwesenden hatten inzwischen immer neue Festzüge der alten Stadt zugeführt. Kein Wunder, daß festliches Gewoge in den Straßen herrschte! Was bis jetzt sich abgespielt, durfte nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Teilnehmern rechnen — Festgutsbesitzer, Festjungert und das Festspiel — lange nicht allen war es vergönnt, dabei zugegen zu sein. Doch nun sollte sich ja der historische Festzug entfalten, von dem man soviel gelesen, und über dessen großartige Vorbereitungen manches bekannt geworden war. Nicht nur die Bewohner der umliegenden Dorfschaften freuten sich schon seit Wochen auf diesen Moment, das ganze Lahntal kann man ruhig sagen. Und erst die Weilburger selber! Da galt es nun, der Welt zu zeigen, was Opferwilligkeit und biederer Heimatsinn alles — setzen könne; die verschiedensten Stände wirkten hier zusammen, unbekümmert um politische und sonstige Gegensätze! Wo ehedem wohl probiert' man schon, es mochte wohl kein Haus in Weilburg geben, das nicht in irgend einer Beziehung zu diesen Ereignissen stand. Die Tatsache, daß Kaiser Wilhelm sich durch den Prinzen Eitel-Friedrich offiziell vertreten lasse, war ein ganz besonderer Ansporn und glückverheißendes Vorzeichen gewesen. Man kann ruhig sagen, daß der Zug die kühnsten Erwartungen übertraf; wirkten doch ungefähr 600 Personen mit, man setze das nur in Vergleich mit der Einwohnerzahl Weilburgs! Und alles war gediegen, bis ins kleinste, genau den Zeitverhältnissen entsprechend, durchgeführt. Welche Summe von Arbeit dazu gehört, läßt sich kaum ermessen, und wohl jeder Festbesucher wird mit Staunen und Anerkennung zu den Männern emporgeblickt haben, die alles das lediglich aus Liebe und Begeisterung für die gute Sache gern und freudig leisteten. Dem feinen Kunstverständnis des Herrn Th. Thilen aus Wiesbaden, welcher die Kostümdirektion und künstlerische Leitung hatte, sind jene farbenprächtigen, harmonischen Bilder zu verdanken, die, gleichsam märchenhaft, an dem Auge des Beschauers vorüberzogen. Die historische Einstreue und Treue der Herren Hofrat Dr. Spielmann schuf die Angaben der auf Weilburg bezüglichen Persönlichkeiten und Tatsachen, inhaltsreichen wir die Geschichte und Entwicklung der Jubelstadt von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen konnten. Auch der Tätigkeit des Herrn Stadtverordneten Emil Schäfer, Vorsitzenden des Festzugausschusses, sei ehrend gedacht. In 14 Gruppen, bei denen sich etwa 60 Reiter und Reiterinnen befanden, dazu noch 3 bis 4 Festwagen, entwickelte sich das vielgestaltige, und doch so einheitliche Bild. Wie das Vorliegen des Weilburger Testaments ist die erste Gruppe gegeben. (10. Jahrhundert.) Markgraf Eberhard von Franken tritt an der Spitze seines Heerbannes, alle in Schuppenpanzer-tracht, die Fahrt nach Sachsen an, mit den Reichsfürstlichen, umgeben von den aus bekannten Recken des Festspiels. Wir sehen in der zweiten Gruppe (12. Jahrhundert) die imposante Gestalt des Grafen Walram I. von Nassau, der die Stahlpanzer über Weilburg von dem Bischof von Worms übernimmt; er ist in Ringelschuppenpanzer, begleitet von Kreuzfahrern und Deutschordensrittern. Besonders wirkungsvoll und auch historisch bedeutsam gestaltet sich das 13. Jahrhundert (dritte Gruppe). In jugendlicher Kraft und Frische reitet König Adolf von Nassau mit seiner hohen Gemahlin Imagina in das neuerworbene Weilburg ein, Minnesänger und Hofleute begleiten das schmucke Paar. Unter den Bürdenträgern befinden sich die Erzbischöfe von Köln und Trier, Grafen und Herren, Ritter und der Stadtschultheiß. Ernste, harte Zeiten des Faustrechts offenbart die vierte Gruppe (14. Jahrhundert). Da sehen wir einen schweren Reitwagen, gedeckt von Bogenschützen und Söldner, darauf reitet Graf Johann I. von Nassau-Merenberg, dessen starkem Arm es gelungen, das Raubgesindel gefangen zu nehmen. Welcher Gegensatz in dem nun folgenden (15.) Jahrhundert. (Fünfte Gruppe.) Von abwinkig weißgekleideten Kleinen wird der Zug eröffnet, dem Nonnen und Mönche folgen. Angaben von Ehrknaben erscheint der ritterliche Graf Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken, der von seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land heimkehrt; hinter ihm wird das Modell der Grabkapelle getragen; auch Graf Ludwig von Nassau-Weilburg wohnt diesem Einzuge bei. Die großen geistigen Strömungen des 16. Jahrhunderts werfen ihre Schlaglichter auch in die Lahnstadt. Die sechste Gruppe zeigt uns den gelehrten Grafen Wilhelm III. von Nassau-Weilburg in ernster spanischer Tracht: feierlich hält er die von ihm berufenen Reformatoren, Superintendent Kaspar Goltmorin und Rektor Jakob Eharisius ein, rings um ihn seine Kanzleibeamten. Ein allzugroßes und jubelndes Zeitalter (18. Jahrhundert, siebente Gruppe) tritt dann vor unser geistiges Auge. Da hüpft und schwirrt der Hofnarr voran, ihm folgen zu Pferde in der Tracht Louis' XIV. Graf Johann Ernst, zur Weihe der neuen Kirche hergekommen, und dann, ein reizendes Paar: Graf Karl August neben Gräfin Maria Polyxena; dazu, der prächtige Hofstaat, der Oberjäger,

Digitized by Google

Oberforstmeister nebst den Kämmerern, zum Schluß das Reichskontingent, bestehend aus 10 Mann. Die überleitung zu dem leichten und zierlichen Rokoko vollzieht sich ganz natürlich. Von zartem Poesiehauch scheint diese (achte) Gruppe (18. Jahrhundert) umweht! In goldener Prunkkarosse, unter dem Vorantritt von Ehrenjungfrauen fährt der liebenswürdige Fürst Karl Christian an der Seite seiner jugendfrischen Gemahlin Fürstin Karoline. Staatsbeamte und Zunftmeister folgen, in lustigen Reigen beschäftigen ländliche Schäfer und ihren Schäferinnen dieses Brautidyll. Noch einmal dürfen wir einen Blick in das Jahrhundert werfen, nun aber in dessen zweite Hälfte (neunte Gruppe). Fürst Friedrich Wilhelm (als Erbprinz) und seine Gemahlin Luise Isabelle werden von der Hofgesellschaft freudig begrüßt. Dem Geschmacke des Zeitalters entsprechend, sitzt die Erbprinzessin in einer Portechaise, die Bürgergarde beschließt den Zug. Schwere Kriegsläufte brachte das Ende des Jahrhunderts durch die Revolutionskriege, auch Weilburg wurde nicht davon verschont (zehnte Gruppe). In reicher, goldgestickter Uniform, erscheint uns der siegreiche General Lutzius, umgeben von den Geiseln, die ihm gestellt werden mußten. Ihm folgen blutjunge Soldaten, mit Jakobinermützen und der Trikolore. Bezeichnend ist der Beutewagen mit geraubtem Vieh; ein „Schlachtenbummler" ließ auch des komische Moment zu seinem Rechte kommen. Die Zeit der Völkerkämpfe ist vorbei (elfte Gruppe). Wir sehen die Veteranen von Spanien und Waterloo an uns vorüberziehen, der edle Herzog Wilhelm und Herzogin Luise reiten vor, in ihrem Gefolge befinden sich die Männer, welche das neugeschaffene Herzogtum konsolidiert haben: Regierungspräsident v. Ibell, Minister Freiherr Marschall v. Bieberstein, General v. Kruse, Generalsuperintendent Dr. Gieße. Der Friede mit seinen Segnungen beginnt. Das Jubiläumsjahr 1864, das jedem Nassauer teuer, verherrlicht die zwölfte Gruppe: unter geflochter Herzog Adolf in schmuckem Jägergewand bält seinen Einzug, Waldhornbläser und Piquenre um ihn. Sein Gefolge, ebenfalls im Jagdkostüm, besteht aus den bedeutendsten Persönlichkeiten zu Ende seines Regimes: Hofmarschall Frhr. v. Gemmingen-Hornberg, Staatsminister Prinz von Sayn-Wittgenstein, Hofstallmeister Frhr. v. Breidbach-Bürresheim, Oberst Roth u. a. Jäger mit einem prächtigen erlegten Hirsche beschließen diese schöne Gruppe. Die bekannten Ereignisse von 1870/71 werden uns (in Gruppe 13) in eigenartiger, den speziellen Lokalkolorit verratender Färbung trefflich vorgeführt. Von wunderbarer Wirkung ist die Gruppe „Germania und Nassovia" auf einem Prunkwagen stehend. Die Obersten der Regimenter, in denen Nassauer mitgefochten, folgen dem Siegeswagen, und dann Soldaten: es ist die Heimkehr der ruhmreichen nassauischen Regimenter. Herolde und Fanfarenbläser führen uns nun zur Gegenwart (vierzehnte, Schlußgruppe). Auf hohem Fels thront Wilinaburga, die Hehre, die Jubeljungfrau, welche sich trotz ihrer tausend Jahre noch recht gut konserviert hat. Ehrenjungfrauen umgeben sie, die Bürgergarde macht den Schluß. Es ist unmöglich die Pracht der Kostüme und Dekorationen zu schildern, man muß es eben gesehen haben. Die Wagen entwarf Kunstmaler Ohlsen persönlich; die Kostüme lieferte die Kostümfabrik „Fama" in Düsseldorf, einen kleinen Teil die Leihanstalt Kaiser in Mainz. Man kann aus dem Staunen nicht heraus, allen, die das miterlebt haben, werden jene farbenfatten historischen Bilder unvergeßlich sein. Mit größtem Interesse verfolgte Prinz Eitel-Friedrich, an dem der Zug sich zweimal vorbeibewegte, alle Szenen, und das an 20 000 Köpfe zählende Publikum gab seinen lebhaften Beifall deutlich zu erkennen. Vom Schloßplatz bewegten sich die Gruppen nach dem Landtor (hier waren die Tribünen) und der Frankfurter Landstraße, schwenkten oben um, gingen denselben Weg zurück nach dem Markt, oberer Langgasse, Neugasse, Niedergasse, über die Stadtbrücke, zum Bahnhof, denselben Weg bis zur Stadtbrücke, dann durch die Niedergasse und Hainallee; auf dem Volksfestplatz vor der Unteroffiziervorschule, löste sich der Zug auf, nachdem er nahezu 1¼ Stunden in Bewegung gewesen war. Die kostümierten Teilnehmer mischten sich unter die Menge, und so verband sich Vergangenheit mit Gegenwart.

Ein lustiges, freudiges Treiben entwickelte sich bei stärkstem Andrange auf dem Festplatz. Karoussels, Schieß- und Schaubuden sorgten reichlich für Unterhaltung, auch an Essen und Trinken fehlte es nicht.

Die hohen Herrschaften besichtigten währenddem die Stadt und einige hervorragende Gebäude besonders, bestiegen sodann ein Automobil und fuhren die Limburger Straße hinaus bis zur Rennerod und wieder zurück, die schöne Westerwaldgegend mit Vergnügen genießend.

Nachdem Prinz Eitel-Friedrich gegen 6 Uhr in der Orangerie ein Diner eingenommen, erfolgte um 7,45 Uhr seine Abreise, nachdem er sich noch zuvor in der anerkennendsten Weise über alles Erschaute ausgesprochen hatte. Er verehrte u. a. dem Bürgermeister Karthaus sein Porträt mit Widmung und Fräulein Karthaus, die ihm beim Empfang ein Bukett überreicht hatte, eine goldene Brosche.

Am Montag, den 20. August fand Frühkonzert auf dem Festplatze statt; an dem anschließenden offiziellen Frühstück nahmen die Spitzen der Behörden teil. Major von Burmb brachte das Kaiserhoch aus, Bürgermeister Karthaus toastete auf die Veranstaltungen des Festes.

Eine Wiederholung des Festspiels zu ermäßigten Preisen fand am Nachmittage vor vollbesetztem Auditorium statt. Rauschender Beifall lohnte die Hauptdarsteller, auch Hofrat Dr. C. Spielmann und Direktor Dr. H. Rauch wurden des öfteren durch stürmische Hervorrufe ausgezeichnet. Das hieran sich schließende Volksfest erstreckte sich ebenfalls starken Besuches, und noch lange blieben die Teilnehmer in ungetrübtem Frohsinn vereint. Auf Dienstag, den 21. August, fiel die altberühmte Weilburger Kirchweihe, die guter Gewohnheit und Sitte gemäß lebhaft gefeiert wurde.

Im schönsten Sinne des Wortes programmäßig sind jene festlichen Weilburger Tage verlaufen, die für alle, welche das Glück hatten, zugegen zu sein, unvergeßlich sein werden. Es gereicht uns zu besonderer Befriedigung, daß auch von hoher Stelle den Männern, die ihr Wirken so uneigennützig dem idealen Zwecke widmeten, die wohlverdiente Anerkennung nicht versagt worden ist. Hofrat Dr. C. Spielmann erhielt den Roten Adlerorden 4. Klasse, Kunstmaler Th. Ohlsen den Roten Adlerorden 4. Klasse und das Ritterkreuz des Nassauischen Adolf-Ordens, Bürgermeister Karthaus den Kronenorden 4. Klasse u. s. w.

Uneingeschränktes Lob erhielten die verschiedenen Ausschüsse, die mit voller Arbeitskraft in hingebender Liebe an dem Werke gearbeitet hatten.

So ist denn Wilinaburga, „die Perle des Lahntals", in das zweite Jahrtausend ihres Bestehens eingetreten. Mögen ihr auch fernerhin glückliche und gesegnete Tage beschieden sein, möge die Sonne auf sie freundlich herabschauen und das verklärende Gold ihrer Strahlen den Märchenzauber der Vergangenheit dem sehnenden Blick aufkunden lassen! Wie sanfte Harmonien aber umschwebe diese Gefilde ein dichterischer Klang:

Holder Friede, süße Eintracht,
Weilet, weilet freundlich über dieser Stadt!

# Königstein unter Eppstein, Stolberg und Kurmainz.

2) Von Albert Geyer. (Schluß.)

Über die weitern Vorgänge hat uns ein Aufsatz in der „Nassovia" eingehend berichtet. Hier sei nur kurz das schon bekannte Ergebnis verzeichnet: Kurmainz ist von 1581 bis 1803 im Besitze von Königstein verblieben.

Es würde zu weit führen, wollten wir einen

Digitized by Google

jeden der siebzehn Kurfürsten einer genauen Betrachtung unterziehen; es mögen nur die für die Geschichte Königsteins wichtigsten hier genannt werden.

Unter Daniel Brendel vom Homburg, der vom Jahre 1555—1582 regierte, brach im Jahre 1564 die Pest in Königstein aus und raffte viele Menschen hinweg. Von Johann Adam von Bicken (1601—1604) berichtet der Chronist: „Anno 1603 hat der Erzbischof zu reformieren angefangen und den 3. Augusti die erste Meß und Predigt in seiner Gegenwart allhie halten lassen, des Selnecceri Sohn, so gar alt und Prediger da gewesen, fortgeschickt, auch einen katholischen Schulmeister allda eingesetzt."

Gleich zu Anfang seiner Regierung erließ Bicken auch eine neue Holz- und Waldordnung. Vor dem Kurfürsten gehörende Wald um Königstein und Eppstein, der mit vielem Unterholz bewachsen war, sollte durchhauen werden, das Haus Königstein, der Oberamtmann und die Diener, die freies Holz hatten, sollten auf Anweisung der Förster (jedoch zu keinem Überflusse, sondern nach Notdurft) daraus Brennholz nicht genügend versehen wäre, sollte zugelassen sein, von Bartholomäi ab bis auf Ostertag und in der Woche ein oder zwei Tage sich mit Holz zu versehen („das liegende dürre Holz uff zu machen und heimzutragen") mit dem ernsten Befehl, „daß niemand einig grün oder stehend Holz, es sein Reydell, görden, reißen oder anderes bei sonderer Straff keineswegs abhauen". Nach Umlauf dieser Zeit sollten von den Förstern die Waldungen wieder zugethan und verboten werden.

Unter der Regierung des Erzbischofs Anselm Kasimir von Wambold zu Umstadt (1629—1647) wurde die Festung nach kurzer Belagerung durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen am 24. XII. 1631 eingenommen und durch Gustav Adolf dem Grafen von Stolberg wieder zurückgegeben.

Graf Heinrich Wolrat von Stolberg-Königstein suchte als Interims-Besitzer der Grafschaft sich die Liebe seiner ihm wieder zugefallenen Untertanen durch Erteilung von Privilegien zu erhalten und zu befestigen. So stellte er am 15. Juni 1633 eine Urkunde aus, nach der er die schon 1438 durch Eberhard II. von Eppstein und Königstein erteilte und durch Graf Christoph von Stolberg bestätigte erbliche Befreiung von Bede, Steuer (außer Reichssteuer) und Schatzung erneuerte. Allein das Glück war der Familie von Stolberg wenig hold. Im Jahre 1635 ließ sich Graf Heinrich Wolrat mit dem kaiserlichen Oberst Kebraus in Unterhandlungen ein, „vermöge deren der Graf Königstein durch sein Volk besetzt halten, selbiges in seines Frembden Gewalt kommen lassen und mit der Stadt Frankfurt, auch der nächstgelegenen Kaiserlichen Guarnisonen nachbarlich correspondieren wolle". Der Graf, durch dies Übereinkommen sicher gemacht, ließ sich verleiten, der Einladung des Generals Marquis de Grana in das Lager zu Frankfurt zu folgen, um sich mit ihm in einer Sache zu besprechen. Trotz der ihm gegebenen Geleitszusicherung wurde Graf Heinrich Wolrat gefangen genommen und so lange festgehalten, bis er am 8. September 1635 seine stolze Feste Königstein den kaiserlichen Truppen übergab. Generalleutnant Gallas gab darauf Königstein an Mainz zurück.

Fünf Jahre später überfielen die Soldaten des Herzogs Bernhard von Weimar das Städtchen Königstein bei nächtlicher Weil und führten alles Vieh, mit stattlicher Beut, hinweg".

Während der Regentschaft des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn (1647—1673) wurde Philipp Ludwig, Freiherr von Reiffenberg, Domherr in Mainz, Trier, Halberstadt ꝛc., ein ränkeschmiedender Herr von schlechtem Charakter, der dem Kurfürsten viel unnötige Sorgen bereitete, am 18. Mai 1668 des geistlichen Standes und aller seiner Pfründen verlustig erklärt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach Königstein verurteilt, wo er am 23. März 1686 starb und bei den Kapuzinern begraben wurde. — Johann Philipp von Schönborn ließ auch das heute noch sichtbare Wappen, das Mainzer Rad, an dem untersten Eingang der Festung anbringen.

Im Jahre 1650 erließ derselbe Erzbischof durch seinen Oberamtmann v. Rosenbach eine bemerkenswerte, die Heilighaltung der Sonn- und Festtage betreffende Polizeiverordnung, die in manchen Punkten auch auf unsere Verhältnisse Anwendung verdient. Er sagt: An Sonn- und Feiertagen sollen während des Gottesdienstes die Wirte und Garköche außer den Durchreisenden niemanden in ihren Häusern beherbergen. — Die Schuster und Schneider sollen nicht arbeiten, die Bäcker nach Mitternacht nicht backen, die Feldscherer am Vormittag nicht barbieren, die Fleischer kein Fleisch verkaufen, die Müller am Vormittag, außer im Fall der Not, nicht mahlen. — Die Weiber sollen nichts Neues nähen oder anfertigen. — Die Juden sollen an den genannten Tagen nicht handeln, kaufen, verkaufen oder Schulden eintreiben. — Die Wirtshäuser sollen im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr geschlossen sein. — Karten- und Würfelspiel ist an Sonn- und Festtagen streng in den Wirtshäusern verboten. — Tanzbelustigungen sollen nicht über Mitternacht dauern am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertage, sowie am Frohnleichnamstag und am Allerheiligentage. — Jünglingen unter 18 Jahren ist der Besuch der Wirtshäuser streng verboten. — Junggesellen, die abends im Wirtshaus trinken, sollen keine Mädchen bei sich haben. — Niemand soll an Sonn- und Feiertagen die Seufe deugeln. — Die Hirten sollen erst nach Beendigung des Frühgottesdienstes austreiben. — Der Frühgottesdienst beginnt im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr, der Hauptgottesdienst aber um 9 Uhr und der Mittagsgottesdienst um 1 Uhr. — Die Untertanen dürfen auch an Sonn- und Feiertagen von der Obrigkeit nicht gezwungen werden zur Jagd mit zu gehen, ebenso sind dieselben von Fronarbeiten zu verschonen.

Zur Zeit als der Erzbischof Anselm Franz, Freiherr von Ingelheim regierte (1679—1695), war zu befürchten, daß König Ludwig XIV. von Frankreich, der Verwüster der Pfalz, nachdem er Mainz eingenommen hatte, sich auch der im Erzstift gelegenen Festungen bemächtigen werde. Deshalb sandte der Kaiser am 24. November 1688 den Grafen von Hohenlohe nach Königstein, der nun für den Kaiser von dem Kommandanten, den Beamten und der Bürgerschaft den Eid der Treue abnahm. — Im Jahre 1687 ließ der Kurfürst das Frankfurter Tor (Obertor) erbauen und mit seinem Wappen schmücken.

Digitized by Google

Bis zum Jahre 1802 folgten dann noch sechs Erzbischöfe, die aber für die Geschichte der Festung Königstein von nur geringer Bedeutung sind. Wir übergehen sie daher und wenden unser Augenmerk auf das Schicksal der Burg und Stadt Königstein bis zur Einverleibung an das Haus Nassau am 25. Februar 1803.

Als der Westfälische Friede geschlossen war, machte die gräfliche Familie von Stolberg ihre Ansprüche auf die Grafschaft Königstein abermals geltend. Sie stützten sich wiederum auf die Minderjährigkeit eines ihrer Erbherren zur Zeit des Vergleichsvertrages von 1599, auf die dabei vorgekommene Verletzung über die Hälfte (sie schätzten den Wert der entzogenen Lande mit Zubehör auf 1 627 000 Gld.), haben die so sehr kleine Vergleichssumme von nur 300 000 Gld. hervor und behaupteten schließlich, Mainz habe sie nicht ihrer Allodialgüter berauben, ihnen auch nicht das Archiv vorenthalten dürfen. Die Nachweise ihrer Ansprüche waren in einer langen „Deduktion" zusammengefaßt.

Trotzdem die Grafen von Stolberg in den Jahren 1653, 1654, 1663 und 1664 beim Kaiser, den Kurfürsten und den Ständen um endgiltige Regelung der Sache vorstellig wurden, auch sich dabei besonders darüber beschwerend, daß Mainz den Königsteiner Anteil von Münzenberg dem gräflichen Hause Hanau überlassen habe, war doch alles vergeblich.

Dieser Prozeß, der des Interessanten so viel bietet, ohne daß wir hierauf näher eingehen können, dauerte bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts und wurde endgiltig nicht entschieden. Kurmainz erhielt sich bis zu seinem Untergange in dem Besitze der gesamten Grafschaft, die dann am 25. Februar 1803 an Nassau überging. Doch bis dahin hat Königstein noch vieles erleben müssen.

Am 24. November 1688 eroberten die Hessen das von den Franzosen besetzte Schloß und im Jahre 1745 öffnete es dem französischen General von Maillebois seine Tore.

Kurmainz zählte 1791 etwa 3000 Mann stehende Truppen mit 12 Generalen und 1 Kriegsrat. Sämtliche Heeresmacht war auf die Festungen Mainz, Erfurt und Königstein verteilt.

Als am 21. Oktober 1792 der französische General Custine Mainz belagerte und es ohne Schwertstreich einnahm, schickte er den General Neuwinger noch in den letzten Tagen des Monats Oktober 1792 zur Besitznahme von Frankfurt ab. Auf dem Wege dorthin wurde am 28. Oktober die Festung Königstein, „hochwichtig, da sie die Hauptstraße von Frankfurt nach Koblenz beherrschte", von den Franzosen eingenommen.

Die weiteren Schicksale der Feste sind in „Nassovia" von 1905 Nr. 3, 4, 5 geschildert worden, auch ihre Sprengung. Königstein war eine Ruine, zwar nicht in der heutigen Gestalt, aber jener Moment war der Beginn davon. Nicht nur der Zahn der Zeit, sondern auch Menschenhände bemühten sich, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Kurmainz verkaufte sogar jedem, der Steine und Holzwerk zum Bauen brauchte, das Material vom Schlosse und steckte das Geld in seine Tasche. Am 25. Februar 1803 kam Königstein, wie erwähnt, an das Haus Nassau. Den Grafen von Stolberg wurde als Entschädigung für die Grafschaft Rochefort und Königstein eine ständige Rente von 30 000 Gulden auf den Ertrag des Rheinschiffahrts-Oktroi angewiesen, die auch durch § 15 der Bundesakte garantiert wurde.

Adam Colloseus zu Königstein, ein intelligenter Mann, sorgte nun dafür, daß die Festung vor völliger Zerstörung bewahrt blieb. Später ist die Ruine in den Besitz des Großherzogs von Luxemburg, Herzogs von Nassau übergegangen, und seitdem wird die Ruine, wo und wann es not tut, repariert und so vor weiterem Verfall bewahrt. Von ihren Wällen und Bastein herab, besonders von dem Hauptturm, der durch Treppe und Belvedere zugänglich gemacht wurde, genießt man eine herrliche Aussicht und der den Berg umziehende Hain mit seinen Felsenpartieen bietet liebliche Promenaden. Das anmutige Plätzlein mit den steilen Felswänden und schattigen Baumgruppen, mit dem klaren Waldbach und dem Wasserfall gestaltet sich ebenfalls zu einem gar romantischen Bild. All diese Vorzüge machen Königstein zu einem Lieblingsziel sämtlicher Taunuswanderer, wie das schon lange durch „die Landpartie nach Königstein" bekannt ist.

# Die fünfzehn überhöhischen Dörfer.

1) Von A. Herber.

Während der eigentliche Rheingau, das, was wir heute diesen Landstreich nennen, schon zu einer sehr frühen Zeit von Burgen und Klöstern besetzt wurde, und einer immer größeren Zahl ritterlicher Familien, sowie Mönchen und Nonnen Unterhalt gewährte, schritt auch die bäuerliche Rodung ununterbrochen fort.

Im Quellgebiet des Elzerbaches, hoch im Gebirge, nahe dem uralten Rennpfade, lag Stephanshausen, zum ersten Male im Anfange des 13. Jahrhunderts erwähnt.

Um dieselbe Zeit tauchte auch der Name des Dorfes Hallgarten auf.

Die bäuerlichen Niederlassungen entwickelten sich nur langsam, aber schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts war der ganze zum Rhein abfallende Gebirgsrand durch Dörfer, Klöster und Ritterstye der Kultur erobert und gesichert.

Die Besiedelung des Landes jenseits der Höhe blieb in ihren Anfängen, wie in ihren Fortgängen mehr im Dunkeln.

Erwähnt wird schon sehr frühe „Breusbur",

Digitized by Google

später Pressberg. Der Ort ist alten Ursprunges, hat sich aber nur langsam zu einem Dorfe entwickelt und wird als solches erst um 1400 genannt.

Die nördlichen Grenzorte traten früher hervor. Von ihnen bildeten Wollmerschied und Mansel eine Gemeinde, welche nach dem letzteren Orte genannt wurde.

Mansel als „Mamfel" und Espenscheid als „Espelscheit", werden schon 1180 erwähnt, und scheinen Dörfer von einiger Bedeutung gewesen zu sein.

Gerolstein verdankt seine Entstehung den hier erbauten Burgen und hat sich erst im Laufe des 13. Jahrhunderts entwickelt.

Im Ostgebiete des sogenannten Wisperlandes gehörte Lanzenschwalbach zu den ältesten Ortschaften, und zu einem erzstiftisch mainzischen Hofe gehörte der Grund und Boden von Adolfseck. Dieser letztere Ort wurde aber schon um 1356 dem Rheingau und somit den fünfzehn überhöhischen Dörfern ganz entfremdet.

Von den zwischen der Höhe und der Wisper gelegenen Dörfern wird Gladbach als „Gladinbach" schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts genannt.

Ein Hof soll hier Eigentum der Familie Heppenheft gewesen sein.

Die Familie Heppenheft, welche übrigens längst ausgestorben ist, bewohnte ein Burghaus zwischen Weisel und Mansel. Ein Walddistrikt, der heute noch der Heppenwald heißt, ist das einzige, was an die Familie erinnert.

Die Heppenheft sollen den Hof zu Gladbach an das Jakobskloster in Mainz verkauft, und dieses denselben dem Rheingrafen zu erblichem Besitz übertragen haben.

Der Rheingraf soll nun den Hof wieder an einen Rüdesheimer Ritter verkauft, dieser aber die Zinslieferung außer Acht gelassen haben.

Der mit dem Kloster Jakobsberg infolgedessen ausgebrochene Streit wurde durch den Erzbischof 1163 geschlichtet.

Es scheint sich hier um Niedergladbach gehandelt zu haben, den älteren und von jeher wichtigeren Ort.

Von Obergladbach erfährt man erst im 14. Jahrhundert und die Glimevon Glimenthal, deren Burg oberhalb des Klosters Tiefenthal, auf der linksseitigen Anhöhe der Waldaffe gestanden haben soll, waren die Grundherren.

Fischbach und Hausen, welche ihrer Lage nach auch mit dem Zusatze „vor der Höhe" erschienen, finden schon im Jahre 1070 als rheinganische Dörfer Erwähnung.

Für Fischbach ist dies augenscheinlich das erste Vorkommen, während es zweifelhaft ist, ob das „Hausen", in welchem 1034 und 1045 das Kloster Bleidenstatt Güter erwarb, mit „Hausen vor der Höhe" identisch ist. Fünfzehn Dörfer lagen im Ganzen in dem weiten östlichen Waldgebiete.

Außer den bereits genannten noch: Lindschied, Heimbach, Ramschied, Hettenhain, Langenseifen, drei ausgegangene Ortschaften in der Nähe von Fischbach und Gladbach: „Fürrelbach", — Niederramstadt", — und „Selbon". Endlich im Quellgebiete der Waldaffe: Wambach und das benachbarte Bärstadt.

Das letztere war das ältere und zugleich wichtigste Dorf — der Vorort der „fünfzehn überhöhischen Dörfer", wo von jeher Gericht gehalten wurde.

Über die eigentliche Geschichte der fünfzehn Dörfer finden sich nur spärliche Aufzeichnungen. Erwähnenswert ist folgendes:

Zu den Gütern, welche dem Rheingrafen Wolfram lehenspflichtig waren, werden zu Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnt: das Dorf „Hausen vor der Höhe", und ferner der Wildbann, oder wie man es später nannte, das Wildförsteramt in dem weiten Waldgebiet zwischen Waldaffe und Wisper, sowie die Leibeigenen des Klosters Bleidenstadt, welche in diesem Gebiete zu Hause waren.

Über sie wird außerdem noch ein Graf von Nassau als Vogt und Schutzherr des Klosters erwähnt, und sie so zugleich dem gräflichen Gericht zu Bärstadt, in dessen Bezirk sie wohnten, unterstellt.

Das Dorf Hausen und der Wildbann mögen ursprünglich zu anderem, als zu nassauischem Lehenrecht, den Rheingrafen gehört haben, und die Klagen des Erzbischofs Konrad 1183— 1200 über den Einbruch fremder Lehensherren, lassen hier tief blicken.

Außerdem werden verschiedene Pfandverschreibungen erwähnt, wie z. B. Mansel und Ramschied, welche dem Rheingrafen Wolfram verpfändet waren.

Über die öffentlichen Rechtsverhältnisse giebt uns das Weistum von 1321 die erste zuverlässige Kunde.

Während im eigentlichen Rheingaue ein jeder persönlich frei war, der innerhalb der Grenzen wohnte, war das Waldgebiet der fünfzehn Dörfer, obschon sie einen Teil des Rheingaues bildeten, von der persönlichen Freiheit ausgeschlossen.

Die Bewohner der abgelegenen Walddörfer waren und blieben durch dieses Weistum die Bebauer fremden Grund und Bodens, mit einem Worte unfreie Leibeigene, ihren Lehensherren gehörig und dem Landesherrn unterworfen.

Solange die Rheingrafen im Amte waren, übten sie eine Art Schutzherrschaft über diese Hörigen aus.

Nachdem aber Erzbischof Werner von Eppstein im Jahre 1279 die dem Erzstifte unbequem gewordenen Rheingrafen besiegt und vertrieben und die rheinganischen Adeligen gedemütigt hatte, trat hier ein großer Wechsel und viele Verwirrung ein.

Die unfreien Bewohner der fünfzig Dörfer wurden ein beliebtes Lehen- und Pfandobjekt, wobei es sich natürlich um die Nutzung ihrer Abgaben und persönlichen Dienste handelte.

Die benachbarten Grafen von Katzenelnbogen und Nassau, waren hierbei besonders beteiligt.

Die ungünstige soziale Stellung hat sich während des ganzen Mittelalters dauernd erhalten; — sie selbst und der Grund und Boden, auf dem sie hausten,

Digitized by Google

galten als der minderwertige Teil des Rheingaues und man vergaß schließlich ganz, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnten.

Ja, diese Vernachlässigung ging so weit, daß das Gebiet der Walddörfer sogar von dem Schutze der rheingauer Landesbefestigung, dem Gebück, ausgeschlossen war.

War so das Gebiet der fünfzehn Dörfer von dem Schutze durch die „Landwehr" ausgeschlossen, aber auch von den Lasten und Kosten ihrer Unterhaltung und Verteidigung befreit, so trug dies zugleich dazu bei, die Bewohner noch mehr von dem Rheingau zu trennen, als es ohnehin schon Natur und geschichtliche Entwickelung taten.

Im Anschluß an diese weltliche Organisation standen die kirchlichen Einrichtungen und Anstalten.

Von Niederalbadbach nimmt man an, daß es schon 1315 zur selbstständigen Pfarrei erhoben wurde, jedoch erst 1401 wird der erste Pfarrer urkundlich erwähnt.

Eine besondere Stellung nahm der östliche Teil des Gebiets der fünfzehn Dörfer auch in kirchlichen Beziehungen ein.

Er gehörte nicht zu dem Archidiakonat von St. Mauritius, wie der ganze übrige Rheingau, sondern unterstand dem Stifte „Maria ad gradus."

Der kirchliche Mittelpunkt war die Pfarrei Bärstadt.

Die große Zahl der zu derselben gehörigen Ortschaften mag sie vor allen andern einträglich und begehrenswert gemacht haben.

Als der zum Erzbischofe von Mainz gewählte Gerhard von Eppstein, die päpstliche Bestätigung nicht erlangte, wurde er 1286 durch ein Kanonikat zu Mainz und die Pfarrei Bärstadt entschädigt.

Als er bald darauf den erzbischöflichen Stuhl wirklich bestieg, übertrug er diese Pfarrei seinem Domkapitel.

Bärstadt hat, wie es in weltlichen Dingen der Vorort des ganzen östlichen Gebiets der fünfzehn Dörfer war, auch seine Stellung als kirchlicher Mittelpunkt lange Zeit behauptet.

Während des 14. und 15. Jahrhunderts sind die Aufzeichnungen über die fünfzehn Dörfer und ihr Gebiet sehr spärlich.

Es zeigt sich aber schon der Anfang des Verfalls des Erzbistums.

Das Kurfürstentum Pfalz rückte im Westen und Nordwesten Schritt vor Schritt vor.

Ganz in der pfälzischen Machtsphäre lagen bereits die Orte Ransel und Wollmerschied. Hier entstand ein pfälzisches Vogteigericht, zu dem außer den erwähnten beiden Dörfern noch Leutert, Oberwalluenach und ein ausgegangenes Dorf Beichert gehörten.

Nicht minder schwierig, doch in gewissem Sinne entgegengesetzt, hatten sich die Herrschaftsrechte in dem östlichen Teile des Gebietes der fünfzehn Dörfer gestellt, deren Hauptort auch jetzt noch im Jahre 1189 **Bärstadt war.**

Hier hatte Sturmaing die Gerichtshoheit fast in ihrem vollen Umfange behauptet, seine Landeshoheit aber nie ganz entwickeln können.

Sehen wir zu, wie das kam.

Wir erwähnten bereits, daß schon sehr frühe einzelne Grundherren, unter ihnen besonders die Rheingrafen, mächtig waren.

Neben ihnen war die Abtei Bleidenstadt in dem Gebiet begütert, und hatte zu Anfang des 13. Jahrhunderts ihre Leibeigenen dem Rheingrafen Wolfram übertragen.

Nicht lange, nachdem das reichsgräfliche Geschlecht seine Machtstellung eingebüßt hatte, finden wir die im Norden begüterten Grafen von Katzenelnbogen erfolgreich tätig, ihre Rechte und Besitzungen in dem Gebiete zu mehren.

Nachdem sie schon früh die Burg Gerolstein in Lehensabhängigkeit von sich gebracht hatten, war der wichtigste Schritt die Erwerbung des Dorfes Bärstadt durch den Grafen Wilhelm im Jahre 1315.

Infolge der nahen Beziehungen des Erzstiftes Mainz zu der Familie von Frauenstein, scheint Bärstadt auf irgend eine Weise in den Besitz dieser Familie gekommen zu sein.

Von der Familie Frauenstein wurde das Dorf für 340 Mk. an Katzenelnbogen verpfändet, und die Pfandschaft ist aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder gelöst worden.

Ein jüngerer Graf Wilhelm erwarb 1347 die Hörigen auf dem Einrich.

Zu ihnen gehörten auch solche in Gerolstein, Steyhanshausen, Ramschied und Schwalbach.

Man ersieht daraus, wie die Katzenelnbogener erstrebt waren, ihre Machtsphäre an die rheingauische Grenze, über dieselbe hinaus in das Gebiet der fünfzehn Dörfer, ja sogar über die rheingauische Höhe hinaus zu erweitern.

In dieser Zeit ging man sogar in Mainz mit dem Plane um, die oberste Gerichtsbarkeit in dem Dorfe Bärstedt und die damit verbundene Gerechtsamen für 600 Mark an den Bruder des Erzbischofs Gerlach von Nassau zu verpfänden.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß das Erzstift wenig Wert darauf legte, seine Herrschaft in den nördlichen Teile des Rheingaues zu erhalten, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die fünfzehn Dörfer später zur Niedergrafschaft Katzenelnbogen gerechnet werden.

Was die Rechtsverhältnisse der überhöhischen Ortschaften anbelangt, so hat es an Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zu keiner Zeit gefehlt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Der Oberſteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeſchichte aus dem Naſſauiſchen.

5) Von H. L. Linkenbach. (4. Fortſetzung)

Sie machte ſich im Gärtchen zu ſchaffen, goß die Blumen, jätete Unkraut aus, dieweil ihr Herz immer bei dem weilte, dem es gehörte.

So verrann allmählich der Nachmittag, und Feierabend nahte.

Lina ſaß unter der hohen Kiefer und lauſchte den hellen Tönen des Schichtenglöckchens, das von der Bergſchmiede herüberklang.

Noch ſtand die Sonne voll am Himmel und vergoldete die Höhen ringsum.

In der Ferne klang der Geſang herüberziehender Bergleute. Sie kannte das Lied und liebte es:

„Wenn wir dem Erdenſchoß entronnen
Nach harter Müh', nach langer Schicht,
Dann haben doppelt lieb gewonnen
Wir all das goldne Sonnenlicht.
Zum Himmel, der es neu beſcheerte,
Steigt jubelnd unſer Gruß hinauf:
Gegrüßt ſeiſt du, o Heimaterde,
Du ſchöne Welt, Glück-auf, Glück-auf!

Wenn wir die Hände fleißig regen,
Wir denken dein, du ſchönes Tal!
Wenn wir das Häuflein niederlegen
Sei uns gegrüßt viel tauſendmal!
Und wo wir weilen, ſterben, ringen,
Wohin uns treibt des Schickſals Lauf,
Da grüßt dich laut, mit hellem Klingen,
Der Bergmannsgruß: „Glück-auf, Glück-auf!"

Lina hatte die Melodie leiſe mitgeſummt.

Ach, das Bergmannsleben war doch ſchön! Sein ganzer Zauber enthüllte ſich ihr plötzlich wieder; ſeine ganze Poeſie wehte ſie an. Sie war ja doch ein echtes, rechtes Bergmannskind! Wie oft war ſie ſelbſt ſchon drunten in der Grube geweſen, wie innig war ſie vertraut mit all den Leiden und Freuden des Standes dem die angehörten, die ſie liebte!

„Na, Kind, wieder luſtig? — So iſt's recht!"

Loß war, von dem Mädchen unbemerkt, herangetreten und begrüßte ſein Pflegetöchterchen, das ihn, freudig überraſcht, umarmte, ſich in ſeinen Arm hing und mit dem Alten zuſammen dem Häuschen zuſtrebte.

„Du, Lina," ſagte der Oberſteiger, als ſie dahein waren, „du weißt ja, daß ich nachher, wie immer Samstags, ein bißchen ausgeh'. Gelt, bleibſt ſchön brav und treibſt die dummen Gedanken aus deinem Köpfchen aus!"

„Gewiß, Onkelchen, ich werd' ſchön Haus halten. Du kannſt ruhig gehn!"

Der Alte rüſtete ſich nun zum Weggang, küßte noch einmal das Mädchen auf die Stirne und ließ dann Lina allein, mit all ihren Gedanken, Aengſten und Heimlichkeiten.

Unſäglich ſchlecht kam ſie ſich vor, daß ſie ſchon wieder im Begriffe ſtand, ihr Wort zu brechen und den treuen Pflegevater zu hintergehen.

Aber ſie hatte nicht lange Zeit zum Grübeln. Schon hörte ſie draußen, erſt leiſe, dann immer ſtärker werdend, den wohlbekannten Pfiff des Liebſten:

„Da grüßt dich laut mit hellem Klingen,
Der Bergmannsgruß Glück-auf, Glück-auf!"

— — — — — — — — — —

Hand in Hand ſaß das junge Paar unter der hohen Kiefer, in deren Krone es heimlich raunte und flüſterte wie Geiſterworte.

Lina zuckte zuſammen. Es war ihr, als ob eine Stimme riefe: „Laß ab, laß ab! Noch iſt's Zeit!"

Ein Grauen ſchüttelte des Mädchens Glieder, und ängſtlich barg ſie das Köpfchen an des Burſchen Bruſt.

Der zog ſie feſter und feſter an ſich, und ſeine wilden Küſſe erſtickten das Grauen und töteten die edlen Empfindungen, die ſich leiſe und ſchüchtern in ihrem Herzen regten.

Willenlos zog Karl das Mädchen mit ſich.

Das freundliche Stübchen in dem alten Gießelbäuschen war Zeuge heißer Leidenſchaften, glühender Umarmungen.

Draußen aber, vorm Fenſter, ächzte die alte Kiefer, in deren Wipfel der Wind ſpielte.

Hohl und unheimlich klang es aus den Zweigen wie die Stimme des Gerichts: „Zu ſpät, zu ſpät!"

— — — — — — — — — —

Als Karl gegangen war, ſuchte Lina vergeblich den Schlummer.

Eine entſetzliche Angſt quälte ſie, eine Angſt, die faſt der Verzweiflung glich. Was hatte ſie getan?

Wirre Gedanken durchjagten ihr Köpfchen. Ach ihr ſelbſt wäre ja ſchließlich nicht viel gelegen. Aber der Onkel. Wie würde der das Fürchterliche ertragen? Endlich, endlich ſchlief ſie ein wenig ein. Aber wilde Träume peinigten ſie, und ſie war froh, als endlich das Dunkel der Nacht dem hellen Morgen wich. Mit gerötteten Augen und blaſſem Geſichtchen erhob ſie ſich zeitig und bereitete das Frühſtück.

Loß erſchrak, als er das Mädchen ſah.

„Um Gotteswillen, was iſt dir, Kind. Du ſiehſt ja ſchrecklich aus. Dicke blaue Ringe unter den Augen und ſo blaß wie der Schnee."

Lina verſuchte zu lächeln.

„Nichts, Onkel, wirklich nichts, hab' nur ein bißchen Kopfweh" — — —

Gegen halb zehn Uhr ging ſie mit dem Alten, wie allſonntäglich, nach Ems hinunter zur Kirche.

Keine Brücke führte damals noch über die Lahn, und ſo waren denn die zwei gezwungen, ſich mit der wartenden Föhre ans jenſeitige Ufer überſetzen zu laſſen.

Wie Lina da auf der Holzbarke ſtand neben dem treuen Pflegevater und hinunter ſchaute auf die klargrünen Wellen des Fluſſes, da überkam ſie plötzlich die Sehnſucht nach dem Tode. Ja, da hinab, da war

Digitized by Google

alles Leid vergessen, der Zwiespalt gelöst. Da gab es Ruhe vor der Angst und Verzweiflung. — — — Aber nein! — Ihr armer, armer Vater, denn sie alles war, dem durfte sie das Weh nicht antun. Es war schon genug des Unglücks auf ihn eingestürmt. Für ihn mußte sie leben, für ihn und den, dem ihr Herz gehörte.

Die Sonnenstrahlen spielten auf der klaren Wasserfläche und schimmerten über den blanken Schieferdächern des Städtchens, das da in seinem schmucken Sonntagskleide ausgebreitet lag, zwischen hohen, waldigen Bergen eingebettet. Wie ein Bollwerk reckten sich die Felsen der sieben Köpfe am Ende des Tales auf. Links lachten die grünen Buchenhöhen des Malbergs, und auf der anderen Seite ragte der sonnige, weinumsponnene Klopp. Ganz drüben aber schoben sich die Fachbacher und Nievener Gebirgszüge vor und schlossen das Landschaftsbild ab.

Umglitzert vom Morgenlichte standen die Weiden und das Schilfrohr an beiden Ufern und das saftige Gras des Hexengrüns, aus dem gerade ein Taubenschwarm aufflog.

Vom Malberg her tönte der Ruf des Kuckucks, schallte der Schrei des Wendehalses, das Lockwort des Pirols.

Hoch in der Luft schwirrten unzählige Schwalben zwitschernd hin und her, auf und nieder; drunten im Fluß blitzten die silbernen Schuppen der Fische.

Vom Turme der Emser Kirche huben gerade die die Glocken zu läuten an und riefen die Gläubigen zum Gottesdinste.

Mit ihrem vollen Metallklang rüttelten sie das Mädchen aus seinen düsteren Träumen wach.

„Nein, nicht sterben, nicht sterben! — Das Leben ist doch so schön!"

Der liebe Gott würde noch alles zum besten kehren, er würde helfen und ihr die rechten Pfade zeigen! Ihm wollte sie ihre zerquälte Seele anbefehlen. Und wenn auch die Menschen sie richteten, weil sie gesündigt hatte, der liebe Gott würde sie nicht verstoßen!

Neu gestärkt kehrte Lina aus der Kirche zurück. Der Pfarrer hatte so schön über das Bibelwort gesprochen: „Liebet einander!"

Ja, lieben wollte sie, den Vater lieben und ihn, dem sie seit gestern ganz angehörte. Und war ihre Sünde nicht eitel Liebe?

Und plötzlich hatte sie ihre Ruhe wieder, und ein fester Entschluß keimte in ihr auf. — Alles, alles wollte sie jetzt dem **Vater gestehen. Keinen** Augenblick länger wollte sie zögern.

Dann würde er sie mit Karl zusammengeben und alles würde sich zum besten wenden.

Als aber Lina ihren Vorsatz dahein ausführen wollte, da fand sie doch wieder keinen Mut.

Und wie sie endlich sich aufraffte und zitternd, Wort für Wort herauspressend, alles gestand, da kam ihr das, was sie getan, so schlimm vor, so schwer, daß sie sich vor Scham und Reue nicht zu retten wußte.

Schluchzend fiel sie dem Pflegevater zu Füßen.

Der hob sie sachte empor und zog sie an seine Brust.

Keine Miene verzog sich in seinem Antlitz, es war, als ob er das Gleichgiltigste von der Welt vernommen hätte.

Nur seine Stimme zitterte etwas, als er jetzt sagte:

„Warum hast du mir das getan?"

„Ich hab' **ihn so lieb,"** schluchzte das Mädchen. „gib uns zusammen, Onkel. Laß mich nicht vergebens bitten, gib uns zusammen." — — —

„Nie und nimmer."

Lot war hastig aufgestanden.

„Sei vernünftig, Kind," sagte er, „ihr dürft euch nicht heiraten. Das hieße, eine Sünde durch die andere austreiben wollen! Der Schupp ist ein Schuft, und einem Schuft geb' ich mein Mädchen nit. Lieber sollen die Leute auf dich und mich mit dem Finger weisen, als daß ich dich unglücklich machen ließe!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Miszellen.

J. B.-G. **Weinfälscher in alter Zeit.** Unsern Lesern sind die großen Weinfälschungsprozesse jüngster Zeit noch in frischer Erinnerung, und sie regen uns zu der Frage an: War es in früheren Zeiten besser mit dem Wein? Die Antwort ist nicht schwer. Schon in mittelalterlicher Zeit hatte man Leute, die den goldenen Trank nicht in seiner urwüchsigen Kraft lieben konnten und um schnöden Mammons halber zu Fälschungen griffen. Aber man verstand es damals schon, die Manipulationen der Fälscher aufzudecken und ursprünglich bestrafen. Das Schöffenbuch zu Oberingelheim liefert uns hierzu einen Beleg; Es heißt darin: „Nehm Sabbo ante Lucie. It. her Claß Thies von Cube hait gefragt: iz were eine Frauwe by Zu zu Cube, die hatte einen Alinstein (Alaunstein?) in ein halb fuder Wins, dag ire ware, gebungen, und also die Kauffleude darueber gwemen, so funden sie den Stein darinn hangen, und wulden dag wines darumb nit kauffen, und wag dahy ein gesworen wisstoffer, her brachte dag fur, und ist die frauwe darumb gefangen; und begert an eyme Beteil, ob die frauwe den Lip verwuht habe oder nit? Deg ist gewist: man solle denselben Stein nemen, und den schabin in degselben Wins ein Clafs tol, und der frauwin zu drincken geben, und sol dag geschien mit Kunstschaft deg gerichts; bekomet ir der Drang da wole, und ist ir nit schedlich, so hat sie darumb nit verbrochen; ist er it aber schedlich, so nehme sie den Drang."

J. G. B. **Familiennahl rheinischer Orte 1685 bis 1689.** Geschichtlich verbürgte Mitteilungen berichten uns, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts folgende rheinische Ortschaften Familien zählten: Ahmannshausen 50, Aulhausen 9, Eibingen 40, Eltville 143, Erbach 127, Espenschied 9, Frauenstein 70, Geisenheim 210, Gladbach 40, Hallgarten 80, Hattenheim 80, Johannisberg 88, Kiedrich 75, Lorch 170, Lorchhausen 45, Mittelheim 55, Neudorf 52, Oestrich 157, Presberg 34, Rauisel 23, Rauenthal 70, Rüdesheim 150, Reichertshausen 8, Stephanshausen 16, Winkel 100, Niederwalluf 80, Wolmerschied 8.

Digitized by Google

## Königliches Theater zu Wiesbaden.

Am 1. September beginnt die Wintersaison. Was sie bringen wird, haben wir bereits in Nr. 15 der „Nassovia“ gelesen. Der Personalwechsel vollzieht sich wie folgt: Es scheiden aus der Schauspieler Ballentin, die Schauspielerinnen Frl. Oferta (bereits am 1. Jan. 1906 abgegangen) und Frl. Spielmann, der Kammersänger Sommer, der Sänger Elmblad und die Sängerin Frau Gordes. Es treten ein die Schauspieler Steffler und Striebeck, die Schauspielerinnen Frl. Grosser und Frl. Messel, die Sänger Braun und Henfel, die Sängerinnen Frl. Heßlöhl und Frl. Krämer.

## Literatur.

* **Hart — an — durch!** Militärhumoresken, 2. Bändchen. Von Dietz, Freiherrn von Zedlitz. 128 Seiten. Frankfurt a. M. E. Grieser. — Dem in Nr. 5 von 1906 besprochenen, in der Presse und im Publikum sehr gut aufgenommenen ersten Bändchen hat der Verfasser rasch das zweite folgen lassen. Der kleinen Geschichten sind neun. Dasselbe, was früher gesagt worden ist, gilt auch hier: urwüchsiger Humor und mitunter sprühende Satire, tolle und drollige Situationen, freundliche oder freundlich gestaltete tragikomische Lösungen. Zedlitz ist ein reizvoller Plauderer, ein witziger Geist und ein gewandter Stilist mit ungesuchten treffenden Neuwortbildungen, aber immer anständig, immer nett. Wer ihn persönlich kennt, findet ihn in seinen Werken sofort wieder: natürlich, nie geschraubt. Somit wird auch dieses Bändchen seinen Weg suchen und finden unter Militär und Zivil; es erregt nicht bloß Lachlust, es läßt auch gemütlich tiefer blicken.

* **Touristenkarte von Oberhessen und den angrenzenden Gebieten.** Zweite, erweiterte Auflage, 1 : 100 000 Preis 1.50 Mk., auf Leinen 2 Mk. Marburg, N. G. Elwert. — Die Karte reicht nördlich bis Berleburg und Frankenberg, südlich bis Wetzlar und Grünberg, westlich bis Dillenburg und Herborn, östlich bis Gemünden und Homberg, ist farbig ausgeführt, und namentlich die Höhenschichten sind deutlich zu erkennen. Fein, scharf und sauber erscheint die Karte nach ihrer ganzen Anlage. Die Touren sind mit verschiedenen Zeichen, ebenfalls farbig, angegeben; vielleicht wird auf einer neuen Auflage in einer Tafel die Benennung der einzelnen Touren beigedruckt. Allen Wanderfreudigen, besonders in unserem nassauischen Vorderlandgebiete, sei das vortrefflliche Hilfsmittel empfohlen.

## Neues aus Nassau.

Die Monarchen-Zusammenkunft zu Friedrichshof hat sich am 15. August planmäßig vollzogen. Was die Fürsten miteinander geredet haben, ist vielfach kommentiert worden. Wir erlassen uns das; gehört hat doch niemand etwas.

Das Landgrafendenkmal zu Homburg wurde am 16. August in Gegenwart des Kaisers enthüllt. Es ist ein Werk unseres Landsmannes Fritz Gerth.

Die Wrildurger Tausendjahrfeier ist nugestört und glänzend verlaufen. Näheres siehe im Aufsatz dieser Nummer.

Die Gesangs-Sänger (Männergesangvereine) waren auf ihrer Rheinreise anfangs des August Gäste mehrerer nassauischen Städte. Am 12. August konzertierten sie im Wiesbadener Kurhause.

Am 19. August sind die katholischen neuen Kirchen zu Niedererbach und Fischbach eingeweiht, und zu der in Hachenburg ist der Grundstein gelegt worden.

Der Westerwaldklub hat am 12. August zu Dillenburg seine Hauptversammlung abgehalten. Zu ihr alle Stadtgemeinden zwischen Rhein, Lahn, Sieg und Heller und viele außerhalb dieses Bezirks gehören ihm an, ferner 107 Landgemeinden und 330 Einzelmitglieder. Der Vorstand ist auf 12 Mitglieder gebracht; Landmi Büchting, Pfarrer Hehn, Polizeiverwalter Bay, die Leiter des Ganzen sind wiedergewählt worden. Glück auf zu weiterem Gedeihen!

Die Stadt Diez beschloß ein Stadtarchiv und -museum anzulegen. Vivant sequentes!

Das Unser Realprogymnasium wird in ein Reform-Realprogymnasium verwandelt.

In den Anlagen zu Wiesbaden wird demnächst ein Denkmal des 1. Kurdirektors Wiesbadens, Ferdinand Hey'l gesetzt werden.

Zu Heldheim wird eine Franziskanerniederlassung mit 8 Insassen errichtet.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**September.**

18. 1867. Herzog Adolf entsagt seinen Ansprüchen auf Nassau zugunsten preußens und erhält dafür den Besitz der Schlösser Biebrich, Weilburg, Mönisstein, Platte und Palais Pauline zu Wiesbaden, sowie 15 Millionen Gulden Abfindungssumme zugesichert.

20. 1371. Graf Johann von Nassau-Merrenberg stirbt. Er hatte als Sohn des Grafen Gerlach mit seinem Bruder Adolf 1355 die walramischen Lande geteilt und seinen Sitz zu Weilburg genommen. Er erheiratete Merrenberg und Saarbrücken.

29. 1802. Fürst Friedrich Merl zu Wied, ein ob seiner Wunderlichkeiten bekannter Fürst, entsagt zugunsten seines Sohnes Johann August Karl der Regierung. Er war am 25. 12. 1742 geboren, regierte seit 1791 und starb am 7. März 1809 zu Freiburg i. Br.

22. 1853. Der Grundstein zur neuen evangelischen Kirche zu Wiesbaden (Marktkirche) wird gelegt. Sie wurde 1862 vollendet, ein Werk des herzoglichen Oberbaurats Boos.

28. 1789. Freiherr Hans von Gagern, des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg Studiengenosse und Freund (geb. am 25. Jan. 1766), tritt als Regierungsrat in nassau-weilburgische Dienste. Er wurde später Regierungspräsident, 1806 Minister, trat 1811 ab und starb am 22. Oktober 1852.

30. 1739. Fürstin Maria Anna Josepha, 2. Gemahlin des Fürsten Wilhelm Hyazinth von Nassau-Siegen zieht zu Wiesbaden. Ihre Ehe mit dem Fürsten war geschieden.

## Briefkasten.

**E. G. in S.** Dankend erhalten. Einstweilen frdl. Gruß.

**F. H. in L.** Ihrem Wunsche wird willfahrt werden. Frdl. Gruß.

**G. B. in F.** Wird besorgt. Dank u. Gruß.

**W. S. in W.** Wir werden die Sachen prüfen.

**L. S. in B.** Nicht immer ist der Setzer, oft ist auch die Gesichtsentdeckerin an den Schnitzern schuld. Korrektur kann so wen nicht versandt werden. Frdl. Gruß.

**J. B. in N.** Dank und frdl. Gruß.

Allen denen, die dem Herausgeber zu der ihm in Weilburg widerfahrenen Auszeichnung und Ehrung so herzlich und in so reichem Maße Glück wünschten, sagt er hiermit innigen Dank.

Im Aufsatze: Das nassauische Trachtenbuch in Nr. 16 ist zu berichtigen: S. 197 Sp. 1 Z. 32 v. o. „krennt“ statt kennt; S. 198 Sp. 1 Z. 17 v. u. „Krnetkaille“ statt Krentaille; S. 199 Sp. 1 Z. 4 v. o. „grünem“ statt grauem; Sp. 2 letzte Z. „Schnabelstappe“ statt Pelmünsche.

**Redaktionsschluß: 24. August.**

Inhalt: Krug am Wege. (Gedicht.) Von L. van Heemstede. — Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg. Von L. Lüftner. — Königstein unter Eppstein, Stolberg und Kurmainz. Von A. Geyer. (Schluß.) — Die fünfzehn überhöhischen Dörfer. Von M. Herber. — Der Obersteiger von Linnebach. Von H. L. Linkenbach. (4. Fortsetzung. — Miszellen. — Königliches Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

# Nassovia

## Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann
Druck und Verlag P. Plaum, Wiesbaden.

№ 18. Wiesbaden, den 16. September 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Spichern, den 6. August 1870.

Nach einer unverbürgten Erzählung.

„Des Kaiser's Wohl in Chambertin,
Dem edelsten der Weine!
Bald treiben wir die Herren Prussiens
Per Chassepot zum Rheine!"
Held Frossard sprach's, der heut' als Gast
Beim Maire von Forbach speiste
Und sorgte, daß bei froher Rast
Der Becher munter kreiste.

„Der Wein ist gut. A vous, mes dames!
Stammt aus den besten Quellen,
Nicht von des Rheines Uferdamm,
Noch nah' der Mosel Wellen.
Dort gibt es herbe Flüssigkeit
Für der Barbaren Schlunde.
Sei mir gegrüßt in Herrlichkeit,
Du Perle von Burgunde!

Glanz von Bordeaux, Château Lafitte!
Dich weiß ich auch zu schätzen;
Mit dir soll man nach alter Sitt'
Den saftigen Braten netzen.
Was gibt's, mein lieber Adjutant?
Es greifen an die Deutschen? —
So sollet ihr mit Schimpf und Schand'
Sie aus dem Lande peitschen!

Herr Maire, noch ein Glas Chambertin!
Wie fließt er durch die Kehle!
Auf gutes Glück! Au Rhin, au Rhin!
Mir glüht die Heldenseele.
Was jetzt?" „Die Preußen dringen vor,
Der Feind erstürmte Spichern!" —
„Gesprengt mein tapferes zweites Corps?
Ich soll den Rückzug sichern?

Nehmt Fußvolk und nehmt Reiterei,
Daß sie der Teufel hole!
„Chambertin" sei das Feldgeschrei,
Und „Lafitte" die Parole." —
Frossard steigt auf sein tapfres Roß,
Doch flieh'n schon seine Haufen,
Und näher dröhnt das Kriegsgeschoß,
Er muß landeinwärts laufen.

„Dahin der Sieg, dahin der Rhein,
Wie tief sind wir gesunken!
Und noch so manche Flasche Wein
Blieb heute ungetrunken.
Heut' seht ihr einen Helden flieh'n,
Doch soll es euch nicht frommen,
Ich komme doch noch nach Berlin!"
Und — er ist hingekommen.

Isidor Loewenthal †.

# Oberlahnstein und das Frankfurter Stadtrecht.

Von Dr. C. Spielmann.

Die Stadt Oberlahnstein konnte unlängst die Feier ihres tausendjährigen Bestehens, d. h. vielmehr ihrer ersten Erwähnung in der Geschichte begehen. Nachdem der römische Kaiser und deutsche König Arnolf gestorben war, schenkte dessen Witwe Uda die königliche Fronhube zu Oberlahnstein mit allen Leibeigenen dem Mainzer Erzstift. Da dies ein Akt der Mildtätigkeit, der dem Verstorbenen zugute kommen sollte, gewesen zu sein scheint, so haben wir die Schenkung wohl um oder bald nach 900 anzusetzen. Zwar war sie nicht dauernd, wurde es aber 978 durch direkten Akt des Kaisers Otto II., und somit setzte sich Mainz an der Südseite der Lahnmündung fest. Damals hat schon eine Kirche (die heutige Pfarrkirche) zu Oberlahnstein bestanden.

Die Mainzer Erzbischöfe ließen ihre Erklade, die sich allmählich landein zwischen Früchte und Becheln durch, bis zur Sulzbacher Gemarkung ausdehnte, durch weltliche Vögte, die Arnsteiner, dann die Nassauer Grafen verwalten. Nach und nach aber verwandelten sie ihre Rechte durchaus in landesherrliche. Dazu halfen ihnen die Könige, so Albrecht von Österreich, der 1298 den sogenannten Friedegoll von Boppard hierher verlegte, und Ludwig von Baiern, der 1318 einen zweiten Zoll daneben errichtete. Derselbe König festete die kurmainzische Gewalt besonders dadurch, daß er dem bisher offenen Orte Oberlahnstein Stadtrechte verlieh. Dem Erzbischof mußte nämlich darum zu tun sein, die Zollstätte durch eine Befestigung zu sichern, und der König mochte die Berechtigung des Wunsches einsehen. So stellte er denn folgenden Brief aus:

Wir Ludwig von Gottes Gnaden römischer König, allzeit Mehrer des Reichs, thun männiglich zu wissen, daß Wir in Ansehung des ehrwürdigen Matthias, Erzbischofs von Mainz, Unseres vielgeliebten Fürsten und Geheimschreibers, die Stadt Lahnstein, ihren Bezirk und ihr Gebiet, in der Art Unserer königlichen Stadt Frankfurt und deren Bezirks und Gebietes kraft königlicher Machtvollkommenheit, in der besten Weise und nach bestem Recht, wie das Reich solches zu thun pflegt, gefreiet haben und gegenwärtig freien: daß sie Gemeinderecht, Gericht und Marktrecht haben soll und alles andere, was die vorgenannte Stadt Frankfurt, wie bekannt ist, durch königliche oder kaiserliche Freiung erhalten hat. Wir geben daher und gewähren selbiger Stadt Lahnstein und ihren Bewohnern jegliche Freiheit inbezug auf Dinge und Personen, die gemeiniglich Freiheit heißt, und die auch die vorgenannte Stadt Frankfurt und deren Bewohner haben; mit der Wir auch selbige Stadt Lahnstein kraft vorgenannter Machtvollkommenheit vermittelst dieser Urkunde bewidmen und begaben.

Zu steter Sicherheit genannter Unserer Freiung haben wir gegenwärtige Urkunde schreiben und mit Unserm Majestätssiegel bekräftigen lassen. Keinen Menschen soll daher erlaubt sein, diese Freiheit und Unsere Freiung in irgend einer Weise anzufechten. Wenn aber jemand dies zu tun sich erkühnen sollte, soll er wissen, daß er in Unsern schweren Zorn und in die gegen die Angreifer der Freiheiten des Reichs erlassenen Strafen verfallen wird.

Gegeben zu Bacharach, am 5. vor den Iden des Januar, im Jahre des Herrn 1324, Unseres Reiches im 10. Jahre.

Anknüpfend hieran, und um unsern Lesern auch für später ein Beispiel zu bieten, geben wir hiermit einen Überblick über das, was unter Frankfurter Stadtrecht, mit dem so viele unserer nassauischen Städte begabt wurden, zu verstehen ist. Wir finden es aufgezeichnet bei J. F. Böhmer, „Frankfurter Urkundenbuch" I, Nr. 704 zum 24. Januar 1297, beurkundet von Schöffen, Ratmannen und übrigen Ratsbürgern (Scultetus, scutbini, consules ceteriqueives), die ausdrücklich dabei betonen, daß sie sich seiner schon „seit alters bedient hätten."

Der Auszug aus der lateinischen Urkunde besagt folgendes:[1])

1. Niemand kann Zeugnis ablegen und durch Zeugen erhärten über das, bezw. das was uns (den Bürgern, wie i. f.) an Leib und Gut zum Nachteil gereicht.

2. Keiner kann uns wegen außerhalb der Mauern gelegener Güter vorladen, wenn nicht vorher die Klage vor den verordneten Stadtrichtern angestrengt worden ist. Handelt es sich um Erbschaft, so werden wir aufs Rathaus verwiesen; handelt es sich um Eigentum, so werden wir an die Stadt verwiesen, in deren Bann die Güter gelegen sind, um welche Klage geführt wird; handelt es sich um Lehen, so werden wir an den Lehnsherrn verwiesen.

3. Niemand kann uns zum gerichtlichen Zweikampf fordern, noch unterm Schein eines solchen angreifen, noch bubeilen (den Anteil an Nachlaß eines Untertanen einziehen).

4. Weder König noch Kaiser kann ohne Einwilligung der Eltern unsere Söhne oder Töchter verheiraten oder verloben.

5. Ebenso kann weder König noch Kaiser eine besondere Abgabe von einem Bürger erheben, ausge-

[1]) Die umständliche Ausdrucksweise ist gekürzt.

Digitized by Google

nommen Straße für Vergehen. Über letzteres haben die Schöffen zu erkennen.

6. Wenn jemand einen vor Gericht verklagt, muß er sofort die Zeugen und die Schuldsumme angeben.

7. Wenn jemand in der Stadt einen tödlich verwundet, so soll dieser 30 Tage bewacht werden. Stirbt er, so soll der andere, wenn er ergriffen wird, seinen Kopf, genest jener, eine Hand verlieren.

8. Wer einen anderen vorsätzlich verwundet, soll 10 Pfund Pfennige Buße zahlen.

9. Wer einen andern verwundet oder mit der Hand schlägt, soll dem Richter 3 Pfund Pfennige, dem Verletzten 20 Pfennige zahlen.

10. Wer einen Hurensohn, Hundesohn o. ä. schilt, soll Buße zahlen und dem Gescholtenen 14 Unzen Pfennige zahlen.

11. Wer vor dem Schultheißen ein falsches Pfand setzt, soll diesem ein Viertel besten Weines entrichten.

12. Wenn einer bei der angesetzten Gerichtsverhandlung nicht erscheint, soll er dem Schultheißen ein Viertel Weines geben, ebenso beim 2. und 3. Male.

13. Kein Bürger soll Zoll entrichten, sondern nur die fremd Zugezogenen.

14. Metzger, die wissentlich stinkiges oder faulendes Fleisch verkaufen, sollen 3 Pfund Pfennige Buße zahlen, wenn es dem Käufer nicht zuvor gesagt wurde, daß das Fleisch so beschaffen sei.

15. Es werden 2 Fleischbänke für derart verdächtiges Fleisch angelegt.

16. Wer mit falschem Maße für Wein, Öl u. s. w. betroffen wird, soll hohe Buße zahlen.

17. Wenn ein Fremder gegen einen Fremden klagt, so soll jenem sein Recht über Nacht werden.

18. Kein Eid soll wegen Messen und Ernten hinausgeschoben, nur die Feiertage sollen beachtet werden.

19. Wenn ein Hirt ohne Vermögen ein Vergehen verübt, so soll er in den Turm gelegt werden, bis er bereut und sich nicht mehr vergeht.

20. Die Pfahlbürger dürfen mit Frauen und Gesinde von Martini bis Petri Stuhlfeier in die Stadt kommen und mit eigener Feuerstätte daselbst wohnen.

21. Wer Heimsuchen (Hausfriedensbruch) begeht, soll hohe Buße zahlen.

Hier heißt es: Dies möge genügen. Wo Zweifel vorhanden ist, über das, was hier nicht geschrieben und gesetzt ist, wolle man sich an uns (Gericht, Rat, Bürgerschaft) wenden; wir werden den Zweifel nach Können und Unterscheiden schlichten und Antwort geben.

Von nun ab tritt die Formel ein: „Wir setzen fest" oder „wir bestimmen." Danach:

22. Die Pfahlbürger haben ihrem jeweiligen Pfarrer (Plebanus) allzeit und überall an den höchsten Festtagen die schuldigen und gebräuchlichen Gefälle zu entrichten.

23. Ein Edelherr oder Ritter, der seinen Leuten in seiner Gerichtsbarkeit nach Recht und Gebrauch Steuer auferlegen will, soll sie durch seine Diener offenkundig auflegen und von Haus zu Haus einfordern wie billig und nicht einen herausgreifen, noch von dem oder jenem mehr oder weniger fordern, es sei denn, daß er für das begehrte Geld Pfänder oder Bürgen von den Leuten hat.

24. Niemand kann irgend einen Menschen wegen der Schulden seines Herrn beheftigen oder in Haft bringen. Nur die eigene Person ist verantwortlich.

25. Wenn jemand in die Stadt kommt, um Klage gegen einen zu erheben, und die Klage zum Verfolg angenommen wird, und es wird ihm kein Recht gesprochen, so kann er, wo immer er oder einer von seinen Mitbürgern jenen sieht, ihn durchs Gericht vorladen lassen, weil das Recht nicht verweigert werden darf.

26. Kein Pfahlbürger soll Notbede entrichten, oder zu dem Wagen, der zu den Heeresfügen geht, etwas zahlen, oder Herberge stellen in anderer Weise als von Alters üblich.

27. Kein Mitbürger soll Fastnachtshühner geben, wenn er nicht Güter besitzt, wovon er sie von alters zu geben hat.

28. Wenn ein Bürger einen Sohn oder Söhne hat und keine Frau, so darf der Sohn frei zu Handelsgeschäften gehen, wohin er will und Güter annehmen, wo er will, keinem anderen verbunden, noch an ihn gebunden, mit demselben Recht und der nämlichen Freiheit wie sein Vater. Wird ihm nicht Glauben geschenkt, so soll der Bote jener Stadt, wo er Bürger ist, ihn mit seinem Eide allein verbürgen.

29. Wenn einer Mitbürger wird, und einer spricht ihn als sein Herr an, weil er mit ihm verbunden oder an ihn gebunden sei, und zwingt ihn gewaltsam Bürgen zu stellen, daß er sich nicht von ihm entferne und jener nach unserer Stadt Gebrauch Beweis tun kann durch Gebusene (Blutsverwandte), so wollen wir jenen Bürgen unterstützen und das Unrecht nach Kräften abwehren.

30. Wenn ein Mitbürger des Gebrauchs falscher Maße für Wein, Öl u. s. w. beschuldigt wird, so soll er mit seinem Eide von diesem Vorwurfe befreit werden, wenn nicht das falsche Maß offen bei ihm gefunden wird.

31. Wenn ein Herr einen unserer Mitbürger wegen eines angeblich gemachten Versprechens anschuldigt und letzteres nicht beweisen kann, so kann der Beschuldigte nach städtischem Brauch durch seinen Eid von jenem Eide loskommen, und keiner kann gegen ihn Beweise vorbringen, es sei denn nach Gewohnheit der Stadt.

Angehängt zum Zeugnis ist das Stadtsiegel. Verhandelt und gegeben u. s. w.

Zweierlei fällt dem Leser bei diesem hochwichtigen Aktenstück auf: 1. Die Unordnung in den Bestimmungen; 2. die Zweiteilung des Ganzen. Und doch ist beides aus den Verhältnissen leicht zu erklären.

Das „seit alters" geübte Recht, war ursprünglich mündlich überliefert. Es erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht; alle Schöffen kannten es auswendig. Dann kam nach dem Ausgang der Stauferherrschaft mit der politischen die Rechtsverwirrung. Damit das alte Recht nicht verloren gehe, schrieb man es auf und zwar von Fall zu Fall, wie er in der Gerichtssitzung vorkam.

Die Zweiteilung aber rührt daher. Was im ersten Teile stand, war wahrscheinlich gnädigste (lä-

Digitized by Google

nigliche) Verleihung an sich. Was in zweitem Teile stand, war von den Bürgern, dem Gange der Verhältnisse entsprechend, hinzugesetzt, gefordert und dann bewilligt worden.

Der Kern des Ganzen ist: 1) eigene Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und freies Gericht mit Strafbefugnis einschließlich des Blutbanns und 2) Annahme und Beschützung der Pfahlbürger soll allen mit Frankfurter Recht begabten Stadtgemeinden zustehen.

# Die fünfzehn überhöhischen Dörfer.

2) Von A. Herber. (Schluß)

Ein beredtes Zeugnis dafür ist das älteste erhaltene Weistum, das die „Hübner und Landleute“ der fünfzehn Dörfer am 21. April 1489, zu Bärstadt, auf dem freien Platze vor der Kirche versammelt, über des Erzbischofs Herrlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit erteilt haben.

Noch nicht allzulange, etwa zehn Jahre vorher, war das kapenelnbogische Grafenhaus im Mannesstamm ausgestorben, und die Länder des Hauses waren an den Landgrafen Heinrich von Hessen gefallen.

Diese Änderung mag die Neuregelung der Rechtsfragen frisch angregt haben.

Der Vitztum des Rheingaues, Johann von Breitenbach, war als Vertreter des Landes selbst zugegen.

Nachdem die Weisung unwidersprochen geblieben war, verlangte er, daß sie in einer beglaubigten Urkunde niedergelegt würde, genau wie das pfälzische Weistum über die Vogtei Rankel.

In diesem Weistum ist nun klipp und klar gesagt, daß die fünfzehn Dörfer zum Rheingau gehören, dessen Grenzen in übereinstimmung mit dem Landesweistum von 1324 angegeben werden.

Soweit die Mainzer „Herrlichkeit, Freiheit und Gerechtigkeit“ die fünfzehn Dörfer angeht, ist sie indessen eine recht beschränkte.

Es ist nur die hohe Gerichtsbarkeit, welche dem Erzbischofe zusteht.

Alle Freveltaten wurden von dem Landgerichte abgeurteilt.

In früheren Zeiten hatte sich in Bärstadt nur ein Zentgericht befunden, dem im 14. Jahrhundert ein Zentgraf vorstand, während die peinlichen Sachen von einem oberen Gerichtshofe abgeurteilt wurden.

Dann wurden sie aber auch in Bärstadt zur Verhandlung gebracht, vermutlich unter dem Vorsitze des Vitztums, der sich aber durch den Gewaltboten vertreten lassen konnte.

Der Vitztum, oder vielmehr dessen Vertreter, der Gewaltbote, waren daher der für die fünfzehn Dörfer eigentlich zuständige Beamte.

Er hatte auch im Namen des Erzbischofs von jedem „Hausgesess“ die Abgaben in Empfang zu nehmen — ein Huhn, einen Geldbetrag, oder eine bestimmte Haferlieferung.

Die niedere Gerichtsbarkeit über die leibeigenen Bauern in den verschiedenen Dörfern war in den Händen der Grundherren und vollständig unabhängig von der mainzischen Gerichtshoheit.

Der hessische Schultheiß zu Bärstadt war der Hauptvertreter der Rechte und Ansprüche seines Landesherrn und bei der Weisung des Jahres 1489, wurden Vorgänge zur Sprache gebracht, welche deutlich die Erbitterung bekundeten, zu der es zwischen Kurmainz und Hessen gekommen war.

Der Vitztum klagte, daß dem Rufe zum Dingtage niemand Folge geleistet, als er mit dem Gewaltboten erschienen und durch Läuten mit der Glocke das Zeichen habe geben lassen: auch wäre ihm berichtet worden, der landgräfliche Schultheiß habe verboten, diesen erzbischöflichen Dingtag zu besuchen.

Daraufhin bestritt die Gemeinde dem Landgrafen, wie auch dem Schultheiß das Recht zu einem solchen Verbot, und erklärte ausdrücklich, nur der Erzbischof könne einen solchen Tag berufen.

Auf das Verlangen des Vitztums mußte diese Erklärung dem Weistum mit einverleibt werden.

Nach einer weiteren Satzung des Weistums, mußten, wenn eine Todesstrafe zu vollziehen war, „die Einwohner und Verwandten“ der fünfzehn Dörfer den Galgen machen — die Gerichtsstätte befand sich an der sogenannten „Hochstraße“, wo sich der Weg nach Hausen vor der Höhe abzweigt —, den Gewaltboten das Urteil auf Kosten des Erzbischofs vollstrecken lassen und bis zu „Ende des Rechtens“ mit ihren Gewehren bei denselben bleiben, um zu verhindern, daß jemand den Missetäter retten und an den Beamten Hand legen könne.

Anderseits wurde zugesichert, daß das Landgericht der fünfzehn Dörfer wie von alters her in Bärstadt gehalten und die Bewohner dieses Dörfer in ihrem alten Herkommen gelassen werden sollten.

So wurde der anscheinend übereifrige Beamte in seine Schranken zurückgewiesen, aber die Streitigkeiten nahmen doch kein Ende und auch solche mit dem Landschreiber blieben im 16. Jahrhundert nicht aus.

Im Jahre 1577 wurde nach langjährigen Verhandlungen vereinbart, daß die Dörfer Ober- und Niederglabbach aus dem Verbande der fünfzehn Dorfschaften ausscheiden und der mainzischen Landeshoheit unterstellt werden sollten.

Dies läßt deutlich darauf schließen, daß die übrigen Orte bereits zur hessischen Landeshoheit gehörten.

Im Jahre 1583 wurde ein neuer Vertrag wegen der Gerichtsbarkeit geschlossen und ihm folgte 1591 eine peinliche Halsgerichtsordnung für das ehemalige Gebiet der fünfzehn Dörfer.

Über die grundherrlichen Rechte bestimmt ein Weistum aus dem 16. Jahrhundert folgendes:

Es werden zehn Dingtage gehalten, drei große und sieben kleine. Die großen sind die „angebote-

nen", die im Januar, im Frühjahre und nach Johanni abgehalten werden.

Zu ihnen werden die Teilnehmer durch den Büttel von Haus zu Haus aufgeboten.

Die sämtlichen Einwohner der fünfzehn Dörfer müssen einen Tag im Jahre für ihren Landesherrn fronen, gleichviel, wem sie sonst als Grund- oder Leibherren angehören. Für diesen Frondienst erhalten sie das Essen am Morgen.

Wenn bei allem Fleiße die Arbeit an diesem einen Tage nicht bewältigt werden kann, so ist sie durch Leibeigene, oder mit Gespann des Landesherrn zu beenden.

Außerdem ist ein jeder Untertan seinem Leibherrn den Leibdienst schuldig, zu welcher Zeit und an welchem Orte er befohlen wird.

In der Amtsführung des Schultheißen vereinigen sich hier die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse, unter denen die Bauern lebten, die landes-gerichts- und grundherrlichen.

In Bärstadt versah der Schulteiß die Interessen des Landgrafen von Hessen; in Naniel war der Sitz eines Vogtes des Kurfürsten von der Pfalz und für die fünfzehn Dörfer insgesamt, war, wie wir schon bemerkt, mit den Geschäften des Kurfürsten von Mainz der Gewaltbote des Rheingaus betraut.

Gleichzeitig hatten aber auch die anderen Herren ihre Beamten da sitzen, als da waren: Meier, Keller oder bloße Hofmänner.

Außerdem wird noch bestimmt, daß die Wälder dem landesfürstlichen Gebrauch vorbehalten sind.

Der Jagd, des Weidwerks, des Fischens in den Bächen, haben sich die Untertanen zu enthalten; der Wildbann darf jeden Übeltäter gefangen setzen und strafen.

Alle Zinsen, Zehnten, Gülten, große und kleine, müssen ohne allen Widerspruch gezahlt und alle Dienstbarkeit gehorsam geleistet werden.

Zahlreiche Getreide-, Geld- und Hühnerabgaben sind zu leisten. Über die Art der Lieferung hat der Schultheiß zu wachen. Besitz der Lieferungspflichtige kein Getreide, so muß er es kaufen.

Beim Heumachen, nachdem die Wiesen gemäht sind, müssen die Bauern Beistand leisten; im Walde haben sie nur Anspruch auf Weide, Streulaub, Windschlag und dürres Holz, aber, um den Pflug, der beim Ackern zerbrochen ist, wieder herzustellen, dürfen sie auch geeignetes Holz hauen.

Der Zehnte gehört dem Grundherrn und wie derselbe an Getreide oder Heu zu liefern ist, bestimmt der Schultheiß.

Der Verpflichtung des Herrn, für die Gemeinde das Faselvieh zu halten, stehen Abgaben von der jungen Zucht gegenüber, z. B. das zehnte Lamm oder Ferkel.

Von ihnen durfte die Eigentümerin drei auswählen, „unter die Arme und zwischen die Knie" nehmen, um sie der Herrenwahl durch den Schultheiß zu entziehen.

Die am meisten gehaßte Abgabe war bei den hörigen Bauern das „Besthaupt."

Beim Tode eines Leibeigenen ging das „Besthaupt", das heißt das wertvollste Stück der Hinterlassenschaft, in den Besitz des Leibherrn über.

Wenn der Verstorbene keine Pferde-, Rindvieh- oder Schweinezucht betrieb, so nahm man, Hühner und Hähne von dem Mist; sog. Fastnachtshühner wurden nicht von allen Leibeigenen gegeben.

Eine der drückendsten Leistungen waren die Spanndienste, um das von Fürsten und Herren erlegte Wild fortzuschaffen, sowie Holz- und Heufuhren.

Ebenso lästig waren die Frondienste bei der Jagd. „Die große, wie die kleine Jagd," sagt das Weistum kurz und bestimmt, „ist allein des Grundherrn und niemandes sonst, er sei, wer er sei." Bei Hilfeleistung der Bauern wurde ihnen etwas Zehrung gestattet, wenn, wie es in dem Weistum heißt: „Gott und das Glück etwas an Wild gibt."

Als im Jahre 1525 der große Sturm losbrach, der nassauische Bauernkrieg, bekannt unter dem Namen „Zug auf den Wachholder", glaubte man der Fronen und Abgaben ledig zu werden. Als aber der Schwäbische Bund seines Peinigers gewaltet und die aufrührerischen Bauern sich unterworfen hatten, da verschärften sich die Satzungen der Grundherren noch ganz bedeutend.

Für die Bewohner der fünfzehn Dörfer war dies besonders hart.

Ihre Rodungen waren nur gering an Güte des Bodens, und sie waren hauptsächlich auf die Eckern- und Eichelmast für die Schweine angewiesen.

In den Wäldern war junges Laub und gute Weide für großes und kleines Vieh bereit, die Waldwiesen boten einen schönen Ertrag an Heu, und waren es nur Lasten an Laub und dürrem Brennholze, welche der Arme heimtrug, so war es doch immerhin ein Vorteil für ihn, der aber nach der Erhebung von 1525 mit vielen lästigen Bedingungen verknüpft war.

Mit dem Jahre 1618, dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges, begannen die Drangsale der Bevölkerung, und besonders das Gebiet der fünfzehn Dörfer wurde mehrmals furchtbar heimgesucht.

Zuerst durch die Spanier unter Spinola 1620; dann 1621 durch die Raubscharen des Herzogs Christian von Braunschweig und des Grafen Ernst von Mansfeld.

Im Jahre 1631 kamen die Schweden, und was diese verschont, nahm Johann von Werth auf seinem Zuge von St. Goar aber durch das Land nach Hanau.

Seine Räuberscharen — „rasende Höllenhunde" nennt sie Pfarrer Plebanus — verwüsteten und zerstörten das Gebiet der fünfzehn Dörfer so gründlich, daß Selbau, Fürrelbach und Niederramstadt ganz ausgingen.

Rauschied, Langenseifen, Fischbach, Hausen vor der Höhe, Bärstadt, Daubach und Hettenhain waren vollständig zerst[illegible] und erholten sich nur langsam. Es bedurfte l[illegible]r, langer Zeit, bis sie wieder einigermaßen b[illegible]ert waren.

Erst als die [illegible]zehn Dörfer im Jahre 1816 zu Nassau kamen, [illegible]gten sie wieder zu der alten Blüte, wenn a[illegible]zelne, wie z. B. Bärstadt, niemals mehr die [illegible]ung erlangten wie im Mittelalter.

Digitized by Google

Das aber steht fest, daß die heutigen Bewohner der fünfzehn überhöhischen Dörfer Herren sind gegen ihre geknechteten und gedrückten Vorfahren.

Wenn sie auch hart arbeiten müssen, so tun sie es doch für sich und nicht für den Beutel übermütiger Grundherren.

# Die Organisation der Rheinschiffahrt in den Jahren 1805—1814.

Von Ernst Goebel.

Gemäß den Bestimmungen des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25. Februar 1803 galt der Rhein nicht nur als gemeinschaftlicher Strom zwischen Frankreich und Deutschland; sondern das Oktroi sollte auch von beiden Staaten zusammen geregelt und erhoben werden. Das deutsche Reich übertrug mit Genehmigung seines Kaisers sämtliche bezüglichen Rechte dem Kurfürst-Erzkanzler, der bevollmächtigt wurde, mit der französischen Regierung alle allgemeinen und besonderen Bestimmungen (Reglements) betreffs des Schiffahrts-Oktrois festzusetzen. Am 15. August 1804 kam die Rheinschiffahrts-Konvention zustande, sie erhielt die Genehmigung des kurfürstlichen Kollegiums und wurde am 4. Mai 1805 vom römischen Kaiser sanktioniert.

Infolgedessen schaffte man am 31. Oktober 1805 sämtliche Rheinzölle, sowohl des rechten wie linken Ufers, ab und ersetzte sie durch das Rheinschiffahrts-Oktroi. 32 Rheinzölle wurden durch dieses neue System aufgehoben, 15 derselben lagen auf dem linken und 17 auf dem rechten Rheinufer. Diejenigen der linken Seite hatten Frankreich gehört, das im Besitze des ganzen jenseitigen Ufers bis Holland war!); von denen des diesseitigen Gebietes besaß Baden 5, Darmstadt 1, Nassau 4, Baiern (im Großherzogtum Berg) 2 und Preußen 5 Zölle. Die Einkünfte dieser Rheinzölle konnten etwa zu zwei Millionen Gulden jährlich veranschlagt werden, während die neuen Erträge des Oktrois im Durchschnitt kaum 1 Million ergaben. Die jetzt zur Erhebung gelangenden Rheinschiffahrtsgebühren betrugen von Straßburg bis Holland 1 Fr. 33 Cent. für die Tal- und 2 Fr. für die Bergfahrt pro Zentner = 106¾ Pfund kölnisch Gewicht.

Die Erhebung selbst war forthin einer einzigen Behörde anvertraut, deren oberste Verwaltung in den Händen eines Generaldirektors — der von beiden Regierungen ernannt wurde — und 4 Inspektoren lag, wovon je 2 für das rechte und linke Rheinufer bestimmt wurden. Für die Schiffsgebührenerhebung waren 12 Erhebungsämter, in gleicher Zahl auf beide Ufer verteilt, errichtet; jedes hatte 1 Kontrolleur, 1 Erheber, 2 Beseher, 1 Kanzlisten und 3 Bootsknechte. Bezüglich der Kontrolleure ist noch zu bemerken, daß die der rechten Rheinseite von der französischen Regierung, jene der linken aber von dem Kurfürst-Erzkanzler ernannt wurden. Außer den genannten Beamten gab es an den „Umschlagestationen" Mainz und Köln, die seither Stapelplätze, nunmehr aber Freihäfen waren, sogen. Stationskontrolleure, welche die Ein- und Ausladungen der Waren durch die öffentlichen Wagen zu beurkunden hatten.

Jedes Schiff, das in einen Stationshafen einlief, mußte binnen 24 Stunden dem Stationskontrolleur eine Liste (Manifest) einreichen, worauf die Ladung nach Nummern und Gewicht genau angegeben war. Hierüber erhielt der Schiffer einen Schein, und die Güter wurden dann durch vereidete Wägemeister auf der öffentlichen Wage nachgewogen oder gemessen. Die zu zahlende Gebühr wurde nunmehr auf Grund dieses Ergebnisses festgesetzt. Stimmte alles mit der eingereichten Liste überein, so war das Verfahren beendet, zeigten sich jedoch unzulässige Differenzen, so machte der Kontrolleur dem Erhebungsamte Anzeige, und dieses mußte Gebühren und Strafen für alle Ämter, die der Schiffer passiert hatte, nacherheben.

Hatte nun der Schiffer ausgeladen und gedachte wieder neue Waren im Stationshafen aufzunehmen, so mußte er sich bei dem Stationskontrolleur in das Rangregister eintragen. Dies gab ihm das Recht, in der an ihn kommenden Reihe zu laden. Unter welchen Bedingungen ein Schiffer zu diesen Rangfahrten zugelassen wurde, werden wir später sehen.

Ehe der Schiffer zum Einladen schreiten konnte, hatte er durch die Hafenpolizei zu beweisen, daß sein Schiff nebst Gerätschaften in gutem Zustande war. Dann stempelte der Stationskontrolleur alle Deklarationen der Kaufleute, und die öffentlichen Krane und Wagen arbeiteten hiernach. Der Schiffer erhielt nunmehr seine Liste(Manifest), die über Zeichen, Nummern, Anzahl, Gewicht und Bestimmungsort der Sendungen Auskunft gab. Nach vollendeter Ladung unterschrieb der Schiffer die Liste und legte sie den Stationskontrolleur vor. Dieser bescheinigte darauf, daß sie mit den Kran- und Wägescheinen „gleichlautend" sei.

Trotzdem nun die Ladung legitimiert war, geschah noch eine weitere Kontrolle durch den Beseher, vermittelst der Schiffszeiche. Sämtliche Schiffe mußten nämlich mit einer Eiche versehen sein. Sie wurde gebildet durch Striche, die in Dezimeterentfernung von der sog. leeren Einsenkung an (d. h. der Linie, die durch das Wasser bei leerem Schiffe — jedoch mit Gerät — gebildet wird) auf der äußeren Schiffswandung bis zum Rande angebracht waren. Jedes Einsenken um einen Strich bedeutete ein gewisses größeres Ladegewicht, was aus der „Eichskala" eines jeden Schiffes in Zentnern entnommen werden konnte. Auf diese Weise war es

*) Nach Einverleibung der Niederlande in das französische Reich wurde durch das Dekret v. 21. Okt. 1811 auch auf dem Niederrhein, der Waal, dem Lek und der Yssel die einfache Rekognitions- und Oktroigebühr eingeführt und 1812 die Freiheit der Seefahrt gewährleistet. 1813 stellte jedoch die niederländische Regierung alle Domanial-Provinzial- und landesherrlichen rung alle Domanial-, Provinzial- und landesherrlichen Zölle und Abgaben wieder her.

Digitized by Google

dem Beseher ein Leichtes, die Angaben der Schiffsliste auf ihre Richtigkeit zu prüfen. War alles in Ordnung so „approbierte" der Kontrolleur den Bericht des Beschers und trug in die Liste des Schiffers mit Einwilligung des Einnehmers die zu entrichtenden Gebühren ein. Die Quittung unterschrieben Kontrolleur und Einnehmer, und dann erst konnte das Schiff abfahren. Jedes Erhebungsamt, das auf der Fahrt berührt wurde, ließ durch seinen Beseher die Sache nochmals auf Grund der Schiffsliste prüfen, und Kontrolleur und Einnehmer unterschrieben die Liste. Sobald der Schiffer das letzte Amt passierte, gab er sein Schriftstück ab. Am Ende des Monats gelangten dann alle Listen samt den Einnahmeregistern an die Verwaltungsbehörde. Die Inspektoren, die vorn erwähnt wurden, überwachten die einzelnen Ämter, und da sie auch über die Instandhaltung des Leinpfades zu wachen hatten, mußten nach der Konvention von 1804 zwei als Räte bei der Generaldirektion sein.

Freiheit der Schiffahrt zwischen Frankreich und Deutschland war wohl das Hauptprinzip, das diese Neuordnung der Dinge, gegenüber der alten, willkürlichen Zollerhebung eines jeden Uferstaates hervorgebracht hatte. Der Grundsatz, die Schiffahrt von allem Zwange zu befreien, die Warentransporte zu sichern und zu beschleunigen, hatte zur Folge, daß die Rheinschiffahrtsbeamten auf dem Rheine die Schiffe, die Donanen aber nur auf dem Lande die Waren untersuchen durften.

Zur Sicherung des Schiffahrtsbetriebes war weiter die Schaffung einer Strompolizei erforderlich, die jedem Schiffer die Grenzen anwies, die durch seine Stromkenntnisse und die Bauart seines Fahrzeuges gegeben waren. Aus diesem Grunde hatte die Konvention von 1804 ausdrücklich vorgeschrieben, daß auf dem Ober-, Mittel- und Niederrhein nur mit den diesen Stromverhältnissen angepaßten Schiffen gefahren werden sollte. Da ferner die Rheinschiffahrt sehr viel Erfahrung und Übung benötigte, wurde sie nur denjenigen Schiffsmeistern gestattet, die in eigener Person als Steuerleute gefahren hatten, lesen und schreiben konnten, Eigentümer des Fahrzeuges waren und das Vertrauen der Kaufmannschaft besaßen.

Dementsprechend wurden alle Schiffer geprüft und diejenigen, die den Anforderungen genügten, in den Schifferverein aufgenommen. Nach den Ortsverhältnissen wurde letzterer in 2 Vereine eingeteilt: in den Mainzer und in den Kölner Schifferverein. Der Mainzer Verein hatte den Transport der Waren von und nach Straßburg sowie nach den Zwischenhäfen des Oberrheins, von und nach Frankfurt und ferner in Konkurrenz mit den mittelrheinischen Schiffern des Kölner Vereins, die Beförderung der Güter zwischen Mainz und Köln. Der Kölner Schifferverein gliederte sich in zwei Sektionen, wovon die eine die Strecke Köln-Mainz, die andere Köln-Holland befuhr.

Alle Schiffer waren frei, es gab keine Monopole mehr, die Schifferei war nicht mehr erblich in der Familie, kein Zunftrecht bestand, und jeder Schiffer konnte auf seinen Antrag, wenn die erforderlichen Nachweise erbracht waren, in eine andere Stromstrecke übergehen. Die neueintretenden Schiffer mußten von jetzt an 4 Jahre Lehrlinge, 4 Jahre Gesellen und eine zeitlang Schiffsmeister gewesen sein, ehe sie aufgenommen wurden. Sie hatten aber auch dann ein ausschließliches Recht in den Stationsbäfen Köln und Mainz nach einer Rangreihe zu laden. Das hier Gesagte bezieht sich nur auf die „Großschiffer", die „Kleinschiffer" waren dagegen an kein Innehalten von Rangfahrten gebunden, sie hatten nur ihre Gebühren vorschriftsmäßig zu entrichten und ihre Fahrzeuge untersuchen zu lassen; sie vermittelten den kleineren lokalen Güterverkehr. Für die „große Schiffahrt" war das zulässige Maximalgewicht der Ladung wie folgt festgesetzt: von Mainz zu Berg 1200, zu Tal 1500 Zentner; von Köln zu Berg 1500, zu Tal 1800. Später vermehrte man, entsprechend der größeren Ladefähigkeit der Schiffe, das zulässige Maß, da sich bei dem bisherigen die Frachten beträchtlich erhöhen mußten, und setzte im allgemeinen eine zehntägige Ladefrist fest.

Die regelmäßigen Rangfahrten dauerten vom 15. März bis 15. November jeden Jahres. Im Durchschnitt erforderte die Fahrt, aus Holland nach Köln 14 Tage, zurück 10; von Köln nach Mainz 8 Tage, zurück 4—5; von Mainz nach Straßburg 14 bis 20 Tage, zurück 6—8. Die Frachtkosten beliefen sich von Holland bis Straßburg per Zentner durchschnittlich auf 10 Francs stromauf, beziehungsweise 8 stromab.

Die geschilderten Zustände blieben bis 1814, wo einige Änderungen getroffen wurden.

# Der Oberſteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeſchichte aus dem Naſſauiſchen.

6) Von H. L. Linkenbach. (5. Fortſetzung.)

Lina ſtarrte ungläubig und wortlos den Oberſteiger an.

Dann ſchlug ſie die Hände vors Geſicht, und ein wildes Schluchzen und Weinen ſchüttelte ihre zarte Mädchengeſtalt.

Der Alte führte ſie in ihr Stübchen, redete ihr gütlich zu und bettete ſie auf den Seſſel. Dann ſchickte er ſich an, auszugehen.

Aber plötzlich ſtand Lina vor ihm.

„Wohin willſt du?"

Es war eine Frage voll zitternder Angſt.

„Fürcht dich nicht, ich bin gleich wieder da!"

Die Türe ſchloß ſich hinter dem Alten.

Das Mädchen aber verfiel aufs neue in einen heftigen Weinkrampf, von dem ſie ſich nur mit Mühe erholte. Als Lina aber wieder Herr ihrer Gedanken war, da wußte ſie klar und deutlich: Es gab ein Unglück! — Der Onkel würde Karl zur Rechenſchaft

Digitized by Google

ziehen. Um Jesu willen, was könnte daraus entstehen?

Mit einem Mal merkte sie, daß sie eigentlich Furcht hatte vor dem Burschen. Er würde Lotz ein Leid antun, denn in seinem Haß war ihm alles zuzutrauen!

Lina zergrübelte ihr Hirn, wie sie es anstellen sollte, daß die beiden nicht zusammengerieten. Aber es war keine Möglichkeit vorhanden. Lotz würde sich nicht abhalten lassen, Schupp zur Verantwortung zu ziehen.

Und wie Lina gefürchtet hatte, so geschah's.

Sie war dem Vater nachgeschlichen hinunter nach Ems, wo der Karl an jedem Sonntag in der Kneipe saß. —

Hier würde Lotz den Burschen fassen! — — —

„Um Gotteswillen, Onkel, tu's nicht," rief ihm das Mädchen zu, als er gerade die Türe zum Wirtszimmer aufklinken wollte, aus dem wüstes Lärmen und Lachen hervordrang.

„Geh' heim, Lina," rief der Obersteiger; er hatte sich noch einmal umgewendet, „geh' heim, hier gehörst du nicht hin!"

Das Mädchen blieb draußen zitternd stehen, während Lotz in die Wirtsstube trat.

Richtig, da saß der Karl mit irgend einem Frauenzimmer zusammen.

Die Zornader schwoll auf Lotzens Stirn, sein Gesicht überflog flammende Röte. Er trat auf den Burschen zu. Hoch reckte sich seine mächtige Gestalt empor. Finster und wild blickten seine Augen.

Ehrerbietig machten die andern Platz.

Schupp wollte sich unbemerkt hinausdrängen, aber da hatte ihn der Obersteiger schon mit stählernem Griff gepackt.

Er faßte ihn an den Schultern und zwang ihn, Rede zu stehen.

Karl leugnete und behauptete, alles sei von Lina erlogen, um ihn zur Heirat zu zwingen.

„Erbärmlicher Hund!" schrie Lotz auf. Mit einem Schlag warf er den Burschen zu Boden und schleuderte ihn wie einen leblosen Körper in die Ecke.

„So, du Schuft, das hast du für deine Gemeinheit!"

Ein Fußtritt warf Karl, der sich aufrichten wollte, aufs neue zurück.

Die übrigen Gäste drückten sich scheu zur Seite. Sie kannten nicht die genaue Ursache des vorigen Auftritts, ahnten aber doch den Zusammenhang, denn Schupp hatte sich laut mit seinem Erfolge bei Lina gerühmt.

„Das sollst du mir büßen, Alter, das wird dir heimgezahlt!"

Mit einem Satz war Schupp zur Türe hinaus. Draußen stieß er auf Lina.

„Pfui, du alt' Schwätzbaas, pfui Deiwel!"

Er spuckte vor dem Mädchen aus und ließ sie stehen.

Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, kam Lotz heran:

„Komm Linachen, wir geh'n jetzt heim." Er legte sachte den Arm um ihre Taille.

Wortlos schritt das Mädchen neben dem Pflegevater der Linnebach zu.

Daheim warf sich der Obersteiger in den Sessel. Und nun war es plötzlich mit seiner Fassung zu Ende. Tränen rieselten über sein raubes Gesicht.

Das Mädchen schlich sich zu ihm heran, umklammerte seine Knie und barg den Kopf in seinem Schoß.

„Onkel, Onkel," flehte sie, „wein' doch nicht. Schlag mich, tritt mich, aber laß mich nicht deine Tränen sehn! Bitte, bitte, Onkel, wein' doch nicht!"

Müde lächelnd streichelte Lotz die Wangen Linas, dann nahm er ihr Köpfchen in beide Hände und barg sein Gesicht in die blonde Lockenfülle:

„Armes, armes Kind," murmelte er, „der liebe Gott mag dir beistehen!" —

Wutschnaubend war Karl nach Hause geeilt. Das hatte er denn doch nicht erwartet. Er hatte geglaubt, der Obersteiger würde ihn nun flehentlich bitten, daß er Linas Ehre wieder herstellte. Und er hatte es sich schon so schön ausgemalt, wie er großmütig sein Jawort geben wollte.

Und statt dessen hatte ihn der Obersteiger vor allen Kameraden geprügelt und mit Füßen getreten! Das Maß des Alten war jetzt zum Überschäumen voll. Nicht umsonst sollte er ihn so lange geknechtet und geschuriegelt, nicht umsonst sollte er ihn noch obendrein dem Gespötte preisgegeben haben! Er wollte furchtbare Rache nehmen. Jetzt war ihm alles einerlei. Lina war doch ein für allemal für ihn verloren. Das hatte er bald eingesehen.

Was hindert ihn also, seinem Zorne freien Lauf zu lassen?

In seiner Wohnung angekommen schrie und zeterte er laut, daß seine Mutter entsetzt aus der Stube flob. Die scheußlichsten Schimpfworte schleuderte er ihr nach.

Dann aber verfiel er in dumpfes Brüten.

Er wurde ruhiger; seine Gedanken konzentrierten sich auf einen Punkt, auf die Rache, die er nehmen würde.

Und das machte ihn, der sonst so feige und träge war, erfinderisch und energisch. — — —

Ein häßliches Grinsen verzog plötzlich seinen Mund. Er hatte den rechten Weg zum Ziele gefunden. Mit einem Satz war er aus dem Hause, um seine Pläne draußen genauer und deutlicher überlegen zu können.

Die ganze Nacht trieb er sich im Freien umher; aber als der Morgen tagte, war er schon zeitiger als die andern am Schacht.

Als wäre nichts vorgefallen wollte er seine Schicht machen.

Die Kameraden hatten alle die Geschichte vom gestrigen Tage erfahren und hänselten ihn tüchtig. Sie freuten sich diebisch, daß der freche Bursche einen ordentlichen Denkzettel von dem geliebten Vorgesetzten erhalten hatte. Die Stichelreden der andern reizten aber die Wut Schupps noch mehr an. Nur Lingohr schwieg, doch seine stummen, vernichtenden Blicke sagten dem Burschen genug. — — —

Digitized by Google

Karl wußte wohl, daß der Schacht des Nachmittags nicht belegt war, und darauf hatte er seine schwarzen Pläne auf. Es kam nur darauf an, daß der Oberſteiger allein anführe. Dann ſollte ihn das Geſchick erreichen. Wie das aber am beſten zu bewerkſtelligen ſei, das mußte gut überdacht werden. Schupp ſcheute vor nichts zurück, nachdem er ſich einmal das Nachewerk zur Aufgabe gemacht hatte.

Im Notfall hätte er die Kameraden kaltherzig mitgeopfert; aber das durfte er aus Gründen der eigenen Sicherheit nicht wagen.

Geduldem mußte er ſich und eine günſtige Gelegenheit zum Handeln abwarten. Der Zufall kam ihm dabei zur Hilfe, und ſchneller als er es ſelber für möglich gehalten hatte, war er ſeinem Ziele nahe gekommen.

Es bedurfte nur noch der Tat, dann war der Zweck erreicht.

Der Oberſteiger kam vormittags nicht zum Schacht; der Beſuch des Bergaſſeſſors hielt ihn im Stollen und am Tage feſt. Und heute früh hatte man grade den langerwarteten Erzgang angetroffen.

Als die Leute kurz vor der Ausfahrtszeit, und wenige Minuten nachdem der letzte Schuß gehoben hatte, an ihre Arbeit zurückgefahrt waren, da hatten ſie durch den Pulverrauch hindurch ein Funkeln und Blitzen geſchaut.

Ein reicher, edler Gang war angeſchoſſen.

Die Geſichter der Arbeiter glühten vor freudiger Genugtuung, und Karl lachte und freute ſich mit. Doch anders war ſeine Freude als die der Kameraden. Beides traf prächtig zuſammen, der endlich erſchloſſene Gang und das Fernbleiben des Oberſteigers. Erſt nach Schichtwechſel würde dieſer davon Kenntnis erhalten, und dann war wohl mit Beſtimmtheit darauf zu rechnen, daß er nachmittags das Verſäumte nachholen, allein anfahren und den neuen Gang an Ort und Stelle beſichtigen würde.

So gegen zwei Uhr fuhren die Bergleute aus, Karl als der letzte.

Lingohr ſollte die frohe Botſchaft vom Antreffen des Ganges gleich dem Oberſteiger überbringen und machte ſich auch alsbald auf den Weg zu deſſen Wohnung.

Als die Arbeiter außer Sehweite waren und der Schacht wieder totenſtill und einſam lalag, ſchlich ſich Karl ganz leiſe und heimlich zu einer im Walde verſteckten Stelle, wo er eine, während der Nacht entwendete Strickleiter, ſowie eine Handſäge vergraben hatte. Unauffällig holte er dieſe Werkzeuge, die er ſich im Grubenmagazin verſchafft hatte, hervor, vorſichtig umherſpähend ob ihn keiner ſähe.

Dann kroch er zum Schacht, befeſtigte die Strickleiter droben am Haſpel, und kletterte daran, die Säge in der Rechten haltend, in die Tiefe. In einer Teufe von etwa 12 Fuß hielt er inne und begann nun mit der Säge die Sproſſen der in den Schacht führenden Fahrt zu durchſchneiden; ſo daß ſie zwar noch zuſammenhingen, aber ſofort nachgeben und zerbrechen mußten, wenn ſie jemand betrat.

Nachdem er fünf der Sproſſen auf dieſe Art unbrauchbar gemacht hatte, kletterte er wieder an Tage, rollte droben die Strickleiter zuſammen und trug ſie nebſt der Säge vorſichtig wieder in das Verſteck zurück.

Sein Werk war getan!

„Jetzt, Alter komm nur her!“ — — — — —

Leiſe ſlüchte er die Worte vor ſich hin. Er war hochbefriedigt mit der Ausführung ſeines Planes.

Wer da hinunterkletterte, wußte notwendigerweiſe in die Tiefe ſtürzen!

— — — — Nur kurze Zeit hatte das Beginnen in Anſpruch genommen. Kein Menſch hatte ſich ſehen laſſen. Die Kameraden machten ja alle bereits Feierabend und waren wohl ſchon lange zu Hauſe. Von Tagesarbeitern kam aber kaum einer je hier vorüber.

Etwa um fünf Uhr würde Lotz ſicherlich erſcheinen und einfahren. Dann war das Werk der Rache vollendet!

Ruhig als ob er grade von der Schicht käme, verließ Karl wieder die Stätte ſeiner grauſen Tat und ſchlenderte dem Malberg zu. — —

Als der Morgen graute, verabſchiedete ſich Lotz von ſeinem Pflegetöchterchen genau wie ſonſt. Kein Wort über das Vorgefallene kam von ſeinen Lippen; aber ſeine Hand bebte unmerklich als er ſie ihr beim Fortgehen reichte. „Bebüt' dich Gott!“

Lina blieb allein zurück, mit ihren Sorgen, ihrer quälenden Angſt. Wiewiel Herzeleid hatte ſie dem treuen, guten Pflegevater zugefügt! Es war nicht auszudenken, wie ſchwer er an ihrer Sünde trug. Und Karl? Seit geſtern war das Gefühl der Liebe zu dem Burſchen in ihr völlig erſtorben. In ihrem Herzen wohnte nur noch die Furcht, die Furcht vor dem drohenden Schickſal und vor ihm, dem ſie ſich hingegeben hatte. Und auf einmal wurde es ihr klar, ihre Liebe war nie echt geweſen. Ein rätſelhaftes, ungeahntes Sehnen, eine unbeſtimmte, mit leiſer Bangigkeit gemiſchte Empfindung hatte ſie für Liebe gehalten. Jetzt war aber dieſem Gefühl der Nimbus genommen, nichts war zurück geblieben als die Angſt. Und nun wußte ſie, daß Karl zu allem fähig war.

O Gott, was ſollte daraus werden? Sicherlich würde der Burſche alles verſuchen, um ſich für die ihm zugefügte Schmach bitter zu rächen!

Wie konnte ſie den Pflegevater vor der Gefahr behüten, die ihm drohte?

Wo er nur bleiben mochte? Sonſt war er doch ſtets um dieſe Zeit zu Hauſe. Erleichtert atmete ſie auf, als Lotz endlich eintrat.

Er hatte ſich etwas verſpätet. Den ganzen Vormittag hatte er den Bergaſſeſſor herumführen und über dies und jenes mit ihm verhandeln müſſen. Nun aber war er müde, denn während der Nacht hatte er kein Auge geſchloſſen. Nach dem Eſſen legte er ſich ein Weilchen nieder.

Aber kaum war er eingeſchlummert, da klopfte es ſchon an der Türe. Lingohr kam und brachte die Neuigkeit von dem endlich erſchloſſenen Gang. „So, na, Gott ſei Dank!“ rief der Oberſteiger, eilends aufſpringend, „läßt er ſich gut an?“

„Das will ich meinen, Oberſteiger“, erwiderte der Bergmann ſchmunzelnd, „er iſt ja nit grad' ſehr mächtig, aber dafür ſchwer reich. Ein wahrer Staat iſt's, wenn man die ſchönen Erzſtücke ſieht!“

Digitized by Google

„Gut, Lingohr, Ihr könnt gehn. Ich hab' noch 'was im Stollen zu tun und auf der Hütte, und werde dann, so gegen fünf, 'mal im Schacht nachsehen."

Lina war während der Unterredung ins Zimmer getreten.

„Ach bitt' Euch, Lingohr," flehte sie, „laßt den Onkel nit allein fahren!" Loy schaute das Mädchen verwundert an.

„Aber Lina, was soll das denn? — Lingohr hat den ganzen Morgen geschafft und ist froh, wenn er Schicht machen kann."

Dann sich zu dem Bergmann wendend fuhr er fort:

„Geht nur, Lingohr, ich fahr' natürlich allein. Glück-auf!"

Der Arbeiter, der unschlüssig an der Türe gestanden und verlegen seine Mütze in der Hand gedreht hatte, ging kopfschüttelnd hinaus.

(Schluß folgt.)

## Kissellen.

F. H. **Eitel-Friedrich von Zollern.** Die Taufendjahrfeier der Stadt Weilburg war unstreitig ein herrliches Fest. Dreierlei hat besonders angezogen und gefallen, das Festspiel, der Festzug und der stattliche, freundliche Hohenzoller, Prinz Eitel-Friedrich. Wo er sich blicken ließ, war „alles Eitel." Sein Name erinnert mich an einen anderen Zollern gleichen Namens, der seinetzeit in die naßauische Geschichte einzugreifen suchte, den Grafen Eitel-Friedrich von Zollern. — Im Jahre 1574 starb Graf Ludwig von Stolberg-Königstein. Da er keine männliche Nachkommen hatte, folgte ihm sein jüngerer Bruder, der Dompropst Christoph, in der Herrschaft Königstein. In dieser Zeit setzte es der Erzbischof von Mainz beim Kaiser Maximilian II. durch, daß das Königsteiner Gebiet nach dem Tode des Grafen Christoph an das Erzstift Mainz fallen sollte. Im Jahre 1581 starb Christoph. Sein Bruder, Graf Albrecht Georg ließ sich in Königstein huldigen. Doch der Erzbischof zog mit Heeresmacht heran, besetzte das Land und belagerte den Grafen, dem nur 20 Krieger zu Gebote standen, in der Feste Königstein. Letzterer mußte der Gewalt weichen und kapitulieren. Trenlich trat der Wetterauer Grafenverein für den Stolberger ein, besonders Graf Albrecht von Naßau-Weilburg. Graf Johann von Naßau-Dillenburg und Graf Konrad von Solms-Braunfels. Letzterer war im Jahre 1581 Hauptmann des Wetterauer Grafenvereins und leitete die Verhandlungen für den Grafen Albrecht Georg. Er trat deshalb mit dem Schmalkaldischen Bund verein in Verbindung, an dessen Spitze damals Graf Eitel-Friedrich von Zollern stand. Dieser und der Solmser wechselten zunächst Briefe. Dann verhandelten beide persönlich auf dem Gütetage zu Eßlingen und suchten dem Grafen von Stolberg Recht zu verschaffen. Doch weder dieser Grafentag noch der im folgenden Jahre (1582) tagende Reichstag konnten dem vertriebenen Grafen die Herrschaft Königstein wieder verschaffen. Gewalt ging vor Recht, und auf Seiten des Mainzer Kirchenfürsten stand der Kaiser Rudolf II.

E. G. **Die Eröffnung der Lahnschiffahrt 1810.** Die Lahn, welche vor 1810 nur bis Diez schiffbar war, wurde in genanntem Jahre durch den Fürsten Friedrich Wilhelm bis Weilburg für die Schiffahrt insfand gesetzt. Aus diesem Anlasse erschien zu Weilburg nachfolgendes vom Gymnasialprofessor Eichhoff verfaßte gedruckte Festgedicht[1]):

An Friedrich Wilhelm bei der Eröffnung der Lahnschiffahrt am 12. Oktober 1810, Weilburg.

Sonne des freudigen Herbstes erscheine milde und freundlich
Über den Ufern der Lahn, wo sie an Weilburgs Gestad'
Grünlich und sanft entgleitet: es strömet die gadische Menge
Folgend dem Fürsten, zu ihr, schauend dem neuen Beginn.
Nur zu schäfernden Spielen bisher, und zu fröhlicher Jugend
Gaukelnder Lust geschickt, oder der einsamen Fahrt
ruhiger Fischer, die in melancholischer Stille
Harrten des täuschenden Fangs, wird sie von heute ein Fluß
Nützlicher Schiffahrt dem Lande und seinem gewerbreichen Volke,
Wie es erlaubet die Kraft, und der verständige Sinn.
Kleinem gebührt das Kleine, es strömet der Strom in das Weltmeer,
An den männlichen Strom fließt der bescheidene Fluß.
Allem zeigt die Natur den Beitrag zum Ganzen: es bindet,
Menschenverstand und Kraft Kleines zum Großen vereint.
So auch sann schon in grauer Vorzeit der Fürsten von Nassau
Thätiger, kraftvoller Sinn, das zu vollführen was heut,
Friedrich Wilhelm, dein Auge vollführet erblickt
durch deine Ermunterung.
Und die Gunst des Geschicks, das dir die Länder vereint
Diesseit und jenseit des segnenden Flusses. Du trostst zu vollenden
Was einst Walram begann, was der entschlossene Mann
Philipp der Dritte fortsetzte zu seiner Länder Erhebung.
Ludwig, ein sinnender Fürst, thätig auch mitten im Kriege,
Der mit der Pest des trefflichen Fürsten gesegnete Länder
Wüthend verheert' und Flucht ihm aus Weilburg gebot.
Lohnend erfreut' ihn dennoch das Schicksal und diesseit und jenseit des Rheines
Glücklicher Menschen Gewinn, die er, die ähnlich, vereint.
Friedrich sein Enkel verehrte des Ahnen gewaltigen Sinn für
Schönheit und neue Gestalt auf den erlesenen Sohn
Johann Ernst. Zu schönerer Wohnung, würdig des Fürsten,
Schuf er sein Weilburg, dieß dankt ihm die dankbare Stadt.
So wird einst, geliebtester Fürst, die Nachwelt dir danken,
Daß du muthig vollführt, was in der Vorzeit begann.
Wenn des sinnenden Bürgers, des fleißigen Landmannes Arbeit
Fördert der regsame Fluß; trägt sein Rücken bequem
Das Erzeugniß des Landes und führet Entfernetes uns hierher:
Dein ist das schönere Werk, größer der Anwohner Dank.
Daß du, was die Natur als Quelle des Segens uns anwies,
Zu benutzen gebotst, wie sie benutzen es heißt.
Wohlthätig schuf sie das Kleine und zürnt dem Verächter des Kleinen,
Bäche sammelnd zum Fluß, Flüsse zum mächtigen Strom.
Jene wie diese, gebeut sie, zu ehren, du ehrst durch Mut sie:
Sorglich und hold dem Land, das dir das Schicksal verlieh.
Freundlich sei auch und hold dem schönen Beginnen des Schicksal
Daß auf den Bergen die Eich' freudig ein Schifferlied hör':

[1]) Gleichzeitig wurden auch silberne und kupferne Erinnerungsmedaillen geprägt. Vielleicht hat einer der Aufmerksamer eine solche im Besitze und kann uns eine kleine Beschreibung davon geben.

Digitized by Google

Wir jubeln und wallen
Im festlichen Reihn,
Begrüßet von Allen
Mit lustem Schalmeyn.
Es wehen die Wimpel,
Es starret der Mast,
Wo vorher der Tümpel
Nur Frösche gefaßt.
Da sitzet und weilet
Jetzt freudige Schaar,
Am Ufer, und eilet
Was bringen wir dar?

Wir holen und bringen
Auf grünlicher Fluth
Von mancherley Dingen,
Das Beste zum Gut.
Und geht's auch bisweilen
Ein wenig hart an;
Wir können nicht eilen
Auf unserer Bahn.
Wir kommen doch immer,
Wir bleiben nicht aus,
Es leuchtet der Schimmer
Des Monds uns nach Haus.

Gelegentlich der ersten Lahnfahrt, die der jüngst Friedrich Wilhelm und seine Familie von Weilburg abwärts machte, ließ er dem Schultheiß Groß zu Arfurt 4 Aronenthaler überreichen, die dieser als Gepatzrat unter die jungen Burschen dortiger Gemeinde verteilen sollte. Wie der Schultheiß mit dem Gelde verfuhr, läßt nachfolgende Beschwerdeschrift erkennen, deren Kopie (ohne Jahr) im Wiesbad. Staatsarchive sich befindet (um 1810):

Unterthänigst beschwerde anzeige mit Bitte von Seiten der sämtlichen jungen Burtzgen in dem Dorf Arfurt, Amtsklimburg entgegen den Schultheiß Lambert Groß deselbst eingehaltenes Douceur von Eueren Hochfürstl: Durchlaucht von 7 Cronen Thlr: dete. Durchlauchtigster Souverain, gnädigster Fürst und Herr! Vergangenen Sonabend — oder am 18ten dieses da wir das Glück hatten Euere hochfürstliche Durchlaucht unsern gnädigsten Landes Herrn und Souverain mit unseren geringen Ehrenbezeugungen zu Salutiren, indeme es die erste Lahnfahrt von Höchst-denenselben mit Höchstdero Hochthenren und Hochfürstlichen Familie war. Bei dieser Gelegenheit hat unser Schultheiß Al. Groß unserer jungen Mannschaft 6 Viertel Bier und 5 Maas Brandwein verspro chen, wenn wir unsere Sachen schön und gut machen würden; wir würden dies ohne ihn aus Liebe und Ehrturcht zu unserer gnädigsten Landesherrschaft gethan haben, und nicht die Hoffnung darauf allein, sondern die ganze Gemeinde hat mitgetrunken. Jetzt haben Euere Hochfürstliche Durchlaucht die hohe Gnade für uns gehabt, uns einen Douceur von sieben Kronen Thaler zu schenken (W.B. aus hoch eigener Bewegung) jetzt will der Schultheiß uns Gelt Geschenk vorenthalten, und damit seines gethanes Versprechen — nämlich der 6 Viert. Bier und 5 Maas Brandtwein bezahlen. Wir finden uns darüber sehr hoch beschweret, indeme uns ein jeder Aer von diesem Geschenk sehr hoch und theure in die Hände daher unterthänigst unseren Schultheis zur Herausgabe dieses für uns so lieben Geschents ernstlich anhalten zu lassen. Hierüber p. p.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

— Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen in 4 Aufzügen von Franz Grillparzer, am 5. September. Das Stückaufgeführt in der neuen Saison hat uns gleich zu Anfang die eines unserer klassischen Werke: Grillparzers Märchendrama, mit einer von Professor Schlar dazu passend komponierten Begleitmusik. Die Handlung ist bekannt. Gespielt wurde allgemein flott. Herr Leffler erfreute durch Anlage und durch seine volle Hingabe und richtige Auffassung des nach Ehre und Ruhm sich Sehnenden; nur an manchen Stellen hätte er sein allzu lebhaftes Temperament etwas zügeln können, auch sein Mienenspiel wirkte manchmal etwas unbehaglich. Herrn Taube als Zanga gebührt alle Ehre; er gab den Negersklaven leidenschaftlich und verführend. Um sich ein rechtes Urteil über die beiden „Neuen", Herrn Striebeck und Fräl. Neffel, zu bilden, muß man sie wohl erst in größeren Rollen sehen; das gestern Gebotene als Maskud und Gülnare war recht nett. Die andern Rollen waren ebenfalls gut besetzt, so die Mirza durch Frl. Maren, die König von Samarkand durch Herrn Kollin, der alte Kalch durch Herrn Mebus, Karthau durch Herrn Matcher, der Mann vom Felsen durch Herrn Weinig u. s. w. Kostümliche, sowie dekorative Einrichtung entsprach vollkommen den Erwartungen, die man in dieser Hinsicht an unser Hoftheater stellt. Auch die Regie Meister Köchys sei lobend, wie immer, bedacht. Das Publikum war nicht gerade zahlreich, aber desto dankbarer.

### Residenztheater.

* Die Condottieri. Schauspiel in 4 Akten. Von Rudolf Herzog. Am 1. September, am 7. zum 4. Male wiederholt. — Mit einem Lreffer sind die Proben des Theaters aufgegangen. Rudolf Herzog, bisher nur durch seine Romane bekannt, hat sich in einem kraftvollen historischen Renaissancestück versucht, und Direktor Dr. Rauch hat gewagt, es auf seiner kleinen Bühne zur Aufführung zu bringen. Beiden ist es geglückt, dem Autor und dem Direktor-Regisseur. Der Inhalt des Stücks ist kurz folgender. Der siegreiche alte Condottieri Coleone, sozialistisch-exzentrisch in seinen meist tiefsinnigen Aeußerungen, aber auch ein vielfacher Beweger des Webes, verlangt von der Republik Venedig gegen Verzeihung seiner Schuld ein ehernes Standbild seiner selbst auf dem Markusplatze (das er nachher auch an anderer Stelle erhalten hat). Neben den alles bedeutenden Manne steht sein ebenso exzentrischer aber „lebensfreudiger", unsympathischer Sohn Giovanni Bembo (Niemand), der es fast kaum erwarten kann, an des Vaters Stelle zu treten. Der Rat der zehn zogert, und der erkrankte Coleone wird darüber in der Sitzung, der er gewappnet in einer Sänfte beiwohnt. Aber Giovanni setzt den Tod des Vaters zu verschleiern und von den Senatoren das Denkmal für den Verstorbenen und sich den Oberbefehl zu erringen, und auch die letzte Gattin Coleones, die Dogaressa zwingt er, die Szene zu unterbrechen. Der Coleone ist tot, — es lebe der Coleone! — Die Tragelei, somit nur an das moderne Salondrama gewohnt, hatten sich in ihre Rollen trefflich eingelebt. Den Manner- und Frauenzinger Coleone, ein Damon von abtrotzendem Mannern, gab Herr Ruder in meisterlicher Weise. Der Bajard Giovanni wurde im 1. und 4. Akt von Herrn Peterlongo in Gebarden und Spiel etwas outriert; im 2. und 3. gefiel er uns, weil natürlicher, besser. Ein biederer Hauptmann Gabriele war Herr Schulze. Cesare, der Bruder der Dogaressa, der aus einem unterdrückten Gegner des Coleone ein Verbündeter des Giovanni wird und Halbpart mit ihm macht, hatte in Herrn Bartak einen wackeren Vertreter. Frl. Rösner als leidenschaftlich liebende und hassende Dogaressa und Frl. Noormann als verführerische Isabella, beide in der heißlichen Damen Bann, geben ihr Bestes und setzen nie auch die männlichen Partner gut aus. Die Nebenrollen waren entsprechend besetzt. Überwältigend war die Schlußszene des 2. Aktes, recht lebendig die Sitzung im 3. Akte. Kostüme und Dekorationen genügten allen historischen Anforderungen; die Beleuchtung war wirkungsvoll. Alles in allem: — ein voller Erfolg!

## Literatur.

* Album der domänenfiskalischen Bäder und Mineralbrunnen im Königreich Preußen. Von Dr. B. Stein. Folio. 108 S. Pr. geh. 6 Mk. Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Das prachtvolle Werk ist eigentlich ein Album auf unsere nassauischen Bäder und Brunnen. Denn 111 von den 168 Seiten kommen auf Ems, Langenschwalbach, Schlangenbad, Weilbach, Niederselters, Fachingen und Neuenahr (die übrigen Bäder sind Neundorf, Bertrich und Rodenneyen). Dazu ist der Text der Bearbeiter ein nassauischer Badeinspektor (Langenschwalbach). In kurzer und bündiger Form, doch nicht schematisch, sondern den individuellen Verhältnissen entsprechend, werden Lage, Klima, Geschichte des Ortes, ferner die Quellen nach Analyse und Indikation vorgeführt und schließlich wirthschaftliche Nachrichten (einschließlich Ausflüge) gegeben. Aufs rascheste und bequemste kann sich so der Suchende orientieren und mit Orts- und Kurverhältnissen bekannt machen. Das Buch ist nicht für einen bestimmten Stand, nicht für eine bestimmte Sphäre, sondern für die breite Öffentlichkeit geschrieben und daher allgemein verständlich gehalten. Es ist eine gesunde Reklame für die aufgeführten Badeorte, die heutzutage nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist, wo ein jeder Badeort in Tausenden von Prospekten seine Vorzüge anpreist. Hier sind bloß die Tatsachen angeführt. Unterstützt wird die textliche Darbietung durch eine vorzügliche Illustration von dreierlei Art. Farbige Abbildungen zeigen dem Leser und Beschauer die naturschöne Lage

Digitized by Google

und das Aufsehen der Orte. Reproduktionen im Texte machen mit den Details, namentlich den balneologischen und praktischen Funktionen, bekannt. Endlich hat der einheimische Maler G. Geyer, Wiesbaden, die allegorischen Umrahmungen im modernen Stil unternommen. Das Dreierlei ergänzt einander trefflich. Wünschen wir, daß dies Lob vom Nassau den Weg in recht viele nassauische Bibliotheken, Bureaus und Privathände findet.

* **Bilder aus meinem Leben** I. (Daheim bei Vater und Mutter.) Von Theodor Kraushauer. 288 S. Stuttgart, Th. Benzinger. — Der Verfasser, unseren Lesern als trefflicher Jugendschriftsteller und Pädagog bekannt, über zwei Jahrzehnte an der Weilburger Landwirtschaftsschule tätig, ist kürzlich nach der Ostmark gewandert. Von dort aus sendet er nun einen neuen Band Erzählungen in die Welt hinaus, die sind wirklich und wahrhaftige Erzählungen, die sich da aufrollen, Erlebnisse, uneingekleidet, aber poesievoll zugleich durch die eigenartige Form, die ihnen der Verfasser gibt, und die Art und Weise, in der er sie erzählt. Wie Perlen an der Schnur reihen sie sich aneinander. Es ist sehr schwer, in der Scherzerzählung, namentlich wenn das Ego tatsächlich mitten in der Geschichte steht, neutral und unpersönlich zu bleiben. Aber der Verfasser versteht es. Obwohl die kleinen Begebnisse an sich meist nur individuelle Bedeutung haben, so weiß er doch durch die Betonung des Psychologischen in ungesuchter Weise ihnen eine wirkende Kraft einzuflößen, die das Interesse eines jeden Lesers fesselt. Der Verfasser ist durch eine Leidenszeit gegangen, also sind die meisten Bilder, die er uns vorführt, tragischer Färbung, manche tragikomisch, wenige echt komisch oder drollig, wie man sie in dem Lebensbuch anderer Kinder in ausgiebiger Zahl finden mochte. Aber gerade das Belebende, Ruhreude schmeichelt einem die Erzählungen ins Herz hinein. Herrlich offenbart sich die Liebe des Verfassers zu seiner früh dahingeschiedenen Mutter; eine unbegrenzte Verehrung bringt er ihr entgegen; denn ihr verdankt er die Gabe zu „fabulieren" wie jener große deutsche Olympier; sie ist es, die ihm die Liebe zur Natur eingeflößt und ihn zu den Naturstudien angeleitet hat, auf Grund deren er einer der Reformatoren des Naturkundeunterrichts in der Volksschule geworden ist. Das ist eine schöne Bezeigung kindlicher Dankbarkeit, die den Verfasser ehrt. Das vortreffliche Buch ist ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes.

## Neues aus Nassau.

S. M. der Kaiser hat sich von Landrat Frhrn. von Marx zu Homburg der Kgl. Forstdirektion der Taunusbahn Wiesbaden-Homburg vorlegen lassen und ihm zugestimmt. Nun wird's auch verwirklicht.

S. H. der Großherzog von Luxemburg hat der Weilburger Bürgergarde einen in Silber gefriedeten Dukaten gestiftet, in dessen Wand und Deckel 36 nassauische Taler eingelassen sind.

Als weitere Geschenke für die Stadt Weilburg tragen wir noch nach: ein goldener Pokal (aus dem Prinz Eitel-Friedrich trank) von Hofrat H. Herz, ein „Goldenes Buch" vom Stadtverordneten M. Moritz, ein silberner Becher vom Offizierkorps der Unteroffizierschule, eine Abbildung (Faksimile) der ältesten Handschrift Konrads I. im Rahmen von Professor Droysen, eine Festschrift vom Nassauischen Altertumsverein (durch Geh. Archivrat Dr. Wagner).

Der beschädigte Turm des Pfalzgrafensteins (Pfalz im Rhein) ist wiederhergestellt. Man spricht andauernd davon, die kleine alte Zollfeste solle ein Schiffahrtsmuseum aufnehmen.

Am 1. September wurde es im Rhein und der unteren Lahn ein mehrere Sekunden dauernder Erdstoß verspürt.

Am 2. September ist der Grundstein zur evangelischen Kirche in Sindlingen gelegt worden.

Die evangelische Kapelle zu Dorfweil ist eingeweiht worden.

Am 13. September ist die Synagoge zu Königstein eingeweiht worden.

Die Automobilverbindung Hahn-Idstein ist am 1. September, die Wiesbaden-Schlangenbad am 6. September eröffnet worden.

Die Landsmannschaft Hömberg-Nassau wurde eröffnet.

Zum Andenken des in Südafrika gefallenen Sohnes des Dorfes Flacht K. Bartholomae wurde am Sedantage in der dortigen Kirche eine Tafel enthüllt.

Die Regierung zu Wiesbaden soll ein neues Gebäude erhalten. Es kommt an die Ecke der Adolfsallee und des Kaiser Friedrich-Rings, in die Nähe des neuen Bahnhofs zu stehen.

Der Limburger Dom wird ein neues Geläute von 6 Glocken erhalten.

Ein Freund und Mitarbeiter der „Nassovia", Rentner Isidor Loewenthal zu Wiesbaden, ist am 6. September daselbst nach schwerem Leiden verschieden. Rheinländer von Geburt, ging er später nach Amerika, wo er lange Zeit ein großes Geschäft betrieb und echt deutsche Gesinnung in Wort und Schrift betätigte. Gerade in heutiger Nummer bringen wir ein Gedicht von ihm, das er uns vor ganz kurzem übersandt, und es liegen noch einige kleine Beiträge von ihm vor. Ehre seinem Andenken!

## Nassauischer Geschichtskalender.

**September.**

4 **1416.** Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg stirbt. Sohn des Grafen Otto II., folgte er diesem 1351 in der Regierung und hat sich in der schweren Ritterfehdezeit ruhmvoll behauptet.

8. **1629.** Graf Johann Ludwig zu Nassau-Hadamar tritt in Wien zum Katholizismus über. Die Folge davon war die Gegenreformierung der Grafschaft.

8. **1866.** Letzte Parade der herzoglich-nassauischen Brigade vor Herzog Adolf bei Günzburg. (Preußisch-deutscher Krieg.)

12. **1477.** Graf Heinrich III. zu Nassau-Beilstein stirbt. Er war der Sohn des Grafen Heinrich II. und teilte 1418 mit seinem Bruder Johann I. das beilsteinische Gebiet, so daß er die Herrschaft Liebenscheid erhielt. Nach seinem Tode fiel sein Anteil wieder an die Hauptlinie.

14. **1538.** Graf Heinrich III. zu Nassau-Breda stirbt. Er war geboren 12. Januar 1483 als Sohn des Grafen Johann V. von der ottonischen Linie und erbte 1504 von seinem Oheim, Graf Engelbert, die nassauischen Besitzungen in den Niederlanden, die als Nassau-Breda bezeichnet wurden. Sein Sohn Renatus brachte das Fürstentum Oranien an Nassau ottonischer Linie.

14. **1817.** Erzherzog Stephan, Sohn des Erzherzogs Joseph und der Prinzessin Hermine von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, wird zu Ofen geboren. Er erbte 1841 Schaumburg und Holzappel, war 1847—48 Palatin von Ungarn, lebte seitdem auf Schaumburg und starb am 19. 11. 1867 zu Mentone.

## Briefkasten.

**H. L. L. in G.** Herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit und Grüße.

**Th. Sch. in W.** Besten Dank. Eingesandtes wird gelegentlich kommen. Frdl. Grüße.

**C. A. in K.** Herzlichen Dank, aller Freund, und frdl. Grüße.

**L. G. in F.** Dankend erhalten, kam etwas zu spät, wird aber erscheinen. Nicht Behaltenes geht zurück.

**Redaktionsschluß: 8. September.**

Inhalt: Spickern, den 6. August 1870. (Gedicht.) Von J. Loewenthal †. — Oberlahnstein und das Frankfurter Stadtrecht. Von Dr. C. Spielmann. — Die fünfzehn überhöchstener Dörfer. Von A. Herber. (Schluß.) — Die Organisation der Rheinschiffahrt in den Jahren 1805—1814. Von E. Goebel. — Der Obersteiger von Linnebach. Von H. L. Linkenbach. (5. Forts.) — Mißzellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 19. Wiesbaden, den 1. Oktober 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# C'est pour toi!

Nach einem Bilde von Rex.

Der Morgensonne güld'ner Schein
Flutet zum hohen Fenster herein
Der kaiserlichen Tuilerien.
In Seidenstrümpfen und grünem Rock
Sitzt der Empereur und wühlt im Gelock
Des blonden Knaben auf seinen Knien:
C'est pour toi!

Dickbauchig, buntfarben im Zimmer steht
Ein Riesenglobus, der langsam sich dreht
Im breiten Meridiane.
Der Knabe streckt die Händchen vor;
Der Vater schwingt ihn hoch empor
Im höchsten, schwelgenden Glückeswahne:
C'est pour toi!

Er leitet auf der schwanken Bahn
Den Kleinen rund auf dem Globusaltan,
Und wie im luftigen Wallen
Der Roi de Rome auf die Länder patscht
Und rafft und scharrt und jauchzt und klatscht,
Das will dem Vater gar wohl gefallen:
C'est pour toi!

Du armer Knabe, dein Länderspiel,
Wie setzt' das Schicksal ihm jähes Ziel,
Noch eh' den Erzeuger du kanntest.
Ein schwarzer Fels im Weltmeer für ihn,
Ein grüner Fleck beim schönen Wien
Wo die letzte Ruhe du fandest:
C'est pour toi!

C. Spielmann.

# Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau V.*)

1) Von Wilhelm Wittgen.

## 5. Die Waldenserkolonie Dornholzhausen.

„Je trouve ici mon asile". (Hier finde ich meine Zufluchtstätte.) Diese Worte stehen an der Kanzel der Kirche zu Dornholzhausen, und darüber ist eine Taube mit einem Oelblatt abgebildet. In der Tat, die junge Waldenserkolonie hätte kaum ein sinnigeres Symbol finden können! Denn sie war aus der letzten Verfolgung des Jahres 1699, gleich den Emigranten von Charlottenberg, aus dem Tale Pragela in Piemont geflüchtet und fand hier, in dem Schutze des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg eine Zufluchtstätte.

Zwar hatte an derselben Stelle bereits ein Dorf Dornholzhausen bestanden, aber durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges war es gänzlich verschwunden, und Dornen und Disteln wuchsen an der Stelle.

Die ersten Ansiedler waren 1. J. Anastage, 2. Abram Berthelot, 3. Etienne Augnain, 4. Samuel Berthelot, 5. Thomas Berthelot, 6. Susanne Berthelot, 7. Marie Blanc, 8. Michel Brunet, 9. Daniel Creyer, 10 Jean Chonet, 11. Michel d'Pomme, 12. Pierre Ferrier, 13. Fritz Moise, 14. Jaques Gallet, (nachmals Lehrer in der Kolonie), 15. Jean Gallet, 16. Philippe Gallet, 17. Jaques Héritier, 18. Marie Héritier, 19. Pierre Jordan, 20. Pfarrer David Jordan, 21. Bürgermeister David Jordan, 22. Lanselme Jordan, 23. Jean Jordan, 24. Jean Lagerard, 25. Jeanne Lagerard, 26. Witwe Lagerand, 27. Pierre Lavigne, 28. Pierre Micol, 29. Jean Micol, 30. Samuel Préveral.

Es ist leicht begreiflich, daß auch diese Waldenser in einem erbarmungswürdigen Zustande ankamen. In den Frankfurter Herbstmessen-Relationen vom Jahre 1699 heißt es: „Der Zustand dieser bloß um der Religion verfolgten und ins Elend getriebenen Leuten ging allen evangelischen Potentaten und Obrigkeiten dergestalt zu Gemüth, daß sie auf' Christlichem Mitleiden nicht allein vor dieselben in ihren Landen reichliche Collecten einsammeln, sondern auch zu deren Aufenthalt und künftigen Wohnung verschiedene Örter und Plätze anweisen ließen."

Am 4. Mai 1699 schloß der Landgraf mit den Waldensern den Aufnahmevertrag.[1]) Unterzeichnet ist er von dem Landgrafen und wiederum von dem holländischen Gesandten Valkenier. Man staunt in der Tat über die unendliche Regsamkeit dieses Mannes, den Emigranten zu helfen.

Wir geben hier einen seiner fürsorglichen Briefe wieder, den wir der Güte des Herrn Oberlehrers Achard in Homburg verdanken. Valkenier schrieb unter dem 14. Juli von Frankfurt aus an den Landgrafen:

„wenn Euere Durchlaucht die Gnade haben wollen, mir nachsten Sonntag einen Wagen zu schicken, so werde ich mich am Nachmittag nach Homburg begeben, um mit unsere waldenser die letzte hand anz uberz zu legen und unsere vertragsartikel mit zu unterzeichnen und zu besiegeln. Die Waldenser werden alsdann den Huldigungseid leisten, sowie sie es bereits am vergangenen sonntag und Montag in Hessen-Darmpadtischen getan haben. Vielleicht werde ich auch einiges Geld unter die Leute verteilen.

Die Eidesleistung sämtlicher in Dornholzhausen anzusiedelnden Waldenser fand am 28. Juli in Homburg statt. In dem darüber aufgenommenen Protokoll steht: „Sämtliche Waldenser wurden in den oberen Schloßhof geführt, Pfarrer Jordan aber und 5 Vertreter der Flüchtlinge auf die landgräfliche Kanzlei beschieden, woselbst ihnen Herr Geheimrat von Bahrs im Namen Seiner Durchlaucht und im Beisein des holländischen Gesandten nach getaner Rede den Handschlag und Eid der Treue abnahm und sie das über diese Handlung aufgesetzte Protokoll unterzeichnen ließ.

Nachgehends hat sich der Herr Geheimrath von Bahrs nebst Herrn Valkenier mit den Unterzeichnern des Protokolls auf den oberen Hofplatz begeben, wie sie auf einer dort gemachten Tribüne sich auf Stühlen niederließen, und der predicer Monsieur Jordan eine Rede an die sämtlichen daselbst versammelten Flüchtlinge oder Waldenser gethan. Nach Endigung der Rede hat der Herr Geheimrath denselben dasjenige vorgelesen, worüber sie hierhergekommen — und ferner ihnen den Eid von Wort zu Wort vorgesagt. Dann haben dieselben mit aufgerecktem Finger den Eid deutlich nachgesagt — worauf der Herr Oberhofmarschall nach eine Rede gehalten — und ist also dieser actus vollendet worden."

Auf seine Veranlassung versprach die holländische Regierung eine regelmäßige Unterstützung den Angesiedelten gewähren zu wollen; auch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der bald darauf König von Preußen wurde, nahm sich der Waldenser Dornholzhausens an und schrieb an den Landgrafen:[2])

*) Vgl. „Nassovia" 1905 Nr. 7 u. ff. und früher.

[1]) Diese Privilegien umfassen 34 Artikel. Sie gewähren im wesentlichen den Waldensern Dornholzhausens dieselben Rechte und Vorteile, wie die den Hugenotten Friedrichsdorfs 10 Jahre zuvor gegebenen.

[2]) Auch in den Akten des Königl. Staatsarchivs zu Wiesbaden, die Aufnahme der Waldenser in die Grafschaft Dieg betreffend, fanden wir Briefe von ihm, in welchen er die Fürstin Amalie ermuntert, die Emigranten aufzunehmen.

Digitized by Google

„Es hat Uns keine geringe Consolation und Freude gemacht, nachdem Wir von denen Hohen General-Staaten der Vereinigten Niederlande die Nachricht erhalten, daß unter andern, auch Ew. Liebden ein Theil solcher Refugirten, und zwar von denen, die aus Piemont vertrieben worden, in Ihre Lande aufzunehmen entschlossen seyn. Wir haben Uns auch nicht entbrechen können, solch Unser Vergnügen Ew. Liebden hiermit zu temoigniren, und sonsten Wohl versichert, daß alles, was dieselbe diesen armen unschuldig Verfolgten, und sonst fast von aller menschlichen Hülfe verlassenen Leuthen zu Liebe thun werden, von Gott dem Höchsten Ihr, Ihrem fürstlichen Hause und ganzen Postoritaet mit zeitlichem und ewigem Seegen reichlich ersetzet werden wird."

Wir können uns nicht versagen, einen Brief — enthalten im Staatsarchiv zu Hannover — den er an den Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig schried, hier abzudrucken. Er wirft manches interessante Streiflicht auf des Kurfürsten Gesinnung.

„Durchlauchtiger, Hochgeborener Fürst, freundlicher lieber Vetter und Gevatter!

Ew. Ld. ist vorhin der gnäge bekannt, was vor eine schwere Verfolgung über die von der Reformirten Religion in Frankreich nun seit einigen Jahren ergangen, und wie dadz dadurch eine große Anzahl Menschen nocessitiret worden, ihr Vaterland und alles, was ihnen in demselben lieb gewesen, zu verlassen, um an andere Orten ihrem Gott in Freiheit des Gewissens dienen zu können.

Zwar haben diese guten Leute in ihrem Elend bisher sich nach einigermaßen mit der Hoffnung getrostet, daß bei Schließung des jüngsten Friedens mit der Krone Frankreich, nach ersten gedrücklich vor sie ausgewirket sein würde. Nachdem aber solches fehlgeschlagen und ihnen dadurch alle Apparenz benommen worden, wieder in ihr Vaterland zu kommen oder daraus einigen Zuschub zu Hindrungung ihres Lebens zu erhalten: so ist dadurch ihr Unglück auch so viel härter und größer worden.

Absonderlich aber fanden Wir diejenige von diesen armen Refugirten gar sehr zu beklagen, welche ihren flüchtigen Fuß zuerst bei den Evangelischen Cantons in der Schweiz niedergesetzet, und jetzo, weil das Land dieselbe nicht mehr ertragen und unterhalten kann, gegen das künftige Frühjahr von darhinweg geschaffet werden sollen, und weder einen Ort, woselbst sie sich wieder niederlassen, noch auch die Mittel, wodurch sie sich ansonsten etablirten und unterhalten sollten, zu fordern wissen; bevorab, da dieser armen Leute keine geringe Zahl, sondern an die Achttausend Personen sind, die sich in einem so desolaten und von aller menschlichen Hülfe verlassenen Zustande befinden, daß, wenn ihnen darin von Christlichen Herzen nicht beigesprungen wird, sie, sonderlich bei gegenwärtigen, überall schweren und theuren Zeiten, vor Hunger und Blöße werden vergehen und schmachten müssen.

Wir können nicht glauben, daß jemand, der sich zu der Evangelischen Religion bekennt, und einige Funken Christlicher Liebe in seinem Herzen hat, diesen großen Jammer vernehmen könne, ohne darüber bewegt zu sein und den Vorsatz zu fassen, dieser seinen, in so harter Not stedenden Glaubensgenossen alle mögliche Assistenz und Hilfe zu erweisen. Absonderlich aber halten Wir uns dessen von Ew. Ld., die jederzeit den Ruhm einer sonderbaren Charitat und Mildigkeit gegen die Armuth gehabt, versichert; und haben daher Gelegenheit genommen, den Zustand gedachter Refugirten, welcher Uns durch die Evangelischen Cantons in der Schweiz und gewisse von dar allhier angelangte Deputierte umständlich vorgebracht worden, Ew. Ld. vorgestellen und Sie dasselbe zu ersuchen, daß Sie geruhen wollen, dieser betrübten, ziehenden Leute Sich mit anzunehmen; und entweder einen Teil davon in dero Territorias selbst unterzubringen und zu versorgen; oder aber, wenn sich allda dazu keine Gelegenheit finden sollte, Uns mit einer Christlichen Beisteuer, die zu ihrem Etablissement an andern Orten employiret werden könne, zu Hülfe zu kommen; gestalt Wir denn selbsten auch, ob Wir schon allegeit eine considerable Anzahl von dergleichen Refugirten in Unseren Landen haben und derselben Unterhalt noch alle Jahre nicht geringe Summen verwenden, dennoch zur Conservation dieser aus der Schweiz kommenden Flüchtlinge auf die eine oder die andere Weise das Unsrige treulich mitbetragen werden. Was Ew. Ld. dabei zu thun gemeinet sein, darüber wollen Wir dero beliebige Resolution erwarten.

Je gütiger und milder Ew. Ld. Sich hierunter erweisen, je größeren Ruhm, auch Segen und Lohn werden Sie auch dafür von Gott, dem großen Vergelter alles Guten zu erwarten haben und wir verbleiben Ew. Ld. alle angenehme, freundbetterlichst Dienste zu erweisen geflissen. Gegeben zu Cölln an der Spree, den 6.—16. Januarii 1699.

Auch König Wilhelm III. von England richtete ein Empfehlungsschreiben an den Landgrafen und stellte eine Unterstützung der Waldenser in Aussicht.

Zunächst galt es für die Ansiedler, das ihnen von ihrem fürstlichen Gönner geschenkte Land (etwa 200 Morgen) umzuroden und urbar zu machen. Daneben dienten ihnen die gefällten Eichen- und Buchenstämme als Bauholz. Denn sie machten es nicht wie die Hugenotten Friedrichsdorfs, welche sich mit elenden Zelten selbst während des Winters behalfen, nein, sie gaben gleich von vornherein die Hoffnung auf eine Rückkehr in ihr Vaterland auf, und bauten sich feste Häuser. Und zwar legten sie dabei einen Plan zugrunde, den wir bei den meisten Waldensieransiedlungen Deutschlands wiederfinden. Das Dorf zieht sich längs einer einzigen Straße hin, die meist einstöckigen Häuser sind alle mit dem Giebel auf dieselbe ausgerichtet und haben den Eingang von der Seite her. Hinter dem Hause befand sich dann die Scheune mit den Stallungen und dabei ein Garten.

Über die Grundsteinlegung der Kirche zu Dornholzhausen berichtet eine Urkunde im Staatsarchiv zu Wiesbaden folgendes:

„Als der Grundstein von dieser Kirchen gelegt worden, haben des Herrn Landgrafen Friedrich, alß jetzigen Regierenden Herren zu Homburg, hierin zum gedächtnis Einen guldenen Ducaten, welchen sie pregen oder schlagen lassen, auf der einen seiten dero Bildtnis mit dero Unterschrift Friederic Landg. H. P. H. auf der andern seiten ist ein hoher Berg präsentiret, worauf eine Crone, unten am Berg auf der eine Seite ist eine person mit einem scepter in der Handt, auf der andern eine person mit dem Degen und zur Umbschrift Ad eandem virtutem tendo; Weiters einen Gulden oder zweyfachtl Reichsthaler, welchen Hochfürstliche Durchlaucht auch pregen lassen, auf der eine seite dero Bildnis mit dieser Umschrift: Fridericus D. G. Landgrav. Hass. P. H. auf der andern dero wappen der Umschrift Alioneta nova argent. Dann auch einen Thaler so der jetzige Regierender Herr Leopoldus schlagen lassen auf der eine Seite in dieser blechernen Büchse legen laßen und ist solche Büchse in einen dazu ausgehauenen Stein geleget worden in Gegenwart Hochfürstl. Herrn Landgrafen Friedrich zu Hersfeld und dero Gemahlinnen der Durchlauchtigsten Fürstinnen und Frauen Fr. Sophie Subtile Landgrafin von Hessen und Ihrer Hochfürst. Gn. der Printzen und Printzeßin, des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Philipp Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Generalmajor und Obrist über ein Regiment Dragoner, dann auch der Durchl. Fürsten und Herren Frauen Charlotte Dorothea Sophie zu Ungarn, geborene Landgrafin von Hessen, Fürstin zu Hersfeld, Printzeßin Eleonore, Printzessin Fronfee (?) Hochstergerechaften dero Hochfürstl. Rath u. Bedienten alß des Hochwohlgeb. Herrn Benedikt von Bahr, Geheimoe Raths u. Obermarschall; Stahl, Baurat, Registrator: von seiten der Kirche und Gemeinde Dornholzhausen.

Unter dem 27. Juli 1669 legte nach Wiesbadener Akten das „Ganze Gericht und Vorsteher im Nahmen der ganzen Gemeind zu Kirdorf", welches zu Kur-Mainz gehörte, Verwahrung ein gegen die Erbauung des Dorfes Dornholzhausen. Denn „das neue

Digitized by Google

Dorf soll zwar dem Verlaut nach auf Homburgisches Territorium liegen, wird aber dann zu der Einwohnern Sustentation und Nahrung das ganze trißbergische Marckguth allem ahnsehen nach nicht alleine eingeraumbt, sondern auch das hiernächst anß allernahe ahnerbantes Dorf Unseren ahngränzenden Feld und Wiesen (maßen das trißbergische Marckguth allzugering zu deren Underhalt fallen wird), ein Zeitlicher schaden zugefügt werden", zumal den Einwohnern von Kirdorf „das Bau- und Brennholtz sowohl als der Weidegang in besagter hohen Marck" seither gestattet war.

Dieser Eingabe schlossen sich die sämtlichen Schultheißen der auf der hohen Mark berechtigten Ortschaften, Ursel, Praunheim, Bonames an.

Hierauf gab der Landgraf am 25. August 1699 folgende schneidige Antwort:

Auch das an Uns abgelaßene schreiben . . . haben Wir des mehreren verstanden, Welchergestalt die Churmaynzische zu der hohen Marck gehörige Schultheißen gegen die von Uns aufgenommene arme Vertriebene Waldenser beschweren wollen, Nachdeme aber kandig und offenbahr, daß in dem Dittrict welchen Wir den Waldenßern zu ihrem aufenthalt und aufbauen einräumen laßen, vorher das Dorf Dornholzhausen gelegen Und solches gleich anderen Flecken in der Marck berechtiget geweßen, Werden Wir Nicht durch Ungegründete Und Unbefugte der hohem Märcker Schultheißen angeben dießer Unßere jura Und gerechtsame antizo nicht disputiren laßen, sondern Unß derjenigen Rentslichen ferahrt, so in dergleichen fallen andere Flecken zu genießen haben, auch bedienen Werden. Unß auch nicht hinderlich seyn kan, daß Vorgewendet werden will, alß wen andere Marckfleden schon sehr peupliret. Und daß dem Vermuthen nach, sich die Einwohner des Dorfes Dornholzhausen, bey dessen ruin, in die angränzenden Marckflecken Und Dorfschaften gezogen haben würden, dan da anderen Marckflecken, wie bekandt, erlaubet ist, sich durch antommende Und fremblinge zu penpliren, So kan Unß ja auch solches mit fuge nicht contra diciret werden, Und wan sich auch gleich einige Von den Einwohnern des Dorfes Dornholzhausen in die erst angelegene Marckflecken niedergelaßen haben sollten, So stehet Unß doch frey andere wieder an deren stelle zu setzen; Verstendiget Unß alßo bey so bewandten Umbständen sehr, daß sich die Marckschultheißen dergestalt eben gegen Unß ohne fuge Und Ursache beschweren wollen.

Mit diesem Bescheid aber gaben sich die Schultheißen nicht zufrieden und setzten den Streit noch eine zeitlang fort. Der Landgraf blieb aber bei seinem Bescheide und so schlief die Sache allmählich ein.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Kolonisten Dornholzhausens gleich von vornherein darauf sahen, daß sie einen eigenen Geistlichen und Lehrer bekamen. Auf Betreiben Valkeniers wurde es möglich, David Jordan als Prediger und Jaques Gallet als Lehrer anzustellen. Die Wahl beider Männer war eine äußerst glückliche. Gallet hatte bereits in Piemont 22 Jahre als Lehrer gewirkt und dort ein Gehalt von 100 Gulden jährlich erhalten, in Dornholzhausen war er mit 40 Gulden zufrieden, und die waren ihm noch nicht einmal sicher. Sein Unterricht beschränkte sich zwar auf Religion, Gesang, Lesen und Schreiben, aber wer dachte denn in den umliegenden deutschen Dörfern daran, eine derartige Schule einzuführen? Pfarrer Jordan verzichtete freiwillig auf das ihm von der Gemeinde schuldige Gehalt und begnügte sich mit dem Ertrag seines Ackers, den er mit eigener Hand, gleich den waldensischen Bauern, umgerodet hatte.

Doch auf die Dauer war es ihm unmöglich, von dem etwa 7—10 Morgen betragenden Acker zu leben, auch fehlte ihm Zeit und Kraft, ihn zu bewirtschaften. Anstatt nun seine Gemeinde zu verlassen, und eine bessere Stelle zu suchen, hing er im Jahre 1702 den Ranzen um und machte sich auf die Kollektenreise nach England; er brachte es fertig, daß nicht nur ihm, sondern auch den andern seit dem Jahre 1699 in Deutschland wirkenden 6 Waldensergeistlichen aus der sogenannten „Englischen Stiftung" ein Jahresgehalt von 25 Lstrl. ausbezahlt wurde, freilich nur als widerruflicher Betrag. Gleichzeitig aber sammelte er in England Geld für ein in Dornholzhausen zu erbauendes Gotteshaus. Er brachte soviel zusammen, daß sofort mit dem Bauen begonnen werden konnte. Bald war das Werk, einfach aber zweckentsprechend, vollendet. Fort und fort erfreute sich die Kolonie der Gunst des Landgrafen, und als 1706 die gewährten sieben Freijahre herum waren, da hob er nicht die ganze Steuer, sondern nur ein Drittel des Betrags. Leider starb der edle Fürst schon zwei Jahre darnach, aber sein Sohn und Nachfolger, Landgraf Friedrich III., zeigte dasselbe Wohlwollen wie er. Er konnte es aber nicht verhindern, daß sein Ländchen überhaupt und Dornholzhausen insbesondere in finanzielle Schwierigkeiten kam, einmal infolge von Mißernten, und zum andern durch den Spanischen Erbfolgekrieg, der zur Folge hatte, daß die von England und Holland seither bewilligten Gelder zur Pfarrbesoldung ausblieben.

Pfarrer Jordan sah sich darum von neuem genötigt, eine Reise nach England zu unternehmen, um die fernere Auszahlung der Unterstützungsgelder zu veranlassen. Es gelang ihm, nicht nur für sich, sondern auch für seine 6 anderen Kollegen, die ebenfalls betroffen waren, noch einen einmaligen Zuschuß zu erhalten. Dann aber fielen die Gelder ganz aus, und der treue Mann sah sich genötigt, seine Gemeinde zu verlassen und einem Rufe an die französisch-reformierte Gemeinde zu Offenbach zu folgen.

Die Kolonie sah sich außerstande, ferner einen eigenen Geistlichen zu unterhalten, und war gezwungen, Filiale von Homburg und Friedrichsdorf zu werden. Als aber Pfarrer Jakob Montour von Rohrbach in Hessen-Darmstadt, dem wir auf dem Rückzug Arnauds im Jahre 1689 schon begegnet sind, sich in England um einen neuen Zuschuß bemühte, und dieser auch gewährt wurde, gingen die Dornholzhäuser sofort wieder ans Werk, eine eigene Pfarrei einzurichten. Auch faßten sie den Vorsatz, anstelle des alten Kirchleins einen neuen würdigen Bau zu errichten. Schon im Jahre 1726 kam er zur Ausführung und zwar im wesentlichen in derselben Weise, wie wir ihn heute noch sehen: Die alte Kirche wurde dem Lehrer Blanc, welcher an Gallets Stelle getreten war, als Wohnung angewiesen. Er führte das Rechnen als weiteren Unterrichtsgegenstand in der Schule ein und unterwies seine Schüler auch in der deutschen Sprache.

Digitized by Google

Die Rechnungen über den zweiten Kirchenbau sind übrigens zum großen Teil in den Akten des Wiesbadener Staatsarchivs noch enthalten. Wir führen die über die Umwandlung des alten Kirchleins zum Schulhaus entstandene Schlosserrechnung hier der Merkwürdigkeit halber an.

„Specification was Ich auff Befehl Des Herrn oberhoff Brehtiger Fischer Am Schull Hauß zu Dornholtzhausen gemacht habe An Schlotze Arbeit wie vollgett.

| | Gld. | Alb. |
|---|---|---|
| Erstlich Eine Kammer Tür beschlagen sambt ihrem Zugehör | 1 | |
| Ferner eine Kammer Tür beschlagen | 3 | |
| Ferner eine Stübendür beschlagen dut mit den banden und altem Schloß u. vatzt neü gemacht | 3 | 10 |
| Ferner eine Stübendür neü beschlagen | 2 | 10 |
| Ferner eine Kellerdür beschlagen, mit allem Zugehör dut | 2 | 10 |
| Eine Hausdür mit Zwey flügel neü mit allem Zugehör dut | 3 | |
| Eine Haus Tür beschlagen mit einem flügel mit starken Ban und Kloben, einem neüen Knop und daß vatzt neue Schloß daran | 3 | 20 |
| Einen neüen Rigel auß blech an die Stubendür | | 5 |
| Einen locht an beschlagen | | 12 |
| Zwey Rigel an die hauß dür gemacht | | 10 |
| Einen Rigel an die Stüben dür gemacht | | 4 |
| Zwey geramb über die Tehre an die fenster dut | 1 | |

Johann Fritrich Schmitt
Schlosser zu Homburg
vor der Höhe 1731.

Um diese Zeit erhielt die Kolonie einen weiteren Zuwachs aus Piemont, und da für denselben nicht genug Grund und Boden vorhanden war, um sich der Landwirtschaft widmen zu können, so ging man in die Strumpf- und Flanellfabriken von Homburg und Friedrichsdorf, oder holte sich aus denselben Arbeit ins Haus. Dadurch wurde es möglich, daß auch die ackerbautreibende Bevölkerung während des Winters noch einen Nebenverdienst haben konnte und bewirkt, daß sich der Wohlstand der ganzen Kolonie merklich hob. „Es gab bald nicht wenige Häuser, in denen man das Rosseln der Webstühle hörte und Frauen und Kinder mit Spinnen und Strumpfnähen beschäftigt, sehen konnte", schreibt Oberlehrer Achard in seinem Aufsatz über Dornholzhausen in den Geschichtsblättern des deutschen Hugenottenvereins.

Ums Jahr 1740 entbrannte ein heftiger Streit, weil wegen der bisher ungenau geführten Protokolle allerlei Mißstände eingerissen waren, die dringend der Abhilfe bedurften.

(Fortsetzung folgt.)

# Graf Johann der Mittlere zu Nassau-Dillenburg (Siegen).

Von J. Benner.

Das Haus Nassau-Dillenburg hat dem deutschen Vaterlande manchen vortrefflichen Heerführer gegeben. Unter diesen ragt ein Graf Johann, der Mittlere genannt, besonders hervor.

Johann, Graf zu Nassau-Katzenelnbogen oder Dillenburg, Vianden und Diez, Herr zu Beilstein usw., erblickte am 7. Juni 1561 zwischen 8 und 9 Uhr abends als der Sohn des Grafen Johann des Älteren von Nassau und seiner Gattin, geborenen Landgräfin Elisabeth zu Leuchtenberg auf dem Schloß Dillenburg das Licht der Welt. Mit seinen Brüdern Wilhelm Ludwig, Georg und Philipp und dem bekannten Prinzen Moritz bezog er im Jahre 1576 die Universität Heidelberg, um die angefangenen Studien zu vollenden. Sein Vater war dazumalen Statthalter in Geldern in den Niederlanden, wodurch auch der Sohn oft nach diesem Lande kam. An dem Kriegszug des Pfalzgrafen Johann Kasimir nach den Niederlanden nahm er ebenfalls teil, und darauf bereiste er Italien und Frankreich, um seine Sprachkenntnisse zu bereichern.

Im Jahre 1581 heiratete Johann der Mittlere die Gräfin Magdalena von Waldeck, die Witwe des Grafen Philipp von Hanau, Herrn zu Münzenberg, welche Ehe ihm zwölf Kinder brachte.

Kriegerisches Blut rollte in seinen Adern, und als die Stadt Genf von dem Herzog von Savoyen 1589 hart bedrängt wurde, da rüstete er schon einige Hundert Musketiere, um den reformierten Glaubensgenossen Hilfe zu bringen; allein sein Vater duldete diese Einmischung nicht. Aber im Jahre 1592 sehen wir ihn an der Belagerung von Steenwick-Coverden und im folgenden Jahre an der Eroberung der Gertrudenburg teilnehmen. Hier in den Niederlanden führte er zuerst das Exerzieren der Truppen ein, worüber man anfangs lachte; auch ein Verzeichnis der Soldaten und Berichte über dieselben legte er an, was ebenfalls im Anfang von seinen Zeitgenossen verachtet ward. Aber es dauerte nicht lange, und seine Einrichtungen wurden in den ganzen Niederlanden eingeführt, denn man hatte herausgefunden, daß die Soldaten vom Westerwald, welche diese Waffenübungen seither machten, weit besser mit Wehr und Waffen umzugehen wußten als die Niederländer. Und das Reglement fand ebenfalls bei Seiner Exzellenz dem Prinzen Moritz so großen Beifall, daß er es durch einen kunstreichen Maler in Kupfer stechen und veröffentlichen ließ. Johann ließ seine sämtlichen Exerzitien zu Pferd und zu Fuß in Kupferdruckbildern herstellen und schenkte dieses große Kunstwerk, dessen Anfertigung einige hundert Gulden kostete, dem Pfalzgraf und Kurfürsten Friedrich IV. zu Heidelberg als Beutepfennig. Graf Johann der Mittlere kann also als der Begründer der militärischen Exerzitien angesehen werden.

Später überreichte er im Haag dem berühmten Prinzen Moritz das Muster einer Sprengkugel und erprobte diese auch in dessen Gegenwart auf dem Felde. Die Probe fiel so gut aus, daß der Statt-

Digitized by Google

hatter alsbald einige Tausend solcher Bomben gießen ließ. Und bei der nächsten Belagerung der Stadt Groll wurden durch fünf Schüsse dieser Sprengkugeln 130 Häuser in Brand gesteckt. Die Stadt Brefort, welche man wegen des sie umgebenden Wassers nicht erreichen konnte, wurde durch die Sprengkugeln, die man hineinwarf, fast ganz zerstört.

Im Jahre 1597 war Johann der Mittlere bei der Belagerung und Eroberung von Rheinberg und Mörs und hat über diesen Kriegszug eigenhändig ein großes Buch geschrieben. Anno 1598 benutzte der Kurfürst von Köln, Herzog von Baiern den Grafen als Gesandten bei den Generalstaaten der Niederlande wegen Restitution der Stadt Rheinberg. Im selben Jahre war Don Francisco de Mendoza mit etwa 21 000 Mann in die Nähe der Siegenschen Grenzen gerückt und hatte verschiedene grobe Geschütze bei sich. Als Graf Johann dies hörte, nahm er zwei Fähnlein deutscher Knechte und zwei Fähnlein Wallonen gen Siegen und verschanzte diese Stadt trotz der Winterzeit bestmöglich, ließ sich von Köln, Bremen und Kassel Munition und Proviant kommen, ebenso allerhand Geschütz aus dem Zeughaus zu Dillenburg und blieb daselbst, bis Mendoza mit seinem Heere wieder in die Niederlande zog.

Das Jahr 1601 brachte den Grafen Johann nach Schweden zum Herzog Karl von Södermanland, dessen Feldoberster er in dem livländischen Krieg gegen den König Sigismund III. von Polen wurde.[1]) Seinen Weg nahm er über Kassel, wo er vom Landgrafen Moritz eine Empfehlung an den König von Dänemark erhielt, zog dann zu seinem ältesten Bruder nach Friesland, um diesen für seine Sache zu gewinnen, der aber im Lager von Rheinberg war, wohin ihm Johann folgte. Hier erhielt er ebenfalls Empfehlungen von dem Statthalter der Niederlande an den König von Dänemark sowie an Herzog Karl von Schweden, nahm noch an der Belagerung von Bergen teil, und zog über Bremen und Lübeck zur See. Am 12. Juli ward die Seefahrt beendet; Johann landete bei Reval in Livland und reiste dem Herzog Karl nach Narnau nach. Hier wurde er sehr gnädig aufgenommen und am andern Tage vor die Entscheidung gestellt, ob er die Reise nach Dänemark unternehmen oder sich dem Feldzuge des Herzogs Karl anschließen wollte. Das letztere gefiel ihm anfangs nicht, denn der Herzog hatte schlechte und wenige Kriegsobersten und auch kein besonders tüchtiges Kriegsvolk. Aber weil er den weiten und beschwerlichen Weg hierher gemacht hatte, entschloß er sich, mit dem Herzoge zu ziehen, der ihm das Generalat anbot. Graf Johann stellte indes wegen Übernahme dieses verantwortungsvollen Postens die Bedingungen, daß ihm 10 000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferd, worunter einige Tausend ausländisch, unterstellt würden, nebst 15 halben und 15 ganzen Kartaunen, sowie daß für bessere Ausrüstung und Verpflegung der Truppen gesorgt werde. Auch sollten die Truppen sich den von ihm in den Niederlanden eingeführten Übungen unterziehen. Ferner verlangte er die Einrichtung einer Anzahl Ämter, wie je eines für die Finanzen, die Verproviantierung und dergleichen, sowie eines Kriegsrats. Alles dies war bei den Schweden nicht vorhanden. Obschon diese Forderungen schwer zu erfüllen waren, willigte der Herzog Karl doch ein und versprach ferner dem Grafen Johann als Belohnung das ganze Stift und die Stadt Dörpt (Dorpat) mit allen zugehörigen Gütern und Einkommen. Johann wollte sich jedoch nicht binden und verpflichtete sich nur auf drei Monate gegen bare Bezahlung.

Nur wenige Tage bedurfte es, und Johann hatte in Parnau schon 8000 Mann Fußvolk und fünf bis sechs Fähnlein Reiter um sich gesammelt, die er dem Herzog im Felde vorführte und mit denen er auch Übungen nach seinem Reglement vornahm, was Karl sehr gefiel. Auch ließ er einige hundert Karren anfertigen und auf jeden fünften lange Spieße (Piken) legen und festmachen, die mit ins Feld genommen wurden, und als Deckung der Fußsoldaten gegen die Reiter dienten. Am 6. August zog Graf Johann mit seinem Heere in das Reiterlager des Herzogs, das bei Salis war, und exerzierte dort die Reiterei ein. Als später der Herzog folgte, präsentierte er seinen Soldaten den Grafen Johann als den Generalfeldherrn, worauf die Soldaten ihm den Eid aufwillig leisteten. Es wurde beschlossen, den König von Polen, der bei Nonnenburg lagerte, aufzusuchen und diesen Ort zu entsetzen. Bei Lemsel unweit Nonnenburgs wurde ein Lager errichtet, wobei Graf Johann mangels eines erfahrenen Quartiermeisters jedem Soldaten seine Stelle mit Schuhen und Ruten selbst abweisen mußte.

Hier verteilte er auch die Kriegsämter: Carlen Carlesohn, ein Baltadohn des Herzogs, wurde das Haupt über die schwedische und finnische Reiterei; Moritz Wrangel, ein Livländer und tüchtiger Kriegsmann, erhielt die deutsche Reiterei von ungefähr 1000 Pferden; Johann Bengtsohn, ein Finne von gutem Geschlecht, der 15 Jahre in Frankreich als Soldat gedient hatte, wurde Generalhaupt über das Fußvolk; Bengt Larsohn, ein Schwede, ward Oberst über vier schwedische Reiterregimenter; Heinrich von Ahnen, ein Deutscher von Adel, der lange in Schweden gewesen war, erhielt vier schwedische Fahnen; Andreas Larsohn, ein finnischer Adeliger, vier finnische Fahnen; Reinhard Ahnsen, ein Livländer, wurde Oberst über fünf livländische Fahnen und Hans Mittinghoven, ebenfalls ein Livländer, über fünf livländische und deutsche Fahnen.

Zu Obersten des Fußvolks wurden ernannt: Jakob Hill, ein Engländer, Jakob de la Garde, ein Franzose, die Livländer Johann Deerfeld und Heinrich Liew, die Schweden Niclas Kiel, Hesi Benatsohn und Leonhard Ripp. General-Wachtmeister ward ein alter deutscher Kriegsmann, der lange

[1]) Karl, Herzog von Södermanland, Sohn Gustav Wasas, Vater Gustav Adolfs, wurde 1599 nach Vertreibung seines Neffen Sigismund (zugleich König von Polen) Reichsverweser, 1604 König von Schweden.

Digitized by Google

gegen die Moskowiter gedient hatte und Friedrich Freyberger hieß. Johann von Rosen wurde Wagenmeister. Die Verwaltungsämter wurden jedes dreifach besetzt, schwedisch, finnisch und deutsch.

Der Polenkönig wich vor dieser starken Truppenschar zurück, und die Stadt Ronneburg konnte von Johann ohne Schwertstreich eingenommen worden. In kurzer Zeit wurden den Polen, die sich zu seiner Schlacht stellten, etwa 500 Wagen und mehrere Feldschlangen abgenommen. Am 29. August gelangten die Schweden vor Riga, wo schon Graf Reinhard von Solms-Braunfels lagerte, und steckten die Vorstadt in Brand, eroberten die Schanzen und eine große Anzahl Geschütze.

Drei Tage später zog Graf Johann nach Neumühlen, zwischen Riga und Dünamünde gelegen, ließ in der Nacht auf einem Eiland hart vor der Stadt eine Schanze aufwerfen. Da aber der Großkanzler Johannes Zamoiski und der Polenkönig hier 17 000 Mann zusammenzogen und über 15 Doppel-Kartaunen verfügten, mußte Neumühlen wieder verlassen und das Winterlager bei Parnau bezogen werden.

Da die vertragsmäßige Zeit von drei Monaten für den Grafen Johann inzwischen abgelaufen war, wollte er vom Herzog Karl Abschied nehmen und begab sich an seinen Hof nach Reval. Allein der Herzog wollte ihn nicht missen und machte ihm die schönsten Versprechungen, ernannte ihn zum Gubernator von Livland und meinte, da Johanns Ankunft ihm so nützlich gewesen sei als 10 000 Mann Verstärkung, so müsse jetzt sein Abzug denselben Schaden herbeiführen. Nach vielen Überredungen, woran auch der Herzog von Holstein und eine Anzahl Geheimräte des Herzogs Karl sich beteiligten, ließ sich Graf Johann bewegen, weitere drei Monate zu bleiben. Herzog Karl zog darauf nach Schweden; auf dem Schiffe fand noch ein Abschied statt, woran auch Graf Johann, der Herzog von Holstein, Herzog Friedrich von Lüneburg, Graf Reinhard von Solms sowie die Herzogin Karl teilnehmen, der vier Stunden dauerte. Inzwischen hatte sich so viel schwedisches Volk angesammelt, das gerne mit dem Schiff in die Heimat gefahren wäre und zum Teil erfroren war, so daß Graf Johann seinen Rückweg über Leichen nehmen mußte.

Es waren traurige Monate, welche der Graf jetzt durchleben mußte; eine große Kälte trat ein, und die Straßen lagen voll von erfrorenen Soldaten, da niemand die Krieger beherbergen wollte oder konnte. Die armen Menschen gruben sich zum Schutze in die Misthaufen ein. Es sollen damals in Livland in sechs Wochen insgesamt etwa 40 000 Menschen erfroren und verhungert sein.

(Schluß folgt.)

# Nassauische Dynasten III.

Von Dr. C. Spielmann.

## Luxemburg - Gleiberg - Kleeberg - Merenberg und Freusburg - Molsberg.[1])

Der Ursprung der alten Grafen von Gleiberg, der Erben der Gaugrafschaft im Ahrdtgau und eines Teils der Besitzungen der Konradiner im Niederlahngau und der Wetterau, ist in Lothringen, im Ardennenlande zu suchen.

### I. Grafen von Luxemburg - Gleiberg.

Richwin I. † 923.

Graf von Niederlothringen

| Richwin II. 946 † 963 | Siegfried 948 † 1004. |
|---|---|
| G. Gertrud, T. eines Herzogs v. Franken, Erbin von Gütern im Niederlahngau. | Erster Graf von Lucilinburg oder Luxemburg, erbt seinen Bruder. [2]) |

Friedrich I. † 1019.
Graf von Luxemburg und im Ahrdtgau.

| Giselbert † 1058 (?) | Dietrich 1044 |
|---|---|
| Graf v. Salm u. Luxemburg, auch im Lahngau begütert. | Graf im Ahrdtgau. |

[1]) Aus dem Vergleich von Wenck, Rommel, Schmidt, Stein, Vogel, Schliephake, Hilfebrand und Conradin.

[2]) Man vermutet, daß unser Kaiser Otto III. die Luxemburger mit dem größten Teile des Ahrdtgaus belehnt oder beschenkt worden seien.

### Ia. Grafen von Luxemburg und Salm.

Giselbert † 1058 (?) S. o.

| Konrad I. † 1086. Graf v. Luxemburg u. im Lahngau. | Hermann I. † 1088 Graf v. Salm u. im Lahngau. Deutscher Gegenkönig. |
|---|---|

| Heinrich Graf † | Wilhelm Graf † 1130 (?) (Auch im Lahngau begütert.) | Ermesinde G. Graf Godfried v. Namur | Hermann II. 1082 Stammvater der Grafen v. Salm | Gertrud 1129 G. Pfalzgraf Siegfried v. Orlamünde |
|---|---|---|---|---|

| Konrad II. Graf † 1136 (Erloschen) | Heinrich 1186, Graf v. Namur u. Luxemburg | Abele Erbt v. d. Mutter die Grafschaft Kleeberg, G. Graf Adalbert v. Beilstein. |
|---|---|---|
| | Ermesinde G. Graf Walram v. Limburg. (Neue Linie Luxemburg). | |

### Ib. Grafen von Gleiberg.

Dietrich I. 1044
Graf im Ahrdtgau (S. o.)

Digitized by Google

**Hermann I. Graf v. Gleiberg**
1070 1104

| Hermann II. | Dietrich II. | Clementia |
|---|---|---|
| † vor 1129 | † vor 1129 | 1129. 1141 |
| Wilhelm † vor 1167 Graf v. Gleiberg | Otto † 1168 Graf v. Gleiberg | G. Graf Gerhard v. Geldern, Stifterin des Klosters Schiffenberg |
| Graf Wilhelm † vor 1167 ½ Gleiberg | | Graf Otto † 1163 ½ Gleiberg (m. Burg) |

| X Tochter *) | Y Tochter | Salome | X Tochter | Irmengard |
|---|---|---|---|---|
| G. Graf Rupprecht I. v. Nassau (Herbornerer Mark u. Herrschaft a. Westerwald) | G. Anselm III. v. Molsberg u. Selters (bekannt) | G. Graf (Hugo) v. Eberstein (Gießen) | G. Heinrich I. v. Solms | G. Hartrad II. von Merenberg |

Teilen die Burg und ½ Herrschaft Gleiberg.

Mechtild
G. Pfalzgraf Rudolf v. Tübingen (Gießen wird 1265 an Hessen verkauft).

**II. Grafen von Kleeberg.**
Adalbert, Graf v. Peilstein.
G. Adele v. Kleeberg. (S. o.)

| Friedrich I. | Konrad | Siegfried I. |
|---|---|---|
| Graf v. Kleeberg 1150 1162 | 1150 | Graf v. Mörle 1159. 1162 |

| Siegfried II. | Friedrich II. |
|---|---|
| Graf v. Mörle 1189 † vor 1196 | Graf v. Kleeberg 1214. 1219 |

Isengard 1220
G. Graf Heinrich I. v. Isenburg-Limburg)
(Erloschen, fällt an Limburg)

**III. Herren von Merenberg.**
Hartrad I. 1129. 1145.
Herr zu Merenberg.

Hartrad II. 1141 † 1189.
G. Irmengard v. Gleiberg (S. o.)
Erbt einen Teil d. Grafschaft Gleiberg.

Hartrad III. 1163 1226.

| Hartrad IV. | Konrad I. |
|---|---|
| 1189 † 1237 | 1189 |
| Konrad II. Widekind | Konrad III. |
| 1224 1258 1224 † 1264 | 1234 † 1258 |

Hartrad V.
1257 † 1288

| Hartrad VI. | Gottfried I. |
|---|---|
| 1283—1328 | 1292— (um) 1309 |
| Gertrud | Hartrad VII. Gottfried II. |
| 1328 † 1350 | 1309 1310 1309 1312 |
| G. Graf Johann von Nassau, der Merenberg erwirbt (Erloschen). | (Erloschen). |

*) Nach Vogel. Eine Gleiberger Erbtochter muß einen Nassauer Grafen geheiratet und die oben genannten Besitzungen Nassau zugebracht haben.

**IVa. Herren von Freusburg.**
Grafschaftsinhaber im Haigergau.
Eberhard † 1131.

Adalbert 1131. 1166.

Reiner 1166. 1190.

Heinrich 1190. 1244.
G. Adelheid v. Molsberg.

**IVb. Herren von Molsberg.**
Anselm I. 1051.
Herr zu Molsberg.

Guntram. 1084.

Anselm II. 1114. 1125.

Heinrich I. 1125. 1174.

Anselm III. 1180.
G. Y. v. Gleiberg.

| Heinrich II. | Florentius | Adelheid 1206 |
|---|---|---|
| 1216 | 1223 | G. 1. Eberhard v. Arberg, 2. Heinrich v. Freusburg (S. o.) (Ererbt den Haigergau, vererbt ihn auf ihre Brüder.) |

Diether 1244 1278
Beginnt mit dem Verkauf des (westlichen) Haigergaus an Sayn.

| Giso I. | Gerlach |
|---|---|
| 1292 1344 | 1292 |

verkaufen den übrigen (östlichen) Teil des Haigergaus an Nassau.

| Giso II. | Johann | Heinrich III. |
|---|---|---|
| 1350 † 1365 | 1354 | 1363 |

Georg
1365 1383.
(Erloschen; der Rest des molsbergischen Besitzes wurde an Trier verkauft.)

Der Ahrdgau (Erdebegau) umfaßte den Nordteil des Kreises Wetzlar, den Südzipfel des Kreises Biedenkopf, die Gegend um Gießen, den Mittelteil des Dillkreises und das Gebiet westlich davon zwischen Großer und Kleiner Nister bis zum Hachenburgischen.

Der Teil von Gleiberg, der an Merenberg kam, bestand aus der halben Burg und Herrschaft Gleiberg (späteren Amte Atzbach, dem Nordostzipfel des heutigen Kreises Wetzlar) und der Grafschaft (Landgericht) Rucheslo (Reuschel) im Oberlahngau. Außerdem gehörte den Merenbergern gemeinsam mit den Tübingern (sp. Hessen) das sogenannte „Land an der Lahn" (das Gebiet zwischen Gießen und Wetzlar, später, nach der Abteilung, ebenfalls zum Amte Atzbach gehörig) und der „Hüttenberg" (der Südostteil des Kreises Wetzlar außer dem Kleebergischen). Die Grafschaft Rucheslo wurde 1237 an Mainz verkauft.*)

*) Die Malstätte Rucheslo soll entgegen Wenck u. a. nach Vogel im Erdebegau bei Hörbach gelegen haben. Die Grafschaft Rucheslo wird aber als im Oberlahngau

Digitized by Google

Die Grafschaft Kleeberg bestand aus der Nordostecke des Kreises Usingen und der Südostecke des Kreises Wetzlar. Sie wurde 1280 durch Abtretung von sechs (usingischen) Dörfern an Eppstein sehr verkleinert.

Die Herrschaft Merenberg umfaßte den Nordwestteil des Amtes Weilburg auf der rechten Seite der Lahn, nördlich etwa bis zum Fanlbache.

Der Haigergau beschloß in sich den Nordteil des Dillkreises und Teile der Kreise Altenkirchen und Siegen.

Die Herrschaft Molsberg umfaßte Burg und Dorf Molsberg, dazu Niederbrechen und Niederselters.

(Kreis Biedenkopf und Kurhessen) gelegen bezeichnet. Wir glauben, daß Vogel sich in seiner Annahme geirrt hat, zumal die bekannten Gebiete von Rucheslo auf hessischem Boden zu finden sind.

# Die Klageschrift von Griesheim.

Von K. Wolff.

Der Anhm, die bis jetzt bekannte älteste in deutscher Sprache geschriebene Klageschrift verfaßt zu haben, gebührt dem neuerdings mächtig emporgediehenen Mainorte Griesheim. Die Schrift ist 34 Zeilen lang und auf Pergament geschrieben. Sie befindet sich im städtischen Archiv zu Frankfurt. Wahrscheinlich entstammt sie dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. In ihr bringt die Gemeinde Griesheim bittere Klage vor des Königs Gericht auf dem Bornheimer Berg über harte Bedrückungen der Amtleute und Herren, die sie in ihr Gemeindeeigentum bringen wollen. Tatsächlich ist denn auch ein Weistum des Bornheimer Berg-Gerichts 1303 erschienen, das die Gerechtsame der ihm unterstellten 19 Dorfschaften eingehend regelte und der Wildhüberechtigkeit Einhalt tat. Außer diesem historischen hat die alte Klageschrift auch noch einen literarischen Wert. Sie gibt uns Kenntnis von der Mundart am Main vor mehr als 600 Jahren.

Die Schrift lautet:

„Wier die gemeynde fon Griezheim unde dar zuo ander lüyde die andirswo gesezzen sint unde doch guot hant in deme selben dorf zun Griezheim, clagen clegeliche des königis gerichte zuo Börnheymer berge, dem wier gehorsam mouzen sin mit allem deme dienste, daz der könig geheydit also dicke, als her is darf, daz uns fon rehte schirmen sal, daz die herzen von unser vroawen von Mentze uns, unser erbe unde guot woestent mit geistlicheme gerichte, den wier gehorsam sin in des königis torf unde in des königis gerichte in ierme huobhobe zuo Griezheim alliz daz zuo toune, daz ier geswornen scheffenne unde ier huobenere uff den eyt teilent.

Die erste clage ist, daz dieselben vorgenanten herren wollint uns beroubin unser marke, die da ist eines iclichen guodis, daz da ist gelegen in der termenunge zuo Griezheim, iz si eygen oder erbe oder lehen.

Vorbaz clage wier, daz sich iers hobis ammetman ane nimet gewalt zuo habene ane des torfes willen ober alliz daz heymgerede, daz zuo deme torfe hoerit: iz si an eynunge, iz si an des feldis schützen zuo setzene unde die marke uz zuo gebene, die man iedem manne sal zuo rehte geben dar nach, daz her deme köninge dienet zuo sime dienste zuo Börnheimer berge.

Wier clagen auch me, daz sie die luyde, die da gesezzen sint zuo Griezheim, die ieris hobes goudis niht enhant unde deme köninge swerliehe mouzint dienen, tringit in ieren zuo gene zuo dinge unde zuo ringe, da mide sie niht zuo schaffene joch zue tuone enhant, unde daz iene ouch de hoebenere virteilint, unkle swanne sie daz fursmint, so nimit man des hovis buoze von ien glicher wis alse von eyme hoebinere ümme suoliche sache unde ümme soliche gewalt si wier zuo schaden komen wol ümme zehen puhnt.

Vorbaz clage wier, daz der selben herren ammitman an buoze vorderet an den lüyden umme soliche ding, die man zuo rehte niemanne virboezin sal dan des koninges ammetmanne zuo Börnheymer berge, unde machet mit sinen herren, daz man uns ledit zuo Menze unde daz man uns dar zuo dringet, daz wierz firboezen mouzen, iz si reht oder unreht, oder si unz leit oder lieb.

Vo rbaz clagen wier, wanne ein arm eine eynunge verluysit, als si die gemeynde hat gesazt, undi die selben eynunge versoenet unde virrihtet als ein reht ist, so dringit der herren ammetman den selben armen man daz her ime anderwerbe denselben bruch verboezen muoz, daz auch wider deme rehten ist.

Wier clagen auch von der selben herren ammetman, ob ein man gesezzen were in deme torf zuo Griezheim, der iht wolde weile han, da her einen phenning an dehte zuo gewinnene, daz her des niht tuon moeste for deme selben ammetman, her enwolle, daz iz fon sinen gnaden solle hin, unde wer des nit en duot, dem will er onch die buoze ane gewinnen!"

Wir weisen auf das Eigentümliche dieser Schrift hin, die alliterierenden Verbindungen, wie „clagen clegeliche" — „dinet zur sime dienste" — „nimme suoliche sache unde ümme soliche gewalt" — „reht oder unreht" — „zuo dinge unde zuo ringe" — „leit oder lieb" etc. etc.

Griesheim, 965 zum ersten Mal urkundlich genannt, mit Ried ungertrennlich verbunden, gehörte zu den 19 Dörfern des Zentgerichts oder der Königsgrafschaft Bornheimer Berg und ward erst 1685 von dem Grafen von Hanau, der das Gericht zuletzt vom Reich zu Lehen trug, von diesem Gerichtszwang freigegeben. Über den Ursprung und die Bedeutung dieses Gerichts ist noch manches im unklaren, so z. B. ob diese 19 Dörfer mit ihren Gemarkungen, die in der Wetterau, in dem Oberrheingau und im Riedgau lagen, früher unter den Gaugrafen standen und erst nach Auflösung der Gauverfassung unmittelbar an das Reich kamen, oder ob sie von Anfang an eine der Gaugrafengewalt entzogene, zur Pfalz in Frankfurt gehörige königliche Domäne bildeten. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts waren die Dörfer des Bornheimer Bergs dem König, und dieser setzte seinen Amtmann über sie, der meist Reichsschultheiß zu Frankfurt war. Gab es keinen König, so mußte die „Grafschaft" der Stadt Frankfurt dienen, lehtere die Dörfer schirmen. Jedes Dorf hatte sein eigenes Gericht, das mit Schöffen und einem Zentgrafen besetzt war; wichtige Fälle aber und Beschwerden über die Urteile der Dorfgerichte wurden von sämtlichen Zentgrafen unter Vorsitz des Reichsamtmanns auf Bornheimer Berg entschieden. Nicht alle Dorfbewohner saßen auf eigenen Grund und Boden, viele auswärtige Stiftungen, Adlige und vielfach Frankfurter Bürger besaßen Güter in den Dörfern. Diese gaben sie als Lehnsherrn an sogenannte Landsiedel, d. h. Erbpachter aus. Anfangs gab es fast in jedem Dorf einen Fron- oder Herrenhof mit zugehörigen Huben, die nach Erbrecht an die Hubener verliehen waren. Zu dem Fronhof ward dann für die Hubener in den bei Hofrecht betreffenden Dingen Gericht gehalten. Die Inhaber der Dinghöfe suchten allmählich ihre Rechte auszudehnen. Nicht nur wollten sie über ihre Hubener auch in anderen Sachen, die das Hofrecht nicht betrafen, gebieten, sie strebten auch danach, die Leute, die kein Hofgut besaßen, unter ihr Hofgericht zu bringen, betrachteten sich als die

Digitized by Google

Grundherrn der Dörfer und maßten sich die Gerichtsherrschaft im Dorfe an, sowie das Recht den Dorfschultheißen zu ernennen, die Bußen von vorkommenden Frevein einzuziehen, Steuern zu erheben u. s. w. Solchen Klagen begegnen wir in obiger Grieshcimer Urkunde. Auch in Griesheim war ein Fronhof, der den Herren von Falkenstein gehörte. Im Jahre 1275 kaufte das Stift Unserer lieben Frau zu Mainz — Marienmedenstift — diesen Fronhof von den Herren Philipp und Werner von Falkenstein für 222 Mark Kölner Denare. Die Kaufurkunde ist nicht mehr vorhanden. Nach der gewöhnlichen Meinung (siehe Joannis, Script. rer. moguut. II. 660) soll der Kauf das ganze Dorf betroffen haben, allein — das Dorf war des Königs, und kein Falkensteiner Raubritter konnte aus ihm Rechte veräußern, die er gar nicht besaß. Letztere Herren scheinen sich aber schon vor dem Verkauf Rechte in Griesheim angemaßt zu haben, die ihnen nicht zukamen und die dem auch ihre Rechtsnachfolger auszuüben und noch weiter auszudehnen suchten. Da sich nun die Bewohner Griesheims gegen diese Anmaßungen beschwerten, so ersieht sich daraus die Zeit, in der die Griesheimer Klageschrift abgefaßt worden ist: frühestens nach dem Verkauf des Fronhofs, also 1275, spätestens vor Abfassung des großen Weistums von 1293. Denn da letzteres die Rechte in der Grafschaft — wie das Gericht Burbeimer Berg hurawea genannt wird — in einer innen Relation bis ins kleinste reachte, so wäre andernfalls die Griesheimer Klageschrift überflüssig gewesen.

# Der Oberſteiger von Linnebach.

## Eine Bergmannsgeſchichte aus dem Naſſauiſchen.

7) Von H. L. Linkenbach. (Schluß.)

Das Mädchen aber ſtürzte auf den Alten zu, klammerte ſich an ihn an und flehte aufs neue:

„Geh' nit allein fort, Onkel, fahr' nit allein!"

Eine furchtbare Angſt ſprach aus ihren Blicken „Fahr' nit allein!"

Der Oberſteiger war nicht gewohnt, daß ſich jemand um ſeine Berufsangelegenheiten bekümmerte. Ihr Benehmen dünkte ihm lediglich der Ausfluß einer überreizten Stimmung. Nicht im entferntesten fiel ihm der wahre Grund ihrer flehenden Bitten ein.

„Komm, Kind" ſagte er weich, „komm, leg' dich ein bißchen nieder und erhol' dich!" Er nahm das Mädchen bei der Hand und führte es in das kleine Stübchen. Willenlos ging ſie mit. Ihre Energie, die ſo plötzlich hell aufgelodert war, war ebenſo raſch wieder völlig erloſchen. Die Aufregung, die Angſt, die Sorge taten das ihre. Ein heftiger Weinkrampf ſchüttelte ihren Körper. Erſt allmählich verging er wieder, als Loh ſie auf das Bett niedergelegt und ihr die Kiſſen zurechtgeſchoben hatte.

Da ſaß der alte Mann nun an dem Lager des jungen Mädchens und hielt die kleine, blaſſe Hand in der ſeinen, ſchaute auf das bleiche Geſichtchen und konnte nicht begreifen, daß alles ſo gekommen war.

Die geſunde Natur Linas errang bald den Sieg, und ein erlöſender Schlummer ſenkte ſich auf ihre Lider.

Da machte Loh ganz ſachte ſeine Hand frei und ſchlich hinaus.

Viel Arbeit harrte ſeiner noch. Wahrſcheinlich kam er nicht einmal dazu, den Schacht aufzuſuchen. Nun, morgen würde es ja auch noch früh genug ſein.

Vier Uhr war's bereits, alſo allerhöchſte Zeit.

Loh ſchlüpfte in ſeinen Grubenkittel, nahm den Stufenhammer zur Hand und verließ das Haus.

Er revidierte aufs neue die Tagesanlagen, die Hütte, die Bergſchmiede und fuhr dann im Hauptſtollen ein. Auf Anordnung des Berginſpektors ſollten dort die Arbeiten beſchleunigt werden; und Loh hatte deshalb den Stollen mit einigen Nachtſchichtlern beſetzt, denen er jetzt die nötigen Anweiſungen an Ort und Stelle erteilen wollte. — — —

Als er mit dem Abteilungsſteiger Kilian wieder an Tag kam, trat ein Bergmann auf ihn zu, der ihn bat, mitzukommen, zu einem in der Tiefenbelt angelegten Verſuchsſtollen. Dort wäre ein Einſturz erfolgt, gerade zur Zeit der Ausfahrt. Die Sache ſei anſchuinend nicht ſchlimm. kein Menſch verletzt, aber das Erſcheinen des Oberſteigers wäre doch notwendig, damit noch während des Nachmittags und der Nacht die Räumungs- und Wiederanſwältigungsarbeiten vorgenommen würden und andern Tages der Betrieb ruhig weiter gehen könnte.

Loh beſann ſich nicht lange und eilte dorthin.

— — — — — — — —

Es ging ſchon ſtark auf ſieben Uhr, als Lina aus ihrem Schlummer erwachte. Erſtaunt blickte ſie ſich um. Lange hatte ſie geſchlafen, den ganzen Nachmittag verträumt!

Und plötzlich fiel ihr's dann wieder ein, warum ſie geweint, warum ſie ſich gängſtigt hatte.

Eilig ſprang ſie empor und eilte ins Wohnzimmer, um nach der Uhr zu ſehen. Schon faſt ſieben, und der Onkel noch nicht zu Hauſe?

Aufs neue packte ſie eine entſetzliche Angſt. Sollte ihre ſchreckliche Befürchtung wahr, ſollte er, der teure Vater, wirklich das Opfer eines Schurkenſtreiches geworden ſein?

Kein Zweifel, Schupp hatte ſeine Drohung wahr gemacht, ſein Rachewerk vollendet!

Und ſie hatte ſchlafen und träumen können, während das Furchtbare geſchah? Und nicht einmal den Verſuch hatte ſie gewagt, das Unheil abzuwenden? Sie trug die ganze Schuld!

In fliegender Haſt ſtürmte ſie vor's Haus. Sie rief den Namen des Onkels. Kein Menſch hörte ſie, keiner gab ihr Antwort.

Da ſtürzte ſie zur Bergſchmiede, die noch geöffnet. Ein Mann, der hier Reparaturen vornahm, hatte vor Stunden wohl den Oberſteiger geſehen, wußte aber nicht, wohin er gegangen war.

Auch in der Hütte hatte man ihn ſeit fünf Uhr nicht bemerkt. — Am Hauptſtollen war ein Arbeiter mit Zerkleinern der geförderten Erze beſchäftigt.

Auf Linas Frage hin erzählte er, daß Loh gegen ſechs Uhr dageweſen, aber bald wieder ausgefahren

Digitized by Google

sei. Wahrscheinlich wäre er noch zum Schacht gegangen. Der Erzscheider wollte jedenfalls gehört haben, wie er im Vorübergehen zu dem, ihn begleitenden Steiger Kilian gesagt habe, er wolle noch in die Tiefendell. Damit wäre doch sicherlich der Schacht gemeint gewesen.

„Ist Kilian denn mit, Neuffert?“ fragte das Mädchen den Mann.

„Nein, der ist nach Ems hinunter. Unser Obersteiger wird wohl allein sein!“

Lina wußte genug. Sie bedankte sich nicht einmal für die Auskunft, so rasch stürmte sie davon, dem Walde zu. — — —

Still und einsam lag der Schacht da.

Kein lebendes Wesen war in der Nähe. Kein Ton erklang, nur das Zwischern der Vögel tönte aus den Baumwipfeln.

„Onkel, Onkel!“

Keine Antwort.

„Onkel, Onkel!“

Lina rief es laut, mit schallender Stimme.

Ein schwaches Echo antwortete ihr allein.

Sie beugte sich über den Rand des Schachtes und rief abermals, in die Tiefe hinunter.

Nur das Gluckſen des Wassers und ein paar fallende Steinchen unterbrachen das Schweigen.

Das Mädchen starrte in den gähnenden Abgrund. „Hier muß er sein“ dachte sie, „hier ist er eingefahren. Vielleicht liegt er im Schacht mit zerschmetterten Gliedern. Ja, es war sicher, daß er hier abgestürzt oder sonstwie verunglückt sein mußte. Aber am Ende war noch Rettung möglich. Wie sollte sie es anstellen, ihm Hilfe zu bringen?

Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Sollte sie heimwärts laufen in die Hütte oder die Bergschmiede und Leute herbeirufen? Aber nein, vielleicht war's dann schon zu spät.

Also hieß es, allein handeln.

Ein felsenfester Mut kam wieder über sie. Sie wollte das Menschenmögliche versuchen; sie wollte hier hinunter.

Drunten könnte sie ihm Linderung schaffen, seine Wunden verbinden, um dann erst andere Leute herbeizurufen.

„Lieber Gott, steh' mir bei und gib, daß ich nit zu spät komm'!“ — — — —

— — Die Tiefe hatte nichts Grauenvolles für sie. Zwar hatte sie kein Licht zur Hand und würde im Dunkeln klettern müssen, aber die Fahrt war ja einfach; ohne Abläße führte sie hinab. In fünf bis zehn Minuten würde sie wohl im Schachttiefsten sein, und da könnte sie sich tastend überzeugen, wo Lotz läge und ob noch Rettung möglich wäre.

Kein Schwanken und Zögern gab's mehr für sie.

Wie sie helfen und retten könnte, das wußte sie allerdings noch nicht, darüber dachte sie auch gar nicht nach; nur daß sie es tun müßte, war ihr klar.

— — Sie schürzte ihre Röcke hoch, strich die Haare aus dem Gesicht und betrat die Sprossen der Fahrt.

Vorsichtig, mit beiden Händen zugreifend, mit dem einen Fuße nach Halt suchend und den anderen langsam nachziehend, kletterte sie hinunter.

Eine Sprosse, zwei, drei . . . . . .

Es ging ganz gut. — — —

Das erste Drittel lag schon fast hinter ihr.

Da — noch eine Sprosse — — — —

Ein Krachen wie von morschem Holz; ein entsetzlicher Schrei, — ein dumpfer Schall wie das Aufschlagen eines schweren Körpers — — — — und alles war wieder still. — — — — —

Lotz hatte in dem eingestürzten Tiefendeller Stollen geraume Zeit zu tun. Als er endlich die Besichtigung vollendet und seine Anordnungen getroffen hatte, machte er sich auf den Heimweg.

Ein arbeitsheißer Tag lag hinter ihm, allzu rasch war die Zeit verflogen. Jetzt aber mußte er sich beeilen, sein Pflegetöchterchen würde sich schon um ihn geängstigt haben; länger durfte er sie nun nicht mehr warten lassen.

Der Obersteiger ging den schmalen Bergmannspfad, der am Bergabhang ganz in der Nähe des Schachtes vorüberführte, und fast dicht hinter seinem Hause mündete.

Unterwegs stürmten allerlei graue Gedanken auf ihn ein. Was würde die Zukunft bringen, was sollte aus Lina werden?

Eine unendliche Traurigkeit lag auf seinem Antlitz; er fand keinen Ausweg. Da kam ihm plötzlich ein Arbeiter entgegen, der heimwärts nach Früchtwollte.

„Glück-auf, Obersteiger!“ sagte der Mann, „Euer Linachen sucht Euch schon eine gange Stunde lang, habt Ihr's nit getroffen?“

Lotz horchte auf. Was sollte denn das bedeuten? Es war doch hoffentlich nichts vorgefallen?

„Danke, Lömeler.“

Freundlich nickte er dem Arbeiter zu. „Das Kind wird schon heimkommen!“ Aber er war doch unruhig geworden. So lange er sich erinnern konnte, war ihm das nicht passiert.

In der Wohnung fand er das Mädchen nicht.

Er wartete und wartete, Lina kam nicht.

Da packte ihn die Angst.

Sollte sie etwa mit dem Karl —? Aber nein, das war zu undenkbar.

Wo mochte sie aber denn um Himmelswillen nur stecken?

Lotz suchte sich selbst zu beruhigen. Sie würde ihn vielleicht in der Tiefendell gesucht, den andern Weg eingeschlagen und den Onkel verfehlt haben.

Sicher mußte sie gleich da sein?

Er lachte über sich selbst und versuchte an andere Dinge zu denken. Es gelang nicht.

Da — plötzlich — tönte draußen Stimmengewirr; gedämpft drang's durchs geschlossene Fenster herein.

Jemand klopfte an die Türe.

„Macht auf, Obersteiger!“

Zitternd öffnete Lotz.

Lingohr und zwei andere Bergleute trugen einen dunklen Gegenstand ins Zimmer und ließen ihn sanft zu Boden gleiten.

Durch die Tür fiel ein Strahl der scheidenden Sonne auf ein schmerzverzerrtes, bleiches Mädchengesicht.

„Lina!“

Lotz hatte diesen gellenden Schrei ausgestoßen. Er warf sich über den leblosen Körper, der blut-

Digitized by Google

überströmt, naß und von Schmutz starrend vor ihm lag.

Dann, alle seine Kraft zusammenreißend, richtete er sich wieder empor. „Erzähli", rief er den Leuten zu.

Lingohr berichtete nun mit stotternder Stimme, was er wußte.

Der Arbeiter Kajan, der so gegen ½8 Uhr von Frücht nach Ems hinunter gegangen war, hatte in der Nähe des neuen Schachtes plötzlich einen markerschütternden Schrei gehört, der aus der Tiefe zu kommen schien.

Kajan war zu Lingohr, nach der Linnebach gerannt und hatte jenem die Sache erzählt. Der hatte sich nicht lange bedacht, sondern sofort einige Leute beordert, mit ihm zu gehen und nachzuschauen, was denn passiert sei. Im Krübel hatten sie sich hinunter gelassen und drunten — die Leiche gefunden.

„Ich hab' der Geschicht' nit recht getraut", fuhr der Bergmann fort, „ich konnt' mir nit denken, daß hier ein einfach' Unglück vorlänge. So hab' ich denn alles ordentlich untersucht und dabei gefunden, daß an der Fahrt, eine ganze Reihe Sprossen entzwei waren, die aller Wahrscheinlichkeit irgend wer durchgesägt hatte, was man noch ganz deutlich erkennen konnt'."

Der Obersteiger hörte nur halb zu.

Er nahm den regungslosen Körper des Mädchens auf seine starken Arme und trug ihn in die Kammer, wo er ihn aufs Bett niederlegte.

Dann sank er vor dem Lager nieder, stumm, ohne Tränen.

In sich zusammengesunken lag er da, wie eine vom Sturme zersplitterte Eiche, und betete: „Ich dank' dir, lieber Gott, dein Wille sei geheiligt, du hast alles zum besten gewendet."

— — — — — — — — —

Tief bewegt, still und gemessen verließen die Arbeiter das Haus.

Der Schmerz des geliebten Vorgesetzten war ihnen nahe gegangen.

Keiner sprach ein Wort, alle weilten in Gedanken in dem kleinen Giebelhäuschen am Waldsaum, das so freundlich zwischen Stachel- und Johannisbeersträuchern hervorlugte, das soviel Freude und Schönheit gesehen hatte, und in dem jetzt die Trauer eingezogen war.

Der alte Mann, der dort vor der Leiche des Liebsten kniete, das er besessen, würde sich nur schwer wieder von diesem grausamen Schicksalsschlage erholen.

Nie würde sein sonniges Lachen wiederkehren.

Sie dachten daran, die drei braven Bergleute, die soeben die traurigste aller Pflichten erfüllt hatten.

Sie dachten aber auch an etwas anderes noch, was sie nicht mit Bestimmtheit wußten, aber ahnen mochten, und was sie morgen vor aller Welt verkünden wollten.

Der Schupp sollte seinem Schicksal nicht entgehen!

— — — — — — — — — — —

So geschah es denn auch. Der Karl wurde des Verbrechens überführt und gestand schließlich alles ein. — —

Als er nach Jahr und Tag aus dem Zuchthause herauskam, da war er ein gebrochener Mann. Nie wieder kehrte er in seine Heimat zurück. Kein Mensch weiß wohin er sich gewendet hat, keiner ahnt, wo er geblieben ist. — — — —

Der alte Lotz wirkte noch lange in der Linnebach, zum Segen der ganzen Gegend. Seine eiserne Natur half ihm das bittere Leid überwinden.

Nur stiller und bleicher war er geworden, und in der Unglücksnacht war der weiße Reif auf sein Haar gefallen. —

Als er starb folgte ihm sein Sohn als Obersteiger in der Linnebach nach und übernahm zugleich das mit dem fortschreitenden Betriebe immer wichtiger werdende Amt des Bergschmiedes, das bis auf unsere Tage treu und mit freudigem Stolz von den Nachkommen des alten Lotz verwaltet worden ist.

Das niedrige Giebelhäuschen ragt noch auf dem kleinen, grünen Hügel empor. Wenn die Schatten der Dämmerung niedersteigen, dann raunt's und flüstert's in seinem Wipfel, als ob er die erzählen wollte von Lieb und Leid, das er geschaut hat in jenen alten, fernen Tagen.

## Kiszellen.

R. J. **Blanchards Ballonfahrt im Jahre 1785.** Es interessiert die Leser vielleicht von einer vor 121 Jahren stattgefundenen Luftballonfahrt zu hören, welche sich in einem alten Kirchenbuche, dem der Pfarrei Bleffenbach, aufgezeichnet findet: Beschreibung der am 3. Oktober 1785 zu Bleffenbach und Eschbach bemerkten Erscheinung des Herrn Blanchard in einem Luftschiff, mit welchem er an diesem Tage zu Frankfurt a. M. des Mittags gegen ½11 Uhr aufgefahren und sich sodann des Mittags um 11 Uhr 24 Minuten zu Kirschhofen bei Weilburg wieder niedergelassen hat. Nach den öffentlichen Zeitungen hatte Herr Blanchard zu Frankfurt a. M. eine von da aus, in einem seit einigen Jahren erfundenen Luftschiff vorzunehmende Reise durch die Luft angekündigt und auf den 25. September festgesetzt. Wegen der an diesem Tag aber eingefallenen schlimmen Witterung mußte solche unterbleiben und auf den 27. hinausgesetzt werden, an welchem Tag denn auch des Vormittags gegen ½9 Uhr, der Anfang mit Füllung des Ballons gemacht und dergestalt damit fortgefahren wurde, daß sich solcher gegen 1 Uhr in seiner ganzen Größe präsentierete; alles war zur Abfahrt bereit, als man durch einen gewissen Vorfall, den Ballon etwas rauchen, sodann platzen und sinken, mithin die Erwartung vieler tausend Menschen auch an diesem Tage auf einmal vereitelt sah; die Abfahrt des Herrn Blanchard in seinem Luftschiff wurde also auf eine andere Zeit abermals ausgesetzt und am 3. Oktober, sowohl wirklich unternommen, als glücklich ausgeführt; inmaßen er an diesem Tage und zwar nach den öffentlichen Zeitungen des Mittags gegen ½11 Uhr zu Frankfurt a. M. auf der Bornheimer Heide aufstuhr, und über den Häuptern des in großen Mengen versammelten Volkes, den Hut und die Fahne aus seiner Gondel schwingend, wie im Triumph hinwegschwamm. Vier Minuten nach seiner Auffahrt ließ man ihn mit der Parachute (Fallschirm) beschäftigt, worauf er seine Fahrt grad aufwärts nahm, dergestalt, daß seine Richtung immer mehr nach der rechten Seite hingelenkt wurde und seinen Lauf über Usingen nach Weilar zu halten schien; worauf ihn an dem Orte seiner Aufkahrt das fernsehendste Auge in einer ungeahnten Höhe über und hinter dem Gebirge verlor. Von Usingen ging seine Fahrt gerade nach Eschbach, an

Digitized by Google

welch letzterem Ort er sich einige Minuten nach halb 11 Uhr des Mittags in einer ungeheuren Höhe in der Luft dahin schwimmend, dem Auge zeigte. Seine Fahrt nach Eschbach ging gerade über den herrschaftlich sogenannten Kessel-Weiher, von da über Eschbach selbigen und zwar so viel man nach dem Auge urteilen konnte über das Schmidt-Meister Friedrich Schäfer Schreiner hin; von wo er über den sogenannten Reder Küppel seinen Lauf weiter richtete, eine kleine Weile in der Luft stille zu halten schien und hierauf über die Nah-Heck bei Wiesbaden vorbei, doch etwas niedriger, als an den vorigen Orten hinwegschwamm, sich hiermit dem Auge vieler Zuschauer entzog und in einer außerordentlichen Höhe seinen Lauf in der Gegend von Weilburg fort zu nehmen schien. Sein Ballon, in welchem er sich über Eschbach zeigte, stellte sich dem Auge der nach ihm hinblickenden Zuschauer in der Gestalt und Größe einer kleinen mehr langsichten als runden Korbes dar, an welchem etwas herabhängen schien, welch letzteres sein eigentliches Schiff gewesen; welcher Umstand von der außerordentlichen Höhe der Atmosphäre zeuget, in welcher sich der kühne Aeronaut wie ein Schiffer in seinem Schiff und von Wellen fortgetrieben befunden haben muß. Sobald er sich mit seinem Luftschiff in der eben beschriebenen Gestalt über Eschbach zeigte, lief jedermann aus seiner Wohnung heraus, um eine so seltene und außerordentliche Erscheinung zu bemerken; die meisten wurden von Graus und Schrecken überfallen, und einer wollte dies, ein anderer wiederum etwas anderes gesehen haben und bald dies, bald jenes daraus schließen, bis nun endlich nach einem diesen Tagen die Nachricht erhielt, daß es Herr Blondard mit seinem Luftschiff gewesen, der so wie er über die Nah-Heck bei Wiesbaden vorbei seinen Lauf nach Weilburg gerichtet zu haben schiene, wirklich in dieser Gegend des Mittags um 11 Uhr 24 Minuten und zwar bei Hirschhofen an der Lahn gen Weilburg über seinen Anker geworfen, sein Luft-Schiff durch Ausschüttung einer Quantität Sandes erleichtert, und sofort mit demselben gelandet, mithin seine ganze Luft-Reise von Frankfurt über Eschbach bei Wiesbaden vorbei nach Weilburg in 54 Minuten glücklich zurückgelegt habe. Welches man, soviel besonders dasjenige betrifft, was in der hiesigen Gegend davon bemerkt worden ist, zum immerwährenden Gedächtnis daselbst, hal aufseyen, und auf unabänderlich herrschaftlichen Befehl, hierher eintragen sollen.

Wiesbaden, den 31. October 1785. J. C. Duill, Pfarrer zu Wiesbaden auch Eschbach.

### Das Friedhaus in Eppstein.

Wegen seiner schönen Lage, der prächtigen Hochwälder in der nächsten Umgebung, der reinen Luft der Täler und der günstigen Temperaturverhältnisse wird Eppstein mit Recht als die „Perle der Nassauischen Schweiz" gepriesen. Aber außer seiner romantischen alten Burg und den lieblichen Kranze zahlreicher Villen, mit denen das ausblühende Städtchen geschmückt ist, birgt es noch ein anderes, allerdings weniger in die Augen fallendes Kleinod in sich, das von den zahlreichen Touristen und zur Kur hier weilenden Fremden jedoch nicht minder besucht zu werden verdient. Im Eppsteiner Tenel nämlich steht ein altes schlichtes Haus unsere Aufmerksamkeit auf sich, das Geburtshaus Theodor Fliedners, des Erneuerers des apostolischen Diakonissenamtes, der hier am 21. Januar 1800 geboren wurde und am 4. Oktober 1864 zu Kaiserswerth starb. An dem alten 1724/25 erbauten und 1795 vergrößerten Pfarrhause ist am 19. September 1888 eine Marmortafel mit der Inschrift: „Hier wurde Theodor Fliedner geboren" angebracht worden. Von reiner Gottes- und Menschenliebe erfüllt war das Lebenswerk dieses edlen Mannes, der 1836 das erste Diakonissenmutterhaus in Kaiserswerth gründete, die ersten Schritte zur Besserung der Gefangenen tat, für die entlassenen und die verwahrloste Mädchen sorgte, die Kleinkinderschulen in Deutschland einführte, die Armen- und Krankenpflegerinnen förderte und den Rheinisch-westfälischen Diakonissenverein ins Leben rief, dessen Segen jetzt über den ganzen Erdkreis verbreitet ist. Fliedners 100. Geburtstag wurde am 21. Januar 1900 in Eppstein festlich begangen. Auch die Söhne Fliedners waren erschienen und suchten die Plätze auf, wo ihr Vater seine Kindheit verlebt hatte. Ein solches teures Lieblingsplätzchen war die noch heute in frischem Grün prangende alte Haubuchenlaube, in der jetzt ein niedlicher Zaunkönig und andere Singvögel ihre munteren Lieder erklingen lassen. Ein altertümlicher großen Steintisch bildet den Mittelpunkt der Laube, wo Theodor Fliedner von seiner Mutter den ersten Unterricht in der biblischen Geschichte empfing. Die Bäume stehen im Viereck um den alten Steintisch herum. Ein schöner, 28 Meter langer Laubgang führt jetzt vom Eingang des Gartens bis zur Fliednerlaube. Wenn aber den alten Eingangstor recht sinnig und poetisch der Flieder blüht, ist das Geburtshaus Fliedners von einem wunderbaren Reiz umwoben. Auch der alte Friedhof, auf dem Theodor Fliedners Vater (geb. 1764 zu Frankenthal, gest. 1818 als Pfarrer zu Eppstein) ruht, bietet im Frühling einen besonders malerischen Anblick.

Zwölf geistliche leiten und wirkten während der letzten 180 Jahre im alten Pfarrhause, das am 1. Juli 1904 in den Besitz des Diakonissenmutterhauses Paulinenstift zu Wiesbaden, übergang. Schon am 13. Juli fand die Übergabe des Hauses, das unter dem Namen „Fliedernheim" als Siechenhaus und Erholungsheim für arbeitsmüde Schwestern dienen soll, durch Pfarrer Fink zu Eppstein an Konsistorialpräsident Dr. Ernst in Wiesbaden statt. — Da das Paulinenstift auf die werktätige Liebe und die Unterstützung seiner evangelischen Glaubensgenossen angewiesen ist, so bedarf auch das „Fliedernheim" noch fortwährend offener Herzen und Hände. Gilt es doch, hier ein edles Liebeswerk im Sinne des Stifters fortzuführen, ein Werk, auf dem sichtbar der Segen des Himmels ruht. „Gaben der Liebe für das Fliedernheim in Eppstein (zur Schuldentilgung und zum weiteren Ausbau), dem Diakonissenwerke zum dankbaren Gedächtnis, den Siechen und Alten zur tröstlichen Erquickung", erbittet herzlich Pfarrer Christian, Geistlicher am Diakonissenhaus zu Wiesbaden.

Theodor Gesky.

**Wilhelm Friedrich Feller**, weiland evangel. Pfarrer in dem Marktflecken Dauborn, ein nassauischer Pädagog im vorigen Jahrhundert, — so etwas könnte am zutreffendsten die überschrift gelautet haben, zu dem so schwungreich verfaßten Lebensbilde meines nun schon längst von hinnen geschiedenen lieben Vaters in jener Nummer 8 der „Nassovia" vom 16. des April 1905; das erwähnte Heft ist mir jetzt, nach mehr denn Jahresfrist, am 1. Mai 1906, zu Gesicht und Händen gekommen, nur infolge eines Irrtums so spät und zwar von seiten meiner jüngsten Schwester, des einzigen noch lebenden Mitgliedes aus dem Geschwisterkreise neben mir; 13 Kinder und 3 Söhne umgaben vor nun bald 41 Jahren den infolge von Verdauungsmangel sterbenden Vater. Der mehrhaft erquickenden Schilderung von des Verewigten Wesen und Wirken, für die wir Leidtragenden dem Verfasser, Herrn Dekan Bauer, wie der Schriftleitung aufrichtig dankbar sind, mag hier, wenn der geehrten Redaktion es gefällt, noch einiges zugefügt werden. Zunächst die Vornamen anlangend: Man wird wenig Grund und Anlaß haben, in der Öffentlichkeit schlechthin unsern Vater „Wilhelm Feller" zu benamen. Denn wiewohl sein Rufname „Wilhelm" gewesen, so scheint derselbe in späteren Jahren doch fast ausschließlich nur von meiner, 4½ Jahre vor dem Vater verstorbenen lieben Mutter angewandt worden zu sein und zwar wieder nur ausnahmsweise; sie von ihr gebrauchte Anrede beim Vater war gewöhnlich: „Feller", wie dieser denn auch stets nur, soweit nicht die Vornamen unerläßlich, „Feller" zu unterzeichnen pflegte. — Daß Herr Dekan Bauer das Gebächtnis seines Amtsschaftzen Lehrers beinahe 40 Jahre nach dessen Tode wieder auffrischte, darf als ein Zeugnis seines Dankes freudig anerkannt werden. In der Tat besaß der Verewigte Eigenschaften genug, die sein Bild und sein Andenken, die mit ihm öfter zu betrehren pflegten, unverlöschlich einzuprägen geeignet war. Sein ganzes Wesen trug etwas Festes, Granitines, Ehrwürdiges an sich, gab Zeugnis von seiner Rechtheit und Aufrichtigkeit. Das weiß niemand mehr zu würdigen als ich, der ich seinen Knabenjahren als ältester Sohn den Vater auf seinen auswärtigen Besuch- und Dienstgängen, auch Reisen, in Nähe und Ferne zu begleiten pflegte. Da bewegte sich denn der Verkehr mit den Freunden und Verwandten in wohltuend feinen und edlen, aber keineswegs etwa kalten Formen, und eine Schulprüfung z. B. gewann den Anstrich großer Feierlichkeit, dies um so eher als die Lehrer in meines Vaters Inspektionsbezirken (Daiger und Netterthin großes Vertrauen zu ihrem Schulinspektor besaßen

Digitized by Google

und (zu Aettert wenigstens) gar nicht selten sich an dem wohlwollenden Herzen ihres Vorgesetzten zu warmen und Rat zu holen suchten in längeren Besuchen. Auch Großvater Feller ist Lehrer gewesen, reformierter Kantor in der Stadt Nassau, Geometer dazu, der die Schreibhilfe seines ältesten Söhnchens schon frühe stark in Anspruch nahm. (Auch meine Mutter stammte aus Nassau, eine Tochter des dortigen Stadtsekretärs Cramer.) Als dreijähriger Knabe habe ich das Verlesen zwischen Großvater und Vater, der gegen jenen sich der Anrede „Sie" bediente nach der Sitte jener Zeit, zu Haiger noch beobachten können und bestimme mich danach noch auf eine kurze, sehr formliche, indes würdevolle Unterredung zwischen beiden. Übrigens ist mein Vater, was wohl mit Dank angemerkt zu werden verdient, in seinen Jünglings- und ersten bewußten Studienjahren ein Günstling von Preußens großem Minister Frh. vom Freiherrn vom und zum Stein gewesen, der bekanntlich zu Nassau ein hübsches Schloß besaß.

W. Feller, Pfarrer a. D.

## Theater zu Biesbaden.

### Hoftheater.

* **Maria Stuart.** Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich v. Schiller, am 21. September. — Das Hoftheater hatte in dieser Woche klassische Auswandlung: am 18. Faust, am 21. Maria Stuart. Faust brachte ein Gastes, Maria Stuart ein ziemlich leeres Haus. Für uns Nassauer war die letztere Vorstellung deshalb interessant, weil darin die Heroine des Darmstädter Hoftheaters Frl. Frieda Eichelsheim, ein Biesbadener Kind, auf Engagement gastierte. Sie ist uns und anderen Rollen bestens bekannt, hat auch gestern Abend vorzüglich bestanden. Denn sie wußte nicht nur die Schillersche Maria, die hoheitvolle Fürstin und königliche Dulderin, sondern auch die historische, die oft dämlehaft sich gebende und beispend launische Herrin (ihre letzte Rolle) Eigenschaft hat ihr bekanntlich so manche Todeinbrecht gebracht), zu verkörpern und in einen Guß zusammenzuschmelzen. Auch äußerlich glich sie der viel bewunderten und viel gefeierten Schottenkönigin sehr gut. Als volle richtiger Ersatz für Frau Hauch-Wüst, soll sie uns willkommen sein. Die Besetzung der übrigen Rollen war gut. Frl Santen lieh der rothaarigen Tochter des großen Weiberverhexers Henry die bekannten Züge. Nur der Augenfehler und das Lispeln der Herr Leffler gab den kalt berechnenden Staatsmann für Great Britaun, Burleigh, den Absichten des Dichters gemäß. Herr Weining brachte das Wüstich-Sinnliche des Mortimer treffend zur Geltung. Herr Schwab machte den Doppelzüngen Leicester durch sein Spiel und durch prächtig eingenommen verständlich. Eine schöne Leistung war ferner die des alten Melvil (Herrn Kober). Auch die übrigen Darsteller taten das Ihre, um die Aufführung zu einer anfenlichen Leistung zu gestalten.

### Residenztheater.

=**Sherlock Holmes,** Detektiv-Komödie in 4 Akten von A. Bozenhard, zum 1. Mal am 15. September, zum 2. Mal wiederholt am 17. September. — Das Residenztheater ging diesmal in den Spuren des Hoftheaters, das mit Schönthans Komödie Generzeit voraufgegangen war. Auch dem Geschmacke des Publikums folgte der Direktor, innerlich vielleicht wider willen. Aber es ist nun einmal so: das Sensationelle, Nervenkitzelnde wird verlangt. Nur wenn wir einmal ganz „herunter" sind, kommen wir vielleicht auch wieder in die Höhe. Der keinenfalls. Das Raffinement in der Mache des Autors ist zu gewiß großartig. Der berühmte Detektiv wird in den verschiedensten, gefahrlichsten Situationen vorgeführt, die er sich oder alle glücklich, äußerst geschickt zu nutze macht, um seine, man möchte sagen übermenschlichen, scharfen Beobachtungen ins rechte Licht zu setzen, und leine ebenfalls nicht gerade zu verachtenden Gegner ins Nichts zurückzuschleudern. Der Regie des Herrn Rücker gebührt alle Ehre, ebenso den ausübenden Künstlern; denn es klappte alles prächtig. Herr Hetebrügge als gewichter, ja phänomenaler Sherlock Holmes erwarb ob seines vorzüglichen Spiels allgemeine Anerkennung, ebenso Herr Rücker als dessen Gegner Moriarty, Herr Miltner-Schönau und Frl. Rosner als verbrecherisches Ehepaar Larrabee, Frl. Roormann als Miß Faulkner, das beflagenswerte Opfer der Gauner, sowie Herr Sascha, zuerst als unschuldiges Werkzeug der Bande, später in Diensten des Detektivs als schärfster Beobachter der einzelnen verdächtigen Personen. Auch die Darsteller der kleineren Rollen waren auf ihrem Platze. Das Haus war natürlich ausverkauft, so daß die Direktion auch in dieser Beziehung zufrieden sein konnte.

## Literatur.

* **Beiträge zur Geschichte der Stadt Weilburg.** Festschrift zur Jahrhundertfeier gewidmet vom Altertumsverein. Sonderabdruck aus den Annalen, Band XXXVI, 64 S. Wiesbaden, M. Bechtold u. Komp. — Über dieses schöne Werkchen haben wir uns sehr gefreut; es ist eine mit Sinnigkeit und Geschmack zusammengestellte, würdige Festgabe gewesen. Vier Aufsätze sind ausgewählt; sie geben eine Probe davon, was im Staatsarchiv an Material über Weilburg noch lagert, und was bei unserer gedrängten Geschichte der Stadt nur gestreift oder ganz allgemein gegeben werden konnte. Nr. 1 ist der Versuch einer topographischen Fixierung der konradinischen Niederlassung (Weilburg vor 1000 Jahren) mit Plan, durch Lic. Arthur Wagat. Wie haben seinerzeit unsern abweichenden Standpunkt in der Sache kund gegeben, der hauptsächlich darin besteht, daß wir der Konradiner Burg, bezw. den Wohnsitz dieses Geschlechts auf dem Gebiete des heutigen Schlosses suchen und also eine Fortsetzung bezw. Erneuerung des Urbaues zu betrachten ist, wie sich in Wiesbaden das nassauische Schloß auf der Stelle der altfränkischen Königsrehburg erbaute, troß vier- oder fünffacher Erneuerung. Die anderweite Beweisführung erbracht, aufgrund der Merianschen Abbildung (S. 7), erscheint mißlich; führt Wagat doch S. 25 u. f. selbst deren Unzuverlässigkeit in anderer Beziehung an. In übrigen mag man die Ausdehnungsbestimmungen anerkennen; nur möchten wir dem geehrten Fleiß des Verfassers Reverenz zu erweisen. Nr. 2 Siegel und Wappen der Stadt, ist eine gründliche Untersuchung des Geheimrats Wagner mit Lupe und Sonde; es ist mit die Ursache gewesen, daß die Weilburger zu „bunttes" Wappenbild verdienten und ihre Stadtfarben entsprechend anordnen ließen. Nr. 3, Beitrag zur neueren Verfassungsgeschichte von Archivar Dr. Schaus, bringt, von geschickter Hand ausgewählt, mehrere Aktenstücke aus der zeit nach dem Großen Kriege (Polizei- und Gebührationsordnung 1664, 1665, Freiheit 1685) und zwei Beschreibungen, 1742 und 1770, letztere zu einem beigefügten Stadtplan mit den entsprechenden Erläuterungen. Sie lesen einen Blick in die Existenzverhältnisse zu Weilburg während eines Jahrhunderts tun. Nr. 4 ist eine vortreffliche Darstellung der Luftreise Blanchards von Frankfurt nach Weilburg von Archivar Dr. v. Domarus, die auch teilweise ein unterhaltendes Moment in die Sammlung hineinlegt. Außer den beiden Plänen ist ein Blatt mit Siegeldrucken und eine farbenlechtende Abbildung des Weilburger Stadtwappens beigefügt.

* **Geschichte der Stadt Biebrich.** Von M. Heyne. 73 S. Biebrich, G. Zeidler. — Professor Heyne gehört zu den eifrigen Suchern, die, ohne „zünftig" zu sein, sich mit Liebe zur Sache in die geschichtliche Vergangenheit ihrer Umgebung versenken und durch ihren unermüdlichen Fleiß manchen schönen Schatz heben. Das vorliegende Büchlein, leider nur zu einem bestimmten Zweck — Einweihung des neuen Biebricher Rathauses — in beschränkter Zahl gedruckt, ist ein beredter Beweis solchen Eifers. Der Verfasser hat die Ergebnisse seiner Forschertrebeit, die er in der Presse schon seit Jahren in Einzelartikeln niedergelegt hatte, zusammengestellt und zu einer hübsch abgerundeten, übersichtlichen Darstellung verarbeitet. Leider ist er zu peinlich als zu rasch im Urteilen und Schließen gewesen; seinen Ausführungen kann man deshalb mit gutem Gewissen trauen. Die Geschichte des Rheinstädtchens, das sein Dasein bis in die Karlingerzeit hinauf verfolgen kann, entwickelt sich deutlich vor unseren Augen; die verschiedenen Stadien sind gut abgemessen; die politische und soziale, kulturelle und wirtschaftliche Seite der Geschichte sind gleichmertig berücksichtigt. Der Verfasser teilte uns mit, daß er später seine „Geschichte" erweitern und dann einem größeren Leserkreise zugänglich machen wolle. Wir können ihn nur dazu ermuntern.

Digitized by Google

## Neues aus Nassau.

**Das Großherzogspaar von Luxemburg** ist am 16. September von St. Blasien nach Hohenburg übergesiedelt. Die vier Prinzessinnen haben sich von Königstein ebendahin begeben.

Am 13. September starb zu Sameeg in der Lausitz auf seinem Schlosse Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig (geb. 1837). Er war der Sohn der Prinzessin Marianne von Nassau-Oranien und Gutsherr auch zu Reinhardshausen bei Erbach. Welcher von seinen Söhnen letzteres Besitztum erben wird, ist noch unbekannt.

Am 20. September ist der Reichskanzler Fürst von Bülow zu längerem Kur in Homburg eingetroffen. Er wird im Schloß wohnen.

Der historische Sinn wird reger. Das beweist die Gründung zweier Sektionen des Vereins für Altertumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden und Diez. Dieß will außerdem 1907 den 200. Jahrestag der Gründung der Neustadt festlich begehen.

Der Staat hat die Rechte der katholischen Kirchengemeinde zu Eppstein auf die Burgkapelle für 10 000 Mark abgelöst.

Die Lahnkalkwerke von Hubalet u. Komp. wollen die beiden Schenswürdigkeiten, die Dolumente von Nassaus Urzeit: die Wilde Schener und das Wilde Haus bei Schaubach zu abbauen. Hand daraus gesetzgl. Geschichts- und Verschönerungsvereine!

An den fünf- und mehrklassigen Landschulen werden allgemach statt der Hauptlehrer geprüfte Rektoren angestellt.

Am 1. Oktober wird die Strecke der Westerwaldquerbahn Herborn-Rennerod eröffnet.

Vom 1. Oktober ab halten zu Lorchhausen alle Personenzüge mit einer Ausnahme.

Die Automobilverbindung Weben-Idstein ist schon wieder eingestellt worden.

Vom Bau eines Aussichtsturms im Usinger Schloßseminargarten mußte leider abgesehen werden.

Die Submissionsdüte zeigt sich auch im neuen Wiesbadener Zentralbahnhofe. Dort ist in Konkurrenz zur Wirtschaftspacht eine ganze Anzahl von Geschäften eingegangen, die sich zwischen 10 000 und 48 000 (!) Mark Angebot bewegen.

Abermals ist ein treuer Mitarbeiter der „Nassovia", Oberpostsekretär a. D. G. Bohrmann zu Frankfurt a. M., gestorben. Ein Aufsatz von ihm und einige Misgellen gelangen noch zur Veröffentlichung. Wir bewahren dem Verewigten ein ehrendstes Andenken.

**Medaille zur Eröffnung der Lahnschiffahrt 1810.** Hofrat H. Herz zu Weilburg hat den Wunsch des Verfassers der dort. Misgelle (s. o.) gerne erfüllt und uns die Denkmünze zur Ansicht freundlichst eingesandt. Sie ist 35 Millimeter groß, von Silber, scharfgerandet. Die Vorderseite trägt die Aufschrift: Unter der Regierung Friedrich I. Herzog zu Nassau und Friedr. Wilhelm Fürsten zu Nassau. Die Rückseite ist beschrieben: Eroefnung der Lahnschiffahrt bis Weilburg den 12. Oct. 1810. (Vgl. auch Ann. d. A.-V. 21, S. 128.)

## Nassauische Personalien.

### III. Quartal 1906.

**Ernennungen u. a.** Ger.-Vollzieher Sielaff, Meerholz, z. s. i. Wiesbaden. Realschullehrer Dr. Degenhardt, Wiesbaden, und Gymn.-Oberlehrer Jülch, Dillenburg, z. Professoren. Ger.-Assessor Dr. Reid, Muskau, z. Hilfsarbeiter b. d. Regierung Wiesbaden. Musikdirektor Th. Rehbaum, Wiesbaden, z. Professor. Ger.-Assessor Sternberg, Rüdesheim, z. Hilfsarbeiter i. Wiesbaden. Beigeordneter Pfeiffer, Oberweisen, z. Bürgermeister. Zahnarzt Dr. C. Schmidt, Niederlahnstein, z. Kommerzienrat. Ger.-Assessor Röll, Battenberg, z. Amtsrichter das. Schulkandidatin Duchene, Limburg, z. Lehrerin in Malmeneich. Ger.-Assessor Röner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. St. Goarshausen. Pfarrer Jost, Mansbach, z. Kreisschulinspektor. Polizeiverwalter Orth, Flörsheim, z. Polizeisekretär. O.-Tel.-Assistent Stöpel, Wiesbaden, z. Tel.-Sekretär. Post-Assistent Wirkefeld, gen. Schütte, Wiesbaden, z. O.-P.-Assistenten. Tel.-Assistent Oertel, Wiesbaden, z. O.-Tel.-Assistent. Postanwärter Bach und Müller, Wiesbaden, z. Post-Assistenten. Ger.-Assessor Dr. Kühler, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Nummelsburg. Landrat Dr. Schmidt, Montabaur, z. Reg.-Rat i. Stettin. Reg.-Assessor Frhr. Marschall von Bieberstein, Hannover, z. komm. Landrat i. Montabaur. Pfarrer Dr. J. Hoos, Schlangenbad, z. Regens, und Kaplan J. Roll, Wiesbaden, z. Subregens d. Priesterseminars z. Limburg. Kaplan Gilles, Wiesbaden, z. Benefiziant i. Winkel. Ger.-Assessor Raulbach, Ehrenbreitstein, z. Hilfsrichter i. Wiesbaden. Insp.-Assistent Ad. Christ, Nauheim, z. Insp. Gefängn.-Sekretär. Seminarlehrer Grünewald, Tilenburg, z. Rektor i. Biedrich. Medizinalrat Dr. Gleitsmann, Wiesbaden, z. Geh. Medizinalrat. Dr. med. J. P. Hoos, Braubach, z. San.-Rat. Schullandidatin A. Fay, Oberursel, z. Lehrerin i. Weidenhahn. Rektor Mensing, Köln, z. Baugewerkschullehrer i. Idstein. Dr. med. Krah, Schwanheim, z. San.-Rat. Ger.-Sekretär Seulberger, Wiesbaden, z. O.-Sekretär. Landwirt W. Holzhausen, Enblishausen, z. Bürgermeister das. Gymn.-Oberlehrer L. Angersbach, Weilburg, Dr. H. Otto, Hadamar, z. Professoren. Bauinspektoren Krücken, Weilburg und Böttger, Langenschwalbach, z. Bauräten. Dr. Meister, Hofjunkat Weilmünster, z. Oberamt a. d. Herzogtum Hadamar. Postinspektor Bracht, Magdeburg, z. Postdirektor i. Weilburg. Hilfsprediger K. Ringshausen, Wiesbaden, z. Pfarrer i. Rotheim. Landbauinspektor Adams, Wiesbaden, z. Baurat. Gerichtsdiener Frhr. G. von Dungern, Wiesbaden, z. Reg.-Referendar. Schulkandidat Braumann a. Baiern, z. isr. Lehrer in Hamberg. W. Hahn, Esch, z. Gem.-Rechner das. Rechtskandidat R. Hufschläger, Rüdesheim, z. Referendar das. Ger.-Assessor Westphalen, Wiesbaden, z. Amtsrichter i. Gemünd. Ger.-Kassenrendant Schneider, Wiesbaden, z. Rechnungsrat. Ger.-Sekretäre Gerhard, Wiesbaden; Faber, Höchst, z. Kanzleiräten. Feldner M. Deiz, Hadamar, z. Gem.-Rechner das. T.-L.-Ger.-Sekretär L. Meder, Frankfurt, z. Rechnungsrat. Pfarrvikar Cunz, Donnejau, z. Pfarrer in Hochstenbach. Ger.-Referendar Dr. Freundlich, Stettin, z. s. i. Wiesbaden. Pfarrkandidat R. Michel, Weilburg, z. Pfarrvikar i. Geisenheim. Forstmeister Frhr. von Löwenstern, z. O.-Forstmeister i. Homburg. Kat.-Landmesser Schmidt, Wanderdaß, z. prov. Kat.-Inspektor i. Wiesbaden. Stadtrat O. Grimm (geb. Wiesbadener), Frankfurt, z. Bürgermeister das. Schullandidat Jung, Isselbach, z. Lehrer i. Bärstadt. Assistent P. Heinrich, Ried, z. Gem.-Sekretär i. Schwanheim. Rechtskandidat Schlitzer, Wiesbaden, z. Ger.-Referendar i. Stanberg. Lehrer in M. Maymann, Münster i. W., z. Rektor a. priv. Höhere Mädchenschule in Hamberg. Amtsrichter Bellinger, Neuwied, z. Amtsgerichtsrat. Ger.-Assessor Dr. Wiltmann, Hachenburg, z. Waldbröl. St.-Anwalt Müller, Limburg, z. Landrichter i. Glogau. Wasserbau-Inspektor Baurat Ortloff, Breslau, z. s. i. Diez. Landg.-Rat Stammler, Wiesbaden, z. Amtsger.-Rat i. Hochem. Landwirt P. Weil, Kleinschwabach, z. Bürgermeister das. San.-Rat Dr. Schenck, O.-Lahnstein, z. Stadtarzt das. Lehrer W. Wolfsdorf, Geisenheim, z. Hauptlehrer das. Gymn.-Lehrer H. Räsfel, Brüssel, z. Hilfslehrer i. Höchst. Landwirt J. Klein, Sal, z. Bürgermeister das. Stadtsekretär Raul, Ems, z. O.-Sekretär. Ger.-Assessor Dr. Bau, Wehen, z. Hilfsrichter i. Höchst. Priester J. B. Milbach, Limburg, z. komm. Kreisschulinspektor. Ger.-Referendare Dr. Hörter, Grundelfingen, Hartf, Dr. Leuchs, Dr. Waldeck, z. Assessoren. Rechtsanwalt Lang, Elfeld, z. Notar. O.-Arzt a. D. Dr. L. Heymann, Wiesbaden, z. Stabsarzt. Lehrer Endreß, Bärstadt, z. komm. Seminarlehrer i. Gummersbach. Schullandidat Hodel, Fulda, z. Lehrer i. Elar. Lehrer Knoth, Holzhausen, z. Präp.-Lehrer i. Frankenberg. Reg.-Rat Holzappel (gl. Dillenburg), z. Oberlandeskulturgerichtsrat. Pfarrkandidat W.

Digitized by Google

Hause, Oberlahnstein, Hilfsprediger i. Wiesbaden. Pfarrer C. Lehr, Frickt, z. Del.-Verwalter. Pfarrer Dr. Wiese, Grabenstz., z. Amtsger.-Rath. Pfarrer Dr. Wiese, Grabenstz., z. i. Wiesbaden. Reg.-Assessor Valentiner, Schlüchtern, bes. z. Landrat das. Rechtsanwalt Dr. Lebrecht, Wiesbaden, a. I. Ingenieur. Eisenb.-Sekretär Berg, Limburg, z. Eisenb.-Betr.-Ingenieur. Buchhalter A. Wilhelmi, Geisenheim, z. Stadtrechner, H.-Hallamtsrendant Uhlendorff, Rattenkirchen, z. H.-Steuramtsrendant i. Oberlahnstein. A.-Richter Bellinger, Rennerod; Wallis, Braunfels, z. Amtsger.-Räten. Kriegsger.-Rat Cellarius, Frankfurt, z. O.-Kriegsger.-Rat. Hauptmann Ufener z. Bez.-Offizier i. Graubenz. Pfarrverwalter A. Müller, Laufenselden, z. Pfarrer i. Schlangenbad. Steuerinspektor Brietemeyer, Nerotz. a. s. i. Bergisch-Gladbach. Pfarrverwalter Colbe, Berborn, z. Pfarrer i. Dasselbst. Schulkandidat Hülpisch, z. Lehrer i. Oberhochstadt. Frl. Kramm, Homburg und Corcilius, Weilburg a. Lehrerinnen a. d. Höh. Mädchenschule Weilburg. Frl. Nothnagel, Wiesbaden, z. Lehrerin in Kronberg. Frl. Mourgues z. Handarb.-Lehrerin i. Schierstein.

**Jubiläen u. a.:** Juli: 1. F. Engelke, Mainz, 25 Jahre Bischenmacher d. 87. Regts. — 12. Stadtrat Hämmerter i. Dr. Wenzel v. Nassau, Höchst, 25 J. d. d. Farbwerken das. — 15. Winger J. Holland, Elfeld, 50 J. i. D. — Polizeisergeant G. Jinthaun, Homburg 25 J. i. D. — Kutscher P. Karl, Homburg, 40 J. i. D. — Lehrer M. Schenkelberg, Hersfeldach, 25 J. a. D. — 25. Schlosser Schumacher, 25 J. d. Tuchenhof, Biedrich. — Bahnarbeiter P. Hemes, Geisenheim, 80 J. a. — 26. A. Weidmann, Kronberg, 90 J. a. (gb. 1816). — 31. J. W. Hecht, Herbern, 90 J. a. (gb. 1816). — **August:** 8. Sem.-Ob. Dr. Schenck, Oberlahnstein, 50 J. i. D. — 12. Pfarrer W. Zimmermann, Wiesbaden, 40 J. i. A. — 19. Geistl. Rat J. Diefenbach, Elfeld; Dekan J. Bonn, Weilnich, 50 J. Priester. — Weichenstellerschaffner Th. Wolf, Talbuinstein, 40 J. i. D. — **September:** 1. Chorsänger A. Spieß, A. Behnke, u. Frau Baumann, Wiesbaden, 25 J. a. Kgl. Theater. — Wagenmeister J. Schmitt, Niederlahnstein, 25 J. i. D. — 2. Hauptlehrer Schmidt, Hofheim, 25 J. a. O. — 18. Eisenb.-Vorarbeiter Ch. Meurer, Ems, 50 J. i. D. —

**Pensionierungen u. s. w.** Hauptlehrer Zugmeyer, Geisenheim. Lehrer Schäfer, Kranoberg. Lehrerin Korn, Schwanheim. Förster Haller, Dillenburg. Dekan Eyfert, Baumbach, Amt a. Kreisschulinspektor niedergel. Lehrer Schol, Altstadt. Forstmeister Hünten, Driedorf. Hegemeister Fid, Schneumberger Hof. Förster Wagner, Waldernbach. Förster Lucas, Gontersdorf. Regens z. Priesterseminar Geistl. Rat Lala, Limburg. Amt niedergel. Kaiserl. Vankorst. E. Horn, Limburg. Ger.-Sekretär Nowak, Hochheim. C.-Leutnant d. G.-Landw. 2. A. Reusch-Wiesbaden, Abich. Bens. Lehrer Strod, Flach. Lehrer Cloes, Grenzhausen, A. Bey, Herborn (geb. 1836, s. 1855 i. A.). Dekan J. Wilhelmi, Braubach (46 J. i. A. u. a. O.). Pfarrer Schmidt, Sulzbach. Lehrer Schott, Eschhofen. Rektor Gabel, Idstein. Pfarrer D. Schröder, Daudorn. Mittelschullehrer C. Rosentranz, Wiesbaden. Hauptlehrer J. P. Riedt, Soffenheim 50 J. i. A. Hauptlehrer Tillmann, Wirges. Fortmeister Jericho, Montabaur. Reg.-Sekretär Ph. Holsein, Wiesbaden. Rel.-Lehrer J. Stern, Bierstadt (45 J. i. A.). Kammermusiker L. Krahner, Wiesbaden (36 J. i. D.). Rechnungsrat Bentlage, Oberlahnstein. Bürgermeister Werner, Schlangenbad, Amt niedergel. Steuerinspektor Banied, Verantassan. Bahnhofsvorsteher Rohmann, Herdorn. Stadtsecretarat Döbrich, Hachenburg, Amt niedergel.

**Todesfälle:** Juni: 18. Hauptlehrer a. D. Dr. Meyer (geb. Dürdorf 1843). — 22. Graf Jakob zu Eltz a. Butowar (geb. 1860). — 28. Stellv. Konsul H. Freudenberg, Colombo (Ceylon) (geb. Nassauer), — Juli: 2. Bürgermeister a. D. S. Simon, Ried. — 5. Graf Emich Fürst zu Leiningen-Westerburg, Frankfurt (gb. 1846). — 7. Lehrer Ch. Wirbelauer, Oberliederbach (gb. 1858). — 10. Bergverwalter Göb, Rodheim a. d. L. — 19. Fabrikdirektor L. Claasen, Winkel (gb. 1846). — 20. Lehrer H. Mieger, Limbach (gb. 1860). — 24. Major a. D. G. Neuendorff, Weilburg, 92 J. a. (gb. 1814). — 30. Zeichenschullehrer A. Bibel, Hattenelnbogen (gb. 1838). — Lehrer O. Goebel, Dillenburg (gb. 1882). — **August:** 2. Kgl. Chorsänger a. D. A. Raffeni, Bremen, früher Wiesbaden (gb. 1851). — 9. Landmann J. Ch. Flechsel, Nordenstadt, 91 J. a. (gb. 1815). — 13. Bürgermeister M. Horz, Salz (gb. 1844). — 14. Direktor d. Minerwahütte, A. Michels, Haiger. — 19. Bürgermeister a. D. Th. Weis, Langenschied (gb. 1833). — 23. Holzhauermeister W. Wagner, Dachschausen, 94 J. a. (gb. 1812). — 26. Domänenrat a. D. Thaler, Homburg (gb. 1838). — **September:** 2. Pfarrer a. D. J. H. Wagner, Wiesbaden (gb. 1822). — Pfarrer a. D. G. Pfeiffer, Wiesbaden, (gb. 1820). — 5. Oberlehrer a. D. Professor Th. Laub, Wiesbaden (gb. 1835). — 13. Lehrer G. Frech, Oberbach (gb. 1857). — 14. Lehrer E. Flid, Sonnenberg (gb. 1840). — Feldgerichtsschöffe a. D. H. Pulch, Laufenselden (40 J. i. A.).

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Oktober.**

4. 1559. Graf Philipp III. von Nassau-Weilburg stirbt. Er war am 24. September 1504 als Sohn des Grafen Ludwig I. geboren, folgte diesem 1523 in der Regierung, führte die Reformation ein und gründete das Gymnasium.
4. 1594. Nikolaus Vompe (Gompius) Naumburgi stirbt. Um 1520 geboren, wurde er geistlich. Prädendar zu Erfurt, trat zum Lutbertum über, wurde 1546 Pfarrer in Erbenheim, ging 1548 nach auswärts, kam 1562 als Hofpredigter nach Idstein. 1564 als Pfarrer nach Wiesbaden zurück, ward 1577 Kircheninspektor daselbst.
6. 1559. Graf Wilhelm der Reiche von Nassau-Dillenburg stirbt. Er war der älteste Sohn des Grafen Johann V., geboren am 10. April 1484, vermählt mit Gräfin Juliane von Stolberg und regierte seit 1516. Ein Hebdengeschlecht dem Sohnen: Wilhelm der Schweiger und seine Brüder, stammte von ihm.
12. 1412. Graf Philipp I. von Nassau-Weilburg legt alle alten Streitigkeiten mit den Grafen von Nassau-Beilstein durch Vergleich bei.
14. 1538. Die Reformation wird im Dreiherrischen (Nassau a. d. L. und Umgebung) eingeführt.
14. 1867. Wilhelm Ortel (gen. W. O. von Horn), der „Spinnstubenschreiber", stirbt als Superintendent a. D. zu Wiesbaden, wo er seit 1863 wohnte. Geboren war er am 17. August 1778 zu Horn bei Simmern, daher sein Pseudonym.

## Briefkasten.

**K. W. in W.** Die Bezeichnung „Herr" als Attribut in Aufsätzen u. s. w. verschwindet allmählich. In der mündlichen und schriftlichen direkten Anrede bleibt sie natürlich bestehen. Also: Pfarrverwalter X ist als Pfarrer zu Y angestellt worden; aber: Herr Pfarrer, ich gratuliere.

**G. Z. in N.-E.** Besten Dank. Besprechung kommt.
**F. H. in L.** Besten Dank und frdl. Gruß.
**C. Th. in H.** Freundl. Dank für Brief und Grüße von Haus zu Haus. Dieses Jahr kommen wir nicht auf den Westerwald.

**Redaktionsschluß: 22. September.**

Inhalt: C'est pour toi (Gedicht). Von C. Spielmann. — Die Hugenotten- und Waldenser kolonien in Nassau V. Von W. Bittgen. — Graf Johann der Mittlere zu Nassau-Dillenburg (Siegen). Von J. Benner. — Nassauische Dynasten III. Von Dr. C. Spielmann. — Die Klageschrift von Griesheim. Von K. Wolff. — Der Obersteiger von Linnebach. Von H. L. Linkenbach. (Schluß.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauische Personalien. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 20. Wiesbaden, den 16. Oktober 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Gebet.

Gib mir Glauben, gnäd'ger Gott,
Nur so viel, um zu erkennen,
Daß der Schmerz in meiner Brust
Muß zur Seligkeit mir brennen.

Gib mir Mut, du guter Gott.
Nur so viel, um nicht zu wanken,
Wenn die Nacht kommt mit der Last
Unheilbrütender Gedanken.

Gib mir Trost, du milder Gott,
Nur so viel, um still zu wähnen,
Daß mit meinem tiefen Weh
Noch ein Wesen fühlt in Tränen.

Gib mir Kraft, du starker Gott,
Nur so viel, um noch zu weben
Manche schlichte Segensat
Meinem glückverlor'nen Leben.

## Vorbei.

Ich stand am Bach beim Weidenbaum,
Die Flur lag still im Sommertraum,
Die Wasser gingen müde,
So müde.
Kein Vogellaut im Sonnenstrahl . . .
Nur hoffnungsfroh ein letztes Mal
Sang eine Drossel durch das Tal:
„Tihigückgück gückgück,
Der Frühling kommt zurück,
Zurück!"

Ich schritt zum alten Buchenwald,
Kein froher Ton im Schatten schallt',
Die Blätter hingen müde,
So müde.
Nur in dem Gras ein Häslein sprang,
Und fern im tiefen Dunkel klang
Des Gutzgauchs letzter Sommersang:
„Kuckuck, kuckuck, kuckuck,
Der Frühling kommt zurück,
Zurück!"

Ich saß am dürren Grabenrand
Und schaute in das Heideland,
Das Herz war mir so müde,
So müde.
Ich lauschte seinem trägen Schlag
Den langen Sonnennachmittag —
Doch keine Stimme tröstend sprach:
„Geduld und hoch den Blick!
Dein Frühling kommt zurück,
Zurück!"

Ludwig Gallmeyer.

Digitized by Google

# Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Wassau V.

2) Von Wilhelm Wittgen. (1. Fortsetzung.)

Landgraf Friedrich Jakob gab darum am 28. Februar 1741 folgenden Erlaß:

„Wir haben aus vorstehenden Protocollo und votis zu Unserem gnädigsten Wohlgefallen ersehen daß die bey Uns von denen hiesigen, Friedrichsdorfer und Dornholzhäuser französischen Gemeinden angebrachte Beschwerdten in so weit gehoben und abgethan worden, lassen es dahero dabey bewenden und leben der Hoffnung, Unser Evangelisch Reformirtes Consistorium werde die andere nach diesem Protocollo und deren Guthachten noch zu besorgen stehende Dinge ehestens vollends ausführen, zu standte bringen, und künftig alles in guter Einträchtigkeit und Harmonie, ohne welches nicht so leichte bestehen kann, tractiren.

Da aber dieses Protokoll, wie es der Sachen Um ständte und Beschaffenheit nach, denn nicht anders sein können, ziemlich weitläufig gefallen, mithin man bey künftigen Vorfallenheiten sich nicht so geschwinde daraus ersehen, noch einem alsbalden das etwa vorkommende und zu besorgen nöhige in die Augen fallen kann;

So committiren Wir Unserm Evangelischen Reformirten Consistorio nehmlich Unserem Amtsrath Neuhof, Oberhofprediger Negrath, Hofprediger Hahn und Pfarrer Pfaffen, welche in Zukunft alle an und einlaufende Berichte und guthachten ins gesampte hiermit nebst den prodocollis unterschreiben sollen, daß sie sogleich nach dermahl hiesiger Verfassung eine vollständige gute Consistorial-Verordnung concept-weise entwerfen und an Uns des ehesten zu Unserer Approbation oder weiteren Erinnerung unterthänigst einsenden, wogu denn die von Unserem höchstseeligen Herrn Vatters Gnaden und Uns ehedem ergangenen Verordnungen nebst diesem Protocoll und Guthachtens mit zu Hülfe genommen, und daraus das nöthige in die neue gebracht werden könte.

Da auch bey denen Uns unterthänigst beyden Plans deren Capitalien und Pensionen hiesiger deutsch und frantzösisch aus Dornholzhäuser Kirche, der von Friedrichsdorf annoch abgehet, so gewärtigen Wir solchen ehestens, nebst einer Nachricht, ob erstere seine zu hiesigem Armenhaus gehörige Capitalien mehr zu verwalten habe, (unleserliche Stelle) wollen Wir davon enbenfalß eine hinlängliche Specification und Nachricht erwarten."

Infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs, den die Kolonie namentlich seit der letzten Waldensereinwanderung aus Piemont genommen, sah sich dieselbe in die Lage versetzt, wieder einen eigenen Geistlichen anzustellen; es war aber nicht so leicht, sich von Homburg frei zu machen, vielmehr erhob man von dort her Einspruch gegen die Lostrennung Dornholzhausens. Der Landgraf nahm diese Eingabe aber höchst ungnädig auf und schrieb am 21. Februar 1741 unter anderem:

„Ich halte nicht vor verwerflich dieser Leute ernstlich und gehorsamstes Gesuch um ihren gewöhnlichen Gottesdienst, sondern erachte vielmehr, daß es löblich ist, daß die Vorsteher bey der Gemeinde sich dieserhalb bemühen, da auch keine Unmöglichkeiten sehe, worin ihnen nicht könnte willfahret werden. Können nichts anderst als unordnung und wohl Sabatsschändung, ja auch Kaltsinnigkeit in Ansehung des Gottesdienstes daraus entstehen, wenn eine Gemeinde keinen ordentlichen Gottesdienst Sontäglich hat .... Es giebt ja viele Gemeinden, die keinen Gottesdienst in locis haben, sie können ja anderstwohin gehen? Es ist drum nicht desto besser, und wie viele gibt es, die außer stand sind, so wogl des alterthums als kleiner Kinder und sonst inconmoditäten außerhalb in die Kirch zu gehen? Zudem gibt dieses außerhalb gehen jungen Leuten anlaß zu allerlei Ausschweifung . . . . .

. . . . Wie einige mir zu versteben gegeben, um des Gottesdienstes willen hätten sie sich hier im Land etablirt in der Hoffnung, es würde von Jahr zu Jahren besser werden, da es aber zurückgehet, liegen sie den Muth sinken.

Wie denn auch zu befürchten ist, daß wo diese Leute nicht ihren gewöhnlichen Gottesdienst haben, und ihr Lamentiren den Herrn Engländer zu ohren käme, könnten wohl die Dornholzhäuser um die Engtische Pfarr- und Schulbesoldung kommen. Zudem ist es schwer, daß ein Prediger (nämlich der zu Homburg) drey Gemeinden gewissenhaft besorge, da immer einer seine Arbeit hat, wo man die nötige Hausbesuchung, fleißige unterweisung der Jugend, Schulvisitation, Besuchung der Kranken geschweige die vile besondere Vorfallenheit in einer Gemeinde wirdig bestreiten will."

Man sieht, der Landgraf hat von der Aufgabe der Geistlichen eine hohe Meinung und ist bemüht, der Kolonie zu helfen.

In der Person des Pfarrers George Henri Emmerich aus Basel ward endlich der rechte Mann für Dornholzhausen gefunden.

Der Landgraf erreichte es, daß auch die holländische Synode wieder einen Zuschuß gab, so daß die Pfarrbesoldung alles in allem 340 Gulden betrug.

Obwohl die Lebensverhältnisse damals sehr billige waren, mußte sich Pfarrer Emmerich dennoch zu einer Kollektenreise entschließen, um mit den Seinen sein Leben zu fristen. Es wurde ihm folgender Geleitsbrief ausgestellt:

„Von Gottes Gnaden x... Demnach bei uns die Gemeinde Dornholzhausen, eine Waldensische Colonie, schon vor einigen Jahren unterthänigst nachgesucht und gebethen, ihr dazu resp. die Erlaubniß zu ertheilen und behilflich zu seyn, daß sie einen eigenen Pfarrer in loco bekommen, und dadurch den bisherigen vielfältigen inconvenienzien abhilfe möge gegeben werden. Und Wir dieses höchstbillige Gesuch um so mehr bey Uns Statthaben lassen, als solches die Beförderung der ewigen Wohlfahrt gedachter unserer Unterthanen zum Grunde hat, und zu dem Ende auch zur Erreichung dieses Christlöblichen Endzweckes das Unserige gerne beygetragen haben und ferner beytragen werden, gleichwohlen aber dieselbst nicht hinlänglich sehn will, besagte Gemeinde in den Stand zu setzen, einen eigenen Prediger und Schulbedienten salariren zu können: Zumahlen da zur Erlauffung und reparatur eines eigenen Pfarrhauses vieles hat müssen aufgewandt werden und zu einem unumgänglich nötigen Schulhause noch vieles erfordert wird, wodurch gar kein Fond überbleibt, dem Prediger seinen Unterhalt zu verschaffen. Als haben wir uns, aus landesväterlicher Vorsorge, bewogen gefunden, dieser Gemeinde auf ihr ferneres Ansuchen, hiermit gnadigst zu verstatten, durch öffentliche Collekten solchen Abgang,

Digitized by Google

womöglich zu appelliren und ihr zugleich zu erlauben, durch Vorzeigung dieses Ehren Georg Heinrich Emmerich als ihrem bestellten Prediger, bei anwesenden Christmilden Grafen um eine selbstbeliebige beysteuer nachsuchen zu lassen. Wir empfehlen daher mehrgedachte Gemeinde zu eines jeden christlicher Mitde bestermaßen, damit durch die gemeinschaftliche Hülfe dieses zu Gottes Ehre gereichende Vorhaben einen gesegneten Fortgang haben möge und wünschen, daß solche Liebesgaben Wohlthäter von der Urquelle alles wahren Segens reichlich möge vergolten werden.

Homburg v. d. Höhe den 22. Juli 1763.

Pfarrer Emmerich blieb 13 Jahre in Dornholzhausen. Sein Verdienst ist, die kirchliche Gemeinde mit staunenswertem persönlichen Opfermut wieder unabhängig gemacht zu haben; auch war er praktisch bei der Verbesserung der Strumpfwarenindustrie tätig, so daß um diese Zeit schon 6 Bürger Dornholzhausens eigene Fabriken unterhielten. Er übernahm vom Jahre 1768 an die Pfarrstelle an der französischen Gemeinde Neu-Isenburg, wo er sich um den Bau der neuen Kirche große Verdienste erwarb. Kurze Zeit wirkte nach ihm Jean Louis Weydenbach in Dornholzhausen; auch er ging nach Neu-Isenburg. Unter seinem Nachfolger Rieger erhielt das kirchliche Vermögen verschiedentlich Zuwuchs. Claude Poinet aus Offenbach, ein geborener Dornholzhäuser, schenkte 150 Gld., durch eine Kollekte, die Rieger im Orte selbst und in der Umgegend veranstaltete, brachte er 500 Gulden zusammen, dazu schenkte der Landgraf noch 800 Gulden, so daß davon das Pfarrhaus, welches sich nach den Berichten Riegers in den Akten des Wiesbadener Staatsarchivs in einem entsetzlichen Zustande befunden haben muß, in der Weise hergerichtet werden konnte, wie es heute noch ist.[1]) Als besonderes Verdienst Riegers müssen wir es bezeichnen, daß er die Dokumente und Urkunden der Gemeinde sammeln und für spätere Zeiten aufbewahren ließ.

Unter seinem Nachfolger Romanus hatte die Gemeinde von den Durchmärschen der Franzosen und Österreicher viel zu leiden. Das Schulzimmer wurde als Arrestlokal und die Kirche zu ähnlichen Zwecken benutzt. Es wimmelte förmlich von Soldaten, und die Österreicher speziell lagerten 10 Monate lang hinter den Gärten des Dorfes. Als Romanus uns Jahr 1800 einem Rufe an die französische Gemeinde in Kassel folgte, schenkte er der Kirche von Dornholzhausen zum Andenken einen silbernen Abendmahlkelch, welcher heute noch im Gebrauch ist.

Es folgten als Geistliche Emanuel Gros, der nur ein Jahr blieb, und J. Fr. Rödiger aus Hanau. Unter dem letzteren befand sich die Gemeinde infolge der Kriegsunruhen wieder in äußerst bedrückter Lage. In einem Aktenstück aus dieser Zeit lesen wir: Die Ländereien von Dornholzhausen sind wenig ertragsam und enthalten nicht mehr als 194 Morgen. Infolge verschiedener Steuern und einiger Anleihen hatte im Jahre 1810 die Gemeinde 1700 Gulden Schulden, und durch den Krieg im Jahre 1815 stieg diese Schuldenlast bis auf 8000 Gulden. Um die Interessen für dieses Kapital aufzubringen, wird jährlich nach Maßgabe ihres Vermögens von den Einwohnern ein Auflage erhoben, allein gar manche sind so arm, daß sie dazu gar nicht herangezogen werden können. „Vom Jahre 1806 an", berichtet eine andere Quelle, „wo die englische Unterstützung nicht weiter bezahlt wurde, blieb der Pastor von Dornholzhausen noch 2 Jahre im Dorfe und half sich ärmlich durch, indem er hoffte, daß die wieder eröffnete Verbindung mit England ihm die Mittel bieten würde, sein geistliches Amt ferner verwalten zu können. Allein durch die stärkere Not getrieben, verließ er am 1. Oktober 1809 seine Gemeinde, welche nun verwaist dastand." Inzwischen versah Oberhofprediger Breidenstein von Homburg, welcher auch der französischen Sprache vollkommen mächtig war, den Gottesdienst in Dornholzhausen. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1818. Da verheiratete sich der Erbprinz Friedrich Joseph mit der Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs von England. Bei dieser Gelegenheit

---

[1]) Der Empfehlungsbrief des Konsistoriums für Rieger hat folgenden Wortlaut (Wiesbadener Staatsarchiv):

„Des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Ludwigs, Landgrafen zu Hessen, Fürsten zu Hersfeld, Grafen zu Katzenelnbogen, Diez, Ziegenhayn, Nidda, Schaumburg, Isenburg und Büdingen ꝛc. ꝛc.; des Königlich Polnischen weissen Adler- und Churpfälzischen Sanct Huberti Ordens Ritters ꝛc.

Wir zu Höchstderoselben nachgesetzten Französisch Reformirten Consistorio verordnete Präsidirender Geheime Rath, Consistorii Director, Räthe und Beysitzern, urkunden und bekennen hiermit: Demnach die Reformirte Französische Waldenser Gemeinde des zu hiesigem Fürstlichem Amte gehörigen Dorfes Dornholzhausen, sich in der unumgänglichen Nothwendigkeit befindet, ihre Kirche, Pfarr- und Schul-Gebäude, welche zum Theil gänzlich verfallen sind, repariren zu lassen, solche aber, da die Kirche keinen besonderen Fundum hat, die Gemeinds Glieder allzusehr beraerni sind, so wenig dieses nöthige Bauwesen zu bestreiten, als ihre Pfarrer und Schullehrer fernerhin zu besolden im Stande ist, dannenhero eine aus Holland bishero daraz erhaltene Pension seit einigen Jahren unglücklicherweise ausgeblieben und dadurch das Kirchen aerarium zu Dornholzhausen in große Unvermögenheit und Schuldenlast gerathen ist, wovonenhero die dasige Gemeinde, um ihr Kirchenwesen fernerhin im Stande erhalten und den Pfarrer wie auch Schuldiener nothdürftig besolden zu können, um die Erlaubniß, bei auswärtigen Freunden, eine christmilde Beysteuer einsammeln zu dürfen, gezieməndt gebeten, solche auch bey dem vor Augen liegenden Nothstand derselben, erhalten hat. Als ist Vorsziger dieses, dem Herrn Pfarrer Rieger zu Dornholzhausen, wegen seiner Seelsorge anvertraute Gemeinde, die Collecte daselbst zu besorgen übernommen hat, gegenwärtiges zu seiner Legitimation ertheilet worden. Wobey dann zu gleich an alle und jede, so hiermit belanget und dienstfreundlich angesonnen werden, die nach Standesgebühr gezieməndte Ansuchung geschiehet, sie wollen gedachter armen Waldenser Gemeinde in ihrem löblichen zur Verherrlichung des göttlichen Namens gereichenden Vorhaben, nach Vermögen mit einer christlichen Beysteuer an Handen zu gehen, sich gefallen lahen, in der Verrichtung, daß der höchste Vergelter solche Gutthergzigkeit mit anderweitem Wegen belohnen und man solche in andere Wegen zu verschulden, obnermangeln werde.

Urkundlich der gewöhnlichen Unterschrift und des hierauf gedruckten Fürstlichen Consistorial Insiegels: So geschehen Homburg vor der Höhe, den 21. Junii 1779.

Hochfürstliches Hessen-Homburg. Evang. Reformirtes Consistorium
Loewe. Zwilling.

Digitized by Google

gedachte Landgraf Friedrich V.[2]) seiner allezeit treuen Dornholzhäuser und erwirkte von der englischen Regierung einen Betrag von 10 000 Mk. zu einem Fonds, aus dessen Zinsen die Pfarrbesoldung aufgebessert werden konnte.

(Schluß folgt.)

[2]) Hofprediger Breidenstein sagte von ihm in seiner Leichenrede: „Wer ihm nahte, mußte ihm huldigen und dienen, wer ihn sah und erblickte, sich beugen vor seiner Hoheit und Würde, und wer ihm feind sein wollte, mußte ihn fluchen; und ein Missetäter würde ihn als ein Wesen aus dem Lande der Gnade unter Millionen zu seinem Richter gewählt haben. Hatte doch die Natur einen unwiderstehlichen Zauber der Herrlichkeit und des Sieges über jede niedere Leidenschaft, über sein ganzes Wesen und alle seine Züge ausgegossen."

# Graf Johann der Mittlere zu Nassau-Dillenburg (Siegen).

2) Von J. Venner. (Schluß.)

Trotz dieser großen Kälte und des Mangels an Nahrungsmitteln — die Soldaten hatten mitunter in drei Wochen kein Brot, Bier noch Salz sondern mußten sich von Grünfleisch und dem Wasser aus den Sümpfen unterhalten — drang Graf Johann Mitte Dezembers gegen die Polen vor. Die Soldaten mußten den ganzen Winter bei der grimmigen Kälte im Felde und im Schnee liegen, und während der ganzen Zeit waren sie ohne ärztliche Hilfe; denn in ganz Livland war, wegen Mangels an Unterhalt kein Medikus anzutreffen. Als Graf Johann sah, daß er mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen nichts mehr ausrichten konnte, wollte er, da auch seine Vertragszeit abgelaufen war, aufs neue seinen Abschied nehmen. Auch diesmal bestürmte man ihn, doch auf seinem Posten zu verharren, da sonst das ganze Land und die Festung, wo wegen des großen Mangels an Nahrung schon viel gemeutert worden war, sich den Polen oder den Moskowitern ergeben würde. Und da das Land eine so große Zuversicht zu ihm hatte und das Volk erklärte, er habe wie ein Vater an ihm gehandelt, und endlich weil das Elend zu groß war, ließ er sich noch vier Monate zurückhalten, während welcher Zeit er auf eigene Kosten lebte. Denn das Eis hielt in diesem Jahre so lange wie seit Menschengedenken nicht gewesen war, und der versprochene Entsatz aus Schweden konnte nicht kommen. Das Elend wurde immer größer, und das Volk verzehrte nicht allein die Menschenleichen und Tierkadaver, die am Wege und in den Hecken lagen, sondern brachte sich gegenseitig aus Hunger um. Eltern erdrückten ihre Kinder, um sie nachher zu verzehren. Die Toten auf den Straßen konnten nicht mehr begraben werden. Graf Johann verkaufte alle seine Wertsachen und Kleinodien zum Besten des Volkes und harrte bei diesem aus wie ein Held.

Als auch bis zum Juni noch kein Entsatz von Schweden eintraf und die Truppen dahingerafft oder des Dienstes leid wurden, der an sich in Schweden schlecht bezahlt wurde — ein schwedische Soldat bekam jährlich 1½ Taler an Geld, einen schwedischen Schafpelz und etwas Mehl und gesalzenes Fleisch als Besoldung — machte sich Graf Johann am 20. Juni auf nach Schweden, um persönlich Hilfe zu erbitten. Nach dreiwöchiger stürmischer Seefahrt langte er in Stockholm an, wo man ihm große Ehren erwies und ihn aufs neue um seine Dienste bat. Graf Johann blieb jedoch diesmal hart und verlangte seinen Abschied, der ihm endlich bewilligt wurde. Herzog Karl schenkte ihm eine goldene Kette und ließ ihn auf einem Kriegsschiffe nach Deutschland bringen.

Am 23. August des Jahres 1602 brach Graf Johann von Stockholm auf, nachdem der dortige Hof noch vorher ihm zu Ehren eine große Festlichkeit veranstaltet hatte, wozu die vornehmsten Räte und Hofjunker, die anwesenden Befehlshaber, Rittmeister und Kapitäne eingeladen waren. Wegen des ungünstigen Windes dauerte die mit großen Gefahren verbundene Seefahrt vier Wochen. Bei der dänischen Insel Bornholm wurde das Schiff Johanns auf ein Riff getrieben und mußte hier 14 Tage vor Anker liegen; zwei andere Schiffe gingen infolge des starken Sturmes unter. Während des Stillagers auf Bornholm wurden dem Grafen große Ehren von dem dänischen Statthalter erwiesen. Zu Rostock ging Johann an Land und ließ sich mittels Kutsche nach Lübeck fahren. Hier hielt er sich vierzehn Tage auf und zog dann am 3. Oktober über Korbach und Berleburg nach Hause. Seine Frau, seine Eltern und Kinder waren ihm, hochbeglückt über die Rückkehr, auf halbem Weg gen Berleburg entgegengezogen.

König Sigismund III. von Polen, welcher die Tüchtigkeit Johanns als Feldherrn erkahren hatte und zwar von den Livländern, welches Land ihm inzwischen zugefallen war, ließ den Grafen schriftlich ersuchen, bei ihm das Amt eines Generals anzunehmen. Allein Johann schlug, weil er bereits bei dem Gegner der Polen, den Schweden, gedient hatte, den ehrenvollen Antrag ab. Wie sehr sich Graf Johann auf seinem Feldzuge beliebt gemacht hatte, ersehen wir auch daraus, daß noch lange Zeit jeden Jahrs Livländer und Schweden nach Dillenburg kamen, um sich dort bei Johann Rat und Förderung zu holen. Auch von den Niederlanden war noch während seines Aufenthaltes in Livland an ihn der Antrag ergangen, 3000 Pferde zu werben und in niederländische Dienste zu treten.

Im Jahre 1603 verheiratete Graf Johann seine zweite Tochter Juliane an Moritz, Landgrafen von Hessen, einen hochgelehrten und mit vielen Tugenden ausgestatteten Fürsten. In demselben Jahre schloß

Digitized by Google

Johann, dessen erste Gemahlin mit Tod abgegangen war, eine zweite Ehe mit der Herzogin Margarit von Holstein, aus königlichem Geschlecht in Dänemark, eine mit herrlichen und schönen Gaben und Tugenden des Gemüts und Leibes gezierte, leutselige, mitleidige und gutthätige Fürstin, die eine rechte Landesmutter ihren Untertanen wurde. Aus dieser Ehe entsprossen zehn Kinder, 6 Söhne und 4 Töchter. Im Jahre 1605 heiratete die älteste Tochter Johanns den Grafen Christian von Waldeck, einen tapferen Herrn.

Als der Herzog von Bouillon zu Sedan im Jahre 1606 bei dem König Heinrich IV. von Frankreich in Ungnade gefallen war und von allen verlassen wurde, rief er den Grafen Johann und den Kurfürsten von der Pfalz zu Hilfe, und beide reisten auch nach Sedan, wo sie dem Herzog Vorschläge wegen der bevorstehenden Belagerung durch den König machten. Und als letzterer sich zur Belagerung rüstete, warb Johann auf seine und seines Bruders Georg Kosten für den Herzog von Bouillon Soldaten. Der Streit zwischen König und Herzog wurde indes rechtzeitig durch einen Vergleich geschlichtet.

Am 8. Oktober 1606 starb der Vater des Grafen Johann, und die hinterlassenen fünf Söhne teilten sich in sein Land; Johann bekam das Schloß und die Stadt Siegen-Freudenberg samt den zugehörigen Ämtern. In Siegen ließ Johann ein Pädagogium errichten gleich demjenigen, das zu Herborn schon bestand. Am 5. November 1607 zog die gräfliche Familie von Dillenburg nach Siegen, wo das sehr verfallene Schloß nebst einem stattlichen Zeughaus wieder ganz zierlich und hübsch erneuert worden war. In der Grafschaft wurden neue Kirchen und den Kirchendienern Pfarrhäuser erbaut.

Im Monat November 1609 besichtigte Graf Johann, der in den Dienst der evangelischen Union getreten war, mit einigen Verkweisern den ganzen Rheinstrom von Bonn bis Rheinberg zum Zwecke einer Befestigung, ließ verschiedene Schanzen zur Sicherung des Passes über den Rhein anlegen und abmessen und die Festung Düsseldorf instand setzen. Er beritt auch die Ruhr, Ems und Lippe, und wo daselbst Päße vorhanden waren, ließ er sie verschanzen und ordnete das Landrettungswerk in dem bergischen Lande, in der Mark und im Märkischen an.

Im Jahre 1610 zog Graf Johann namens der unierten Fürsten und Stände mit sechs Kompagnien zu Pferd, ungefähr 600 Mann stark, und 6 Fähnlein Fußvolk, 1400 Mann, in die Oberpfalz, um diese gegen das Passau-Leopoldinische Volk zu verteidigen. Hernach musterte er alle Kleiterei, die auf der Nidenauer Heide nebst 6 Fähnlein Fußvolk war, und ließ die Landsassen schwören. Von den Städten wurde Johann sehr respektiert, und von der vortrefflichen Stadt Nürnberg ward ihm große Ehre erwiesen; wenn er durchreiste, gab ihm diese Stadt Freilosament und stattliches Gelage, führte ihn an die vornehmsten Orte und ließ ihn, was sonst nicht leicht geschah und wenigen widerfuhr, mit der Stadt eigenen Pferden des Nachts 12 Uhr hinaus fahren. Im Monat September desselben Jahres begab sich Johann mit einer Anzahl Gesandten der evangelischen Union zum Herzoge Maximilian von Baiern nach München, um zu vernehmen, was die katholische Liga vorhabe, ob sie lieber Krieg oder Frieden haben wolle. Am 30. September langte die Abordnung in München an, wo sie gut aufgenommen wurde und am nächsten Tage eine Audienz hatte, wobei ein Vergleich zustande kam.

Im Jahre 1611 heiratete die dritte Tochter Johanns, Anna Maria, den Grafen Adolf von Dann, Herrn zu Falkenstein, Oberstein und Broich.

Als im Jahre 1612 zwischen Dänemark und Schweden Krieg ausgebrochen war, ließ König Christian IV. von Dänemark den Grafen Johann das Amt eines Generaloberstleutnants anbieten, was Johann aber ausschlug. Bei der Krönung des Kaisers Matthias in diesem Jahre in Frankfurt a. M. war Graf Johann ebenfalls zugegen und wurde zum Sprecher für eine Reihe von Grafen erwählt. Im folgenden Jahre führte der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Prinzessin Elisabeth von England heim. Zu den Vorbereitungen der großen Festlichkeiten in Heidelberg wurde Graf Johann entboten.

Da alles auf kommende Wirren in Deutschland deutete, ließ Graf Johann im Jahre 1613 die Landhecken, Gebücke und Wehren an seinen Landgrenzen in der Herrschaft Siegen ausbessern, Gräben aufwerfen, an den Päßen Schlagbäume aufrichten, wie auch die Stadt Siegen besichtigen und Bollwerke um das Schloß aufwerfen. In demselben Jahre war ein Krieg ausgebrochen zwischen dem Herzog Friedrich von Braunschweig und der Stadt Braunschweig. Zur Vermittlung zwischen beiden Parteien wurde vom Landgrafen Moritz von Hessen als Oberster des oberrheinischen Kreises, der Graf Johann der Mittlere bewogen, sich auf das Kriegsfeld zu begeben und seinen Einfluß im Interesse des Friedens geltend zu machen. Zu Begleitung des Erbmarschalls Volprecht Riedesel zu Eisenbach und des Geheimen Rats Ritter Kaspar Widenmarker kam Johann anfangs September in Wolfenbüttel an, woselbst auch der König von Dänemark eingetroffen war. Dieser und der Herzog von Braunschweig erwiesen dem Gesandten hohe Ehren. Während des Aufenthaltes in Wolfenbüttel wurden noch tüchtig Schüsse gewechselt zwischen Belagerern und Belagerten und auch das Haus, in welchem Graf Johann wohnte, wurde von einem 42pfund schweren Geschoß aus einer ganzen Karlaune getroffen. Bei dieser Gelegenheit bot der König von Dänemark den Grafen Johann, aufs neue beharrlich, das Amt eines Generals über das Heer und dasjenige eines Statthalters über das Land anzunehmen zu wollen, jedoch ohne Erfolg.

Da die erste Friedensvermittelung keinen Erfolg hatte, wurde Graf Johann gegen Ende des Jahres 1615 nochmals von der rheinischen Ritterschaft zu den Kriegsparteien geschickt, und am 21. Dezember gelang ihm der Friedensschluß zwischen dem Herzoge von Braunschweig und der Stadt Braunschweig. Mit Ehren wurde der Vermittler überhäuft; der Herzog und die Stadt schenkten ihm zwei große Geschütze. Es war dies der dritte Friedensschluß, den Johann herbeigeführt; denn außer dem erwähnten zwischen der

Digitized by Google

evangelischen Union und katholischen Liga hatte er in Dortmund die beiden possedierenden Fürsten von Düsseldorf (Jülich-Kleve-Berg usw.) geeinigt.

Im Jahre 1616 ließ Graf Johann durch Johann Jacobi von Wallhausen zu Siegen eine neue ritterliche Schule errichten, die im Jahre 1617 in Tätigkeit trat. Darin sollte ein Professor in Französisch und anderen Sprachen unterrichten, ein guter Ingenieur oder Baumeister, ein Fechtmeister, ein erfahrener Bereiter und auch andere den Kriegssachen dienliche Meister angestellt worden. Es war die erste deutsche Militärakademie.

Anfangs 1617 machte Johann eine Reise nach den Niederlanden, die einem Triumphzug glich. Sowohl von dem Prinzen Moritz und anderen hohen Herrschaften, wie auch von den Städten Groningen, Leeuwarden, Harlingen, Amsterdam, Haarlem, im Haag, Breda, Rotterdam, Dordrecht und anderen wurde ihm von Magistrat und Obrigkeit, sowie von den Garnisonen wegen seiner allenthalben zu Friedens- und Kriegszeiten berühmten Tapferkeit und anderen großen Tugenden stattlicher und großer Empfang bereitet.

Die Kinder des Grafen Johann des Mittleren waren 1. Johann Ernst, ein gelehrter Mann und, Kriegsoberster in den Niederlanden; 2. Johann der Jüngere, der gegen die Türken gekämpft; 3. Elisabeth, verheiratet mit dem Grafen Christian von Waldeck; 4. Adolf, niederländischer Kriegsmann; 5. Juliane, welche die lateinische und mehrere andere fremde Sprachen beherrschte, verheiratet an den Landgrafen Moritz von Hessen; 6. Anna Maria, verheiratet an den Grafen von Tann; 7. Johann Albrecht, welcher früh starb und in der Pfarrkirche zu Dillenburg begraben liegt; 8. Wilhelm, der ausgedehnte Studien machte und nachher Kriegsmann wurde; 9. Anna, welche „geistliche Jungfrau" wurde (in der ersten Zeit schickten die evangelischen Herren ihre Töchter noch in die adeligen Klöster, die wohl von jeher hauptsächlich Versorgungsanstalten waren); 10. Friedrich Ludwig, welcher nur fünf Jahre alt wurde; 11. Magdalene und 12. Johann Friedrich, der im ersten Jahre seiner Geburt starb und ebenfalls in der Pfarrkirche zu Dillenburg begraben wurde. Die Kinder aus der zweiten Ehe hießen 1. Johann Moritz; 2. Georg Friedrich; 3. Wilhelm Otto; 4. Luise Christine; 5. Sophia Margareta; 6. Heinrich; 7. Maria Juliana; 8. Amalia; 9. Bernhard und 10. Christian.

Graf Johann der Mittlere stiftete, wie wir gesehen haben, die Linie Nassau-Siegen, die im Jahre 1743 beim Tode des Fürsten Wilhelm Hyazinth erlosch.

# Das Zunftwesen in Nassau-Oranien.

Von J. Brumm.

Über die Zeit der Entstehung der Zünfte ist ist man sich noch nicht recht einig. Sichere Kunde hat man von ihrem Bestehen erst aus der Mitte des 12. Jahrhunderts; vorher findet sich nirgends eine Spur davon. Wirtschaftliche Vereinigungen hat man die Zünfte mit Recht genannt; aber das war nicht ihr einziger Zweck. Der Zusammenschluß der Handwerker in Zünften hatte neben der wirtschaftlichen Stärkung auch die Pflege der Geselligkeit, der Politik, ja sogar der Religion im Auge. Die Blütezeit der Zünfte fällt in die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts; von da an ging es abwärts mit ihnen. Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts wurden sie in den meisten deutschen Ländern aufgehoben.

Da ist es denn merkwürdig zu hören, daß das Zunftwesen, das in Nassau-Oranien Jahrhunderte hindurch schon bestanden hatte, gegen Ende des 18. Jahrhunderts noch einmal eine völlige Neuorganisation erfuhr und zwar durch die General-Artikel der Fürstlichen Landesregierung vom 23. November 1779. Es handelt sich in denselben um Zunftsachen. „Waagestalten Bier für gut befunden haben, den allen in unsern Fürstentümern, Graf- und Herrschaften etwa schon vorhandlichen oder künftig aufkommenden Zünften eine Gleichförmigkeit einzuführen und festzusetzen und zwar die Art und Weise der Treibung des Handwerks selbst, das bey jedem zu verfertigende Meisterstück und das Gesellen- und Lehrlingswesen."

Wir beginnen mit der Betrachtung der über das das Lehrlingswesen vorhandenen Vorschriften.

Wenn ein Knabe bei einem Meister ein Handwerk zu erlernen beabsichtigte, so mußte er die Schuljahre zurückgelegt und Zeugnisse wegen guten Lesens, Schreibens und Rechnens aufzuweisen haben; auch mußte er zum Heiligen Abendmahl bereits zugelassen sein. Von letzterem Umstande konnte abgesehen werden, falls sich der Meister verpflichtete, ihn während der Lehrjahre wöchentlich vier Stunden zur Schule oder zur Pfarre zu schicken. Kam der Meister diesen Bestimmungen nicht nach, so war er einer Strafe von 5 Achtlr. (ad pios usus) verfallen. Es wurde seitens der staatlichen Beamten scharfe Kontrolle geübt, und die Lossprechung von der Schule durfte nicht eher erfolgen, bis er im Lesen und Schreiben auch wirklich geübt war. Es wäre zu wünschen, daß man noch heute derartige Bestimmungen hätte; manches würde besser sein. — Der eigentlichen Lehrzeit ging eine vierwöchige Probezeit voraus, in welcher sich der Meister über die Anstelligkeit des Lehrlings informieren und mit den Eltern oder Vormündern desselben über das zu zahlende Lehrgeld oder im Nichtvermögensfalle über eine zu verlängernde Lehrzeit einigen konnte. Weglaufen aus der Lehre war strafbar. Blieb der Lehrling 14 Tage weg, so wurde er vor den Alt- und Jungmeister gestellt und auf eine „dienstene Art" bestraft; ein Ausbleiben über vier Wochen brachte den Verlust des gezahlten und noch etwa schuldigen Lehrgeldes mit sich.

Die Meister waren den Lehrbuben gegenüber verpflichtet, ihn gewissenhaft, mit allem Fleiß und

Digitized by Google

gründlich zu unterrichten, ihn christlich und vernünftig zu behandeln und nicht mit unverdienten oder übermäßigen Schlägen zu beladen. Starb der Meister vor vollendeter Lehrzeit, so empfing der Lehrling von Handwerkswegen einen Schein über die Dauer der bisherigen Lehrzeit und konnte auf Grund desselben bei einem neuen Meister seine Lehrzeit beenden.

Mit einer großen Umständlichkeit und gewissen Feierlichkeit fand nach beendigter Lehrzeit die Gesellenprüfung statt, welche durch den Altmeister und einen herrschaftlichen Beamten vollzogen wurde. Das Examen erstreckte sich auf die erlangten Kenntnisse im Handwerk, außerdem auf Lesen und Schreiben. Erachtete man ihn in diesen Künsten und Wissenschaften für genügend, so schloß sich daran die ernstliche Ermahnung, Gott zu fürchten und vor Augen zu haben, im Gesellenstande sich christlich zu führen, vor „liederlicher Gesellschaft, vor Spielen, Saufen, Huren, Stehlen und anderen Lastern sich zu hüten“ und seinem künftigen Meister treu zu dienen und ihm den gebührenden Respekt zu erweisen. Bei Strafe des Verlustes des künftigen Meisterrechts hatte er sich zwei Jahre auf die Wanderschaft „an berühmte Orte außer Landes“ zu begeben, um sich im Handwerk zu vervollkommenen. Versprach der Lehrling dem Altmeister dies unter Handschlag, so wurde er „losgesprochen“, als Geselle ins Protokoll eingetragen und ihm der gewöhnliche Lehrbrief ausgefertigt. Lehrbrief und Geburtsbrief wurden durch den Altmeister verwahrt, bis sich der Geselle später entschloß, an einem Orte als Meister sich niederzulassen. Für die Wanderschaft empfing er eine beglaubigte Abschrift und zwar nur eine, außerdem ein Gesellenzeugnis mit folgendem Wortlaut: „Der Gesell N. N. aus N. gebürtig, so . . . . alt, und von Statur . . . . . auch . . . . . Haaren ist bei mir . . . . Jahr . . . . . Wochen in Arbeit gestanden, hat sich solche Zeit über treu, fleißig, still und sittsam, wie es einem Handwerksburschen gebührt, verhalten und dahero ersucht wird, diesen Gesellen nach Handwerks-Gebrauch überall zu fördern.“

Bei dem künftigen Meister mußten die Papiere vorgelegt werden. Wer es wagte, einen Gesellen ohne Papiere in Arbeit zu nehmen, mußte 20 Achtelr. Strafe zahlen; denn der Geselle ohne Ausweis war dem „Vaganten“ gleich zu achten. Fand der Geselle unter Vorlegung seiner Papiere keine Stellung, so durfte er vom Meister einen „leidlichen Zehrpfennig“ nehmen. Nach aufgenommener Arbeit war er zu vierwöchentlicher Kündigung verpflichtet, das Gleiche galt für den Meister. Beim Abgang war ihm gegen eine Gebühr von 15 Kr. ein neues Zeugnis auszufertigen. Arbeiteten mehrere Gesellen in einer Werkstatt, so hatten sie sich untereinander allen Scheltens zu enthalten. Aufwiegelei gegen den Meister war bei Strafe „des Schubkarrus“ verboten. Um notdürftigen Wandergesellen eine Unterstützung gewähren zu können, hatten die ein- und auswandernden Gesellen bei dem Zunftaltmeister eine Auflage zu machen d. h. einen Beitrag in die Gesellenbüchse zu stiften. Jeder Zunft war die Errichtung einer Herberge erlaubt, in der die Gesellen einkehren konnten, bei der Suche nach Arbeit. Sie waren jedoch verpflichtet, sich „christlich aufzuführen und keine unanständigen Possen zu treiben“. Gegen den Meister hatten die Gesellen die Pflicht des Gehorsams. Am Montag durfte keiner „blau“ machen; abends mußte sich jeder rechtzeitig im Hause einfinden. Heimkehr nach 10 Uhr kostete 8, Ausbleiben während der Nacht 30 Kr. Erlaubte sich der Geselle mehrere „Bummeltage“, so hatte der Meister die Berechtigung, ihm dafür einen Wochenlohn einzuhalten. Die Bestimmung des Lohnes benutzte auf freier Vereinbarung.

War der Geselle auf der Wanderschaft gehörig ausgereift und glaubte sich befähigt, den Meistertitel erwerben zu können, so meldete er sich unter Vorlegung des Lehrbriefs und der Gesellenzeugnisse bei dem Altmeister und dem herrschaftlichen Beamten zur Fertigung des Meisterstücks an. Nach der Herstellung desselben erfolgte die Abnahme von dem zuständigen Beamten, dem Alt- und Jungmeister und zwei weiteren Handwerksmeistern. Fiel das Stück nicht zur Zufriedenheit der Kommission aus, so wurde der Prüfling abgewiesen „um das Handwerk noch besser zu erlernen. Die Prüfung konnte wiederholt werden. Starb ein Meister, die Meisterin oder eines Meisters Kind, so waren, falls das Handwerk am Platze stark genug vertreten war, die jüngsten Meister verpflichtet, die Leiche unentgeltlich zu Grabe zu bringen bei 15. Albus Strafe; die übrigen Meister waren zur Leichenbegleitung verpflichtet. Nach eines Meisters Tode war der Witwe die Fortführung des Geschäftes durch Gesellen gestattet; sie durfte jedoch keine Lehrlinge halten. Im übrigen hatte sie dieselben Rechte wie jeder andere Meister.

Hatte ein Handwerker den oben dargelegten Bildungsgang genommen und durch die Meisterprüfung abgeschlossen, so war er zur Ausübung des Handwerks in den Städten und auf dem Lande der gesamten fürstlichen Lande berechtigt. Die Kunden der Meister mußten pünktlich bedient werden; waren die Meister hierin „säumig“, so konnte obrigkeitliche Bestrafung eintreten. Weder einzelne Meister noch das ganze Handwerk durften „Preisringe“ schließen bei 5 Gulden Strafe.

In den Zünften hatten die Handwerke ihre Vereinigung. Jährlich wurde der Zunftmeister, gewöhnlich der älteste Meister, von den Zunftmitgliedern gewählt. Für denselben war in der Spezial-Zunftordnung eine gewisse Besoldung ausgeworfen. Die Zunftmeister hatten bei ihrem Amtsantritt den Treueid zu leisten, ihr Amt richtig nach den Satzungen zu führen, das eingehende Geld zum Nutzen der Zunft, aber nicht zum „Zechen“ zu verwenden und hierüber genaue Rechnung zu führen. Der Zunftmeister, auch Altmeister genannt, gab seine Ordres an den Jungmeister weiter, der für deren Ausführung Sorge trug. Fand das Handwerk oder der Altmeister eine Versammlung für nötig, so war dem herrschaftlichen Beamten hiervon Anzeige zu machen. Die Berufung der Versammlung geschah durch den Jungmeister. Meister, welche auf Erfordern nicht rechtzeitig erschienen oder eine Stunde zu spät kamen, zahlten 15 Kr. in „die Lade“; bei völligem Fernbleiben 45 Kr. Die Lade stand im Hause des Altmeisters, hatte drei Schlösser unter-

Digitized by Google

schiedlicher Art, zu denen der Herrschaftsbeamte, Alt- und Jungmeister Schlüssel hatten.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich schon zur Genüge, daß das Handwerk vollständig unter amtlicher Kontrolle stand. Vielmehr erkennen wir aber die staatliche Bevormundung desselben in damaliger Zeit, wenn wir lesen, daß aller Briefwechsel von Handwerkswegen, sowohl mit in- als auch auswärtigen Zünften verboten war bei 5 Rthlr. herrschaftlicher Strafe; nur unter Zuziehung des zuständigen Beamten war derartiges zulässig. Schreiben ausländischer Zünfte mußten unerröffnet an den Beamten ausgehändigt werden. Ebenso war aller Briefwechsel mit anderen Gesellen oder Bruderschaften bei empfindlichster, ja selbst Leibesstrafe verboten. Auswärtige Schreiben an die Gesellenzunft mußten unerröffnet an den Altmeister gehen. Gesellen, welche Exzesse begingen, sich widersetzten, Komplotte schmiedeten, aus der Arbeit traten und Aufstand machten, hatten Leib- und Lebensstrafen zu erwarten. Wurde ein Meister von jemand beschimpft, so sollte nicht das Handwerk Prozeß anfangen, sondern der Meister selber mußte sein Recht auf dem Klageweg suchen.

Ein Überblick über die ganze Organisation und ein Vergleich mit heute ergibt, daß wir fast wieder auf dem Standpunkte der Handwerksorganisation vom Ende des 18. Jahrhunderts angelangt sind. Manches haben wir, wie es ehedem war, manches ist anders, verbessert worden. Das Handwerk bezw. sein Vertreter müssen eins bedenken: Soll etwas besser werden, so muß man bei sich anfangen: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

# Rando.

1) Historische Erzählung von Auguste Spielmann.

## 1.

Tief stand schon die Sonne an einem heißen Sommertage des Jahres 368 nach Christi Geburt. Ihre letzten Strahlen spielten vergoldend über einem Edelhofe am Fuße des Altkönigs.

Der in seinem schönen Besitztum langsam auf und ab Wandelnde sah nichts von dem prächtigen Bilde; denn er war in tiefe Gedanken versunken. Es war Rando, einer der Königsboten des Fürsten der Buchengauer, Makrian, Herzogs der nördlichen Allemannen. Schwere Wolken lagerten auf seiner hohen, edlen Stirne, die von einer Flut goldroter Locken umrahmt war. Sein blaues Auge blitzte nun hell auf.

Er hielt in seinem Gange ein und rief einige seiner Mannen zu sich. Einem jeden nannte er die Namen der Buchengauer Edelinge, die vor der Höhe gegen Mittag wohnten, und die er sämtlich auf den dritten Tag zur Gauversammlung beim Berchtasteln entbot. Nachdem die Sendlinge abgefertigt waren, blickte Rando wieder etwas ruhiger darein; hatte er doch nun die Weisung Makrians erfüllt, die Hundertschaften im Süden der Buchinobanten geladen. Er fühlte, daß es hohe Zeit war, einen Gewaltstreich gegen die Römer auszuführen, wenn dieser überhaupt gelingen sollte. Er hatte dies auch dem Herzoge bei seinem Besuche in Mattiacum angeraten. Waren erst alle darin einig, und dazu sollte sein Bericht im Gebotenen Dinge führen, dann war schon viel gewonnen, und die Römer drüben überm Rheine konnten sich vorsehen. — —

„Rando, Bruder, wie lange schon harre ich deiner; du vergissest ja dein Schwesterlein!" erscholl nun vom Hause her eine frische, helle Stimme, und zugleich flog ein liebliches Mädchen auf den Einsamen zu.

„Vergib mir, Irmingard, ich hatte Wichtiges zu tun. Aber nun sollst du dich nicht weiter zu beklagen haben; wir wollen nach dem Imbiß noch ein Weilchen durch den Wald streifen, wie du so gerne tust."

Mit fröhlichem Blick schlang die sechzehnjährige Schwester den Arm um des geliebten Bruders Nacken und zog ihn unter munterem Scherz mit sich ins Haus.

— — — — — — — — — — — —

Unter der alten Eiche am Berchtasteine waren die Gebotenen versammelt. Herzog Makrian nahm in der Mitte des Steinsitzes Platz, die Edelinge gruppierten sich ihm zur Seite, und die Mannen schlossen sich im weiten Kreise an. Nun trat Rando vor die Versammlung, nachdem er vom Herzoge aufgefordert war, öffentlich Bericht zu erstatten über den Grund der Entbietung. Aller Augen richteten sich fragend auf den jungen Edeling.

„Genossen," rief er mit lauter, weithinschallender Stimme, „hört mich aufmerksam an! Die Geiseln die uns die Römer zur Sicherung des Friedens gestellt haben, sind aus Mattiacum entflohen."

Ein zorniger Ausruf erklang gleichzeitig von aller Lippen. Doch der Jüngling winkte mit der Hand, worauf sofort Stille eintrat, und er also fortfahren konnte:

„Nachdem mir solche Kunde geworden war, nahm ich eine kleine Schar der Meinen zu mir, und machte mich auf den Weg nach Castellum, um Beschwerde bei den Römern zu führen. Aber da kam ich schon an!

Als ich unsere Edeln, die sie als Geiseln besitzen, zurückverlangte, lachten sie und sagten, die seien vor dem Ausreißen geflohen. Ein junger Centurio machte mich noch obendrein lächerlich, indem er spöttisch sagte, wenn ich Mut hätte, sollte ich mir doch die Entwichenen samt den Unseren holen. Aber wir Allemannen würden uns wohl hüten, solches zu tun, wir fürchten uns vor ihren Pilen, die uns ohne Zweifel empfangen würden."

Rando hielt etwas inne, denn die beleidigten Recken riefen im hellen Zorne durcheinander, und eines alten, starken Mannes Stimme übertönte die anderen mit den Worten: „Das sollen sie uns büßen,

die frechen Anmaßer; der Schimpf muß von uns herunter!"

„Du hast Recht, Eginhard," sprach Rando, „am liebsten hätte ich den Prahlern sofort gezeigt, daß man den Mut der Allemannen nicht verhöhnen soll; aber ich hatte nur wenig Mannen, und der Feind war an Zahl uns weit überlegen, so daß wir nichts hätten ausrichten können. Auch fürchtete ich für das Leben unserer Geiseln. Mit tiefem Grimm im Herzen mußten wir deshalb unter höhnischem Nachrufen der Römer unverrichteter Sache wieder abziehen. Es ist nun damit erwiesen, daß Kaiser Valentinian beabsichtigt, wiederum Krieg mit uns zu beginnen, uns dazu zu reizen."

Alle stimmten Randos Ansicht bei.

„Edelinge und Mannen, hört nun weiter meinen Vorschlag!" fuhr der Jüngling fort. „Wir müssen den kecken Eindringlingen zuvorkommen, wir müssen Mogontiacum heimlich, bei Nacht überfallen, um unsere edeln Geiseln zu befreien und gleichzeitig den Römern einen Beweis germanischer Stärke und germanischen Muts zu liefern. Die Zeit ist dazu augenblicklich sehr günstig, da Valentinian im Kampfe mit den allemannischen Brüdern bei Nemetacum liegt. Die Besatzung von Mogontiacum ist ebenfalls dorthin abgezogen, so daß also nur mit etwa 2 bis 300 Mann zu rechnen ist, die den Brückenkopf diesseits des Rheins besetzt halten. Es ward mir nun diesen Morgen die sichere Nachricht, daß unsere gestellten Geiseln in etwa acht Tagen ebenfalls nach Nemetacum verbracht werden sollen, um sie dort besser beaufsichtigen zu können. Ferner erfuhr ich, daß die Römer in allernächster Zeit, wenn sie vom Oberrhein zurückkommen, einen Angriff auf die Buchengauer planen. Seht nun, ihr Edeln und Mannen, darum entbot euch der Herzog, Eile tut Not." So schloß Rando seine Botschaft.

Die Buchengauer hatten den ferneren Bericht, ohne sich zu rühren, angehört. Jetzt schwirrte es durcheinander, so daß die Vögeln erschreckt von den Zweigen der Eiche emporflatterten. Keiner war, der Randos Plan nicht zustimmte; alle waren einig, daß des Jünglings Plan der rechte sei. Makrian, der Herzog, erhob sich von seinem Steinsitze, und augenblicklich trat Ruhe ein.

„Edelinge und Mannen, ich, Euer erwählter Herzog, beschließe, dem Rate Randos zu folgen und den Überfall Mogontiacums auszuführen. Sind erst einmal die Geiseln weitergebracht, so wird es schwerer halten, sie wieder zu bekommen, wenn nicht gar sie schmählich getötet werden von jenen Räubern. Gelingt unser Anschlag, so werden sie doch stutzig werden über den Mut der Verhöhnten, und Valentinian wird sich erst noch erholen müssen von dem Schrecken. Alsdann gewinnen wir Zeit, auch die anderen allemannischen Stämme aufzurufen, ehe der Römer seinen Zug gegen uns ausführen kann. Kraft dieses Beschlusses übergebe ich meinem getreuen Rando den Befehl, am übernächsten Tage den Heerbann auf dem Ersberge zu sammeln und ihn gegen den Erzfeind zu führen."

Rando dankte dem Herzog, nachdem die Edelinge und Mannen ihre Zufriedenheit über die Ernennung des Jünglings zu ihrem Führer Ausdruck verliehen hatten.

Die Versammlung schloß damit, daß die Allemannen durch die Priesterin ihren wilden, ein-armigen Kriegsgott Er mit seinem blutigen Schwerte, und der milden Sonnengöttin Berchta Opfer darbringen ließen, damit diese ihnen bei ihrem Vorhaben helfen möchten.

Dann erst nahmen die einzelnen Hundertschaften Abschied voneinander, und eine jegliche zog ihrer Heimstatt zu, zufrieden damit, daß sie bald die Anmaßer überm Rheine aufs Haupt schlagen durften. Auch Rando ging frohen Herzens zu seiner Schwester heim, erfreut, die ihm zugefügte Beleidigung durch den Centurio jenem heimzuzahlen.

## II.

Mogontiacum lag in tiefem Schlafe; denn es war gegen Mitternacht. Nur ein Haus war noch hell erleuchtet, und reges Leben herrschte darin. Es war das Wohnhaus des Ädilen Publius Cornelius. Dieser war ein frommer Mann, ein Christ, der seinen Glaubensbrüdern nie seine Hilfe versagte. So hatte er jetzt auch wieder Beistand geleistet, denn durch seinen Anteil war das neue Gotteshaus erbaut worden. Wegen der Einweihung feierten alle Christen an diesem Tage, und der Ädil hatte eine große Anzahl Gäste zum Schmause geladen.

Doch jetzt erhoben sich die Festteilnehmer, um sich zu verabschieden. Als letzter ging der Bischof Martinus Marianus, der nochmals dem Ädil für die Wohltat, die er den Christen Mogontiacums gespendet hatte, dankte. Freundlich sprach er den Segen über Publius Cornelius und sein Haus, worauf ihn der Hausherr hinaus geleitete.

Nur zwei Menschenkinder blieben im Saale zurück: Cornelia, die liebliche achtzehnjährige Tochter des Ädilen, und ihr Verlobter, ein junger, schöner Centurio, Manlius Ventidius geheißen. Sie liebten sich sehr, die beiden. Mit heißem, feurigem Blick umfing der Römerjüngling, sobald sie allein geblieben, das Mädchen, dessen feingeschnittenes Gesichtchen sich sanft rötete, während ihre tiefschwarzen Augen sich mit fragendem Ausdruck auf den Geliebten hefteten.

„Cornelia, Geliebte, hast du bedacht, um was ich dich heute abend bat? Wirst du meinem Wunsche willfahren? Noch ehe ich gehe, laß mich Gewißheit haben, ob du mit mir deinen Vater bitten willst, unsere Vereinigung nicht länger zu verschieben?" Damit zog er sie fester an sein Herz, das heftig pochte, denn das fühlte die Römerin durch den Lederschuppenpanzer hindurch. Sie erwiderte den festen Druck seiner Rechten und sah ihn hingebend an; denn auch sie hatte denselben Wunsch wie Manlius. Bevor sie indes die Lippen zur Antwort öffnete, kehrte der edle Publius zurück.

Einen Augenblick blieb er beim Eingange stehen und ließ seine Blicke wohlgefällig auf den beiden Liebenden ruhen. Fürwahr, sie bildeten ein stattliches Paar! Manlius besaß den echten Römertyp: die Nase kühn gebogen in dem scharflinigen, hartlosen Antlitz, das schwarze Haupthaar kurz geschnitten, das dunkle Auge glühend. Seine Tochter,

Digitized by Google

sein einziges Kind, paßte trefflich zu ihrem Verlobten, auch sie hatte tiefschwarzes, glänzendes Haar, das von einem goldenen Stirnreif gehalten war. Ihre schlanke Gestalt umhüllte ein langes weißes Gewand, das seine weichen Falten vorteilhaft an die ebenmäßigen Glieder des schönen Mädchens anschmiegte.

Nun hatten beide den Vater erblickt, als er langsam auf sie zuschritt. Der Centurio bestürmte Publius sofort, er möge die Hochzeit bald richten; was brauche es noch des längeren Wartens! Sie liebten sich und möchten sich gehören, bevor er in den Kampf ziehen müsse.

Doch der Ädil sprach ernst:

„Mit nichten gebe ich mein Kind fort, bevor du tapfer gegen den Feind gewesen bist. Sieh, Manlius, die Zeit ist noch zu kurz, bis der Kampf mit den Allemannen beginnt, drüben im Buchengau, und ihr werdet siegreich sein; denn der Feind weiß nichts von dem Plan, den Valentinian hegt, so daß unsere Krieger gegen ihn im Vorteil sind. Dann, Sohn, zögere ich nicht länger, euch beide für immer zu vereinen. Cornelias, bist du sicher; du weißt selbst, daß sie keinem andern Manne angehören wird, denn dir."

Freundlich, wenn auch ernst, hatte der alte Mann also gesprochen, da plötzlich ertönte Alarm vom Kastell, jenseit des Stromes herüber. Der junge Römer erschrak heftig bei dem Klang; denn er hätte seinen Posten am Brückenkopfe nicht verlassen dürfen. Es fiel ihm das schwer aufs Gewissen.

Der Ädil war zum Fenster geeilt und lauschte in die Nacht hinaus. Nun wandte er sich zu dem Jünglinge, der sich hastig von seiner Braut verabschiedete. Drängend sagte der alte Mann:

„Eile, mein Sohn, es scheint drüben sehr aufgeregt herzugehen; es muß etwas Außerordentliches geschehen sein."

Schnell reichten sich die Männer die Hand, und im Sturmschritt eilte der Centurio von dannen.

Kurz vor dem Hause kamen ihm einige Legionare entgegen und meldeten, daß die Buchengauer in großer Zahl den rechtsseitigen Brückenkopf überfallen hätten. Kaum anhörend, eilte Manlius, so schnell es nur möglich war, über die Holzbrücke, im Laufe das kurze Schwert aus der Scheide reißend. — — —

Im Kastell hatte ein heftiges Gefecht begonnen. Die Allemannen waren, wie verabredet, am Ersberge zusammengetroffen, und von Raudo geführt, in der Nacht am Rheine erschienen. Sie fanden das Kastell ruhig, alles in Sicherheit gewiegt.

Da beorderte der junge Edeling einige der gewandtesten seiner Mannen, an einer schwächeren Stelle die Mauer zu übersteigen, zum Tore zu schleichen, um dieses so von innen zu öffnen.

Der Plan geriet herrlich. Die Wagehälse kamen glücklich zum Tore, und ehe sie bemerkt wurden, hatten sie schon die draußen Harrenden eingelassen. Bestürzt lief die Besatzung zu den Waffen, und noch waren nicht alle versammelt, da fielen die Feinde schon über sie her. Die Hütten der Legionare loderten in hellen Flammen auf und erleuchteten das wilde Gemenge. Die Buchinobanten sahen in ihren Pelzröcken wie tanzende Bären aus, unaufhörlich hieben sie auf die überrumpelten ein, und räumten gewaltig unter ihnen auf. Ihre Streitäxte und langen Schwerter blitzten hell im Feuerschein, sie zerschnitten förmlich mit Sausen die sommerliche Luft, die Lanzen flogen zischend dahin; — kurz, es war ein grauenerregendes Bild.

Die Römer wehrten sich allerdings tapfer; aber was konnten sie mit ihrem kleinen Häuflein den Feinden Schaden tun, die ihnen mit ihren 2000 Mann weit überlegen waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Kiszellen.

### Kassauische Dialektproben VIII.

**'S flog Hänsche.**

De neilich, wie de Schulinspecter in die Schul is gumme, De Lehre hatt die bibelisch Geschicht grad dorchgenumme. Er hatt de Kinner lang un braat un wunnerschen bezellt: „Daß Jesus kam in Bethlehem in Stalle auf die Welt." Do sieht de Schulinspecter nu, wie gang de unne sitt So e Bielche sipt, des um sich guckt un hot nit uffgebritt. S' Hänsche worrsch, un dun de Best, do worrsch jo aach grad faanert, Aach dun de Schlechtste mit wie Buwe sin, fu worrsch halt gamer.

Uf eamol koom de Schulinspecter schnell uffs Hänsche zu, Un bubbt 'm uff sei Kepptche druf un fräht 'n dann im Nu: „Wo kam Herr Jesus auf die Welt? jetzt sag' mir das 'mal fix!"

S' Hänsche sperrt sei Meilche uf — un wußt nadierlich nig!

De Schulinspecter dreht sich jetz no 'm Lehre rasch erum; S' Hänsche antwer, wie dr Blitz, guckt sich no 'm Fritzche um!

Von dem hott hartig ersch gehoert, un stolz de Finger streckt er:

„Nun also, sag mir's jetzt!" „Im Bettcheem! Herr Schulinspecter."

C. Nella.

**G.-B.-F. Seltene Bescheidenheit.** Die seinerzeit vielgeschmähte Fürstlich Thurn- und Taxische Postverwaltung, die von sich selbst sagen durfte, „daß sie besser war als ihr Ruf", war, was die Behandlung ihres Personals anlangte, von humanen Grundsätzen geleitet; das Zeugnis darf ihr wohl Schreiber dieses, der elf Jahre lang dieser Verwaltung angehört hat, mit einiger Berechtigung ausstellen. Allerdings war der gesamte Dienstbetrieb nach einfachen Normen — man sagte, nach barrischen Muster — eingerichtet, während das fortgeschrittenste Postwesen in Deutschland, das preußische, die Taxischen Post-Einrichtungen in der letzten Zeit ihres Bestehens weit überflügelt hatte. Was nun das Vorkommnis anlangt, das den geehrten Lesern hier geschildert werden soll, so spielte sich solches vor etwa 50 Jahren, also Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie nachstehend erzählt, ab. Unter meinen dienstälteren Kollegen der „Fahrpost-Expedition" des damaligen fürstlichen Oberpostamtes zu Frankfurt (Main), befand sich auch ein Sohn Napoleons, ein Westerwälder Kind, der durch sein bescheidenes Wesen allgemein angenehm auffiel und beliebt war. Die Krone aber setzte er seiner Bescheidenheit auf, als ihn der Herr Oberpostcommissarius (Adelas des fürstlichen Oberpostmeisters für Frankfurt (Main), Nassau und Hessen-Homburg) eines Tages zu sich bestellen ließ, um ihm eine Eröffnung zu machen. Mit einiger Beklemmung und klopfenden Herzens, obgleich sich keiner Schuld bewußt, begab sich

mein guter, nunmehr längst zu seinen Vätern versammelter College zu dem gestrengen, — in Wirklichkeit menschenfreundlichen Vorgesetzten, der ihn mit den Worten empfing: „Es ist mir angenehm, lieber Herr F., Ihnen mitteilen zu können, daß die Fürstliche Generalpostdirektion auf unsern Antrag, die Erhöhung Ihres Taxgeldes von einem Gulden, 30 Kreuzer, auf einen Gulden 45 Kreuzer oder einen preußischen Taler genehmigt hat." Vollständig verblüfft, ob solch freudiger Nachricht, vermochte unser vortrefflicher, fürstlicher „Postfunktionär", mit zusammengefalteten Händen nur die Worte hervorzubringen: „Ach, Herr Oberpostkommissar, es ist wirklich zuviel!" — „Nein, mein Lieber", erwiderte ersterer, „es ist nicht zuviel; gehen Sie nur mit Gott und bezahlen Sie es in Gesundheit." Unter weiteren Dankesbezeugungen verließ dann unser junger Landsmann das Lokal des gestrengen Herrn, der sich, bezüglich des einzigartigen Untkommunisch, spaßeshalber bekanntlich gegenüber geäußert haben soll, daß er zwar schon viele Menschen im Leben habe kennen lernen, die ihm Dank ergetzt, aber noch keinen, dessen Bescheidenheit bei sonst anerkannter Tüchtigkeit, eine so große gewesen wäre. — Was aber die besagte Vergütung von 1 Zlr. pro Tag für einen nicht angestellten Beamten in damaliger Zeit anlangt, so durfte diese nach dem heutigen Geldwerte etwa dem Betrage von 5 Mark entsprechen.

Doch war die Bevölkerung im allgemeinen mit den Leistungen unseres Postwesens zufrieden! — Die Unzufriedenheit aber, die sich gegen dieses, unser damaliges Postwesen in gewissen Bevölkerungskreisen hier und da bemerklich machte, war wohl nicht zum geringsten Teil auf den Umstand zurückzuführen, daß der „Erbländerpostmeister" dem die erheblichen Überschüsse aus diesem großen Verkehrs-Institute zuflossen, — abzüglich selbstverständlich der vertragsmäßigen Vergütung (Erbpacht), die beispielsweise dem nassauischen Staate 25,000 Gulden jährlich einbrachte, — ein in Baiern ansässiger, sehr reicher Standesherr gewesen ist. Wenigstens habe ich dahin zielende Äußerungen häufig mit anhören müssen; denn Nassau hätte recht wohl, so urteilte man, sein Postwesen früher schon —, gleich wie Württemberg — in eigene Verwaltung nehmen können. (Es gab damals kleinere Postgebiete mit ungünstigeren Gebührengrenzen als Nassau, z. B. das Herzogtum Braunschweig.)

J. B. G. **Billige Ländereien 1210.** Von dem geringen Werte unsers heimischen Grund und Bodens aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts geben uns mit ein Beispiel, es verkaufte im Jahre 1210 Reinhold von Bingen dem Kloster Aulhausen 200 Morgen gebautes Ackerfeld und 14 Morgen Weinberge für 147 Mark. Selbst wenn man den Wert des damaligen Geldes bedeutend- oder gar zehnfachte, muß man zugestehen, daß es sich um billiges Land handelt.

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

= **Ernst.** Eine vierteilige Komödie für ernste Leute. In drei Aufzügen von Oskar Wilde. Deutsch von Franz Blei, für die Bühne eingerichtet von Karl Zeiß, zum ersten Male am 20. September. — Die Komödie entstand aus einem Roman Wildes. Wenn derartige geschickt und namentlich noch bei der Übersetzung ins Deutsche gehen gewöhnlich manche Pointen, die in der Heimatsprache besonders wirken, verloren. So mag es auch mit „Ernst" gegangen sein. Die Darsteller gaben sich alle Mühe, aus den manchmal etwas karikierten Personen das zu machen, was möglich war. Der Inhalt ist schnell angegeben: „Zwei Freunde verschaffen sich als fingierte Personen, die sie angeblich besuchen wollen, der eine einen verdorbenen Bruder, der andere einen kranken Freund, manche lustige Stunde; schließlich kommt die Sache ans Licht, indem der eine Freund den angeblichen Bruder des anderen darstellt, und somit auch den Gefährten in eine schiefe Lage bringt, als er entdeckt wird. Dreifache Verlobung macht den Schluß, nachdem sich auch das in der Reiseskasche gefundene Kind (!), der eine der Freunde, als ebenbürtig entpuppt hat. Herr Walcher und Herr Schwab gaben die lustigen Freunde mit aller zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit; auch die übrigen Mitwirkenden waren auf ihrem Platze, so Herr Andriano als verständnisvoller Kammerdiener, die Damen Rodius-Doppelbauer, Grosser, Santen und Ulrich, ferner Herr Striebed als ebenfalls heraslustiger Butler. — Hiernach folgte die von unserer beliebten Meisterin, Annetta Balbo, arrangierte liebliche Ballett-Idylle: Frühlingsjauber von Fschtrip. Musik von Heinzen Joachim Albrecht von Preußen, die nie immer lebhaften Beifall erntete.

**Residenztheater.**

= **Der Vogel im Käfig,** Schauspiel in 5 Akten, von Stephan Hofmann, zum erstenmale am 6., zum zweitenmale wiederholt am 11. Oktober. Die Novität schildert uns die Zustände in den Strafanstalten, und das Bild war sehr anschaulich vor den Augen der Zuschauer entrollt. Eine eigentliche Handlung liegt nicht in diesem Schauspiel wohl nicht erkennen, es ist mehr eine Charakterschilderung. Die Charaktere sind recht gut herausgearbeitet; man sieht Typen der Härte und Bosheftigkeit, der Milde und Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vor sich. Hauptsächlich stehen sich Direktor und Verwalter gegenüber, ersterer streng und kalt gegen die Inhaftierten, letzterer mit warmem Herzen sich der einzelnen Sträflinge annehmend, ihren Charakter gleichsam studierend und das Gute, das in ihnen liegt, aus der Tiefe ihrer verbitterten Seele herauszuziehen. Trefflich wird er dabei unterstützt von der gleichgesinnten Gattin des Direktors. Den Darstellern gebührt rege Anerkennung. Zunächst den Herren Wilhelmy (Verwalter) und Rüder (Direktor) sowie Herrn Wiltner-Schönau (Verbrecher), Bartat (Schmeichler), mit denen sich die übrigen, Herr Hansen (Kascher Hansen), Herrn Tachauer (Pfeiffer), der Bosshaftete). Auch die kleineren Rollen waren gut besetzt.

## Literatur.

* **Rheinische Hausbücherei.** Herausgegeben von E. Liefegang. Band 6 bis 13. Umfang zirka 10 Bogen. Je p. Bd. 50 Pfg. 75 Pfg. Wiesbaden, C. Bertrand. — Die ersten Bändchen sind in „Nassovia" Nr. 4 von 1906 besprochen worden. Die auswählende Hand ist auch ferner günstig gewesen. Der Aargauer Volksdichter, Jakob Frey tritt in Bd. 6 bis 8 mit den treuherzig anmutenden Geschichten seiner schweizer Landsleute hervor. Bd. 9 ist ein kulturhistorische Dongeschichte von einheimischen Schriftsteller Ernst Pasqué. Der wackere Schwabe, das Neutlinger Städtkind, Hermann Kurz, betreut uns in den Bänden 10 bis 12 mit trefflicher, humorbeschwingter Kost. Endlich, in Bd. 13, kommt auch ein Nassauer, Fritz Philippi, zur Geltung, mit zwei Westerwaldgeschichten. Wer tiefer in die Anlage blickt, wird noch zweierlei besonders erkennen und dem Herausgeber gut schreiben. Das eine ist, daß er gerade jene drei wenig bekannten Volkserzählerinnen Frey, Pasqué und Kurz, lieboll berücksichtigt hat. Das andere, ebenfalls Schätzbare ist, daß er sich bestrebt, durch die Auswahl von Erzählungen mit historischem Hintergrunde wieder mehr Interesse an der Geschichte der Vergangenheit der engeren Heimat zu erwecken. Im Volke, in der breiten Masse der Leser, ist noch sehr viel historischer Sinn vorhanden; es kommt nur darauf an, ihn verständig zu nähren, und dazu sind die Büchelchen recht geeignet. Es müßte eine jede Schul- und Volksbibliothek sich die Bändchen der Hausbücherei kaufen. Da die „Nassovia" an etwa 400 Bibliotheken geht, wird vielleicht ihre Empfehlung nicht allenthalben ungehört verhallen.

* **Reisebilder aus Amerika.** Von Adam Röder. 134 Seiten. Berlin, Putttamer und Mühlbrecht. — Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen, das ist allemal richtig. D. h. er kann's, wenn er's kann. Wie viele reisen und können es nicht. Wie viele wollen es können und können's auch nicht. Denn, richtig reisen, richtig beobachten und richtig beschreiben, sind dreierlei. Wir freuen uns, die Leser der „Nassovia" auf dies's kleine und doch so inhalt- und gehaltreiche Werkchen hinweisen zu können, das uns die neue Welt wie im Spiegel zeigt und den Schreinwerfer auf die typischen Erscheinungen

Digitized by Google

richtet, sie in ihrer ganzen nackten Wirklichkeit zu beleuchten. Was wir an dem Ehebrekdrame des „Rhein. Kurier“ am meisten neben seinem brillantfunkelndem Stil schätzen: die peinlich genaue Vertiefung, in die Motive und die Erscheinungen, die mustergültige Abwägung der Urteile und die streng logischen Schlußfolgerungen, das finden wir auch in diesem Buche wieder betätigt. Weder tritt nie vorurteilsvoll an Personen, Dinge und Verhältnisse drüben überm Walde heran; aber er findet sofort heraus: hier fleckt es und hier stockt es, hier ist's nachahmenswert, dort ist's faul. Daß das „Trübige“ meinerseits nicht nachahmenswert ist, daß man sich für die souveräne Demokratie mit ihren Lebensäußerungen und Entwicklungen nicht begeistern kann, versteht sich von selbst, ist sich in der Union zeigt. Darin geberwir dem Verfasser sehr recht. Das Buch ist des Studiums aller Gebildeten wert; die Bilder lesen sich im Zusammenhang noch besser wie die Kurier-Feuilletons.

* **Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg im Bilde.** 20 Blätter. Weilburg, H. Jipper. Preis (frei derSandt) 60 Pfg. — Der Empfang des Prinzen Eitel-Friedrich, die Aufzahrt der Andervereine der Lahn, das Festspiel, endlich die 14 Gruppen des Festzugs sind zur Bilde verteilen. Auf der Rückseite sind die entsprechenden erklärenden Notizen angebracht. Die Ausstattung dieses in Quartformat erschienenen (inoffiziellen) Werkchens ist hübsch, der Preis billig. Also eine freundliche Erinnerung an die Weilburger Festtage.

## Neues aus Nassau.

S. M. der Kaiser hat der Paulinenstiftung zu Wiesbaden 30000 Mark zur Errichtung eines Wanderheims gespendet; 36000 sind privatim zusammengekommen. So kann das Werk begonnen.

J. K. H. die Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg ist am 10. Oktober von Königstein nach Hohenburg übergesiedelt.

Das Modell des Nassauischen Landesdenkmals für Herzog Adolf (Hochprofil), in ganzer Größe aus Brettern gebildet, wurde aufgestellt und die Anordnung danach genehmigt.

Die Wiesbadener Gemeindevorwaltung hat auf 5 von 43 Konkurrenzplänen für die gärtnerische Umgestaltung der Umgebung des Denkmals, einen 1., zwei 2. und zwei 3. Preise verteilt; den 1. bekam der Gartenkünstler Lippel in Mannheim.

Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg ist am 1. Okt. zu Passing plötzlich gestorben. Er war 1856 geboren, Rittmeister a. D., und ein hervorragender Genealog, Heraldiker und Sphragistiker. Auch auf dem neuen Gebiete der Bücherzeichenkunde (Exlibris) leistete er Bedeutendes. Die Mutter des Grafen ist unsere verehrte Mitarbeiterin, die 71 Jahre alte Gräfin Josephine zu Leiningen-Westerburg in Kassel, die durch den Unglücksfall tief gebeugt ist.

Am 15. September wurde zu Leeuwaarden in Friesland das Denkmal des Grafen Wilhelm Ludwig zu Nassau-Dillenburg († 1620), Statthalters von Friesland, in Gegenwart des Königspaares und der Königin-Mutter, feierlich enthüllt.

Am 21. September empfing das Fliedner'sche zu Eppstein den Besuch J. K. H. der Frau Großherzogin-Mutter von Luxemburg.

Am 23. September wurde die neue evangelische Kapelle zu Langendernbach eingeweiht.

Der Taunusklub hielt am 23. September seine Generalversammlung zu Bebiar ab. Er zählt jetzt 42 Vereine mit 3876 Mitgliedern (davon 2170 in Frankfurt). Die Einnahmen im verflossenen Rechnungsjahre betrugen 4967, die Ausgaben 3346 Mark.

Am 30. September beging die Baptistengemeinde zu Wiesbaden die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens und weihte zugleich ihre neue Zionskapelle ein.

Vom 1. Oktober ab verkehren sämtliche Züge von Frankfurt nach Köln und umgekehrt über Wiesbaden.

Im Weiltal und Umgebung erscheinen vom 1. Oktober ab der „Anzeiger für Wolfenhausen und Münster“ und der „Weiltalbote“. Nun will auch Weilmünster seine Zeitung haben. Ein bisschen viel „Presse“.

Für den Wilhelmsturm stifteten vier lokalpatriotische Dillenburger 2 Satzkkanonen, deren Rohre von der niederländischen Regierung abgegeben wurden. Sie sollen von der Plattform aus am 18. Oktober zum ersten Male sprechen.

Das gräflich v. Bismarck'sche Fideikommißgut zu Schierstein ist von dem Schaumweinfabrikanten F. W. Söhnlein daselbst für 518000 M. erworben worden.

Der Lehrermangel in Nassau ist so groß, daß etwa 80 evangelische und 50 katholische Schulstellen gegen Ende September unbesetzt waren.

Die neue Bahnhofswirtschaft zu Wiesbaden ist an den bisherigen Bahnhofsrestaurateur zu Bebra für 30000 Mark verpachtet worden. Also „mittlere Linie“ (vergl. Nr. 19).

Der Abteilungschef im japanischen Unterrichtsministerium Mioitschi Hattori hat die Idsteiner Idiotenanstalt und Taubenverschule inspiziert. Natürlich hat man ihm wie anderswo sein alles gezeigt. Mit unseren Waffen werden sie uns einst bekämpfen, die gelben Erzfeinde der Arier.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Oktober.

18. 1527. Die Reformation wird in der hessischen Niedergrafschaft Katzenelnbogen eingeführt (unter Landgraf Philipp dem Hochgemuten).

20. 1808. Joseph Scherer, bekannter nassauischer Pädagog und Germanist, wird zu Heidesheim in Rheinhessen geboren. Er war 1855—1876 Seminardirektor in Montabaur und starb am 25. III. 1876.

22. 1751. Fürst Wilhelm IV. von Nassau-Oranien stirbt. Er war der nachgeborene Sohn des Fürsten Johann Wilhelm (geb. am 1. IX. 1711), erste dessen Besitzungen und wurde 1747 Generalstatthalter der Niederlande, Vermählt war er mit Anna von England, es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Wilhelm V. („Wasfonia“ 1904, Nr. 20.)

24. 1737. Das Weilburger Volksschuledikt, das den allgemeinen Schulzwang einführt, erschient.

28. 1185. Graf Ludwig III. von Arnstein, der letzte seines Stammes, stirbt in dem von ihm gestifteten Kloster (seiner früheren Burg). Seit 1112 regierend, hatte er 1130 entsagt. Seine Lande (der Einrichgau) wurden unter verschiedene Häuser verteilt.

28. 1792. Die Franzosen unter Custine nehmen die kurmainzische Feste Königstein durch Vertrag. Die Preußen konnten diese erst nach langer Belagerung und Beschiessung am 8. III. 1793 wiedererobern.

## Briefkasten.

**J. B. i. G.** Besten Dank und freundlichen Gruß. Geschundte wird verwertet. Für die betr. Nachforschungen wären wir sehr verbunden.

**C. W. i. W.** Das denken wir auch. Auf die andere Anfrage folgt Antwort demnächst.

**Redaktionsschluß: 12. Oktober.**

Inhalt: Gebet. Vorbei. (Gedichte.) Von L. Gallmeyer. — Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau V. Von W. Wittgen. (1. Fortsetzung.) — Graf Johann der Mittlere zu Nassau-Dillenburg (Siegen). Von J. Benner. (Schluß.) — Das Zunftwesen in Nassau-Oranien. Von J. Brumm. — Rando. Von Auguste Spielmann. — Mißgellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 21. Wiesbaden, den 1. November 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Naturfreude.

**(An der Plotzsägemühle bei Herrenalb.)**

Vom Wasser umrauscht, vom Wald umschlossen,
Sitz' ich in süßer Ruh',
Vom Sonnenlicht und Glanz umflossen;
O Welt wie schön bist du!

Wie herrlich ist es auf der Erden,
Und wer es schaut, wie hoch beglückt,
Wie dankbar muß der Mensch doch werden,
Wenn er das Schöne all erblickt.

Wenn er durch all die Herrlichkeiten
Mit frohem Herzen wandern kann,
Durch die Täler, die sich vor ihm breiten,
Nach Bergen, strebend himmelan.

Und welch ein Rauschen, welch ein Weben
Geht durch das Wasser, durch die Luft!
Welch ein geheimnisvolles Leben
Und welch ein wundersamer Duft!

Hier möcht' ich sitzen, möcht' ich träumen,
Möcht' nimmermehr von dannen zieh'n,
Vernehmen wie die Wellen schäumen,
Die Bäume rauschen, Wolken flieh'n.

Und Dank möcht' ich dem Schöpfer sagen
Daß er mich all dies schauen ließ
Und daß ich sie mit heim kann tragen,
Die Erinnerung an dies Paradies.

Selma Lemp.

# Nassaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

1) Von R. Bonte.

### IV. Burg Reichenberg.

Nachdem die vorhergegangene Betrachtung der Burg Neu-Katzenelnbogen mit St. Goarshausen mehrfachen Anlaß zur Erwähnung der benachbarten Burg Reichenberg geboten hat, erscheint es angebracht, eine Darstellung der letzteren hier anzuschließen. Wie bei jener, gleichen die allgemeinen politischen Schicksale auch dieser Burg denen der im Jahrgang 1901 dieser Zeitschrift behandelten Burg Hohenstein; ebenso sind auch für die beigefügten Abbildungen wiederum — neben den Aufnahmen des Verfassers — die Dilichschen Überlieferungen maßgebend gewesen, welche letztere über den Bestand der Burganlage um das Jahr 1600 zuverlässige Angaben enthalten und zur Aufklärung einiger bisher noch zweifelhafter Fragen geeignet sind.

Die Burg Reichenberg gehört unbestritten zu den eigenartigsten Denkmälern der Profanbaukunst des Mittelalters in Deutschland, und wir dürfen stolz darauf sein, diese seltene Perle „orientalisch-deutscher" Burgentechnik, dem reichen Schatze unserer nassauischen Wehrbauten eingereiht zu finden. Obschon in Privatbesitz befindlich, sind uns ihre großartigen Überreste dank dem Hochsinne des unvergeßlichen Altertumsfreundes Friedrich Gustav Habel und ihrer späteren Eigentümer, unangetastet erhalten geblieben.

#### Die Lage der Burg.

In dem unteren, neueren Teile der Kreisstadt St. Goarshausen, öffnet sich gegen den Rheinstrom ein tief eingeschnittenes Tal, welche anfangs in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung nach dem Hochlande aufsteigend, sich mehr und mehr verflacht und bei dem etwa 7 Kilometer landeinwärts liegenden Orte Vogel nur noch eine schwache Einsenkung bildet. In dieser beginnt der kleine Wasserlauf, welcher durch das Tal seinen Weg zum Rheine nimmt und im oberen Teile „Vogeler Bach", im unteren „Hasenbach" genannt wird. Etwa in der Hälfte seines Laufes, da, wo ihm linkseitig der „Reitzenhainer Bach" zufließt, erhebt sich der schön geformte Bergvorsprung, dessen geräumiges Plateau die Grafen von Katzenelnbogen für die großartige Burganlage auserwählt hatten.

Dem fahrenden Ritter oder Sänger, der an den rebenumkränzten Ufern des Rheines von dem wundersamen Bauwerk im nahen Hochlande vernommen und den es gelüstete, das Geschilderte mit eigenen Augen zu erschauen und die wohl gern geübte Gastfreundschaft des einsamen Burgsitzes in Anspruch zu nehmen, bot sich nicht solche bequeme Gelegenheit zur Erreichung seines Zieles wie dem heutigen Burgenfahrer, den die Nassauische Kleinbahn direkt vom Rheinufer ab in nur viertelstündiger Fahrzeit nach Reichenberg bringt. Die Stromrinne des Hasenbaches bildete damals für Reiter und Fußgänger noch den annehmbarsten Aufstieg nach dem Hinterlande, und man war es gewöhnt, sich mit den Unbequemlichkeiten und Hemmnissen einer solchen Naturstraße abzufinden. Winkte doch am Ziele der Wanderung ein Sitz in dem kühlen Schatten der Burglinde, oder zur Winterszeit am lohenden Kaminfeuer, samt Speise und Trank zu behaglicher Rast und Atzung.

Auch wir folgen dem Talzuge aufwärts und stehen nach einer Wegestrecke von 4 Kilometern vor einem Landschaftsbilde, welches durch eine seltene Vereinigung von Größe und Lieblichkeiten das Auge des Beschauers fesselt.

Zu unserer Rechten mündet das Seitental, in welchem der Reitzenhainer Bach dem Hasenbache zufließt, in das Tal des letzteren ein, und öffnet den Blick nach dem jenseits emporragenden steilen Berggrat, auf dessen stolzer Höhe die prächtige Felsenburg sich in malerischen Umrissen von dem Luftton des Landschaftsbildes abhebt. Vorn, am äußersten Ende des Burgberinges, überragt auf starker Futtermauer die alte Kirche fast kühn und trotzig die darunterliegenden Dorthäuschen, als sei ihr noch bewußt, daß sie ehedem auch mit zur Verteidigung des aufwärts führenden Pfades bestimmt war. Unten im Tale rauscht das Rad der vormaligen Burgmühle, und längs des Reitzenhainer Baches umsäumen friedliche Gehöfte den Fuß des schützenden Burgfelsens.

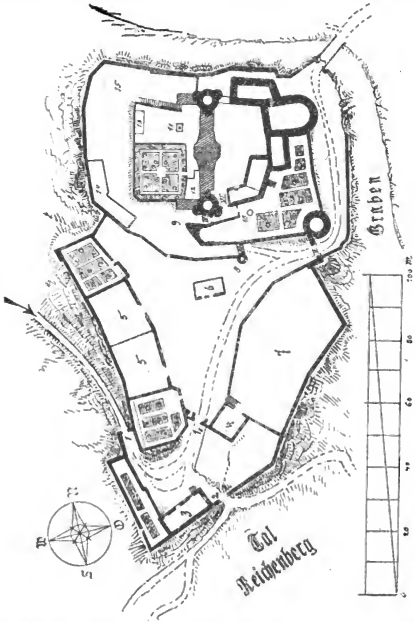
Wir haben auf unserer Wanderung vom Rheinufer bis hieher bereits die ansehnliche Steigung von 120 Metern überwunden und nun noch eine weitere von etwa 40 Metern bis zur Burg vor uns, deren Terrain im Mittel 65 Meter über dem Rheinspiegel und 225 Meter über dem Meere liegt.

#### Die Vorburg.

Da wir nicht als Angreifer, sondern als friedliche Landfahrer dem wehrhaften Herrensitze nahen, so wählen wir zum Aufstieg den noch jetzt von den Burgbewohnern und Besuchern benutzten Weg, welcher am Ausgange des Seitentales links abzweigt

Digitized by Google

und über den Bach hinüber am westlichen Abhange in mäßiger Steigung zunächst durch das Tor 1 in die Vorburg leitet. Hierher führen vom Orte selbst zwei weitere steilere Pfade, welche sich vor dem Tore 2 neben der Ostseite der Kirche vereinigen und vorwiegend dem Kirchgange der Ortsbewohner dienen. Der vom Angriffsgelände aus über den Halsgraben zur Hauptburg führende Fahrweg enthält, zu deren Rechten der „Kirchgarten" lag. Letzterer hat im 19. Jahrhundert als Friedhof gedient und enthält noch mehrere gut erhaltene Gräber, zum Teil mit steinernen Denkmälern. Die Kirche, oder wie sie jetzt im Orte genannt wird, die „Kapelle" hatte zu Dilichs Zeiten ein zweiseitiges Dach mit Treppengiebeln, auf dem sich ein kleines Glockenhäuschen befand. An dessen Stelle ist jetzt




**Burg Reichenberg. Lageplan** (enthält die Vorburg und das Kernwerk mit der Wohnburg).
(Nach W. Dilich.)

mündet 150 Meter entfernt an der Nordostecke des Berings; das hier befindliche Eingangstor ist auch jetzt für fremde Besucher verschlossen.

Der Aufstieg, den wir gewählt haben, wird durch die linksseitig liegenden Zwinger der Vorburg bestrichen. Durch ein noch jetzt in seinen Pfeilern vorhandes Tor 1 gelangt man in den äußersten oder ersten Vorhof, welcher die Kirche 3 ein Walmdach getreten, aus dem an der westlichen Seite ein größerer, sechseitiger Turm mit Haubendach herauswächst, in welchem sich 2 Glocken befinden. Das flachgedeckte Schiff ist 16,7 Meter lang und 7,9 Meter breit; die Höhe des Innenraums, welcher freundlich ausgestattet und vor 10 Jahren mit einer neuen Orgel von 8 Registern versehen worden ist, beträgt 5,4 Meter.

Digitized by Google

Die Kirche der Vorburg ist nicht mit der „Burgkapelle" identisch, von welcher letzteren später noch die Rede sein wird. Sie ist hier etwas näher beschrieben worden, als es die Fülle des vorliegenden Materials wohl gestattete, weil sie in dem von Lotz-Schneider 1880 verfaßten, bezw. herausgegebenen Inventar der Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden gar nicht erwähnt ist, offenbar, weil ihre ehemalige Zugehörigkeit zum Burganwesen übersehen worden, oder unbekannt war.

Der zweite Vorhof, zu dem man durch ein der Kirche gegenüberliegendes weiteres Tor 1 gelangte, bietet wenig Bemerkenswertes. Er enthielt zu Dilichs Zeit einen Kornspeicher 4, zwei Scheunen 5, einen Pferdestall 6 und drei Gärten, von denen der eine als „wüster Garten" 7 bezeichnet wird. Der dicht neben dem Tore liegende Kornspeicher war ein zweistöckiges, mit großen Fenstern und hohem Giebeldach versehenes Gebäude, welches ehedem wohl den Burgsitz eines Vasallen, bezw. das Wohnhaus des Burgmannes bildete, dem die Hut der Vorhöfe und Beaufsichtigung der Feldwirtschaft anvertraut war.

Wir durchschreiten den Hof und sehen uns der südlichen Burgmauer gegenüber, deren Schießlöcher den Weg beherrschen. Links benutzen wir das neue Vorhofe in die eigentliche Burg einführende Tor 3, welches als das „erste Burgtor" bezeichnet werden soll, wir wenden uns aber zunächst nach dem rechts in der Nordostecke des Vorhofes liegenden Tor 2, welches letzteren an der Angriffsseite abschließt und den vom Hochlande auf der Fahrstraße Ankommenden — nachdem er die Zugbrücke mit ihrem Tor 1 und den Zwinger an der Angriffsseite passiert hatte — in den zweiten Vorhof einließ. Auch wir müssen jetzt diesen Weg verfolgen, um uns gleich mit der Beschaffenheit der Angriffsfront bekannt zu machen, und werden alsdann wieder zum ersten Burgtore zurückkehren.

Das Tor 2, welches die Vorburg gegen den Zwinger abschließt, ist seiner Wichtigkeit entsprechend sehr stark verteidigt. Ein vorspringender Rundturm von ungewöhnlicher Größe und Stärke, der dicht neben ihm die Futtermauer der Angriffsfront flankiert, sowie ein bedeckter, mit Schießlöchern versehener Wehrgang über dem Torbogen, setzten dem verwegenen Angreifer, der etwa dort einzudringen versucht hätte, die nachdrücklichsten Hindernisse entgegen.

Als eine sehr bemerkenswerte Verteidigungsanlage sind die kasemattierten Schützengalerien in der Futtermauer der Angriffsfront zu bezeichnen, eine Doppelreihe gewölbter Kammern, welche in den Felsen eingehauen bezw. demselben vorgemauert sind. Ähnliche Anlagen finden sich zwar vereinzelt auch bei anderen Burgen unseres Bezirks, z. B. bei der Burg Sonnenberg bei Wiesbaden, wo die zwischen den kolossalen Futtermauern und dem schräg ansteigenden Felsen liegenden Hohlräume nicht mit Steinschutt ausgefüllt, sondern überwölbt und zu Verteidigungszwecken nutzbar gemacht worden sind. Doch scheinen sie dort mehr der zufälligen Beschaffenheit des Bauterrains, als der Absicht des Erbauers entsprungen zu sein, während die Reichenberger Anlage einen wesentlichen Teil des Verteidigungssystems darstellt und hier den besonderen Zweck der sogenannten „niederen Grabenbestreichung" verfolgt. Es leuchtet ein, daß die auf dem Angriffsgelände und an der jenseitigen Grabenkante in kleinen Gruppen operierenden Gegner, denen von den hochliegenden Wehrgängen und Plattformen der Burg mit Schüssen und Würfen auch wegen der Entfernung nur schwer beizukommen war, von den tiefer liegenden Schützengalerien aus, welche eine fast horizontale Bestreichung des Geländes gestatteten, durch weit wirksamere Schüsse gefaßt werden konnten.

Über den Kasematten erhob sich auf der Futtermauer der gezinnte Wehrgang, welcher die oberen Verteidigungszwinger abschloß und um den ausspringenden runden Teil des Saalbaues herum geführt war; letzterer ist zu diesem Zweck mit weit ausladenden Steinkonsolen versehen gewesen, welche zu Dilichs Zeit noch vorhanden waren, jetzt aber glatt abgemeißelt sind und sich nur als aufrecht in der Mauerflucht stehende schmale Steine darstellen.

Sie trugen ehedem einen aus Riegelwerk und Bohlen hergestellten hölzernen Umgang, welcher zur Verbindung der beiderseitigen Wehrgänge und auch zur Verteidigung diente, indem die Außenseite mit Schießlöchern versehen war, und ferner auch zwischen den Konsolen hindurch Senkschüsse und Würfe erfolgen konnten, wenn die kurzen Landbielen, welche den Boden bildeten, aufgehoben wurden.

Das den Zwinger nach der Brücke abschließende Tor 1 sowie die Brücke selbst zeigen Dilichs Abbildungen schon nicht mehr in ihrem ursprünglichen wehrfähigen Zustande; denn ersteres war früher jedenfalls anders gestaltet und letztere als Zugbrücke ausgebildet, wie dieses bei den den Halsgraben überführenden Brücken wohl allgemein der Fall gewesen und von Dilich bei der Burg Hohenstein auch dargestellt worden ist.

## Kernwerk und Wohnburg.

Wir wenden uns nur wieder zurück nach dem Tor III, welches uns aus dem zweiten Vorhofe in das Kernwerk der Burg einführt; Dilich nennt es das „bornehmste Tor am Schloß". Es wurde durch einen runden Mauerturm 8 an seiner linken Seite und den üblichen Wehrgang verteidigt. Beide Werke beherrschen die Zugangswege aus dem Zwinger an der Angriffsseite und aus der Vorburg, welche außerdem durch die Schützengalerien und die darüber liegenden Wehrgänge ꝛc. sehr nachdrücklich verteidigt werden konnten, so daß die durch die Örtlichkeit hervorgerufene, von der üblichen — uns bereits bekannten — Marsche abweichende Führung des Burgweges nicht ins Gewicht fiel. Jenseits des Tores III nimmt uns ein langgestreckter, stark ansteigender Zwinger auf; der bei 9 mit einem scharfen Knick nach der entgegengesetzten Richtung herumbiegt und an einem weiteren Tore IV endigt. An dem Knick bemerken wir Tafel 2 den Eingang zu den oberen Kasematten, welche sich hier zu einer stattlichen Halle erweitern. Dieselbe ist mit zwei Kreuzgewölben, welche von 2 Säulen getragen werden, überdeckt und bildete den Marstall des Ritterstifts, wobei ihre Verwendung zu Verteidigungszwecken selbstverständlich nicht beeinträchtigt wurde. Hier empfingen Stallknechte und Knappen die einreitenden Herren, halfen

ihnen beim Absitzen, stellten die Pferde ein, sorgten für die Unterbringung des Reisegepäcks und der größeren Waffenstücke, säuberten die Rüstungen und die Handwaffen, welche nicht abgelegt wurden, vom Staube der Heerstraße und setzten die Ankömmlinge in den Stand, sich dem Burgherren und seinen Damen in möglichst vorteilhafter Verfassung vorzustellen.

Das zuletzt erwähnte Tor III liegt dicht neben dem südlichen Flankenturm des großen Rückzugsbaues und wird von demselben vollständig beherrscht; es führte in einen engen, oben offenen Vorplatz, in welchem wir vor uns die Pforte zum „Lustgarten“ mit dem „Springbrunnen“ 10 und links — ebenfalls vom südlichen Rückzugsturm beherrscht — das direkt in den inneren Burghof leitende Tor V erblicken. Durch letzteres eingetreten, sind wir nun von den Gebäulichkeiten der Wohnburg umgeben.

Zur Linken neben uns ragt der hohe Rückzugsbau mit den Warttürmen empor, rechts dicht am Tor liegt das zweistöckige Wohnhaus des Kellers oder Amtmannes. Es ist an die starke Ringmauer der Burg angebaut, nach dem Hof zu aus zierlichem Fachwerk hergestellt und trägt auf der schlanken Spitze des hofseitigen Giebels das Gerüst mit der Glocke, deren Geläute die Talbewohner und Hörigen auf das Schloß berief, wenn man ihrer dort benötigte, oder wenn die Gerichtsverhandlungen stattfanden. Eine Türe in der rückseitigen Ringmauer führte auf einer aus halbrunden Stufen bestehenden Freitreppe in den Lustgarten.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau V.

3) Von Wilhelm Bittgen. (Schluß.)

Unter diesen Umständen war man in der Lage, wieder einen eigenen französischen Pfarrer anzustellen. Der Kandidat Aug. Friedr. Convert ward nach einigen Verhandlungen für diesen Posten gewonnen. Der Tag der Einführung des neuen Pfarrers gestaltete sich zu einem Feste für die ganze Gemeinde. Muston berichtet darüber in seinem Buche:

„Zu dem Feste erschien der Landgraf mit seiner Gemahlin, und die Einwohner zogen ihm unter Absingung des 42. Psalmes entgegen, mit welchem einst ihre Vorfahren dem Urgroßvater des Landgrafen für die Erlaubnis, sich in seinem Lande niederzulassen, gedankt hatten. Laubhütten waren am Eingange des Dorfes errichtet, und auf dem freien Platze des Dorfes stand eine Pyramide, welche durch ihre Sinnbilder den Zweck ihrer Errichtung aussprach. An ihrem Fuße waren wilde Kräuter, Brombeersträuche und Disteln, Steinblöcke, kleine Tannen und Dornbüsche zu sehen, als ein sprechendes Bild von dem, was die Ansiedler zurzeit der Ankunft der Waldenser gewesen war. Weiter oben waren Roggen- und Haferähren und Kartoffeln, diese ersten Produkte des Anbaues, angebracht; noch höher oben sah man Weizen, Mais und süße Wurzeln, die Erzeugnisse eines fruchtbar gemachten Bodens. Sodann folgten nacheinander alle Arten Gartenpflanzen und endlich Weintrauben und Baumfrüchte, die Zeugen der Fortschritte der Kolonie. Die Spitze der Pyramide bildete eine schöne Vase, gefüllt mit entfalteten Blumen, das Sinnbild der hoffnungsvollen Erwartung des Gedeihens der Künste und der ersten Annehmlichkeiten der Zivilisation. — Ein Chor von Knaben, geschmückt mit Blumensträußen, und junge Mädchen mit Kränzen sangen ein Lied, dessen Text der Feier angemessen war. Alle Versammelten begaben sich darauf in die Kirche, wo der Landgraf die Privilegien der Waldenser aufs neue bestätigte und unterzeichnete. Nach dem kirchlichen Akt lud man ihn und den Hof ein, an einem ländlichen Essen Teil zu nehmen, bei welchem die jungen Leute aus dem Dorfe die Gäste bedienten. Eine kirchliche Abendfeier beendete dieses patriotische Fest.“—

Unter der Regierung des Landgrafen Friedrich Joseph entwickelte sich die Gemeinde gut. Die Chaussee von Homburg nach Usingen, ward durch das Dorf gelegt und dieses dadurch besser in den Verkehr hineingezogen; auch gelang es dem Landgrafen, für die Strumpfweberei und Manufakturen nach außen neue Absatzgebiete zu erschließen. Nicht vergessen sei es ihm, daß er ein Gesuch der Dornholzhäuser, das „Balzerhölzchen“ zwecks Bezahlung ihrer Schulden zu verkaufen, nicht genehmigte. Dadurch verhinderte der weitblickende Fürst, daß der Kolonie eine wichtige Einnahmequelle verloren ging.

Auch sein Bruder Ludwig, der ihm in der Regierung folgte, bekundete Dornholzhausen fortgesetzt Wohlwollen. Er spendete zur Reparatur des Pfarr- und Schulhauses 1000 Fl, zu denen noch Pfarrer Convert durch Kollekten in der immer noch hilfsbereiten Schweiz 800 Fl. kollektierte. Als Convert 1841 in den wohlverdienten Ruhestand trat, sand sich ein würdiger Nachfolger in Pfarrer Louis Ami Achard aus Genf. Er war ein äußerst eifriger Mann, „der mehr tat als er mußte“, indem er nämlich in seinem Hause für die des Französischen Unkundigen privatim deutschen Gottesdienst abhielt. Es waren ja beinahe 150 Jahre verflossen, seitdem die Waldenser in Dornholzhausen eingewandert waren, auch hatte es sich naturgemäß nicht vermeiden lassen, daß sich Deutsche daselbst ansiedelten, und so kam es, daß Achard es förmlich als seine Pflicht betrachtete, durch diese deutschen Privatgottesdienste diesen Leuten seelsorgerisch nahe zu treten. Er stieß aber dabei auf heftigen Widerstand seitens der unvermischt gebliebenen französischen Familien, welche die Aufrechterhaltung der Sprache der Väter als Heiligtum betrachteten, und es kam zu einer langwierigen unerquicklichen Auseinandersetzung, bis die Angelegenheit endlich in

Digitized by Google

der Weise Erledigung fand, daß der Pfarrer im Winter Privatgottesdienst in deutscher Sprache halten durfte.

Als er im Jahre 1848 aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle aufgab, hatte sich das Bedürfnis nach einem deutschen Gottesdienst bereits so sehr herausgestellt, daß man es nicht genug preisen konnte, daß sein Nachfolger Charles Eugène Humbert die deutsche Sprache soweit beherrschte, daß er die von dem Vorgänger getroffene Einrichtung beibehalten konnte, und seinem Nachfolger Aug. Grünewald wurde es dekretlich bereits zur Pflicht gemacht, „alle 14 Tage am Sonntag nachmittag in der Kirche deutschen Gottesdienst zu halten und sich auch bei andern kirchlichen Handlungen des Deutschen zu bedienen, so oft nicht alle Beteiligten Französisch verstanden."

Am 8. Februar 1857 fand der erste deutsche Gottesdienst in der Kirche zu Dornholzhausen statt.

Auf Pfarrer Grünewald folgte im Jahre 1858 Emilie Conthand, ein geborener Franzose. Ihm verdanken wir die beiden schätzenswerten Schriften: „Dornholzhausen, colonie vaudoise en Allemagne" und „Précis chronologique de l'histoire des Vallées vaudoises."

Während seiner Wirksamkeit trat eine Nähschule ins Leben, welche einer Anzahl unbemittelter Leute einen hübschen Nebenverdienst einbrachte. Ein neuer Industriezweig, die Gerberei, wurde eingeführt, und durch verschiedene Geschenke von auswärts konnte der Kirchenfonds auf 19810 Mk. gebracht werden.

Wie schon in dem Kapitel über „Friedrichsdorf" erwähnt worden, starb mit dem Landgrafen Ferdinand im Jahre 1866 die edle Homburger Fürstenfamilie aus, und das Ländchen ging an Hessen-Darmstadt und wenige Monate danach an Preußen über. Das gleiche Wohlwollen, dessen sich Friedrichsdorf seitens des preußischen Königshauses rühmen kann, gewahren wir auch bei Dornholzhausen. Die Kaiserin Augusta ließ, so oft sie in Homburg weilte, auch den französischen Pfarrer Dornholzhausens zu sich bescheiden und unterhielt sich mit ihm über die Geschichte der Kolonie; ihr Herzenswunsch war, daß derselben die Eigentümlichkeit der französischen Sprache erhalten bleibe. Leider sah sich Pfarrer Conthand infolge des Ausgangs des deutsch-französischen Krieges in seinen Gefühlen als Franzose verletzt — er kehrte Deutschland und damit auch der Kolonie für immer den Rücken. Doch blieb er bis zu seinem Tode (1891) in brieflicher Verbindung mit seiner ehemaligen Gemeinde. „Sein Weggang wurde sowohl von seiner Gemeinde als auch von seinen Amtsbrüdern tief bedauert", so berichtet Oberlehrer Achard in dem schon erwähnten Aufsatz.

Inzwischen waren in Dornholzhausen die Leute immer seltener geworden, welche noch der französischen Sprache mächtig waren. Dessenungeachtet hielt man mit Zähigkeit an der alten Weise des französischen Gottesdienstes fest und lugte nach einem Geistlichen, der in der Sprache der Väter reden konnte. Aber der Umstand, daß eben die wenigsten Gemeindeunitglieder der offiziellen Predigt mehr folgen konnten, und diese Art des Gottesdienstes zu einem bloßen Lippenwerk ohne Geist und Verständnis geworden war, mochte mit die Ursache sein, daß die nun folgenden Pfarrer nicht lange blieben:

Mennerich aus Lothringen bis 1875, Mayer aus dem Elsaß bis 1877 und von da an bis 1886 Komme aus Belgien. Dieser letzte französische Pfarrer von Dornholzhausen suchte dem gänzlichen Aussterben der französischen Sprache noch dadurch vorzubeugen, daß er darin wöchentlich acht Stunden an der Volksschule erteilen wollte. Er konnte aber infolge körperlichen Leidens seinen gut gemeinten Plan nicht durchsetzen und mußte die Stundenzahl auf 3 beschränken — und auch diese konnte er nicht regelmäßig geben. Daß damit nichts geschaffen war, das Verhängnis aufzuhalten, leuchtet ein, und als dann im Jahre 1884 der alte Lehrer Leidecker pensioniert wurde, da wandte sich die Gemeinde an die Königliche Regierung zu Wiesbaden mit der vernünftigen Bitte, ihr einen deutschen Lehrer zu geben und ihre Schule den anderen Anstalten des Bezirks anzureihen, welchem Wunsche denn auch stattgegeben wurde.

Und mit dem französischen Pfarramt ging's nun auch mit raschen Schritten zu Ende. Pfarrer Komme ließ sich pensionieren, und als sein Nachfolger wurde im Jahre 1886 der deutsche Pfarrer Hofer von Alt-Weilnau berufen, welcher der Kolonie bis heute als Seelsorger dient.

Seitdem hat die Kolonie wieder einen fröhlichen Aufschwung genommen, der schon äußerlich bemerkbar ist an der Neuherrichtung des Pfarrhauses und der Kirche. Von Frauen und Jungfrauen wurden die Fenstervorhänge erneuert und eine Altardecke gestrickt, welche die kunstvoll gewirkte Inschrift trägt: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit." Die Kanzel namentlich bildet einen schwarz; eine Stickerei in Form eines Leuchters mit dem alten Waldenserwahlspruch Lux lucet in tenebris als Inschrift fällt daran besonders angenehm ins Auge. An der Rückenwand prangt das Kirchensiegel: das Bild des Palmbaums mit den Worten: „Le juste fleurira comme le palmier."

Ganz besonders freudig wird es begrüßt, daß sich die Kirche nun auch einer neuen würdigen Orgel erfreut, deren Kosten (2400 Mk.) fast ausschließlich in Dornholzhausen gesammelt wurden.

Durch die Umwandlung der Kolonie in eine deutsche Kirchengemeinde konnte diese, wie gesagt, nur gewinnen, finanziell auch dadurch, daß der Staat bei Besoldung des Pfarrers und Lehrers nunmehr mithilft, und ideell insofern, als in Kirche und Schule eben die nunmehrige Muttersprache, das Deutsche, gepredet wird und nicht eine fremde Sprache, zu welcher das Französische — bis auf etliche wenige Ausnahmen — allen geworden war.

Immerhin auffallend ist, wie sich die Sprache der Väter auf einem verhältnismäßig kleinen Dorfe fast zwei Jahrhunderte lang erhalten konnte; es war

eben das zähe Festhalten nicht nur an ihrem Glauben, sondern auch an ihren Sitten und Gebräuchen, und die Erinnerung ihrer ruhmreichen Geschichte, was dieses verursachte. Und diese Erinnerung ist heute noch lebendig in den Herzen der Dornholzhäuser. Das bewies auch die Jubelfeier, welche am 13. September 1899 in glänzender Weise gefeiert wurde, bei welcher Vertreter der geistlichen und weltlichen Behörden wetteiferten, ihre Glückwünsche darzubringen.

Dornholzhausen ist heute ein deutsches Dorf geworden, das alle Bedingungen einer fröhlichen Weiterentwicklung zeigt. Ist es auch nicht Station der Eisenbahn Homburg-Usingen geworden, so hat es doch seit 1899 eine elektrische Bahn, die es direkt mit der Bäderstadt Homburg verbindet und es gewissermaßen dieser angliedert. Auch die im Jahre 1898 erfolgte Errichtung eines Mädchenpensionates ist freudig zu begrüßen.

Daß durch all dieses neue Einnahmequellen sich erschließen, ist gewiß. Mögen aber die Nachkommen jener ersten Waldenser deren Traditionen vor wie nach nicht vergessen.

Dann wird es nicht schlecht bestellt sein um ihr Schicksal, dann wird es auch an ihnen zur Wahrheit, was ihre Väter sprachen vor nun 200 Jahren: „Post tenebras lux!"

Und nun nehmen wir Abschied von den Hugenotten- und Waldenseransiedlungen in Nassau und wünschen ihnen Glück und Segen auch in dem angefangenen Jahrhundert. Wir haben in den vorhergehenden Blättern ihre Geschichte in großen Zügen geschrieben. Sehr lohnend würde die Beantwortung der Frage sein: „Was hat Deutschland und speziell auch Nassau der Einwanderung der Hugenotten und Waldenser zu danken?" Teilweise ist sie in der vorliegenden Arbeit angedeutet, auf sie näher einzugehen, liegt nicht in dem Rahmen unseres Themas.

# Oberbaurat Karl Boos.

1) Ein Lorbeerblatt seinem Gedächtnis. Von Lothar Lüftner.[2])

„Denn er war unser", dürfen wir mit den Worten des Dichters in freudigem Stolze bekennen, ein treuer Sohn unseres nassauischen Landes, der seine ganze Kraft und Lebensarbeit zu dessen Ehre einsetzte; seine reiche Phantasie, geläutert durch ernstes, zielbewußtes Streben, freudiges Erfassen idealer Lebensmomente, ruhiges Abwägen der Möglichkeiten, schenkte uns Werke von dauernder Bedeutung, und so ist er unser für immerdar. Majestätisch ragt der imposante Schloßbau der Schaumburg im Nahetale empor, ein Schmuck der Gegend und vielbegehrtes Wanderziel; und am gesegneten Rheine, zu Füßen des Taunus ist die künstlerische protestantische Landesfatdedrale das Wahrzeichen der früherend Herzogsresidenz geworden, sein Meisterwerk!

Von der Lahn zum Rheine! — Dieser Zug geht durch das Leben unseres Künstlers, dessen 100. Geburtstag dieses Jahr brachte. Im trauten Weilburg stand seine Wiege.[3]) Dort wurde Georg Christian Karl Boos am 8. September 1806, aus einer nassauischen Beamtenfamilie stammend, die, alten Traditionen zufolge, sich aus dem Geschlecht der Fugger herleitet, jedoch Konfessionswechsels halber den Namen ablegte, geboren. Schon früh zeigten sich bei dem aufgeweckten Knaben vielseitige Anlagen, besonders ausgeprägt aber ein strenges Pflichtgefühl. Er besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt, dann das dortige Gymnasium und verbrachte in der lahnumrauschten Heimat glückliche Jugendtage. Im März 1825 erhielt er das Zeugnis der Reife; Oberschulrat Direktor Dr. Snell stellte ihm ein glänzendes Zeugnis aus: „Zu seinem Lobe läßt sich mehr nicht sagen, als daß er während seiner Schulzeit an Fleiß, Ordnungsliebe, sittlich gutem Betragen und einer durchaus tadellosen Aufführung viele übertroffen hat, von keinem übertroffen worden ist." Auch wurde ihm die Auszeichnung zuteil, bei dem Schlußakt die Rede zu halten; er wählte sich das Thema: „Von der wahren Ehre des gelehrten Standes!"

Mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung zog der Neunzehnjährige in die Welt hinaus. Was ihm beim Anblick des alten Weilburger Schlosses so oft vorgeschwebt hatte, die Sehnsucht, seinen Phantasiegebilden wirkliche Gestaltung geben zu können, diese Kunst sollte ihm jetzt geoffenbart werden. Und er wandte sich gleich an einen Meister, den großherzoglich badischen Oberbaudirektor Weinbrenner. In den Jahren 1825 und 1826 besuchte er die Akademie und Polytechnische Schule zu Karlsruhe. Wie hoch ihn sein berühmter Lehrer schätzte, welche Talente Boos entwickelte, geht aus Weinbrenners Schreiben vom 26. August 1825 an den Vater Boos hervor: „Von Ihrem lieben Herrn Sohn kann ich Ihnen nichts anderes als alles Liebes und Gutes mittheilen; denn er ist ein äußerst braver, talentvoller und fleißiger junger Mann, der das Studium der Baukunst mit vorzüglichem Eifer und Geschicklichkeit be-

[1]) Frau Oberbaurat Boos hatte die Liebenswürdigkeit, mir den gesamten handschriftlichen Nachlaß ihres Gemahls sowie eine Anzahl Familiendokumente zur Verfügung zu stellen, wodurch diese Arbeit erst ermöglicht wurde. Ich möchte nicht verfehlen, an dieser Stelle meinen ehrerbietigsten Dank für das bewiesene Vertrauen auszusprechen.

[2]) Sein Vater Johann Andreas Boos, geboren am 8. Juli 1778 zu Weilburg, tätig im nassauischen Hofgerichte Rechnungsrevisor und provisorischer Hofrat, nach Wiesbaden über, wurde 1818 Wirklicher Hofrat mit dem Charakter als Revisionsrat, 1840 1848 in den Ruhestand, erhielt die Zivil-Verdienst-Medaille in Gold; er starb am 3. Januar 1844 zu Wiesbaden. Verheiratet war er mit Charlotte Katharine, geb. Tischbein (einer Verwandten des Malers Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, 1751—1829, des Freundes von Goethe), geboren 1. Juli 1778 zu Mel-

Digitized by Google

treibt." Gleichsam vorahnend setzte er dann hinzu: „Es läßt sich daher erwarten, daß er einstens in diesem Fach der Kunst als ein ausgezeichneter Mann auftreten und Ihnen viel Fremde machen wird." Nach der Seite der Antike hin hat Weinbrenner entschieden starken Einfluß auf unsern Boos ausgeübt und in ihm das Gefühl für die Reinheit der Formensprache geläutert und vertieft; den Sinn für die mittelalterliche Kunst jedoch bewahrte sich die gefestigte Individualität des jungen Boos entgegen allen Strömungen der Weinbrennerschen Schule. Zum Studium der mathematischen Wissenschaften, für die er große Begabung an den Tag legte, bezog Boos 1826 die Universität Freiburg i. Br., wo er bis 1829 verblieb. Besonders beeinflußte ihn hier Hofrat Buzengeiger, Professor der Mathematik, dessen Vorlesungen über Statik, Hydrostatik und Mechanik er mit Erfolg besuchte. Wie vielseitig er an seiner Ausbildung arbeitete, sagt uns sein Kollegienbuch, in dem wir auch die Fächer Experimentalphysik, technische Chemie, Mineralogie und Geographie verzeichnet finden. Alt Heidelberg, „die feine", sah unsern Boos als Hospitanten, um Kollegien „allgemeiner Bildung" anzuhören. Sein Ruf als Mathematiker — hielt er doch zwei Jahre darüber in Freiburg Vorträge — veranlaßte das ehrenvolle Anerbieten des großherzoglichen Ministeriums des Innern, ihn auf Staatskosten die Studien vollenden zu lassen unter Zusicherung einer Professur zu Karlsruhe. Doch Boos lehnte diese glänzenden Vorschläge ab und ließ auch eine zweite Aufforderung zu einer Anstellung in Baden unberücksichtigt, weil er nach seinen eigenen Worten „schönere Hoffnungen auf sein Vaterland setzte."

Nach Nassau zurückgekehrt, bestand er 1831 das Staatsexamen mit der Prüfungsnote „vorzüglich gut" und wurde am 25. August 1832 zum Kandidaten der Baukunde ernannt; laut Dekret vom 18. Juli 1835 erfolgte seine Ernennung zum Akzessist für den Baubezirk Wiesbaden (dem Baurat Wolff attachiert), am 6. Februar jene zum Regierungsakzessisten. Von 1831 bis 1840 fungierte Boos als Privatbaumeister und Leiter eines Instituts für Baukunde; manches junge Talent wurde durch ihn geweckt und gefördert. Im letztgenannten Jahre rückte er zum Regierungsassessor und technischen Mitgliede der Bauverwaltung auf. Am 20. November 1842 beförderte ihn der Herzog zum Baurat, 1845 wurde er Dirigent der Prüfungskommission für Hochbau sowie der Prüfungskommission für Straßen-, Brücken- und Wasserbau, 1849 erfolgte seine Ernennung zum Referenten der Ministerialabteilung für den Wasser- und Hochbau. Um die Daten seiner Karriere zu erschöpfen, sei gleich mitgeteilt, daß der Herzog ihm 1857 den Charakter als Oberbaurat verlieh. Schon aus diesen Angaben läßt sich seine Vielseitigkeit ermessen: auf dem Gebiete des Wasser- und Brückenbaues ebenso zu Hause zu sein wie auf dem des Hochbaues, man dürfte das heutzutage vergebens suchen. Dazu die Überhäufung mit amtlichen Arbeiten, und wenn man bedenkt, daß Boos dabei noch Zeit fand, Ideen zu fassen für seine großartigen Schöpfungen und diese in Riß und Plan bis ins Detail auszuführen, so staunt man über eine solche Arbeitskraft und -freudigkeit, welche sich hindurchrang mit der Gewalt des Genies, das unbeirrt von allen — Nebendingen möchte man es nennen, obwohl es für diesen gewissenhaften Beamten eigentlich keine gab — die höchsten Kunstideale nicht aus den Augen ließ. Eine seltene Pflichttreue beseelte diesen Mann, der ganz in seinem Berufe aufging; wo es ihm möglich war, griff er reformatorisch ein. Welchen Dank wußte ihm besonders die junge Generation der Baubeflissenen in Nassau für jene vorzügliche Änderung des Prüfungsreglements, die manchen alten Zopf beseitigte und den modernen Verhältnissen Rechnung trug.

Geben wir nun zu seinen Schöpfungen über, und lassen wir „die Steine für ihn reden": sie zeigen uns den ernsten Künstler mit dem freundlichen, milden Blick für das Leben am besten. An einem würdigen Gebäude für die Landesregierung, Staatskassendirektion und Rechnungskammer zu Wiesbaden hatte es schon lange gefehlt; in der Preiskonkurrenz blieb Boos Sieger, und so entstand denn 1838 bis 1842 an der Ecke der Bahnhof- und Luisenstraße das imposante Staatsministerium, ein Bau in den edelsten, harmonischsten Verhältnissen. Der florentinische Stil in seiner einfachen und doch wuchtigen Formensprache ist hier in glücklicher Weise zur Durchführung gebracht, jede unnütze Ornamentik vermieden, allein durch feine großzügige Gliederung und geschickte Verteilung der Massen wirkt das Bauwerk. Die Disposition der Räume, die Anlage des Stiegenhauses, die Anordnung der Treppenhäuser ist klar und übersichtlich. Einen in der Künstlerwelt geachteten Namen begründete sich Boos durch diese Schöpfung; sein Landesherr brachte ihm regen Interesse entgegen und bezeigte ihm wiederholt sein Wohlwollen.

In dem Sturmjahre 1849 sollte ihm durch Fürstengunst ein Glück erblühen, wie es wohl wenigen Baumeistern beschieden war. Erzherzog Stephan von Österreich, Schloßherr von Schaumburg[1]), jener edle, ritterliche Habsburger mit dem goldenen Herzen und milden Sinn, kunstbegeistert, wünschte sein Schloß auszubauen. Unser Boos wurde durch Herzog Adolf ihm empfohlen. Sein Entwurf fand die unbedingte Zustimmung des geistreichen Mäcens; der geniale Plan verhielt sich zu allen früheren, nach den eigenen Worten des Erzherzogs „wie der Edelmann zum Bauer". Bald entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Fürsten und dem Künstler; beide waren ähnlich veranlagte Naturen, ergänzten sich aber auch in manchem. Eine umfangreiche Korrespondenz (von 1849 bis 1867) gibt Zeugnis von der rührenden Anteilnahme des Erzherzogs, der regsten Anteil an allen Familienschicksalen nahm; des öfteren weilte des Künstlers Familie als Gast auf der Schaumburg. Mit feinstem Verständnis verfolgte der Erzherzog alle Phasen des großen Schloßbaues, allen diesbezüglichen Fragen größte Aufmerksamkeit schenkend, und sich auch praktisch beteiligend. Boos' scharfer Blick lehrte die genialen Ideengänge des Fürsten auch die Ausführungsmöglichkeiten ins Auge fassen, und noch in seinen letzten Briefe aus Mentone vom 5. Januar 1867, wenige Wochen vor dem Tode, gedachte der Erzherzog dessen:

. . . . „wie wollte ich Sie da mit einem gewissen Stolz

[1]) Vergl. Dr. C. Spielmann, Erzherzog Stephan. Ein Lebensbild. Bad Ems 1900.

Digitized by Google

auf Schloß Schaumburg herumführen und die neuesten Zubauten zeigen, die sozusagen ganz meinem eigenen Ich entstanden sind, dank denjenigen Erfahrungen, die Sie, der Baumeister par excellence, mich an dem ewig schönen Neubau machen ließen."

Das geringste Detail d. s Baues wurde Gegenstand eingehender Beratungen; niemals wurde Boos genötigt, seinen künstlerischen Überzeugungen untreu zu werden — wie oft ist dies in ähnlichen Lagen sonst der Fall —; immer fanden sich beide, die sich so innig verstanden, auf gemeinsamem Boden zusammen. In freudigem Schaffen — jedem war es Herzenssache und zugleich künstlerisches Genießen — verwirklichten sich die Projekte; bald stiegen Mauern und Türme in reinsten mittelalterlichen Stile empor, vom altertümlichen Portal aus gewahrte man den inneren Schloßhof mit dem kuppelgekrönten Palmenhause, dem herrschaftlichen Trakt, alles überragt von dem schlanken Luginsland, der weit in die Gefilde hinein grüßt. Zu wahrhaft glänzender Weise ist der alte Stil zur Durchführung gebracht; jedoch zeigt sich nirgends Überladung, vielmehr überall edles Maßhalten und feinstes Abwägen der Formensprache; echt wohnlich und behaglich, wie sich's in alten Romanen liest, präsentieren sich die erzbergzöglichen Gemächer; ein entzückender Schmuck ist durch die umgebenden Gartenanlagen geschaffen. Zu dem Architekten Frichhöffer, der die Bauleitung hatte, fand Boos einen verständnisvollen Mitarbeiter. Bis 1867 währten die baulichen Verschönerungen auf dem Schlosse.

(Schluß folgt.)

# Nando.

2) Historische Erzählung von Auguste Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Manlius kam an, als sich alles bereits im wildesten Durcheinander befand. Er sah, wie die „Bären" mit sicheren Hieben Schilde und Lanzen der Legionare zerbrachen; und ohne sich zu besinnen, war der Centurio in der Mitte des Gewühls bei den Seinen. Als die Besatzung ihren Führer unter sich sah, focht sie um so tapferer, doch vergebens. Die Allemannen drangen immer weiter vor; jetzt waren sie bei dem aufgepflanzten römischen Feldzeichen angelangt. Ein Griff, und unter lautem Geschrei rissen sie es herab.

Mit neuer Wut wehrten sich die Angegriffenen; aber schon wurden sie zurückgetrieben, über die Brücke hinüber nach Mogontiacum. Auch mit der schwachen Besatzung dort wurden die Deutschen schnell fertig. Sie hatte sich verteidigt nach Kräften, und war nun völlig erschöpft. Mit Ingrimm im Herzen, aber machtlos ergab sie sich dem Sieger.

Mit genauer Not entging Manlius dem Schicksal seiner Genossen. Er erhielt einen starken Hieb über die rechte Schulter, so daß er das Schwert sinken ließ. Doch es gelang ihm glücklicherweise, sich, ehe es jemand bemerkte, hinwegzuschleppen. Da er in der Nähe des Hauses Publius' war, so versuchte er mit vieler Mühe, dorthin zu kommen; er konnte das Haus aber nicht erreichen, sondern brach unterwegs zusammen und verlor die Besinnung. — — —

Cornelia befand sich nach dem Wegzuge ihres Verlobten in begreiflicher Aufregung. Sie und ihr Vater hörten den Lärm drüben im Kastell und sahen das Feuer. Um seine Tochter, wenigstens einigermaßen, zu beruhigen, schickte der Aedil einen seiner Sklaven aus, um zu erfahren was geschehen wäre. Nach längerer Zeit, die Cornelia eine Ewigkeit dünkte, kehrte dieser zurück. Doch nicht allein. Er hatte den Verlobten seiner Herrin nahe beim Hause bewußtlos aufgefunden und brachte ihn nun ungesäumt in das Atrium.

Tief erbebend vernahm das arme Mädchen die traurige Kunde. Doch mit Macht die aufsteigende Schwäche unterdrückend, eilte sie ihrem Vater voraus zu dem Geliebten. Schnell erteilte sie den Dienern und Mägden ihre Befehle, die einen bereiteten das Lager für den Verwundeten, die andern brachten belebende Essenzen. Nach einiger Mühe gelang es, den Centurio wieder zum Bewußtsein zu bringen. Cornelia selbst übernahm die Pflege und die Nachtwache bei dem Geliebten; sie schickte die andern zur Ruhe und behielt nur den alten Sklaven bei sich.

— — — — — — — — —

Die Buchengauer waren von großer Freude erfüllt, daß es ihnen gelungen war, die Römer so gründlich übertumpelt zu haben, und daß sie ihnen gezeigt hatten, daß sie „Mut besäßen". Die überlebenden Legionare wurden in das Lager, das schnell innerhalb der Mauern aufgeschlagen war, geführt und von einer kleinen Abteilung der Mannen gut bewacht.

Eine stärkere Abteilung der Sieger machte sich auf den Weg, die Geiseln zu befreien. Im Triumph führten sie diese durch die Stadt, um sich dann im Lager der wohlverdienten Ruhe hinzugeben, denn am nächsten Morgen wollten sie ungesäumt wieder heimwärts ziehen. Vorher jedoch durchschritten sie die Stadt, nahmen, was sie erlangen konnten, was freilich nicht allzu schwer war, denn die gefängneten Bürger gaben den Siegern gern, was diese verlangten, um Ärgerem zu entgehen, und dann bewog sie dazu noch ein anderes. So ganz hold waren die guten Mogontiaker ihrem Kaiser nicht. Das hatte seinen Grund darin, daß Valentinian Arianer war, während die Bürger Athanasianer waren, und infolgedessen der Herrscher ihnen in manchen kirchlichen Angelegenheiten hinderud in den Weg trat. So mochten sie den Überfall der Stadt dem Imperator als „Strafe" gönnen.

Diese Stimmung gereichte somit den Germanen zum Vorteil. Sie ließen sich das auch nicht entgehen und taten sich besonders tüchtig gütlich an Speisen und Trank; hatten sie doch rechtschaffenes Bedürfnis danach auf den langen Marsch und die Anstrengung des Kampfes.

Eine Stunde später lag alles, sowohl die Bürger als auch die Buchengauer, in tiefem Schlafe — letztere im Schutze ihrer aufgestellten, aufmerksamen Posten.

Digitized by Google

## III.

Aber im Hause des Adilen verbrachten nicht alle Insassen die Nacht in wohltuender Ruhe.

Publius kam des öfteren in das Gemach, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen. Dieser warf sich unruhig auf dem Lager hin und her, während seine treue Pflegerin ihm immer wieder die Kompressen, mit denen sie seine fieberheiße Stirn kühlte, erneuerte. Endlich gegen Morgen wurde der Centurio stiller und verfiel zuletzt in einen erquickenden Schlaf.

Als sich im Osten der Himmel zu färben begann, erhob sich Cornelia schnell. Sie wollte den Geliebten für kurze Zeit dem treuen Alten anvertrauen, sie selbst aber in der nahen Kirche für seine Genesung beten.

Leise, um niemand im Schlummer zu stören, verließ das schöne Mädchen das Vaterhaus; leicht raffte sie ihr Gewand zusammen und eilte durch den Garten, eine kleine Strecke die Straße hinab zum Gotteshaus. Tiefer Friede schien rings um zu walten. Köstlich umfwielte die frische Luft ihre zarten Wangen, sie lauft rötend.

In der Kirche war keine Menschenseele, da es noch sehr früh war. Cornelia schritt langsam zum Altar und betete leise in Andacht, Gott dankend für die Rettung des Geliebten aus der feindlichen Schar und ihn bittend für dessen Leben.

Erleichtert erhob sich das Mädchen und eilte auf die Straße zurück. Aber, o Schrecken!

Stimmen erschollen von dort her, und sich anstaunend schauend, gewahrte Cornelia eine Schar Allemannen, die sie ebenfalls schon bemerkt hatten. So schnell sie es vermochte, entteilte die Römerin; doch umsonst, bald war sie eingeholt.

An einen Widerstand konnte die Arme nicht denken, denn was hätte sie, ein Mädchen, gegen ein Dutzend baumstarker Männer ausrichten können, zudem sie keine Waffen hatte!

Aber — eine Waffe besaß sie dennoch!

Ihre außerordentliche Schönheit hielt die Mannen, als sie das arme Wesen umringten, davon ab, sich ihr andringlich zu nähern. Sie waren klugs genug, die Römerin ihrem Führer Rando zuzuführen.

Mit bangem Herzen blieb Cornelia nichts anderes übrig, als der Schar zu folgen. Kein lebendes Wesen war rings zu erblicken, also keine Rettung möglich. Die Allemannen ließen ihr auch keine Zeit zu zaudern, sondern machten sich mit ihr schleunigst auf den Weg nach der Lagerstätte.

Die Sonne lachte unterdessen auf die Erde hernieder, die Stadt und den schönen Rhein mit ihren hellen Strahlen überflutend.

Cornelia empfand nichts von der Naturschönheit ringsum; sie verspürte nur eine namenlose Angst. Wie würde es ihr ergehen, was hatte sie von dem Feinde zu erwarten?

Gequält von diesen Gedanken, kam sie im Lager an. Einer der jungen Hünen eilte voraus, um dem Edeling die schöne Beute zu melden; die übrigen folgten langsamer.

Nun standen sie im Lager. Rando, der Königsbote trat aus einer Gruppe von Edeln heraus.

Unwillkürlich hemmte er seinen Schritt, geblendet von der Schönheit der jungen Gefangenen. Sein Blick glitt langsam von ihrem holden Gesichtchen an der geschmeidigen Gestalt hinab und wieder zurück zu den anmutigen, jetzt so rührend hilflosen Zügen. Ein heißes Verlangen nach ihrem Besitz flammte in seiner Brust auf. Mächtig zog es ihn zu ihr hin.

Cornelia erging es nicht viel anders als Rando. Sie konnte ihren Blick ebenso wenig von dem stattlichen Jüngling wenden.

Der junge Edeling sah aber auch aus wie Paris. Sein rötlich frisches Antlitz umwallte die Fülle der rotgoldnen Locken, von denen sich der glänzende Helm mit den Adlerfittichen gar prächtig abhob. Die Brust umschloß der blitzblanke Stahlpanzer.

Starr und unbeweglich hatte blickte die Römerin eine Weile den Führer der Buchengauer an. Dann löste sich allmählich die Spannung in ihren Zügen, und langsam zog ein hoffnungsvoller Schein herauf. „Nein, dieser wird mir kein Leid antun", — klang es leise in ihrer Seele.

So trat sie denn furchtlos, wenn auch zaghaft, ihm einen Schritt näher.

„Herr", hob sie an, „deine Krieger verfolgten mich auf meinem Wege, und brachten mich gegen meinen Willen in dein Lager. Ich tat nichts, was sie etwa hätte berechtigen können, also mit mir zu handeln. Aus ihren Reden nur konnte ich erfahren, daß sie mich dir als Beute zuführen wollten. Aber — ich kann's nicht glauben, daß du — du siehst nicht so aus, als würde es dir gefallen, dich eines hilflosen Mädchens zu bemächtigen."

Flehend hob sie die Hände zu ihm auf: „Gib mich wieder frei!"

Eine leichte Wolke legte sich über des Jünglings hehe Stirn.

„Sag' vor allem, Mädchen, warum weiltest du zu so früher Morgenstunde allein auf der Straße, zudem du doch wissen mußtest, daß deine Feinde sich noch in den Mauern Mogontiacums aufhielten?"

Leise perlten ein paar Tränen aus den schönen Augen der Römerin, was ihr einen rührend hilflosen Anblick verlieh. Und zagend kam es von ihren Lippen: „Ich schlich mich aus dem Hause meines Vaters, um, ohne jemanden zu wecken, in der nahegelegenen Kirche meine Andacht zu verrichten."

Ein wenig mißtrauisch sah Rando nach dem jungen Mädchen hin.

„Mußtest du denn aber gerade so frühe diesen Gang tun? Du konntest doch einige Stunden warten! Wie heißest du, schöne Römerin?"

„Ich bin Cornelia, die Tochter des Adilen Publius Cornelius von Mogontiacum", erklang es in einem leicht stolzen Ton.

„Ah, die Tochter des Adilen!" entfuhr es Randos Lippen, und von neuem umfaßte sein Blick die herrliche Gestalt der vor ihm Stehenden.

„Du fragtest mich, warum ich so frühe von Hause ging", fuhr Cornelia gefaßter fort, „nun wohl, ich will es dir gestehen." Und mit etwas zitternder Stimme: „Herr, ich bin verlobt, und wenn der Kampf zwischen unserm Volke und dem unsern vorüber ist, soll unserer Vereinigung nichts mehr im Wege stehn, so entschied es mein Vater. Gestern Nacht aber wurde mein Verlobter im Streit am Brückenkopf verwundet, und so sagt er uns bei uns im Hause todtrank. Mein Vater ließ mich die Nacht

mit dem Sklaven bei ihm wachen, und als der Morgen tagte, wollte ich in der Kirche für seine Genesung beten. Ich tat es, und auf dem kurzen Heimweg ergriffen mich deine Mannen."

Sie hielt einen Augenblick inne. Dann aber kam es in flehentlichem Ton aus ihrem Munde: „Ach, Herr, dein Antlitz ist edel, dein Auge blickt, wenn auch feurig, doch gut. Du kannst nichts Übles sinnen. Laß mich zu den Meinen zurückkehren!"

(Schluß folgt.)

## Miszellen.

### Nassauische Dialektproben IX.

#### Die Kinnerkist.

Der Lewewert stann do un raacht
Bergnaegt sei erden Aliebqe,
Un laat sei'n klaane Fritz: „Heint Naacht
Broocht uns der Storch e Bischbe!"
Do hinne in der Stub' do leibts;
Gih, guck emol dorcht Ritzche!
Des Verschelche — nett pimbcher weihts!
Ja, gell do guckte, Fritzche!
Do jaat der Fritz: „Nch gihßte haam!
Des hunn eich langst gewißt;
Im Hob, do stihßt heim ebbelbaam
Seit geltert schunt die Kist —
Die Kist, wu e drin kumme is."
Der Vadder gung enaus;
Do stann e leer Schampanjerkist
Met „Sohnlein" druff beim Haus.
„Wer kriebere nach mih geschiekt,"
Saat's Fritzche. „Gluck nor hie —
Do hunn se jo schunt druffgeschrie'd
Sohnlein un Kompanie!"

Rudolf Dietz.

V. N. **Ansiedlung eines Lehrers in Niederlieseubach im Jahre 1816.** Mitten in der unruhigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, am 7. September 1631, wurde die hiesige Kirchspielsschule, wozu die Dörfer Pohl, Wollschied, Roth und Niederlieseubach, sowie die bei diesen Dörfern liegenden Mühlen gehörten, durch den damaligen Pfarrer J. Borngraeber gegründet. Doch finden sich in alten Kirchenlastenrechnungen schon anno 1585 Ausgaben für den Schullehrer, und 1590 bis 1592 wird ein solcher namens Sylvester genannt. Von 1631 bis 1807 waren 12 Lehrer hier tätig. Diese Lehrer wurden alle von dem Hohen Hause Hessen-Kassel angestellt, bis im Jahre 1816 an dem 16. Oktober die Niedergrafschaft Katzenelnbogen, wozu das hiesige Kirchspiel gehörte, an Se. Durchlaucht, den Herzog von Nassau übergeben wurde. Der derzeitige Lehrer, J. Ph. N. M. hat den Wechsel der Regierung dieses Gebietes reichlich erfahren. „Er wurde angestellt und eidlich verpflichtet, als letzter von Hessen-Kassel zweimal, von dem unter französischer Autorität, die hiesige Grafschaft regierenden Präfekturen, Herrn Wiesch, einmal, von Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Hessen-Homburg auch einmal, von Sr. Durchlaucht dem Herzog von Nassau ebenfalls einmal, also 5 Mal angestellter und verpflichteter Lehrer in Niederlieseubach, bezog von Michaeli 1817 bis dahin 1818 die letzte Naturalbesoldung.

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

= **Klein Dorrit,** Lustspiel in 3 Akten von Franz v. Schönthan, zum ersten Male am 27. Oktober. — Dem Lustspiel zugrunde liegt der bekannte Roman von Ch. Dickens. Für die Leser, die diesen nicht kennen, sei kurz der Inhalt angegeben. Klein Dorrit ist die jüngste der Kinder eines seit 18 Jahren im Schuldturm eingesperrten Advokatenkniffes aus adeligem Geschlechte, der in diese Situation gebracht wurde, weil er wegen der beanspruchten Erbschaft jenes Geschlechts einen Prozeß führen mußte, der ihm viel Geld kostete, ohne daß er gewann. Ein junger Engländer kommt nun zufällig nach Marshalsea und erfährt vom alten Dorrit dessen Geschichte. Interessiert, begibt sich Arthur Clennam nun auf die Suche und entdeckt richtig, daß William Dorrit tatsächlich der einzig Erbberechtigte ist, worauf dieser denn endlich in aller Form anerkannt wird. Klein Dorrit war der Liebling des ganzen Turms; sie erhält schließlich nach langem Kampfe ihren Lohn, das heißt den braven Arthur zum Gatten. Dies geschieht, nachdem sich ein „wirklicher Prinz", Henry Edward, ihrer und ihres Vaters angenommen hat, als die ganze Badegesellschaft von Brighton, woselbst die Familie sich nun aufhielt, diese von dem Balle, der zu Ehren des Prinzen gegeben ward, ausgeschlossen hatte, weil sie von ihrem Vorleben Kenntnis erhalten hatte. Den Darstellern gebührt alle Achtung. Besonders Klein Dorrit oder vielmehr Frl. Grosser war allerliebst. William Dorrit wurde von Herrn Andriano vorzüglich gegeben, ebenso Arthur Clennam von Herrn Malcher, der Prinz von Herrn Weinig und ein Baronet von Herrn Schwab. Auch die Kinder spielten recht nett, die klein Dorrit stricken lernt, und die dabei mit ihren zarten Stimmchen das „God save the King" ganz echt zum Vortrag brachten. Das Publikum kargte nicht mit dem Beifall; dreimal mußte sich nach den Aktschlüssen der Vorhang heben.

**Residenztheater.**

**Im Notquartier,** Manöverbild in 3 Akten von Fehrn. von Schlicht und Heinz Gordon, zum 1. Male am 13., zu 3. Male am 18. Oktober. — Fehrr. von Schlicht (Graf von Vaudiffin), ist ein guter Militärhumorist und leichter Plauderer, hat aber mit seinem Roman „Erstlässige Menschen" bekanntlich starken Anstoß erregt und ist damit von allen anderen gutgesinnten Denkenden abgelehnt worden. Auch seine „Kompagnie-Stücke" für die Bühne sind zu keinem besonderen Rufe gelangt; es sind Eintagsgeschöpfe geblieben. Mit dem „Notquartier" wird es ebenso gehen. Die „Bilder" sind ganz nett, obwohl die Überzeugung nicht fehlt; aber die Witze und Überraschungen sind billig, und die Handlung ist manchmal schleppend; die Szenen werden öde und langweilig. Das ganze Verdienst ist das, daß das Stück harmlos ist und bleibt und das Publikum viel lachen macht. Der Inhalt des Schwankes ist kurz gesagt der: Ein sehr militärfreundlicher Gutsbesitzer, der selbst zwar nie gedient hat, wünscht sich einmal tüchtig Einquartierung, die er denn schließlich bei einem Manöver auch bekommt, doch er sein ganzes Besitztum in ein Notquartier verwandeln muß. Die Einquartierten werden alle gut verpflegt; es entwickeln sich mancherlei komische Situationen; Krone und Ausgang bildet eine Doppelverlobung. Die Darsteller taten ihr Bestmöglichst, dem Stücke Leben einzuhauchen. Besonders zu erwähnen sind die Herren Hetebrügge, Wilhelmy und Schultze, sowie die Damen Rosner, Noormann, Blanden und Arndt, welch beiden letzteren die Hosenrolle recht gut stand. u

## Literatur.

• **Balzer von Flammersfeld.** Roman vom Westerwalde. Von C. Spielmann. 256 S. 8°. 3 Mk. Leipzig, Paul List. (Selbstanzeige.) — Erzählungen aus Westerwald gibt es mancherlei. Der vorliegende Roman des Herausgebers der „Nassovia" aber ist der erste seiner Art. Er wird für die Nassauer besonders interessant sein. Denn wenn er auch der Hauptsache nach im Wiedsumpfe spielt, so beginnt er doch in Herborn, verweilt in Hachenburg und endet zu Westerburg. Der Held ist ein Westerwälder Pfarrerssohn, den die Liebe zur Jagd auf Abwege führt. Er, der Theologie studieren sollte, wird religiös, vom Vater verstoßen und ergibt sich dem Bilderleben. Da kommt der Feind; die französische Revolutionsarmee überschwemmt den Westerwald, und ein französischer Arzt verurteilt des Wildschützen Geliebte, die Flammersfelder Lehrerstochter. Der Rachedurst wandelt darauf den Wildschützen in einen Freischarenhäupt-

Digitized by Google

ling, der den Westerwald insurgiert, aber endlich doch den Franzosen in die Hände fällt und sein verfehltes Leben durch den Tod auf dem Saubhaufen sühnt. Der Verfasser hat sich um dreierlei besonders bemüht: um die Schilderung des westerwälder Milieus und den möglichsten Anschluß an die geschichtlichen Vorgänge, endlich um die psychologische Vertiefung. Der Roman hat, in der „Nassauischen Zeitung", dem Weltblatte, und in einer Reihe anderer Tagesblätter in Deutschland und der Schweiz veröffentlicht, großen Beifall gefunden; möge dieser ihm nun auch in der Buchform beschieden sein.

" **Lustige Leut'.** Neue Scherzgedichte in nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. Heft 2. 64 S. Wiesbaden, Verlag des Verfassers (Schwalbacherstraße 14). — Immer besser, immer mehr den Volkston und die Volkssprache treffend, werden die Publikationen des beliebten heimischen Dialektdichters. Die Sachen sind nie gemacht, sondern in ihren Motiven dem Leben entnommen, mit urwüchsigem Humor behandelt und in leichtverständiger Form mit fließendem Rhythmus und Reim gekleidet. Frisch sprudelt die Quelle; herzerfrischend sind ihre Gaben, entsprungt sie doch dem lieben Nassauer Boden und mundet darum köstlich allen. Meister Frankenbach ist der geborene Illustrator des launigen Textes; er hilft gewissermaßen lachen.

= **Frankfurter Musik- und Theaterzeitung. Herausgeber: h. Beildamp-Mann. Redakteur: Willy Seibert.** Nr. 1 der genannten Zeitung liegt vor, welche ihren Wirkungskreis nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Mainz, Darmstadt, Mannheim, Wiesbaden, nicht minder in den Städten, sondern auch in deren Gebieten sucht, ein beschränktes Gebiet, durch welches sich eben die Darstellung seiner Kunstverhältnisse im breiten Rahmen einer Spezialzeitung redaktionell bequem gestalten, dem Fachmusiker und Dilettanten, Musikfreund und -freund etwas bringen will und wird. Für das Gelingen des jungen, vornehm angelegten Unternehmens — schon die äußere Ausstattung in eine durchaus noble — garantiert wohl der Name des Redakteurs, des als Lehrers des Klavierspiels im engeren und weiteren Vaterlande wohlbekannten Künstlers Willy Seibert, der auch als Schriftsteller sich einen Namen erworben hat. Auf dem Mund-Fachzeitungsgebiete ist er kein Neuling. Er begründete s. Z. in Köln die „Rheinische Musik- und Theaterzeitung", deren scharfen und doch nur sachlichen Kritiken man nachrühmte, daß nichts dagegen einzuwenden sei und deren Leitartikel, Aufsätze, mit großem Humor gewürzt, man in den Rheinlanden geradezu mit ungeduldiger Spannung jedesmal erwartete. Auch die „Frankf. M.- und Th.-Ztg." wird jedesmal solche Aufsätze allgemeinen Inhalts und Interesses bringen, ebenso Ausgabe und den Vorzug bieten, der Musik- bez. Musikund schönen Literatur z. Der Abonnementspreis ist ein sehr geringer: 6 Mark pro Jahr bei Lochentlichem Erscheinen.

## Neues aus Nassau.

Königin Wilhelmine der Niederlande hat eine Gedenktafel für die Dillenburger Fürstengruft gestiftet.

Am 11. Oktober starb Gräfin Marietta Adelmann von Adelmannsfelden, eine geborene Freiin von Brentano.

Am 12. Oktober fand zu Kronberg in Gegenwart des Regierungspräsidenten eine Versammlung der Interessenten der elektrischen Taunusbahn statt. Die Gemeinden erklärten sich zum Bau bereit und auch ein Teil der Strecke: Homburg — Oberursel — Oberhöchstadt — Kronberg — Königstein — Schneidhain — Eppstein wurde ohne Bezeichnung der Bahnführung in einzelnen bereits vorläufig festgelegt.

Am 16. Oktober wurde die elektrische Bahn Wiesbaden-Erbenheim eröffnet.

In Kelkheim hat sich eine evangelische, in Griesheim eine freireligiöse Gemeinde gebildet, erstere hat am 22. Oktober den ersten Gottesdienst abgehalten.

Am 20. Oktober beging das kurhessische Füsilier-Regiment Nr. 80 die Feier seines vierzigjährigen Bestehens als solches.

In der zweiten Hälfte des Oktober passierten neugebaute rumänische Patrouillenboote (Torpedobahrzeugen ähnlich) den Rhein und Main, um durch die deutschen Flüsse und Ströme heimwärts zu gelangen.

Dankbare frühere Weilburger Gymnasiasten haben ihren verehrten Lehrern, den verstorbenen Professoren Schenk und Krebs, Gemälde ausgeführt von Frau Pfarrer Emmy zu Ems, geb. Corellius von Weilburg) für die Weilburger Gymnasialaula gestiftet.

Der Bau der neuen Artilleriekaserne auf dem bisherigen Exerzierplatze zu Wiesbaden soll im 1. 4. 1907, der der zweiten Infanteriekaserne am 1. 4. 1908 beginnen.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**November.**

4. ? 1259. Erzbischof Arnold II. von Trier stirbt zu Montabaur. Er war aus dem Hause Isenburg, lebte schon 1170 als Sohn des Grafen Bruno I., war Propst zu Trier und als solcher vom Kapitel 1242 zum Erzbischof erwählt, behauptete sich auch nach mancherlei Kämpfen.

8. 1627. Graf Ludwig II., Herr des Gesamthauses nassau-weilburgischer Linie, stirbt. Geboren am 9. V. 111. 1565 als Sohn des Grafen Albrecht von Nassau-Weilburg, erhielt er 1593 Ottweiler, bezeichnete 1597 und 1602 seine Brüder zu Weilburg und Gleiberg, 1602 seinen Oheim Philipp IV. von Saarbrücken und 1605 die Linie Nassau-Idstein. Leider ging sein Besitz 1629 wieder in vier Teile auseinander.

8. 1808. Schlacht bei Talmasseda. Die französischen Divisionen Villatte, Sebastiani und Leval (letztere die „Deutsche Division" genannt, in ihr das 2. Regiment Nassau) schlagen das spanische Armeekorps unter Blake. (Spanischer Feldzug.)

12. 1866. Friedrich Lang stirbt. Geboren am 20. VI. 1822 zu Langenschwalbach, studierte er die Rechte, wurde 1848 Prokurator (Rechtsanwalt), führte 1848 die demokratische Partei im nassauischen Landtage und stand auch in den sechziger Jahren an der Spitze der Opposition.

14. 1650. Fürst Wilhelm III. von Nassau-Oranien, Sohn des Statthalters Wilhelm II. und Maria Stuarts (Tochter Karls I. von England) wird geboren. Er wurde im Jahre 1672 zum Generalkapitän und Großadmiral der Vereinigten Niederlande ernannt, vermählte sich mit Maria Stuart, seiner Base (Tochter Jakobs II.), ward 1689 anstelle seines Schwiegervaters König von Großbritannien und Irland und starb kinderlos, der letzte Nassau-Oranier, am 19. März 1702.

14. 1813. General York besetzt mit seinem Korps von der spanischen Armee auf dem Marsch zum Rheine Wiesbaden.

## Briefkasten.

**Dr. S. in P.** Besten Dank. Wünsch ist erfüllt, Frdl. Gruß.

**W. G. in D.** Frdl. Dank für die Besprechung und Sendung.

**G. D. in T.** Desgleichen.

**H. H. in M.** Dankend erhalten. Wird gebracht.

**Redaktionsschluß: 28. Oktober.**

Inhalt: Naturfreude. (Gedicht.) Von Selma Lemp — Nassaus Burgen IV. (Burg Reichenberg). Von R. Bute. — Die Hugenotten- und Waldenserkolonien in Nassau V. Von W. Wittgen. (Schluß.) — Überwintert Karl Boos. Von L. Lüttner. — Kando. Von Auguste Spielmann. (1 Fortsetzung.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

№ 22. Wiesbaden, den 16. November 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## Das eine Wort.

Ich weiß ein Wort, das heller klingt
Als Glockenton und Orgelklänge,
Das tiefer noch zum Herzen dringt,
Als Pred'gerworte, Chorgesänge,
Das noch erklingt, wenn nichts mehr blieb —
Das eine Wort: „Ich hab' dich lieb!"

Du trugst es heimlich in der Brust,
Warst bange, zweifelnd und beklommen;
Ich hab' es — dir halb unbewußt —
Von deinen Lippen mir genommen,
Entwendet ihnen wie ein Dieb,
Das süße Wort: „Ich hab' dich lieb!"

Menschengeschick ist Kampf und Streit
In niemals unterbroch'ner Kette.
In diesem bitter'n Kampfe seit,
Gleich einem alten Amulette,
Nur eines gegen Stich und Hieb —
Das Zauberwort: „Ich hab' dich lieb!"

Und geht es einst den letzten Gang,
Den Berg hinauf zu den Zypressen —
Erspart Euch allen Überschwang!
Nur eines, hoff' ich, wurde nicht vergessen:
Daß man mir auf den Grabstein schrieb
Als letztes Wort: „Ich hab' dich lieb!"

Franz Woas.

Digitized by Google

# Passaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

2) Von A. Bonte. (1. Fortsetzung.)

### IV. Burg Reichenberg.

Neben dem Amtshause lag die Burgküche, deren ganzer mittlerer Teil als Kamin ausgebildet ist. Das ihn bedeckende Kreuzgewölbe trägt als Rauchmantel auf seinem Scheitel den Schornstein; über der Küche ist im Anschluß an letztere ein Raum abgeteilt, welcher als Räucherkammer dient. Diese sowie der ganze Oberstock der Küche sind von dem Wohnhause des Kellers aus zugänglich. An die Küche ist — nach dem Luftgarten vorspringend — der Backofen angebaut, welcher von dem Küchenraume aus beschickt wird.

Die ganze Einrichtung dieser Baulichkeiten kann als außerordentlich zweckmäßig angesehen werden und deutet auf ein aus der Wohlhabenheit der Burgherren entspringendes Streben nach behaglichem Komfort, welches man bei den Wohnsitzen kleinerer Edelherren jener Zeit nur in geringerem Maße vorfindet, weil diese mehr darauf angewiesen waren, ihre Bedürfnisse im Sattel zu erwerben.

Von dem Amtshause und dem Küchenbau ist jetzt nichts mehr vorhanden, und wir verdanken die Kenntnis ihrer ehemaligen Lage und Gestaltung nur den Dilichschen Zeichnungen; ein gleiches gilt auch von den einst der nördlichen Ringmauer des Burghofes angelehnten Holzbauten, welche aus einer als „Sommersitz" bezeichneten offenen Vorhalle und Schlafräumen für das Schloßgesinde bestanden.

Der heutige freie Raum des Hofes ist rund 36 und 14 Meter lang und breit. Ungeachtet dieser stattlichen Verhältnisse lassen ihn die hochragenden Mauern und einiger Baumbestand dem Besucher — zumal bei niederem Sonnenstande — kleiner und düsterer erscheinen, als es wohl seine Abmessungen vermuten lassen möchten, welche diejenigen vieler anderer Burghöfe übertreffen.

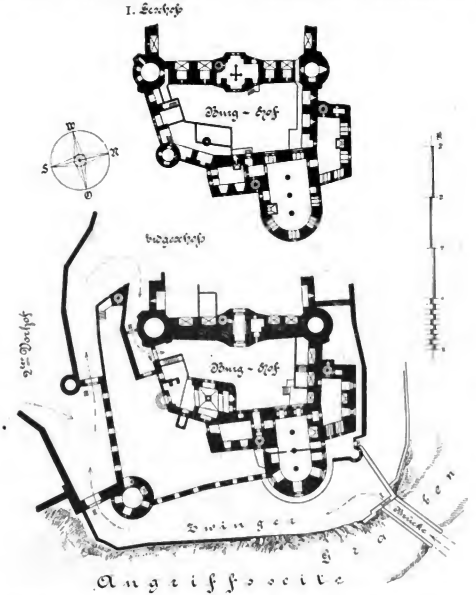
Beachtenswert ist übrigens das Bestreben der Erbauers, dem Sonnenlicht nach Möglichkeit Eingang in den Burghof zu gewähren, indem die südliche und der anschließende Teil der südöstlichen Ringmauer niedriger gehalten worden sind, während die höher geführten Palasgebäude und der diese noch überragende Rückzugsbau im Westen, Norden und Nordosten Schutz gegen Winde und Wetter gewährten. Wir betrachten zunächst die Palasgebäude, welche in dem großen, halbkreisförmig abgeschlossenen Saalbau und den beiderseits anschließenden kleineren Flügelbauten bestehen. Die drei Teile sind gleich hoch, im obersten Geschoß mit Kreuzgewölben überdeckt, auf denen sich eine gemeinschaftliche, wasserdichte, abgepflasterte und von einer gezinnten Wehrmauer umgebenen Plattform ausbreitet. Sie sind vollständig unterkellert und außen wie innen gleichartig ausgestattet, aber verschieden in der Anzahl der Geschosse. Der südlich an den Saalbau anschließende Flügel besitzt deren vier mit je einem Gemache. Das im Erdgeschoß belegene, über dessen Zweckbestimmung Dilich keine Auskunft gibt, ist — jedenfalls in späterer Zeit — mit einem Ofen versehen worden, welcher vom Burghofe aus beheizt wurde. Es diente wohl als Kleiderablage für fremde Gäste, bezw. als Wartezimmer. Über die Benutzung der drei oberen Geschosse, von denen sich das erste als ein niedriges Zwischengeschoß darstellt, dürfte mit Rücksicht auf die sonnige Lage derselben mit der Aussicht auf den Lustgarten und ihre direkte Verbindung mit dem Obergeschoß des Küchenbaues kaum ein Zweifel bestehen. Sie bildeten das Heim der Burgherrin und ihrer jüngeren, noch der speziellen Obhut der Mutter bedürftigen Kinder. Das niedere Zwischengeschoß wird zu hauswirtschaftlichen Zwecken, als Schrank-, Wäsche-, Bügelzimmer ꝛc. gedient haben. Dann folgte im Geschoß darüber ein höheres Wohnzimmer, von Dilich als „Frauengemach" bezeichnet, welches mit einem Kamin versehen war, der von außen von einem Laufgange aus beschickt wurde, welcher letztere auch die Verbindung mit dem Obergeschoß des Küchenbaues vermittelte. Das darüber liegende vierte Geschoß wurde von dem Kreuzgewölbe gebildet und mag die Schlafräume enthalten haben. Die Verbindung der 4 Geschosse unter sich wurde durch eine auf einen Vorplatz mündende Wendeltreppe hergestellt, welche nach unten bis zu den kasemattierten Schützengängen, nach oben bis zur Plattform führte. Von diesem Vorplatze der Treppe aus gelangt man auch in die Geschosse des großen Saalbaues, der besonders durch die eigenartige Gestaltung seiner Grundrißform ins Auge fällt. Dieselbe besteht aus einem Quadrat, dem an der Ostseite ein Halbkreis vorgelegt ist, und zeigt daher eine entfernte Ähnlichkeit mit der Grundrißform romanischer Kirchen, welche denn auch wirklich dazu Anlaß gegeben hat, daß dieser Teil des Palasgebäudes von einigen Kunstverständigen für die Burgkapelle angesehen worden ist. Den Ausgangspunkt zu dieser Mißdeutung bildet ein Aufsatz von J. Burkardt im 3. Jahrgang der Erbkannischen Zeitschrift für Bauwesen, Berlin, 1853, über die Burg Reichenberg, in welchem bezüg-

lich des Palasbaus folgender Satz aufgestellt wird: „Die Schloßkapelle, welche sich nach außen ohne weitere Ausschmückung als halbrunder Turm darstellt, ist ein interessantes Beispiel einer Doppelkapelle mit Unterkirche."

Diese viel nachgeschriebene Behauptung — wir werden im folgenden die wirkliche Lage der Burgkapelle kennen lernen — hat leider eine sehr weite Verbreitung erfahren, sie ist noch in den neuesten deutschen, englischen und französischen Reisebüchern enthalten, und es erscheint daher notwendig, an dieser Stelle nochmals auf ihre Richtigkeit hinzuweisen.

Der Saalbau war, wie bereits bemerkt, gleich den übrigen Teilen des Palas vollständig unterkellert. Abgesehen von der durch die Tiefenlage des Felsenterrains oft bedingten Notwendigkeit solcher Kelleranlagen und ihrer Nutzbarkeit zu Wirtschafts- wie auch zu Verteidigungszwecken, war man schon damals mit dem Umstande vertraut, daß sie für die Bewohnbarkeit, d. h. für die Wärme und Trockenheit der Erdgeschoßräume ein unumgängliches Erfordernis bildeten.

Das im Niveau des Burghofes liegende und von letzterem durch einen Vorplatz erreichbare Erdgeschoß enthielt das „vornehmste und Herrengemach" — wie es Dilich bezeichnet — und war durch eine Querwand in zwei Räume geschieden. Seine gerade




**Burg Reichenberg. Grundrisse des Kernwerks** mit der Wohnung: Erdgeschoß und erstes Obergeschoß.

Balkendecke bildete den Fußboden des darüber liegenden „großen Saales", welcher sich als eine hohe, luftige Halle darstellt, die mit ihrem nach Osten und Westen — auf das Angriffsgelände und den Burghof — gerichteten hohen Fenstern, und den auf schlanken Säulen ruhenden Kreuzgewölben auch noch dem verwöhnten Geschmacke unserer Zeit als Repräsentationsraum für einen herrschaftlichen Haushalt zusagen möchte. —

Digitized by Google

Der nördlich an den Saalbau anschließende Flügelbau enthielt über dem Keller den „Gesindesaal", welcher durch eine Türe mit dem Vorzimmer der Herrengemächer in Verbindung stand; er diente daher jedenfalls lediglich zum Aufenthalt der mit dem persönlichen Dienste des Burgherrn betrauten Dienstmannen und Knappen.

Die beiden darüber liegenden Geschosse enthielten ein Wohn- und ein Schlafzimmer für „fremde Herren". Die Verbindung der drei Geschosse erfolgte auch hier durch eine Wendeltreppe, welche wie diejenige des vorher beschriebenen anderen Flügelbaues von den Kasematten bis zur Plattform führte.

Vom Hofe aus gelangte man über den vorerwähnten „Sommersitz" in das Gesindezimmer im Erdgeschoß. Dieses sowie das darüber liegende Fremdenzimmer waren mit Kaminen und Sitzbänken in den Fensternischen versehen. —

### Der Rückzugsbau mit den Warttürmen.

An der westlichen, dem Steilabhange zugewendeten Seite des Kernwerks der Burg wird der Burghof von einem eigenartigen Bauwerk abgeschlossen, welches sich im wesentlichen als eine sehr starke, lang gestreckte Mauer darstellt, deren Enden von zwei hohen Warttürmen begrenzt werden. Die Mauer ist in ihrem oberen Teil mit Wohnräumen versehen und enthält unten in der Mitte einen Durchgang nach dem hinter ihr liegenden unbebaut gebliebenen Teile des Burgterrains.

Wir haben eine ähnliche Anlage schon bei einer anderen katzenelnbogischen Burg kennen gelernt nämlich bei der Burg Hohenstein, welche gleichfalls in einer starken, den inneren Burghof abschließenden, von 2 Türmen flankierten, Mauer besteht. Die Anlage der Burg Reichenberg diente als Schildmauer für die hinter ihr gelegenen Gebäude sowie als Rückzugsbau und als Kommunikation zwischen den beiden Warttürmen. Sie beherrschte mit letzteren die niedrigeren Palasgebäude, welche dem Angriff entgegengestellt waren und wehrte den etwa in die letzteren eingedrungenen Gegnern, sich auf der Plattform derselben festzusetzen. —

Zur Besichtigung dieses interessanten Bauwerks sind wir vom Burghofe aus in das diesseitige säulengeschmückte, offene Portal des erwähnten Durchgangs eingetreten. Durch ein Gittertor auf der Innseite blickten wir auf Garten und Landhaus des jetzigen Burgherrn. Das Tor ist zwar nicht verschlossen, wohl aber mit einer Tafel versehen, deren feinsinnige Aufschrift: „Nemo intrat, nisi amicus!" auch von den kein Lateinisch verstehenden Burgbesuchern richtig gedeutet wird.

Angenehm überrascht werden wir hier durch den Anblick einer formenschönen Gedenktafel aus Sandstein und Marmor, welche im Jahre 1875 dem Mauergewändnet worden ist, dem wir an erster Stelle die Erhaltung der herrlichen Burgruine zu verdanken haben. Sie ist in der Bogennische der rechtsseitigen Wand des Durchgangs angebracht, welche sie vollkommen ausfüllt, und hat bei 2.40 Metern Breite eine Höhe von 1.90 Metern. In der Form dem oberen Teile eines dreiflügeligen romanischen Kirchenfensters gleichend, paßt sie sich der Rundbogenform der Nische, wie auch dem Baustile der Burg harmonisch an. Die größere Mitteltafel, deren Einfassung oben einen Kleeblattbogen bildet, trägt folgende Inschrift: „Dem schützenden Genius rheinischer Altertümer, dessen opferwilliger Hochsinn auch dieses herrliche Denkmal germanischer Kunstblüte vor dem drohenden Untergange bewahrte, dem Archivar Friedrich Gustav Habel von Schierstein zum Ehrengedächtnis geweiht."

Über dieser Mitteltafel befindet sich in einer kreisförmigen Umrahmung von 45 Zentimetern Durchmesser das Reliefbild Habels.

Auf den kleineren Seitentafeln steht links: „Geboren auf Schloß Oranienstein am 22. Februar 1792," und rechts: „Gestorben auf der Mitenburg am 2. Juli 1867."

(Schluß folgt.)

---

# Oberbaurat Karl Boos.

2) Ein Lorbeerblatt seinem Gedächtnis. Von Lothar Lüstner. (Schluß.)

Kurz nach Beginn der Beziehungen zu Erzh. Izog Stephan trat ein anderes Ereignis von größter Bedeutung für unseren Künstler ein: im Begriffe, an der Lahn ein Meisterwerk zu schaffen, sollte er nun auch am Rhein, in der Herzogsresidenz, seinen Namen unsterblich machen. Am Samstag, den 27. Juli '850 brannte die evangelische Mauritiuskirche nieder; die große Gemeinde war ohne ein würdiges Gotteshaus. Die Reitbahn im herzoglichen Schlosse diente provisorisch als Lokal für den Gottesdienst. Dank der Munifizenz des Landesherrn wurde der Gemeinde eine Baustelle gegenüber dem Schlosse zugeteilt und Boos einstimmig mit dem Neubau der protestantischen Hauptkirche betraut: ein ehrenvoller Auftrag, den er in glänzender Weise ausführte, dadurch seinen Ruhm als evangelischer Kirchenbaumeister weithin verbreitend. Man ließ ihm in stilistischen und konstruktiven Fragen völlig freie Hand, und so konnte er seine Ideen über die Entwicklung der Baustile, welche bereits in Berlin mit Schinkel wie Schadow durchgesprochen worden waren, zur glücklichen Durchführung bringen. War doch die Aufgabe keine leichte, eine Kirche für 13 000 Seelen zu erbauen: Als Hauptersordernis galt, daß der Prediger überall verstanden und womöglich auch gesehen würde. Der romanische Stil bot konstruktiv wenig Handhabe; selbst die reine Gotik ließ sich nicht ohne weiteres dazu verwenden. Boos verschmolz infolgedessen die wichtigsten, geeignetsten Momente, indem er einen stolzen gotischen Bau aufführte, bei dessen Gliederung und Anordnung, auch bei der Grundrißbildung romanische Eigenheit aufs geschickteste benutzend, so

Digitized by Google

weit es sich mit dem Gesamtcharakter vereinigen ließ[1]). Fünf schlanke Türme steigen in die Höhe, 3 der Portalseite (der mittelste 94 Meter) angehörend, 2 der Chorseite. Dreischiffige Anlage ermöglichte bedeutende Raumgewinnung wie auch Entfaltung nach der Höhe. Je 8 Pfeiler beiderseits (50 Fuß hoch) tragen die Gurten der spitzbogigen Kreuzgewölbe. 14 große Fenster spenden den Seitenschiffen Licht. Der Eindruck des Innern ist geradezu überwältigend. Von wunderbarer Wirkung sind die hohen Fenster des Chores; hier befinden sich auch die Kolossalstatuen von Professor Hopfgarten, Christus und die vier Evangelisten darstellend. Imposant wirkt die Gliederung des ganzen Baues; ernst und streng ist alles auf das Monumentale, Große gerichtet, nirgends drängt sich das Detail auf. Als Material ist roter Backstein in Verbindung mit Sandstein und Ornamenten aus gebranntem Ton in wirkungsvoller Weise zur Verwendung gekommen. So ist denn dieses Gotteshaus ein Wahrzeichen der Stadt geworden. Bereits 1851 entwarf der Meister die Pläne dazu; Frühjahr 1852 erfolgte die definitive Genehmigung; am 7. September 1852 wurde mit den Maurerarbeiten begonnen, der 22. September 1853 brachte die feierliche Grundsteinlegung durch Herzog Adolf, wobei eine goldene Denkmünze mit dem Bilde des Landesherrn und nachstehender Inschrift mit eingeschlossen wurde: „Im Namen Gottes unter der Regierung des Herzogs Adolph zu Nassau nach dem Kirchenbrande des 27. Juli 1850 ward zu der evangelischen Hauptkirche zu Wiesbaden, wozu Ritz und Plan Carl Boos entwarf, und ausführt, der Grundstein gelegt am 23. September 1853. Der Herr baue, schütze, segne Sein Haus." Als der festlichste Tag in des Meisters Leben darf wohl der 13. November 1862 angesehen werden. Nach neunjähriegem rastlosem Schaffen stand das herrliche Bauwerk vollendet da. Zu der feierlichen Einweihung war Herzog Adolf mit dem ganzen Hofe anwesend; nach dem Abschiedsgottesdienste in dem seitherigen Lokal begab man sich im Zuge nach der neuen Hauptkirche. Am Portal übergab Boos dem herzoglichen Kommissarius, Amtmann Herger, die Schlüssel mit folgenden markanten Worten: „Das Gotteshaus, dessen Erbauung Seiner Hoheit Regierungmir anvertrauet, steht nun vollendet da und harrt der Einweihung zu seiner heiligen Bestimmung! Nur die Opferfreudigkeit der Gemeinde, der Seine Hoheit mit ruhmwürdigem Beispiel vorangegangen und mit nie erkaltendem Eifer gefolgt sind, hat den Bau dieses Hauses ermöglicht. — So möge sie denn nun hingehen, das Opfer ihres Dankes vor dem Altare des Herrn darzubringen, und dieser Schlüssel, den ich jetzt in Ihre Hände lege, erschließe die Pforte!" Landesbischof Wilhelmi vollzog den Weihakt[2]). Welche Gefühle des innigen Dankes und der Freude mögen den ernstgläubigen Künstler in jener heiligen Stunde beseelt haben! Obwohl seinem bescheidenen, schlichten Sinne jede rauschenden Ehrungen unsympathisch waren, mußten ihm die vielfachen Beweise der Liebe und Verehrung doch wohltuend berühren. Sein Landesherr verlieh ihm das Ritterkreuz des Adolfordens, die Stadt Wiesbaden ließ ihm eine kunstvoll ausgeführte Adresse überreichen. Auf dem Gebiete des modernen Kirchenbaues ward er, wie erwähnt, jetzt als Meister anerkannt; mit inniger Freude konnte ihm Erzherzog Stephan am 26. Dezember 1862 schreiben:

„Soviel weiß ich — und das habe ich ganz kürzlich wieder aus des Herzogs eigenstem Munde gehört, — daß er sehr großes Stück auf Sie hält, und die verschiedentlich Urtheile, die mir über Ihren Kirchenbau wurden, haben mich alle recht sehr gefreut —, sie singen Ihr höchstes Lob und heben namentlich hervor, daß der Bau kein gewöhnlicher, kein nach Chablonen durchgeführter, sondern ein wohl durchdachter und genial ins Leben gerufener sei! Daß ich da gar gerne beistimme, brauche ich das wohl erst zu versichern? — Ich glaube nein! —"

Nicht in Ruhe konnte Boos diese Schöpfungen heranreifen sehen; seine amtlichen Obliegenheiten nahmen Gesundheit und Nerven arg in Anspruch. November 1840 bis November 1841 finden wir ihn im Auftrage der Regierung in England und Frankreich, um die Hospitäler, besonders deren Heizeinrichtungen zu studieren. Auch mit dem Wasserbau hatte er sich seitdem eingehend zu befassen; es galt, eine durchgreifende Regulierung des Rheinbettes von Mainz bis Wallluf, die in Gemeinschaft mit dem Geh. Oberbaurat Hagen aus Berlin, mit welchem Boos in freundschaftliche Beziehungen trat, begonnen wurde. Die Rheinschiffahrtskonferenz vom Jahre 1849 setzte die maßgebenden Gesichtspunkte fest und so begann die Ausarbeitung der Strecke Biebrich-Walluf mit dem Schiersteiner Hafen. Diese Angelegenheiten nahmen die Arbeitskraft des Meisters voll in Anspruch; dazu traten noch andere Aufgaben. Boos sollte das Mausoleum für die 1856 verstorbene Herzogin Pauline von Nassau auf dem (alten) Wiesbadener Friedhofe errichten. In einfach-zierlichen Formen führte er den kleinen Bau zu Ehren der so geliebten Fürstin aus; die Schöpfung stand so recht im Einklang mit deren einfachem Wesen. Auch andere Fürstenhöfe wünschten ihn für große Pläne zu gewinnen. Großherzog Peter von Oldenburg zog Boos bei seinem Schloßausbau wiederholt zu Rat und verlieh ihm in Anerkennung seiner hervorragenden Bemühungen 1856 das Ehren-Kleinkreuz des Haus- und Verdienstordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Ein ehrenvoller Auftrag, für die Stuttgarter Hofkapelle Pläne zu entwerfen, wurde ihm 1862 durch König Wilhelm I. von Württemberg zuteil, der „endauntirt" von dem neuen Kirchenbau war. Doch mußte unser Meister wegen Arbeitsüberhäufung leider von der Übernahme absehen. Im Auftrage seines Herzogs besuchte er 1861 München und im folgenden Jahre Italien und die Schweiz.

Nach den folgenschweren Ereignissen von 1866 war Boos noch bei der Überleitung in die neuen Verhältnisse tätig; sein Gesundheitszustand aber den ferneren Anstrengungen des Dienstes nicht mehr gewachsen, und so erbat er den Abschied, welcher ihm

[1]) Vergl. den artistisch-technischen Aufsatz des Meisters: Die evangelische Haupt-Kirche in Wiesbaden, Separat-Abdruck a. d. Allgemeinen Bauzeitung 7. u. 8. Heft, Jahrgang 1878. Wien 1878, Verlag v. A. von Waldheim.

[2]) Vergl. das Schriftchen: Einweihungsfeier der neuen evangelischen Hauptkirche zu Wiesbaden. Zur Erinnerung a. d. 13. November 1862. Wiesbaden 1862, Verlag Wilh. Roth. (Zum Besten des Baufonds der zweiten evangelischen Kirche.)

Digitized by Google

1867 unter Verleihung des Roten Adlerordens 3 Klasse in Anerkennung seiner großen Verdienste gewährt wurde. In tiefe Trauer versetzte ihn das am 19. Februar 1867 erfolgte Hinscheiden seines hohen Gönners, des Erzherzogs Stephan von Österreich. Wie innig das Verhältnis war, davon gibt ein Passus seines Briefes vom 3. Februar 1858 beredte Kunde: „Ich bleibe für Euch beide der Alte — freue mich recht sehr, wenn nur die Freude beschieden sein soll. Sie bei mir zu sehen, und bitte Sie nur, für sich und Ihre Frau nur nicht allzubescheiden, sondern überzeugt zu sein que vous serez toujours les bien venus." Und in dem letzten Briefe reichte er Boos im Geiste „die weiße Hand" zum Abschiede!

Das Ohmm cum dignitate schloß sein reges Interesse für alles Schöne und Edle nicht ab. Von seiniger Begeisterung für den großen Oranier erfüllt, trat er lebhaft für die Errichtung eines Wilhelmturmes in Dillenburg ein; auch erstierten Pläne von seiner Hand. Das obeliskförmige Denkmal für den verdienten Begründer des Landwirtschaftlichen Instituts zu Wiesbaden Wilhelm Albrecht (im Garten des Hofes Geisberg befindlich) entstand dank seinen Entwürfen in einfach würdiger Weise[*]).

Besonders aber lag ihm das Zustandekommen des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde am Herzen; in Wort und Schrift trat er dafür ein und wurde auch bei der Ausführung des öfteren um seinen Rat angegangen.

Leider wurde das glückliche Familienleben des Meisters — er war verheiratet seit 1834 mit Johanna Maria Hauff aus Bremen — durch deren Krankheit und den Tod der beiden Töchter wesentlich beeinträchtigt. Nach dem Tode seiner ersten Frau (21. November 1875) heiratete Boos am 21. April 1879 Fräulein Elwine Wetzler aus Waiblingen, welche ihm die Tage des Alters in treuer Liebe verschönte.

Schlicht, einfach und herzgewinnend war er; eine noble, ideale Natur von zartester Gemütsbildung verebren wir in dem Meister, aus dessen mildem, klarem Blick der gefestigte, lautere Charakter und ehrliche Offenheit sprachen. Jeder falsche Schein war seinem bescheidenen Wesen zuwider. „Zwar hatte ich schon viel von dem Herrn Baurath erzählt," schreibt eine ihm im Leben nahestehende Persönlichkeit, „ab r die Erscheinung übertraf doch alle Erwartungen. Obwohl sein Bild immer frisch in meinem Innern lebte, so überwältigte mich doch sein Erscheinen und ich genoß den Eindruck, als wie zum Erstenmal, ja ich meine ihn nie so ruhig und doch so belebend, nie so vornehm und doch so gemütlich, nie so geistreich und doch so natürlich und ungezwungen gesehen zu haben. Es war der Eindruck eines Mannes der vollkommensten Herzens- und Geistesbildung."

Das Jahr 1883 setzte diesem tatenreichen Leben ein Ziel. Anfangs Juni nahm sein schon länger getragenes Leiden eine bedrängnende Gestalt an; seitdem war er ans Schmerzenslager gefesselt, von dem er sich trotz treuester Pflege nicht mehr erheben sollte. Am Nachmittag gegen 4 Uhr des 18. Juli verschied der Künstler, den Herzog Adolf als den „treuesten seiner Anhänger" bezeichnet hatte, und mit ihm der letzte große Baumeister des alten nassauischen Regime; er hatte das Alter von 76 Jahren erreicht. Seine Freunde und Verehrer geleiteten den Dahingeschiedenen am 21. Juli nach dem alten Friedhofe zu Wiesbaden zur letzten Ruhestätte. Pfarrer Petsch, ein Angehöriger der Familie, widmete herzliche Worte der Trauer und des Trostes, schilderte die Wirksamkeit des bescheidenen, milden Mannes[*]) im Anschluß an die Bibelstelle Ev. St. Joh. 1, 45.—51. Gesangvereine brachten die Chöre: „Was Gott tut, das ist wohlgetan" und „Es ist vollbracht" ergreifend zum Vortrage. Und als das Sterbliche von Boos unter der Fülle von Lorbeeren und Palmen in die Gruft gesenkt ward, tönten aus ehernem Munde die letzten Scheidegrüße ernst und feierlich herüber, die das trauernde Nassau seinem großen Meister darbrachte: die Glocken seiner Kirche läuteten den verewigten Schöpfer ein — zur Unsterblichkeit.

[*]) Was Du gelehrt und getan,
Trägt reichlich goldenen Segen:
Nicht in dem Felde nur reift,
Auch in dem Geiste die Saat,
lautet die Weihinschrift aus Boos' Feder.

[*]) Pfarrer Petsch, kgl. Anhaltspastor: Rede bei dem Begräbnisse des kgl. Oberbaurats a. D. Karl Boos am 21. Juli 1883 zu Wiesbaden. Koelske Buchdruckerei 1883.

# Gericht und Verwaltung in der alten Grafschaft Königstein.

Von Albert Geyer.

Seit der Okkupation von 1581 und insbesondere seit dem Transakt von 1590 war es das eifrigste Bestreben des kurmainzischen Staates, in der Herrschaft Königstein festen Fuß zu fassen. Überall setzte er zur Wahrung seiner Interessen und Rechte Beamte ein, die die Steuern und Gefälle, Zehnten u. a. mehr einzuziehen hatten, traf auch die verschiedensten Vorkehrungen, um sich den Besitz dauernd zu erhalten. Vom Jahre 1609 an war ein gewisser Friedrich von Fürstenberg kurmainzischer Oberamtmann der Herrschaft Königstein. Dieser Herr legte alle von Mainz beanspruchten Rechte und Gerechtsame in einem besonderen Buche nieder und widmete es am 12. Dezember 1619 dem damaligen Kurfürsten Schweikardt. Die wertvolle Schrift, die sich im Staatsarchiv zu Wiesbaden befindet, gibt uns eine sehr ausführliche Darstellung der einzelnen Rechtsverhältnisse. Eingangs redet sie von der Geschichte der Herrschaft Königstein bis zu deren Übergang an Kurmainz, sodann bringt sie in einzelnen Kapiteln eine genaue Beschreibung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke der Grafschaft. Es kann hier nur das Wichtigste daraus geboten werden.

Quellen: Dieselben wie zu den Arbeiten über Königstein in den früheren Nummern der „Nassovia".

Wie zur Genüge aus verschiedenen Reichsabschieden und aus dem wetterauischen Grafschaftsbunde hervorgeht, wurde die Grafschaft Königstein früher zu den wetterauischen Grafschaften gezählt. Daher hatte denn auch der Kurfürst von Mainz als der jeweilige Besitzer dieser Grafschaft ebenso wie die Inhaber jener Landschaften die Gerichtsherkeit sowohl in bürgerlichen als auch in „hochnotpeinlichen" Sachen.

Die bürgerliche oder Zivilgerichtsbarkeit war sehr zersplittert. Sie wurde geleitet von einem Oberamtmann mit dem Sitz in Königstein. An einzelnen Orten befanden sich Unteramtleute, Schultheißen und andere Diener, die die Gerichtsbarkeit ausübten. Als Hoheitsrechte galten: das Recht der Befestigung, das Geleitsrecht, der Zoll und das Wegegeld im Tal zu Königstein, das Überfahrtsrecht oberhalb Mainz, das Münzrecht (auf Königstein war eine Münze), Geldstrafen und Bußen, das Recht auf Fronen und Dienstleistungen, die einzugstener, die Nachsteuer oder der Zehnte Pfennig, das Schutzgeld bei Judenaufnahmen, die Jagdgerechtsame zu Königstein, die Wolfsjagden, wozu die Leute erscheinen mußten und das Fortrecht.

Über die „hochnotpeinlichen" Sachen urteilten die sechs Halsgerichte zu Königstein, Dietfenwegen, Kreuzgen bei Oberursel, Kransberg, Oberwörsten und Rotkenberg mit Oppersboven; das waren Gerichte über schwere, mit Leibes- und Lebensstrafe bedrohte Verbrechen. Die Halsgerichtsordnung (Constitutio criminalis Carolina) wurde im Jahre 1527 von Kaiser Karl V. erlassen und auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 angenommen. Sie war die Grundlage des ehemaligen gemeinen Straf- und Strafprozeßrechts.

Das Halsgericht zu Königstein umfaßte die Orte Königstein, Schwalbach, Mamolshain, Schönberg und Oberlöchstadt mit deren Gemarkungen.

Nach den Verwaltungsbezirken zerfiel die Grafschaft Königstein in die fünf Kellereien oder Renterein: Königstein, Eppstein, Kransberg, Münzenberg und Wilbel. Königstein umfaßte Königstein (Schloß und Tal), Schwalbach, Mamolshain, Oberhöchstadt, Schönberg, Oberuriel, Bommersheim, Kirdorf, Oberwöllstadt, Oberlenbach, Harheim, Kalbach, Hedderuheim, Weißkirchen, Stierstadt, die an Hanau verpfändeten Dörfer Steinbach, Holzhausen, Nieder- und Ober-Eschbach, die Vogtei und die drei Dörfer Neuenhain, Altenhain und Schneidhain.

Der Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung besitzt zwei Gerichtsbücher aus Königstein, von denen das ältere im Jahre 1437 begonnen wurde, aber Einträge bis 1570 enthält; das jüngere reicht von 1539 bis 1604. Das älteste Gerichtsbuch zeigt auf der ersten Seite folgende Bemerkung: „1437 In godes namen Amen. aller menliche sal wissen, das der Etele herre, Jungherre Eberhart von Eppenstein, herre zu Konigstein, unser gnediger und lieber Jungherre vns her nach geschrieben schultheiß und schessen des gerichts zu Konigstein mit namen Henne Alber von Ryffenberg schultheisse zu disser zijt, Henne Dryesch, Peter Gutjare, Hartmudt Komelbecher, Henne Becker, Nefenhenne, Stolhenne, und Dyetzenhenne scheffen beholen und geheissen hat zu machen eine (!) gerichtes büch zu Konigstein vnd dar inne zu schriben dye orteil dye sie uß sprechen vnd ist das also angehaben (angefangen) und geschein in den iare als man schreip nach Cristi geburte viertzehenhundert vnd in dem syeben vnd dryffigesten iaren uff mantag nehst nach Sent Laurencientag des heiligen martelers vnd ist der Wernher von Rodenbach altarista zu Konigstein altaris Sent Anthonij eine (!) anheber (Anfänger) geweit zu schriben diss buches von wegen der obgenanten gerichts anno ut supra." Der Altarist Werner protokollierte bis zum Jahre 1447. Er war „pherner" (Pfarrer) „zum norinas und altarista zu Königstein." Sein Nachfolger Conradt Jongbe wird 1449 erwähnt, war auch „pherner zum norings" und kommt 1460 als Altarist zu Kronberg vor. Ferner nennt sich als Protokollschreiber Johannes Muratoris de Jostein tunc temporis rector s. nolarium zu Konigstein (protestatore). Von 1528—1540 führte „Meyster Jacob Albem oder Albeim, gerichtschreiber und schulmeister", das Protokoll. Er schrieb die das Hugelhaus betreffende Urkunde von 1540, auch begann er als erster das neue (2.) Gerichtsbuch und schrieb darin die Einträge bis 1549. Seine Überschriften waren: „Fiat justicia ac pereat mundus" und: „Non consideres personam pauperis nec honores vultum potentis, juste judica proximo tuo". In dem neuen Gerichtsbuch nennt sich Albem zuweilen „von Dieperg". Der „meister Hans Eler" ist, der bei einem Testamente eines Königsteiner Hofdieners mit einem „wundarzt Hans von Urfel" 1534 genannt wird, ist nicht ersichtlich.

Es dürfte interessant sein, hier eine Zusammenstellung der Königsteiner Orts-, Flur- und Gemarkungsnamen, wie sie das Gerichtsbuch nennt, folgen zu lassen. Da wird „ein stuc ackers am bauerberg" erwähnt, „zehen morgen am hangenden steine", „ein acker vor der harte", „das galgen stucke uff dem schusshus", „ein garten an dem geißberge", fünf viertel wingarts uff dem wachholder inn Ruwenhane, item anderthalb morgen wingarts in dem wisseler dalelbs", „eine wese gelegen in den smut rudden oder smetredden", dann „wiesen in der speden", „in der strüt oder strupt", neben dem stene hanne" oder stehenden hanne", „Acker gelegen uff der kayen", „ein Garten gelegen an der Roltheusen", „uff dem Talegraben gen. das fuchen oder kuchen stück", „ein Acker uff der Tudenhelden", „ein Garten nehendigk dem breyden steyn obendhalb dem dieser garten", „ein Landstück by sant Wendelinus", „in der Richenbach uff dem beckhartzs pade gen Rifsenberg zu", „eine Wiese in der wenbach gelegen", „ein Garten by dem born im fuffergarten gelegen", „das stück by dem bereyder heynrichen uff der hollen neben den weg in stenen hain gert gelegen", „ein Acker gelegen uff der holm gegen Sent Wendlinus über", „ein Acker auff der zeyndbaun bij der bege am Noringsberge", „zwene morgen wesen gelegen am Nurengsberge heisset die blanckebese". Über die

Digitized by Google

Lage von Norings heißt es auf Seite 96 des Gerichtsbuches: „Ich ꝛc. bekennen uns offentlich mit diſſem brieff das für uns in gerichtes wyſe komen iſt Cleſe Becker vom Norings under Falckenſteyn ꝛc." (1486). Zecklenhene kauft 1511 eine Wieſe „gelegen im wieſengrunde neben dem burggrauen von Falckenſteyn und ſtoßt uneben an die hege."

Zum Schluß dieſer Betrachtung geben wir noch ein Verzeichnis der Beamten aus der älteren Zeit ſoweit ſie uns bekannt ſind: Kellner, Amtmänner, Schultheißen und Schöffen zu Königſtein.

Kellner, Keller oder Rentmeiſter. Sie hatten die Intereſſen ihrer Herren zu wahren, mußten die Gefälle einnehmen, die Güter verwalten, auch abwechſelnd Gericht halten. Solcher Rentmeiſter werden genannt: Eberhard von Grafenſtein, 1497 war aber ſchon 1491 Rentmeiſter) und Johann Beilſtein.

Amtmänner. Als Amtmann finden wir in Königſtein den Ritter Johann von Lynden (1378). Er bekam zu ſeiner Unterhaltung jährlich „30 Achtel Korn, zwei Fuder Wein, das Gewächs als zum Hauſe gehört, 100 Achtel Haber, 150 Gld. Geld, 50 Hühner, Heu zu 1 Pferden, darzu die Buße und mögliche Gefälle und Weinkäufe, die eym Amtmann zu Königſtein zugehört". Als ſeinen Nachfolger dürfen wir den Ritter Erwin Löw von Steinfurt anſehen. Er war im Jahre 1351 und die folgenden Jahre Amtmann und erhielt 250 Gld. Beſoldung. Dietrich Gieſeler bekleidete 1381 die Amtmannsſtelle in Königſtein; Junker Philipp von Carſpach wird 1458 und 1470 und Junker Hans von Carſpach von 1504 bis 1534 genannt.

Schultheißen. Als Schultheißen kommen urkundlich vor: Hauß Koll, Ewald Schmidt und Henne Alber von Rytſenberg.

Schöffen. Als Schöffen treten auf: Clos Freckel, Werner Heim „ſchmittſtein", „müller Henn", Reinhard Falck, Kuny Keller, Johann Bern, „aiſſinm Laier, Belten Kirſchner (ſämtlich Mitglieder des Stadtgerichts); Conradt Schneider, Heinrich Zulp, Wirnerhen, Molerhen, Bauerhen, Peder Schnider, Anlgen Becker, Henne Dryeſch, Peter Guntjare, Hartmudt Romelbecher, Henne Becker, Reſenhenne, Stolhenne und Tyetzenhenne.

# Rando.

3) Hiſtoriſche Erzählung von Auguſte Spielmann. (Schluß)

Rando ſchwankte einige Augenblicke. Dann fragte er: „Wer iſt denn Verlobter?"

„Es iſt der Centurio Manlius Ventidius."

„Ah, er —, der mich zu Caſtellum ſo höhniſch behandelte, als ich unſere Geiſeln wiederforderte! Das iſt Schicksalsfügung. Nun kann ich ihn doch, den trechen Anmaßer, dadurch am beſten ſtrafen, daß ich dich nicht freigebe!" So rief Rando laut aus, und mit hellauflodernden Zornblicke näherte er ſich einen Schritt der erſchrocken zurückweichenden Cornelia.

Ja, nun wollte er ſie erſt recht für ſich haben; ſein Herz pochte heftig gegen den Panzer, ſein Atem kam ſchnell und heiß aus ſeiner Bruſt.

Da ſämpfte das liebende Mädchen einen kurzen Kampf mit der ſtolzen Römerin, und — ſie fiel dem jungen Hünen zu Füßen. Die gefalteten Hände hob ſie mit bittender Gebärde zu ihm auf und ſprach:

„Herr, erhöre meine heißen Bitten. Schenke mir die Freiheit wieder, und ich will dir zeitlebens dankbar ſein; ich, mein Vater und — Manlius. „Mein" — als der Germane ſich bei Nennung des Centurio halb umdrehte — „wende dich nicht ab; auch mein Verlobter muß deinen Edelmut anerkennen, und er wird es, wenn ich ihm erzähle, daß der Feind ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergilt. Manlius iſt wohl leidenſchaftlich, aber er iſt auch ſeinem Vaterlande treu ergeben und vertritt es tapfer, ſo tapfer, oder Germane, wie du deine Heimat vor dem Feinde ſchützeſt."

Rando hörte aufmerkſam auf Cornelias Worte. Wie eindringlich ſie ihren Geliebten verteidigte, und wie geſchickt ſie ſich an ſeine eigne Vaterlandsliebe wandte! Doch — auch wie lieblich und verführeriſch ſah das ſüße Geſchöpf vor ihm aus, die Hilfloſigkeit, das Flehen machte ſie nur noch begehrenswerter. Es entſtand ein heftiger Kampf in der Bruſt des Edelings; ein Kampf zwiſchen eigenſüchtigem Verlangen und achtungsvollem Entſagen, zwiſchen Rache an dem Centurio und doch wieder der Geneigtheit zur Verzeihung.

Die Kniefunde bemerkte dieſen inneren Zwieſpalt in der Seele des Germanenjünglings wohl und — ſie ſah auch den Vorteil, den ſie durch dieſen Zwieſpalt erringen konnte.

So fing ſie nochmals mit ihrer ſüßen, weichen Stimme an zu bitten: „O edler Mann, mit nichten kann ich glauben, daß du den Haß gegen den Feind an unſchuldigen Frauen auslaſſen magſt. Denn nicht nur den Feind trifft dann die Rache allein, auch das Opfer ſelbſt, mich, würdeſt du elend machen, die ich dir nie etwas Böſes tat! Und noch eins, Herr. Ich weiß nicht, ob du eine Braut, oder eine Schweſter beſitzeſt. Bedenke! Wie, wenn es ſo wäre, und man wollte dir das geliebte Weſen rauben, um dich zu demütigen und zu treffen? Sag' an, wäre es dir ſo gleichgültig, wenn man dir die Teure entriſſe?"

Betroffen ſchaute Rando auf Cornelia. Dann verlor ſich ſein Blick in die Weite. Er ſah wie eine Viſion das Bild ſeiner anmutvollen, lebensfrohen jungen Schweſter in der Heimat drüben langſam aufſteigen. Ihr ſilbernes, glockenhelles Lachen klang ihm urplötzlich in den Ohren; er ſah das fröhliche, mitunter unwillige Aufleuchten ihrer klaren Blau-

augen, wenn Irmingard, nachdem sie lange auf den geliebten Bruder gewartet hatte, ihm entgegenflog, sobald sie seiner ansichtig wurde.

All das zog schnell durch seine aufgeregte Seele. Eine heftige Angst überkam ihn, wenn er bedachte, daß sein Liebling, den er vergötterte, sich in ebensolcher Lage befinden könnte, wie die vor ihm knieende hilflose Römerin.

Der Kampf, der sich in seinem Innern schon heftig entsponnen hatte, zwischen der Liebe und dem Mitleid mit dem lieblichen Mädchen, wurde nun schnell entschieden. Die edle Regung seines Herzens trug den Sieg über seine Leidenschaft und seine Rachelust davon.

Sein Antlitz nahm den Ausdruck ruhiger Freundlichkeit an, wenngleich es wie ein bedauerliches Weh durch seine Seele zuckte, daß er sich von Cornelia, die einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, trennen sollte.

Aber mit festen Schritten ging er auf das Mädchen zu, ergriff dessen zarte Hand und zog es vom Boden empor.

Leicht verwiegte er sich dann vor der freudig überraschten und sprach mit leise bebender Stimme:

„Cornelia, Tochter des Adilen Publius Cornelius von Mogontiacum, ich gebe dir die Freiheit zurück. Du berührtest eine zarte Saite meines Herzens; denn wisse, daß ich ein süßes Geschöpf zu Hause meine Schwester nenne. Bitter wäre es mir, wenn sie in deine Lage gekommen und — und — nun deine unschuldsvollen Augen, dein flehentliches Bitten, sie vereinten sich mit der Liebe zur Schwester — kurz, Cornelia, du sollst unversehrt dein Vaterhaus betreten. Komm, ich selbst will dich zurückgeleiten, daß dir nicht ein zweites Ungemach widerfahre."

Großes, allgemeines Erstaunen entstand unter des Edelings Gefolgschaft. Einige konnten es nicht fassen, daß ihr Führer sich eine solch reizende Beute entgehen ließe; doch andere wieder überkam ein starkes Gefühl der Freude ob der Handlung ihres herrlichen Führers.

Und Cornelia? Sie war gerührt über diese Wandlung des Feindes ihres Vaterlandes, mit tränenfeuchtem Blick wandte sie sich Rando zu, mit bald vor Freude erstickter Stimme dankte sie dem edeln, schönen Jüngling:

„Nie soll, o wackerer Held, der du den schönsten Sieg, den über dich selbst, so tapfer davongetragen hast, nie soll in meinem Vaterhaus, in meinem und meiner Lieben Herzen das Gefühl der Dankbarkeit, der Bewunderung für dich aufhören. Ja, ich will die Kunde deiner edeln Tat überall verkünden, wohin mein Fuß sich setzt, und es soll dir ein Ruhm werden dadurch, der höher ist, als hättest du die größte, siegreichste Schlacht deinen Landesfeinden geliefert."

Heller und leuchtender wurde der Blick Cornelias, als sie, von wahrem Feuer beseelt, diese Worte an Rando richtete.

Noch einmal flammte es auch in den Augen des Edelings auf, als er das herrliche Mädchen so begeistert vor sich stehen sah. Dann aber drückte er wortlos leise ihre Hand, gab den Gefährten ein Zeichen, zurückzubleiben und wandte sich mit Cornelia dem Ausgange des Lagers zu.

Kein Wort mehr kam von den Lippen des Recken, und auch die Jungfrau schwieg; sie ahnte, was in der Brust des jungen Helden vor sich gehen mochte, und sie ehrte sein Schweigen wie sein ganzes Benehmen.

Sie, die selbst liebte, fühlte es, daß Rando jetzt nicht mehr mit Leidenschaft, weit eher mit Trauer an sie zurückdenken würde, daß die anfangs vielleicht unedle Begierde einer, wenn auch ganz leisen Regung wirklicher Neigung den Platz geräumt hatte, und eine stille Wehmut nahm nun von ihr Besitz. Junge, edeldenkende Herzen sind leicht einander zugeneigt, wenn auch nicht stets in Liebe, so doch in ehrlich treuinnigem oder freundschaftlichem Gefühl. So fühlte auch Cornelia für ihren großmütigen Begleiter.

Vor ihnen lag nun das Haus des Adilen. Nur noch wenige Schritte, und sie waren am Ziel.

Auch jetzt, im Augenblicke des Abschieds, brachten beide kein Wörtlein über die Lippen. Ihre einzige Sprache war die der Augen; doch, o wieviel können die sagen! Rando drückte die Hand des lieben Mädchens sanft und lange an die Lippen; ein ganzes Gebet mochte in diesem Kusse liegen. Ein tiefer, trauriger Blick aus seinen Augen begegnete einem dankbar leuchtenden ihrer glänzenden Blauterne.

Leichtfüßig eilte Cornelia ins Haus, hinauf nach des Verlobten Zimmer, während Rando gedankenvoll zurückschritt.

— — — — — — — — — — — —

Am Bette Manlius' saß schweigend der Vater. Erfreut sah er auf, als sein Kind ins Zimmer trat; hatte er sich doch schon Sorgen gemacht über ihr langes Fernbleiben.

Wie aber horchte er hoch auf, als Cornelia nun anfing zu berichten, was sie am frühen Morgen erlebt hatte. Auch der Kranke, der inzwischen wach geworden war, richtete sich etwas empor, und gespannt hing sein Blick an der Geliebten Mund.

Immer lebhafter erzählte das Mädchen. Immer angstvoller blickten Vater und Verlobter. Doch begeistert kam es von den Lippen Cornelias, wie Rando sich selbst bezwungen hätte. Staunend lauschten beide. Als die Jungfrau zu Ende war, brach es aus tiefster Seele des Vaters sich Bahn:

„Das hat unser Feind getan? Nie hätte ich solchen Edelsinn dem Germanen zugetraut! Preis ihm, dem Jüngling und Preis unserm Schöpfer!"

Und Manlius? In tiefer, heißer Scham ließ er sich in die Kissen zurückfallen. Diesen Jüngling konnte er so gering schätzen, damals zu Castellum! Und also vergalt Rando ihm, seinem hohnvollen Gegner, — so mit Edelmut! O daß er nicht so daläge! Ach, könnte er jetzt hin zu ihm, ihm zu zeigen, wie tief er sein eigen' Benehmen bereutel Aber horch!

Da tönten plötzlich starke Hornstöße von den Lagerstätten der Germanen her. Publius eilte nach dem Fenster.

„Die Germanen ziehen ab, meine Kinder," so rief er ins Zimmer zurück, „sieh, Cornelia, dort!"

Und wirklich. Nachdem Rando zu den Seinen zurückgekehrt war, ließ er zum Sammeln blasen, die Gefangenen als Geiseln in die Mitte der Krieger nehmen, und fort ging es dann aus den Toren von Mogontiacum.

Digitized by Google

Noch einen wehmutsvollen Blick sandte er nach der Gegend, wo er die schöne Römerin wußte. Tänschte er sich — oder sah er wirklich ihre holde Gestalt am Fenster? Weiter und weiter zog Nando mit den Seinen, nun wieder ganz Kriegsführer.

Was der Germanenjüngling zu sehen gealaubt hatte, war tatsächlich Cornelia gewesen. Jetzt trat sie mit ihrem Vater an das Lager ihres Verlobten zurück.

Froh, daß sein Kind aus großer Bedrängnis befreit wurde, gab der Adil endlich die Einwilligung zur baldigen Hochzeit der glücklich Wiedervereinten. — — —

Cornelia aber hat Wort gehalten. Sie verbreitete die Kunde von Nandos Edeltat überall, und schon bald ward dem Edeling bei seinen Feinden der Name des „Germanischen Scipio."

## Kiszellen.

**J. H. Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau und die Landesbibliothek zu Fulda.**

Am 29. Oktober 1802 ergriff Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau von dem ihm durch den Vertrag von Paris (23. Mai 1802) zugefallenen Fürstbistum Fulda Besitz, und alsbald entwickelte der unermüdliche und nächterne, aber freundlich-wohlwollende Fürst eine ganz außerordentliche Tätigkeit auf sämtlichen Gebieten der Staatsverwaltung. — Eine hervorragende Fürsorge ließ er unter anderem auch der „Fürstlichen öffentlichen Bibliothek" angedeihen, und es ist vielleicht dem großen Kunstsinn sowie dem feinen Empfinden Wilhelm Friedrichs zuzuschreiben, daß nicht ein erbeblicher und höchst wertvoller Bestandteil der Fuldaer Bibliothek abgeführt worden ist, worauf weiter unten noch zurückgekommen werden soll. Nachdem der Prinz am 6. Dezember 1802 seinen feierlichen Einzug in die neue Residenz gehalten hatte, besuchte er bereits am 17. desselben Monats die Bibliothek, bei welcher Gelegenheit er sogleich den Etat für Bücheranschaffungen um 100 Gulden (300 auf 400) erhöhte. Auch für die Folge besuchten der Prinz, wie auch seine Gemahlin (eine Tochter König Friedrich Wilhelms II. von Preußen) häufig die Bibliothek, wie auch anläßlich des Besuches im Jahre 1803 sein Schwager Friedrich Wilhelm III. von Preußen nebst seiner Gemahlin, der Königin Louise, die Bibliothek mit ihrem Besuche beehrten, die Seltenheiten mit großem Interesse besichtigten und ihre Namen eigenhändig ins Fremdenbuch eintrugen.

Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt befahl der Erbprinz, die Bibliotheken der aufgehobenen Propsteien und Stifte alle nach Fulda zu bringen und den Bestand der Fürstlichen öffentlichen Bibliothek einzuverleiben. Auch die Klosterbibliotheken der ihm gleichfalls durch den Parser Vertrag zugesprochenen Abteien Korvei und Weingarten ließ er nach Fulda schaffen und überwies sie dann der Landesbibliothek. Die Weingartener Bibliothek war eine höchst wertvolle Errungenschaft für die Fuldaer Landesbibliothek, und es bilden heute die Codices und Incunabeln aus dem Kloster Weingarten (in Schwaben) einen ihrer wertvollsten Bestandteile. „Die Fuldaer Klosterbibliothek — vielleicht die älteste und reichste in Deutschland — ist auf nicht völlig aufgeklärte Weise (Feuer?) im 16. Jahrhundert verschwunden.) Unter den Weingartener Manuskripten befanden sich zwei alte Evangelienbücher sowie zwei alte Meßbücher, mit kostbaren Einbänden. Der obere Deckel der Einbände war mit silbernen und vergoldeten Platten von getriebener Arbeit und mit Edelsteinen besetzt. Einen Antrag des fürstlichen Oberfinanzkollegiums, diese Einbände zu verkaufen, soll der Erbprinz entschieden zurückgewiesen haben. Auch der Schlacht bei Jena standen diese Stücke durch einen französischen Offizier entliehen und nicht wieder erstattet. Auch die Korveier Klosterbibliothek enthielt manches wertvolle Stück.

Die Oberaufsicht über die „Fürstliche öffentliche Bibliothek" wurde dem aus Herborn (in des Prinzen Stammlande Nassau-Dillenburg-Dietz) stammenden und auch auf der dortigen Universität gebildeten Geheimen Konferenzrat v. Arnoldi im Mai 1803 übertragen, und es ist nach einem Aufsatz von F. Zwenger im V. Jahrgange des „Hessenland" (Seite 7. 1891) dem Gedenkmal v. Arnoldi ein Vorwurf schwerwiegender Natur gemacht worden. Zwenger schreibt daselbst: „Demnach soll der Geheime Rat v. Arnoldi die Absicht gehabt haben, die Seltenheiten der Fuldaer Bibliothek mit den wertvollsten Büchern aus Weingarten nach Herborn bringen zu lassen, um daselbst als Grundlage für eine allgemeine nassauische Bibliothek zu dienen". — Während Zwenger diese Absicht in der Liebe v. Arnoldis zu seiner Vaterstadt gegründet findet, und anderseits hervorhebt, daß die Stadt Fulda dagegen der Zuneigung v. Arnoldis — wie aus dessen Schriften zur Genüge hervorgeht — sich gerade nicht zu erfreuen gehabt hätte, fährt er fort: „Tatsächlich hat er (v. Arnoldi) mehrere Kisten mit Büchern aus Weingarten, die der Finanzrat Schmitt von dort abzuholen bemüßigt worden war, nach ihrer Ankunft nicht in das Bibliotheksgebäude, sondern in seine Wohnung im Domdechaneigebäude verbringen lassen. Diese Bücher sollten noch manches Schicksal zu bestehen haben, ehe ihre wirkliche Einverleibung in die Fuldaer öffentliche Bibliothek, für die sie doch bestimmt waren, erfolgte."

Weitere große Verdienste erwarb sich der Erbprinz durch seine Fürsorge für die innere (und äußere) Ausstattung der Büchersäle und Bücherschränke. (Gegründet und erbaut wurde die Bibliothek 1771—1778 von Fürstbischof Heinrich VIII. v. Bibra.) Besonders der durch seine Größe und eigenartige Ausstattung ein sich schon imponierende Hauptsaal wurde von Wilhelm Friedrich noch wesentlich vergrößert und verschönert.

Zu den Folgen der Schlacht bei Jena zählte auch der Verlust der nassau-oranischen Herrschaft über Fulda. So kurz aber auch die Regierung Wilhelm Friedrichs gewesen ist (1802—1806), zu dem vielen Guten, was er für das Fuldaer Land geleistet hat, gehört nicht in letzter Linie seine Fürsorge für die ehemals „Fürstlich öffentliche Bibliothek", jetzige Landesbibliothek.

**J. B.-G. Das älteste Siechenhaus auf deutschem Boden.** Erzbischof Ruthard zu Mainz mußte wegen verschiedener Übeltaten, die er in Gemeinschaft mit seinem Schwager, dem Rheingrafen Richolf verübt hatte, Mainz verlassen. Beide gingen nach Thüringen, kehrten aber bald an den Rhein zurück und stifteten eine Anzahl von Klöstern. So im Jahre 1106 das Benediktiner-Mannsklotter Bischofsberg, das spätere St. Johannisberg. Graf Richolf erbaute um diese Zeit in jener Gegend die St. Bartholomäuskirche, die zu dem ausgegangenen Orte Ringelmünde gehörte und führte dabei ein Siechenhaus auf, wohl das älteste auf deutschem Boden. Es war sicherlich für Aussätzige bestimmt, die in damaliger Zeit in Deutschland häufig zu finden waren und zwar kam das durch die Kreuzfahrer, die die entsetzliche Krankheit aus dem Orient nach dem Westen verpflanzt hatten. Man hielt alle die Isolierung der Kranken für das beste Mittel der Bekämpfung. Nach den Kreuzzügen hat zwar der Aussatz in den Rheingegenden abgenommen, war aber im 16. Jahrhundert noch nicht ganz geschwunden, wie das ärztlichen Zeugnissen jener Zeit erhellt.

**K. W. Walrad von Usingen und der Rat zu Frankfurt.** Ein Brief Walrads von Nassau-Usingen, worin er unterm Datum Brüssel, den 24. Juli 1660 „denen Edeln, Vest, Hoch und wohlgelahrten, auch wohlweisen und Ehrbaren, Lieben besonderen, Bürgermeister und Rat der Kayserlichen Freien Reichs Statt Frankfurth am Mayn" die erneut erfolgte Erhebung seines Hauses in den Fürstenstand freundnachbarlich anzeigt, findet sich unter den Reichssachen des Städtischen Archivs zu Frankfurt a. M. (Nr. 12044). Von G. G. Walrad, Fürst zu Nassau

[illegible]. . . . Gen. Feldmarschall der Vereinigten Niederlanden und Gouverneur der Stadt und Meyerei von Hertogenbosch. Unsern Gruß in wohlgemeinten willen zuvor Edle, Veste, Hoch und wohlgelährte, auch wohlweiße und Ehrbahre Liebe besondere. Demnach die Röm. Kayserliche Mayestät unser allerseits allergnädigster Kayser und Herr, aus verschiedenen Trifftigen motiven Buß und Unsere Ostwerth Rheinß wohnenden Vettern die Hochste Gnaden erwiesen und das in ao 1666 von Kayhern Carln IV. glorwürdigsten abandenkens Unsern in Gott ruhenden Vorfahren ertheilte Fürstenrecht andern 4. August 1686 allergnädigst confirmiret und Buß Ilss newe in den Fürstenstand erhoben gleich wie darüber von allerhochstgedachter Kayserl. Mayest. allergn. ertheilte diplomata nebenst den würcklich ergangenen Kayserlichen legitimations Rescripten in mehreremn besogen. Alß haben Wir denenselben alß nachbarn hierdon fort geben und der guten zuversicht geleben wollen, dieselben werden Buß solche exaltation gern gönnen, dargegen wegen Wir zu bezeugung guter Freundschafft willig verbleiben. Gegen [illegible] zu Brüssell den 24. Juli 1690. Devotelben Freund williger Vatrad, Furst zu Nassau.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

° **Samson und Dalila.** Oper in 3 Akten (4 Bildern) von F. Lemaire, Musik von C. Saint-Saëns, deutsch von R. Pohl, zum 1. Male am 4., zum 3. Male am 28. Oktober. — Der Schicksalsmann Simson hat von Miltons Zeit her die Dichter und Komponisten zur Darstellung gereizt. Lemaire ist kein Dichter, nur Librettist und hat deshalb auch nur eine Textunterlage gegeben, damit Saint-Saëns seine allerdings recht blühende Komposition mit hervorragenden lyrischen Stellen, aber im ganzen mehr oratorienartigen dramatischem Gepräge schaffen konnte. Simson erschlägt den Satrapen von Gaza und ruft die Hebräer zum Kampfe wider die Philister auf, die dann gewaltig (hinter der Szene) aus Haupt-geschlagen werden. Aber Israel hat der starken Recken in die Bande der Dagonspriesterin Dalila, die ihn als Volksfeind grimmig haßt, und ihm das Geheimnis seiner Kraft zu entlocken weiß. Der Schluß ist der bekannte: Simson soll in der Philister Bann, wird geblendet und rächt sich durch das Einreißen der Säulen des Dagontempels, dessen Einsturz ihm, aber auch seinen Feinden den Untergang bringt. Die szenarische Unterstützung ist grosartig. Die ägyptisch-phantastische Bau- und Kostümperiode war glänzend zur Geltung gebracht, die Gewandung folgerecht, die Dekorationen echt. — Die zweite Titelrolle gab Frau Schleter-Brodmann. Ihre warme, schmeichelnde, weiche Stimme, ihr verführerisches Spiel gestaltete die Dalila so, wie man sie sich nach der Absicht des Komponisten und teilweise auch des Textbuches erwarten kann. Herr Kalisch in der ersten Titelrolle, verdolmetschte den heroischen Simson ebenso vortrefflich, wie den duldenden; zwingendes Verhängnis wirft ihn in die Bande der Philister: so konstruierte er sein Spiel am Ende des 1. Aktes und im 2. Der Oberpriester des Herrn Geisse-Winkel, war ebenso fanatisch-hoheitvoll zu Anfang, wie kleinlich-tückisch am Ausgang. Herr Adam als brunnabschleppender Satrap Abimelek war stimmbegabt und stattlich Spiel. Die Vertreter der Nebenrollen füllten ihren Posten aus, und die Massenchöre waren stimmgewaltig und wirkungsvoll. Schließlich das Orchester glänzte durch Exaktheit und Pünktlichkeit und lieh dem Gesamtspiel treffliche Unterstützung.

### Residenztheater.

° **Der Abt von St. Bernhard.** Schauspiel in 5 Akten von Anton Ohorn, zum 1. Male am 3., zum 3. Male am 5. November. — Man sagt im allgemeinen, „fortgesetzte" Theaterstücke verlören an Gehalt. Der „Abt" in eine Fortsetzung der „Brüder"; er ist aber unseres Erachtens inhalts- und wirkungsvoller, denn ihm liegt ein tragisches Moment unter, das der Größe nicht entbehrt: er schildert den Kampf zwischen der forschrittlichen Richtung im Kloster innerhalb der durchs Dogma gegebenen Grenze und der konservativen, die sich durch Unduldsamkeit und Obskurantismus kennzeichnet. Die erstere wird vertreten durch den wackeren, humanen Abt Heinrich und einige seiner geistlichen Brüder, die andere durch den bigotten Prior und die übergahl der Mönche, die von der krassen Eigensucht geleitet werden. Ihr gelingt es, den Abt „hinauszugrauen", aber der Anstifter der Intrige erntet nicht den Lohn seiner Taten; ein eigener Vergehen richtet ihn. Die Charakteristik der Personen, die sämtlich typisch sind, erscheint vortrefflich; die Situationen sind lebenswahr, uno über beiden vergißt man gern, daß die Handlung nicht klapp auf klapp und Schlag auf Schlag erfolgt. Wir hatten das überhaupt nicht nur das Mißempfinden in einem Schauspiele zu behandeln. Entweder kennt Hessen oder Nassau zu kurz. So sind im vorliegenden Hefte von den 67 Seiten 45 auf Hessen bezüglich. Die nassauische Geschichte wird in ¾ Seiten erledigt. Für hessische Schulen ist das Werkchen vortrefflich. Druck, Papier, Illustrationen sind sehr gut.

• **Itinéraire archéologique de Delft.** Par M. G. Wildeman. 2me édition 97 p. Delft, J. Vis ir. — Der flott geschriebene, fleißig gearbeitete Führer hat für uns Nassauer insofern Interesse als er u. a. eine genaue Beschreibung der Grabmale der Oranier in der Delfter neuen Kirche gibt. Zum Nachschlagen der Daten ist er besonders gut geeignet. Ausstattung und Illustration sind sehr gut.

## Literatur.

° **Sachsenschädel.** Roman von W. Schulte vom Brühl. 257 S. München, F. Roldarth. — „Die Heimkunft pfiegen", in das Programm für die Romanschreiber und -dichter geworden. Rosegger, Frenssen, Lauff, Hahn u. a. haben darin Mahn gehalten. Ihnen soll nun Westfalen dürfte Schulte vom Brühl werden. Bereits in seinem „Moorhofhof" schlug er diese Saiten an, „in den Revolutzern" wahlte er die achtundzwanziger Vorgänge im Lande, „wo der Märter Eisen reckt," zum Hintergrunde. Diesmal ist es die napoleonische Zeit, in die uns sein Roman versetzt. Der Sohn des vornehmen Hofbauren liebt die Tochter des armeren Bauern Bruning, die alte Prop gestattet die Verbindung nicht, und der junge Mann geht unter die Soldaten, erst zur Napoleon nach Rußland, dann gegen ihn nach Frankreich, bis endlich der Alte müde wird. Diese einfache Geschichte weiß der Verfasser aus dem rechten Mitten heraus zu bearbeiten und durch natürliche, ansprechende Einzelheiten vorzüglich einzukleiden. Gestalten wie der Erbschulte, der Pastor Binde, der Doktor Kortum (Jobstade), der Henrich und die Trina sind original westfälisch, und durchs Ganze wetterleuchtet die eiserne Zeit und ihr böser Dämon. Unseres Erachtens ist der Roman der beste, den Schulte bisher veröffentlicht hat.

° **Heimatkunde von Hessen-Nassau** von C. Heßler. 67 S. u. 44 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert. — Es tut wirklich nicht gut, die beiden politisch aneinandergezwängten, unter sich so verschiedenen Teile Kurhessen und Nassau in einem Schulhefte zu behandeln. Entweder kennt Hessen oder Nassau zu kurz. So sind im vorliegenden Hefte von den 67 Seiten 45 auf Hessen bezüglich. Die nassauische Geschichte wird in ¾ Seiten erledigt. Für hessische Schulen ist das Werkchen vortrefflich. Druck, Papier, Illustrationen sind sehr gut.

• **Itinéraire archéologique de Delft.** Par M. G. Wildeman. 2me édition 97 p. Delft, J. Vis ir. — Der flott geschriebene, fleißig gearbeitete Führer hat für uns Nassauer insofern Interesse als er u. a. eine genaue Beschreibung der Grabmale der Oranier in der Delfter neuen Kirche gibt. Zum Nachschlagen der Daten ist er besonders gut geeignet. Ausstattung und Illustration sind sehr gut.

Digitized by Google

* **Festschrift zur Landwirtschaftlichen Ausstellung** in **Biebenkopf** von G. Zyber. (Angeschlossen: Führer durch die Ausstellung.) 19. S. Biebenkopf, Heingerling. — Der Beitrag ist unter Lobenswertem Sammelfleiß verfaßt, übersichtlich gegliedert und gemeinverständlich gehalten. Er bringt einen überblick über die Geschichte des Hinterlandes. Historisch-Typographisches und Statistisches, Kulturelles und Soziales in Bildern und Proben. Seinen Zweck wird er also erfüllt haben.

## Neues aus Nassau.

### Otto Rielt †.

Ein Eichenzweig auf das Grab eines guten Nassauers.

Von Rudolf Dieß.

In den ersten Jahrzehnten nach der Vereinigung Nassaus mit Preußen haben unsere heimatlichen Neupreußen so schnell und gründlich als möglich den Namen unseres ehemaligen Herzogtums der Vergessenheit zu überliefern gesucht. In seine Stelle trat auch da, wo es durchaus nicht nötig war, die lange Überschrift vom Regierungsbezirk Wiesbaden. Man fürchtete sich ordentlich, den Namen Nassau auszusprechen, und hat gerade dadurch nicht die besondere Hochachtung anderer Leute gewonnen. Erst in neuerer Zeit ist in dieser Beziehung eine gesunde Gegenwirkung eingetreten, und man hat eingesehen, daß man ein guter Reichsdeutscher und Preuße sein kann, ohne die heimische Stammesart zu verleugnen.

Zu den Männern, die hierzu ihr redliches Teil beigetragen und namentlich die heimische Mundart wieder haben zu Ehren bringen helfen, gehört der dieser Tage so unerwartet von uns geschiedene Direktor der Fichtenschule zu Wiesbaden, Professor Dr. Otto Klein, der bekanntlich als humoristischer Schriftsteller Otto Rielt zu zeichnen pflegte.

Direktor Klein stand erst im 49. Lebensjahre, war am 11. Dezember 1857 als Lehrerssohn zu Katzenelnbogen geboren, besuchte das Wiesbadener Realgymnasium, studierte in Straßburg und Marburg Germanistik und neue Sprachen, wurde 1882 zum Dr. phil. promoviert und bestand 1883 die Prüfung fürs höhere Lehramt. Nachdem er im gleichen Jahre Probekandidat in Weilburg gewesen war, wurde er Hilfslehrer an der Bockenheimer Realschule und 1884 Oberlehrer an der Wiesbadener Oberrealschule. Seit Ostern vorigen Jahres leitete er die neue Realschule am Zietenring, deren Aufblühen seine Hauptfreude, sein Stolz und seine Hoffnung war.

Am 31. Oktober wurde die herbliche Hülle des ungemein beliebten Schulmannes und Mitbürgers unter großer Beteiligung seitens seiner Kollegen, Schüler und Freunde zu Grabe getragen. Pfarrer Gyein schilderte mit bewegten Worten die vorbildliche Persönlichkeit des Verewigten, der treum Zeit hatte, mich sein und Treue übte bis zum letzten Augenblick. Daran schlossen sich ehrende und ergreifende Worte der Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, sowie der Realschullollegien und ein Knabenchor der Fichtenschule.

Die zu Anfang unseres kurzen Nachrufs erwähnte Heimatliebe Otto Rielts, können wir nicht besser würdigen, als durch die Anführung eines Widmungsgedichtes, das der liebenswürdige Dichter dem Schreiber dieser Zeilen in ein Bändchen von „For'n Kreiger Allerhand" geschrieben hat. Die in der ersten und dritten Strophe und jetzt wehmütig anmutenden hübschen Verse lauten:

Die Menschc komme — unn se giehn —
Unn's kimmt widder annern:
Es is in Glick und Herzeleid
E immerwährend Wannern.
Kans anwwer bleibt dem Menschc stets,
Wu er ach sei gebor'n:
Trotz ew'gem Wechsel giebt ehm nie
Die Muddersproch verlor'n!
Sie stieht ehm aus der Jugend trei
Geschrihwwe im Gedächtnis,
Unn bei seim Dud aanst läßt er sie
De Kinner als Vermächtnis.
Drum loß allzeit die Mudderspvoch
In huhr Ehr'n uns halle —
Schennt aaner — „Wir for ungut!" soll's
Ehm druff entgegeschalle.
Unn duht „For'n Kreizer Allerhand"
Er kann Geschmack beweise:
Dann werd er net aus Nassau sei'
Dann werd er sei' — aus Preiße!
Unn su umschling' uns immerzu
E blao'-orange Bändche,
Unn was mer duh', des sei gedah'
For'sch lieb' Nassauerländche!

S. K. H. der Großherzog Wilhelm von Luxemburg, Herzog zu Nassau, ist mit seiner Familie nach Luxemburg übergesiedelt.

Am 25. Oktober ist zu Mittel der Grundstein zum Rhabanus Maurus-Denkmal gelegt worden.

Am 13. November wird die Einweihung des neuen Zentralbahnhofes zu Wiesbaden erfolgen. Unsere Leser werden in Nr. 23 eine Spezialbeschreibung erhalten.

Der Rhein war in letzter Zeit so flein, daß man vielfach trockenen Fußes auf die Auen gehen konnte. Bei Rosheim wurden die Fundamente einer römischen Mainbrücke entdeckt.

Bei Arbeiten in der Koblenzer Straße zu Ems wurden die Reste eines römischen Bades aufgedeckt.

Der „Neroberger", der Wiesbadener Stadtwein, hat in diesem Jahre nur 150 (!) Liter ergeben. Im vorigen waren's 15 000.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**November.**

16. 1638. Begnahme von Weilburg durch ein Kommando des Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, im Auftrage des Kaisers, weil sich dort ein Leutnant des Fürsten von Lobkowitz festgesetzt hatte und sich selbstherrlich gebärdete.

18. 1331. Graf Wilhelm I. von Katzenelnbogen stirbt. Er war als Sohn des Grafen Diether III. 1295 geboren.

20. 1744. Der Markgraf von Brandenburg-Ansbach nimmt als Erbe der Grafschaft Sayn-Altenkirchen Besitz von Dendorf am Rhein.

24. 1775. Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Usingen verleiht dem Stadtgericht zu Wiesbaden den Titel Stadtrat.

24.1808. Freiherr Karl von und zum Stein nimmt, von Napoleon bedroht, seine Entlassung als preußischer Staatsminister.

28. 1564. Anna, Gräfin von Nassau-Beilstein, stirbt. Sie war die Tochter des Grafen Ludwig I. von Nassau-Weilburg, Witwe des letzten Beilsteiners, Johanns III.

## Briefkasten.

E. H. in O. Sie und einige andere Herren bitten wir wegen Beanstandung der Manuskripte um etwas Geduld.

W. S. in W. Leider nicht verwendbar. Der Stoff, der den Hänflingen und die tote Hänflingsfrau freißt: das ist doch zu trivial. Suchen Sie sich einmal einen gehaltreichen Stoff aus; ohne Begabung sind Sie nicht.

**Redaktionsschluß: 10. November.**

Inhalt: Das eine Wort. (Gedicht.) Von F. Woas. — Nassaus Burgen. Von A. Bonte. (1. Forts.) — Oberbaurat Karl Boos. Von L. Lüftner. (Schluß.) — Gericht und Verwaltung in der alten Grafschaft Königstein. Von A. Geyer. — Rando. Von Auguste Spielmann. (Schluß.) — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauisch er Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 23. Wiesbaden, den 1. Dezember 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

# Neblige Wasserfahrt.

Noch bäumte ballend sich die Wolkenwand;
Doch näher schob sie, enger, sich zusammen,
Bis all die Himmelsberge dann verschwammen,
In trostlos ödes Einerlei gebannt.

Ein letzter bleicher Glanz, wie ausgewischt,
Von grauen Nebelmassen aufgesogen —
Und langsam wälzten, schwer sich hin die Wogen,
Als wären sie mit trübem Blei vermischt.

Ich stand und starrte von des Schiffes Bug;
Kein Laut, kein Vogelschrei war zu vernehmen.
Mit flücht'gen Ufern floh vorbei von Schemen
Ein unabsehbar langer Flatterzug.

Sie floh'n mit abgewendetem Gesicht,
Wie leblos. — Doch als ob mein Schau'n sie weckte,
Sah'n sie mich an, daß ich zusammenschreckte;
In ihren toten Augen glomm kein Licht.

Im Nebel flatterte ihr grau' Gewand;
Gefaltet hielten sie die blassen Hände. —
So zogen sie in dunkele Gebäude
Aus einem unerforschten, dunkeln Land.

. . . . . .

Ist zu vergleichen nicht in seiner Art
So manches Menschen freudlos' Erdenwallen,
Dem die Geschicke sich zur Öde ballen,
Solch grau' umzog'ner, trüber Wasserfahrt!

Im ewigen Einerlei, in seinem Bann
Erlischt sein Recht auf Glück, sein Soll und Haben,
Und nur die Wünsche, die er längst begraben,
Steh'n auf und seh'n ihn toten Auges an.

Minna v. Konarski.

Digitized by Google

# Nassaus Burgen,

## ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

3) Von A. Bonte. (Schluß.)

### IV. Burg Reichenberg.

Das schöne Denkmal konnte keinen würdigeren Raum für seine Aufstellung finden, als diesen Durchgang, dessen beiderseitige Portale durch eine reichere Architektur den Eintretenden auf etwas Besonderes vorbereiten, und über welchem sich die heilige Stätte befand, an der die Burgbewohner vor dem Bilde des Gekreuzigten ihre täglichen Andachten verrichteten. —

Durch eine Türe in der gegenüberliegenden Seitenwand des Durchgangs gelangen wir zu einer Wendeltreppe, welche in die oberen Geschosse des Rückzugsbaues führt. Das erste derselben enthält die Burgkapelle, einen zwar nicht großen, aber für die Burginsassen ausreichenden Raum. Dürfen gibt demselben die nach unserem Gefühl wohl etwas zu hoch klingende Benennung „Schloßkirche“.

Weitere Wohnräume sind — wie man aus den beigefügten Grundrissen ersieht, — in diesem Geschoß nicht enthalten. Der Verbindungsbau ist im übrigen, ebenso wie im Erdgeschoß, an der dem Angriff abgekehrten Seite mit sogenannten Schildbogennischen versehen, in welchen sich Schießlöcher befinden; ein kleiner gewölbter Raum im Erdgeschoß neben dem Durchgang diente als „Wachkammer“; dagegen war das 2. Obergeschoß vollständig ausgebaut und enthielt 5 Zimmer, welche mit Sitzbänken in den Fenstern ausgestattet und unter sich durch Türen verbunden waren. Die den Wartthürmen anliegenden beiden Zimmer waren zugleich mit diesen sowie mit den Wehrgängen der Ringmauer verbunden, wodurch eine vielfache Kommunikation zwischen sämtlichen Wohngebäuden und dem Rückzugsbau ermöglicht wurde. Die Plattform des Verbindungsbaues zwischen den Türmen bildete einen breiten, beiderseits mit Wehrmauern versehenen Gang, welcher die übrigen Burggebäude beherrschte, und an dessen Enden hölzerne, leicht zu beseitigende Freitreppen zu den höher liegenden Turmthüren führten.

Die beiden hochragenden Wartthürme bieten durch ihre eigenartige Form ein ganz besonderes Interesse. An den im unteren Teile einfach kreisförmigen Kern ihrer Grundrissfigur sind — etwa in der mittleren Höhe des ersten Obergeschosses des Verbindungsbaues — drei kleinere Halbkreisbogen vorgelegt, welche sich in regelmäßigen Zwischenräumen um den Mittelkreis gruppieren, so daß eine aus sechs einzelnen Kreisbogenteilen zusammengesetzte Figur entsteht, welche an die bekannte Form romanischer Bündelpfeiler erinnert.

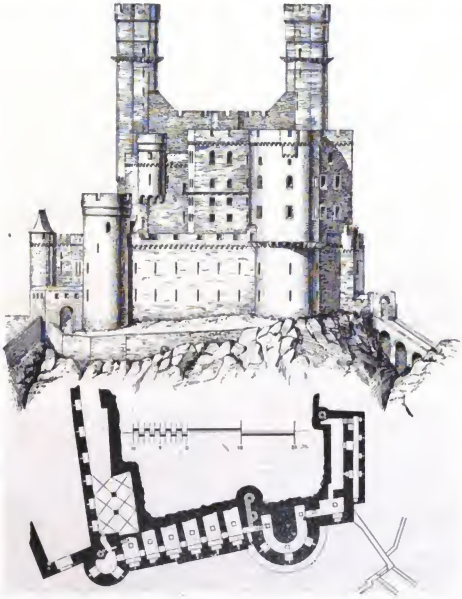
Wenn auch wohl die malerische Wirkung des aus einer solchen Grundfigur herauswachsenden Turmkörpers von dem genialen Erfinder des Bauplanes unserer Burg beabsichtigt worden sein mag, so war sie doch keineswegs der Hauptzweck. Die Gestaltung der Turmform ist vielmehr vorwiegend praktischen Erwägungen entsprungen, indem die Hohlräume der ausspringenden kleinen Halbkreise die Wendeltreppen enthielten, welche die Turmgeschosse mit einander verbinden; wären hierzu, wie sonst, die Mauern des einfach runden Turmes benutzt worden, so hätten diese erheblich stärker gemacht werden müssen, woraus sich entweder eine Schmälerung des an sich schon beschränkten inneren Raumes oder eine plumpe äußere Form der Türme ergeben hätte.

Die Anordnung der einzelnen Treppenläufe folgt der vielfach angewendeten Maxime, daß in jedem Geschosse ein anderer der 3 Hohlzylinder die zugehörige Treppe enthielt. War der Angreifer in das untere Turmgeschoß eingedrungen, so sah er sich den verschlossenen Türen der beiden anderen Holzzylinder gegenüber, von denen jedoch nur eine zu dem weiter aufwärts führenden Treppenlauf führte, und er war daher genötigt, beide Türen zu sprengen, ein Unternehmen, welches ebenso zeitraubend als schwierig war, weil es durch die im oberen Geschosse befindlichen Verteidiger gehindert wurde, welche durch rasch aufgedeckte Öffnungen im Fußboden Steine und Pfeile herabschleuderten.

Die geginte Plattform der Türme scheint mehr zum Ausblug, als zur Verteidigung von oben her gedient zu haben, weil hierzu die im oberen Stockwerk der Türme angebrachten Umgänge bestimmt waren. Die Konsolen, welche zu deren Aufnahme dienten, sind noch vorhanden und haben dem Sagenkreise, welcher unsere Burgen umschwebt, eine weitere, aber wohl kaum im Volke entstandene Erfindung hinzugefügt, welche nach Dr. Genth („Der Kurort Schwalbach“) folgendermaßen lautet: „An dem Hauptturme“ (der andere — südliche — Turm wurde im Jahre 1814 gesprengt, da man seinen Einsturz befürchtete) „sieht man noch jetzt hoch oben rundum eine Reihe 1½ bis 2 Fuß von einander getrennter, frei hervorragender Steine, welche ursprünglich eine um den Turm herlaufende Galerie getragen haben. Sie finden sich schon (?) auf der Abbildung Merians. Die Ausgangsthüre auf diese Galerie war auf der vorderen Seite des Turmes. An beiden Seiten dieser Ausgangsöffnung, dem Boden entsprechend, sind solche Steine vorhanden. Ein Burgfräulein, deren Geliebter, auf einer Jagdpartie begriffen, zur erwarteten Zeit nicht nach Hause gekommen war, hatte den Turm bestiegen, um nach

dem Geliebten zu spähen. Endlich erblickte sie in weiter Ferne einen Zug Reiter, bemüht sich aber vergeblich, von ihrem Standorte aus den Erwarteten darunter zu finden. Um eine freiere Ausschau zu haben, steigt sie heraus auf einen der seitlich vorstehenden Steine. Nachdem sie ihren Geliebten erkannt hatte, will sie zurückgehen in den Turm, ist aber nicht vermögend, dies zu tun, weil sie sich auf dem schmalen Steine nicht umdrehen kann. Rasch entschlossen tritt sie vorwärts, von Stein zu Stein, geht so in schwindelnder Höhe sicheren Schrittes rund um den Turm und kommt zur anderen Seite der Turmöffnung, in welche sie nun glücklich einsteigt." Es ist zugegeben, daß manchen beim Lesen dieser Erzählung ein Gruseln überlaufen wird, wenn er die Situation kennt, und selbst „in schwindelnder Höhe" in der Turmtüre gestanden hat; auch steht zu vermuten, daß solch selbstempfundenes Gruseln einen phantasiebegabten Besucher des Turmes auf die Erfindung des Geschichtchens geführt hat; dabei ist ihm allerdings entgangen, daß zu der Zeit, da noch ein wirkliches Burgfräulein in den alten Mauern hauste, der rings von Bohlenwänden umschlossene Umgang noch vorhanden war, oder daß wenigstens die Konsolen den auch von Dilich angegebenen Bodenbelag noch hatten.

Für schwindelfreie Personen ist es aber auch in dem angenommenen, heute vorliegenden Falle keine erhebliche Sache, von einer Konsole zur anderen tretend, um den Turm zu gehen, und viele Bauhandwerker kommen bei der Ausübung ihres täglichen Berufs häufig in die Lage, noch weit schwierigere Aufgaben zu erfüllen. Auch unter den männlichen und weiblichen Vertretern des Bergsports würde das Wagnis des Burgfräuleins leicht Nachahmer finden, wie es denn auch vor einigen Jahrzehnten von der



**Burg Reichenberg.** Ansicht der **Angriffsfront** und Grundriß der **oberen Schützengalerie.**

Digitized by Google

damaligen Besitzerin der Burgruine wirklich ausgeführt worden ist.

Hinter dem Rückzugsbau befindet sich das unbebaute Terrain von dem bereits oben gesprochen worden ist. Es liegt in demselben Niveau wie der Burghof und hat auch ziemlich den gleichen Flächeninhalt, wie der vorhin betrachtete Teil des Kernwerks, so daß die Wohnburg bei vollständiger Bebauung noch einmal so groß geworden wäre.

Daß übrigens eine Vollendung der Burg durch Bebauung des frei gebliebenen Terrains auch später noch in Aussicht genommen war, kann aus dem Vorhandensein des Brunnens auf demselben und auch aus urkundlichen Nachrichten gemutmaßt werden, doch mag die einsame Lage der Burg diesem Vorhaben ebenso entgegengestanden haben, wie der geplanten Befestigung des Ortes selbst, für den sich Graf Wilhelm im Jahre 1324 beim König Ludwig Stadtrecht erwirkt hatte.

Zu Dilichs Zeit waren auf dem fraglichen Terrain hinter dem Rückzugsbau außer dem Brunnenhäuschen 11, ein Stall für 2 Pferde und je ein Stall für Schweine und Ziegen 12 und 13, vorhanden; der größte Teil desselben diente als Küchengarten. Eine einfache Umfassungsmauer schloß den Platz an die unvollendet gebliebenen kurzen Stücke der Ringmauer desselben an.

In dem hinter dieser Mauer am Abhange liegenden Zwinger befand sich noch ein geräumiger Kuhstall 14 und die Dungstätte 15. Zu einer weiteren Bebauung scheint dieser Zwinger, welcher dem Steilabfall des Berges abgewonnen war, kaum geeignet gewesen zu sein. —

Wir sind nunmehr zum Abschluß unserer gemeinsamen Betrachtung der Burg angelangt und wollen jetzt noch ihrer Geschichte kurz gedenken. Auch die vorstehende Beschreibung der so gewaltigen und vielseitigen Wehranlage konnte nur in sehr gedrängter Form das Wesentlichste und für weitere Kreise Interessante zum Ausdruck bringen.

## Geschichtliches.

Um die Zeit der Erbauung unserer Burg befand sich die Grafschaft Katzenelnbogen im Besitze zweier Herren, der beiden Söhne des um 1245 verstorbenen Grafen Diether II. Der ältere von ihnen, Diether III., hatte nach dem Tode seines Vaters die Regierung zugleich für den erheblich jüngeren Bruder, Eberhard I., bis zu dessen Großjährigkeit geführt. Die alsdann zwischen beiden Brüdern erfolgte Mutscharung ihres Besitzes hat zu der Unterscheidung beider Familienzweige in „Alt-" und „Neukatzenelnbogen" Anlaß gegeben.

Diether und Eberhard waren Oheime des Königs Adolf; eine ihrer Schwestern, Gräfin Adelheid, war als Gemahlin Waltrams II. von Nassau die Stammmutter der waltramischen Linie geworden, an deren Spitze als erster Sprosse der nachmalige König Adolf steht. Seine Verwandtschaft mit Katzenelnbogen brachte diesen auch in Beziehungen zu der Burg Reichenberg, insofern ihm aus dem Heiratsgute seiner Mutter ein Besitzanteil an derselben zustand. Graf Eberhard, der seinen Bruder Diether um 34 Jahre überlebte, hat sich seinem königlichen Neffen gegenüber stets als ein treu anhänglicher Verwandter bewiesen und auch in der verhängnisvollen Schlacht bei Göllheim an seiner Seite gekämpft.

Reichenberg gehört zu den wenigen Burgen unseres Bezirks, über deren Gründungszeit zuverlässige, ältere Nachrichten vorliegen, indem Dilich wie auch Merian übereinstimmend 1270 als das Jahr der Gründung und zugleich Wilhelm, den Sohn Diethers III. von Katzenelnbogen, als den Erbauer der Burg bezeichnen. Da Wilhelm im Jahre 1270 höchstens 5 Lebensjahre zählte, so ist die letztere Angabe dahin zu verstehen, daß die Gründung der Burg durch Diether III. (den Erbauer der Burg Rheinfels) aber im Namen und als Eigentum seines Sohnes und Regierungsnachfolgers Wilhelms I. stattfand. Letzterer war schon als Kind mit Irmengard, einer Tochter des Grafen Ludwig von Ziegenburg, verlobt worden, welche ihm die Dörfer Bornich, St. Goarshausen und Patersberg nebst dem Hof Offenthal als Heiratsgut zubrachte. Inmitten der Gemarkungen dieser Orte liegt nun der Burgberg, auf den Reichenberg erbaut wurde, und es ist im Hinblick auf die von den Katzenelnbogen geübte sorgsame Familienpolitik als sicher anzunehmen, daß eine Verbindung mit den Ziegenburgs durch Heirat, oder der künftliche Erwerb der genannten Ortschaften von jenen längst ins Auge gefaßt, und daß namentlich der Burgberg zum Zweck der Erbauung einer diese Ländereien schützenden Burg schon früher von den Katzenelnbogen als lehnfreies Eigentum angekauft worden war.

Ein näheres Eingehen auf Beweise für die Richtigkeit der von Wenck, Loh u. A. bestrittenen Angaben Dilichs und Merians über das Gründungsjahr, würde hier zu weit abführen, und wird daher einer besonderen Darlegung vorbehalten.

Wilhelm hatte schon im Knabenalter den Tod seines fürstorglichen Vaters zu beklagen, welcher im Jahre 1276 erfolgte.

Nachdem Graf Diether III. im Dom zu Mainz zur letzten Ruhe gebettet war, übernahm seine Gemahlin zweiter Ehe, Margareta, eine geborene Gräfin von Jülich, die schweren Pflichten der Verwaltung des Landes und der Erziehung ihrer unmündigen Kinder. Glücklicherweise besaß sie hierbei in ihrem vortrefflichen Schwager Eberhard einen Helfer und Berater, der im deutschen Reiche seines Gleichen suchte, und in solcher Eigenschaft selbst dem König Rudolf unentbehrlich dünkte.

Graf Eberhard wird — ebenso wie ihm der verstorbene Bruder einst den Vater ersetzt hatte — bestrebt gewesen sein, an dessen Kindern die Dankesschuld für jene brüderliche Fürsorge in vollem Umfange abzutragen und insbesondere seinen jungen Neffen Wilhelm zu einem würdigen Nachfolger des verstorbenen Bruders zu erziehen. Wenn es dem vielbegehrten und vielbeschäftigten Herrn auch vielleicht wenig möglich geworden sein mag, durch persönliche Berührung auf die Entwicklung Wilhelms einzuwirken, so hat letzterem doch das Leben und Wirken seines Oheims stets als nacheiferswertes Beispiel vor Augen gestanden, und wir dürfen uns überzeugt halten, daß Eberhards hervorragende Erscheinung weit über den Kreis seiner Söhne und Neffen hinaus

für die junge Ritterschaft jener Zeit erzieherisch vorbildlich gewesen ist.

Wenn wir uns die Geschehnisse der Burg Reichenberg im Geiste zu vergegenwärtigen suchen, so zeigen diese uns als erstes Bild die Neuvermählten Wilhelm und Irmengard in ihrem jungen Eheglück. Es ist anzunehmen, daß der herrliche Burgsitz — inmitten der Ländereien, welche Irmengard als Heiratsgut eingebracht hatte, und zu ihrem Schutze bestimmt — auch als erster Wohnsitz des jungen Paares gedient habe. Nahezu zwei Jahrzehnte durfte sich Wilhelm an der Seite der geliebten Gattin, welche ihm zwei Töchter schenkte, eines ungetrübten Glückes erfreuen.

Aber es kamen auch schwere Zeiten für ihn und für die traute Stätte selbst, denn „gelücke daz ist sinewel, dicke alsam ein bal" — das Glück ist rund wie eine Kugel — heißt es schon in dem alten Gudrunliede jener Zeit.

Im Jahre 1302 wurde Reichenberg durch König Albrecht von Österreich zerstört, der wegen der Rheinzölle mit den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz in einen Krieg geraten war, in welchem Wilhelm gegen den weisen Rat seines Oheims auf Seite der letzteren stand, und im folgenden Jahre (1303) wurde ihm die teure Gattin durch den Tod entrissen. Wie tief ihn dieser letztere Schlag traf, kann daraus ermessen werden, daß er — obwohl ohne männliche Leibeserben — erst nach Verlauf von 11 Jahren eine zweite Ehe schloß. Reichenberg wurde von Wilhelm I. im Jahre 1319 wieder hergestellt, wozu ihm der Erzbischof von Trier seine Beihilfe lieh.

Über die weiteren Schicksale der Burg glaube ich kurz hinweggehen zu können, da sie — wie eingangs erwähnt — denen der Burg Hohenstein gleichen und im übrigen auch durch andere Beschreibungen der Burg hinlänglich bekannt sein dürften. Ebenso wie Hohenstein im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges von größeren Beschädigungen verschont geblieben, wird auch die Burg Reichenberg erst 1647 durch die Heerführer der Landgräfin Amalie von Hessen-Kassel belagert und teilweise zerstört, dient in der Folgezeit als Invalidenheim und Beamtenwohnung und kommt 1816 an Nassau.

Die auch für Dienstwohnungen hinfort nicht mehr geeignete, abseits gelegene Burg wurde schließlich für den Abbruch bestimmt und im Jahre 1818 zum Verkauf ausgeschrieben. Dem drohenden Verhängnis ihrer vollständigen Zerstörung „auf friedlichem Wege" wurde sie durch Habel entrissen, dem es gelang, das parzellenweise zur Versteigerung kommende Anwesen im ganzen zu erwerben. Sein Name ist daher mit dem des uns geretteten Denkmals für alle Zeiten eng verbunden, und wie diese Darlegungen mit einem dankbaren Hinweis auf Habel einsetzten, so mögen sie auch mit einem solchen ausklingen. — Ehre seinem Angedenken! —

# Briefportotaxen vor vierzig Jahren.

## Ein Rückblick in die Zeit der Buntscheckigkeit und Zerrissenheit im deutschen Postwesen.

Von G. Bohrmann †.

1)

Vor 40 Jahren, d. h. bis zu den Kriegen von 1864 und 1866, gab es noch 17 einzelne, selbständige Post-Institute in Deutschland. Sie mögen zum Gedächtnisse hier aufgeführt sein, nämlich die Postverwaltungen von: Österreich mit Liechtenstein; Preußen (in seinem Besitzstande bis zum dänischen Kriege von 1864, ausgenommen die hohenzollernschen Lande) mit Anhalt, den unteren Herrschaften von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, dem oldenburger Fürstentum Birkenfeld und je einem Briefpostamte in den Freien und Hansestädten Bremen und Hamburg; Bayern, Sachsen mit Sachsen-Altenburg; Hannover mit je einem Postamt in Hamburg und Lübeck; Württemberg; Mecklenburg-Schwerin mit einem Postamt in Hamburg; Mecklenburg-Strelitz; Oldenburg (ohne die Fürstentümer Birkenfeld und Lübeck); Baden; Luxemburg; Holstein und Lauenburg (dänisch) nebst einem Postamt in Hamburg; Braunschweig, mit einem Postamt in Hamburg; Thurn und Taxis in Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar-Eisenach, Nassau, S.-Meiningen-Hildburghausen, S.-Koburg-Gotha, den hohenzollernschen Landen, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, Hessen-Homburg, den oberen Herrschaften von Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, der Freien Stadt Frankfurt a. M., sowie mit je einem Briefpostamt in den Hansastädten Bremen, Hamburg und Lübeck;[2]) endlich die soeben genannten drei Freien und Hansastädte.[3]) Heute sind es,

[1]) Das fürstl. thurn- u. taxische Postgebiet hatte einen Flächeninhalt von 670 Quadratmeilen (36,890 Quadratkilometern mit 3½ Millionen Bewohnern, war somit größer als Württemberg, Baden und Hohenzollern zusammen genommen. Postsiellen hatte das Gebiet 513 einschl. der Postanstalten in den Hansastädten.

[2]) In den Freien und Hansastädten bestanden bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes folgende Postanstalten, u. z.:

in Hamburg: a) ein eigenes (preußisches) Brief- und Fahrpostamt, b) ein thurn- und taxisches Oberpostamt (bis 1. 7. 1867), c) ein dänisches Oberpostamt (bis 1864), d) ein schwedisches Briefpostamt (bis 1. 4. 1869), e) ein kgl. hannöversches und herzogl. braunschweizisches kombiniertes Postamt (bis z. Krieg v. 1866), f) ein großherzogl. mecklenburgisches Oberpostamt bis 1. 7. 1867), g) ein kgl. preußisches Oberpostamt für Briefpost (Archiv f. Post und Telegraphie von 1876);

in Bremen: a) ein eigenes Brief- und Fahrpostamt, b) ein kgl. preußisches Briefpostamt, c) ein thurn- und taxisches Oberpostamt (bis 1. 7. 1867);

in Lübeck: a) ein eigenes Brief- und Fahrpostamt, b) ein thurn- und taxisches Oberpostamt, c) ein kgl. hannöversches Postamt (bis z. Krieg v. 1866). Jede dieser verschiedenen Postanstalten vermittelte die Postsendungen nach und von den betr. Heimatländern, bezw. weiter vereinbarten fremden Ländern.

Digitized by Google

wenn man Württemberg, das zunächst nur eine Postwertzeichengemeinschaft mit der Reichspost, sonst aber sein eigenes Postwesen hat, als zur Reichspost zählend, ansehen will, deren nur noch zwei.

Den Zustand nun, der aus dieser Vielköpfigkeit im Postwesen, insbesondere im Tarifwesen für Briefsendungen (gewöhnliche und „rekommandierte" Briefe, „Kreuzbandsendungen", sowie Warenproben und Muster*) zunächst in unserer engeren Heimat Nassau, bis zum Übergange des thurn- und taxischen Postwesens an Preußen, (1. Juli 1867), sich ergab, werde ich versuchen, hier kurz zu schildern.

Zur Berechnung des Portos für die inbetracht kommenden Sendungen, waren für die Postbeamten in Nassau — gleichwie in den übrigen, zum taxischen Postgebiet gehörigen Staaten —, zunächst zwei größere Postbezirke, sagen wir: „Einheiten", maßgebend, nämlich:

a) das innere taxische Postgebiet (s. oben),
b) die übrigen Staaten des Deutschen Bundes nebst den außerdeutschen Provinzen Preußens und den hohenzollernschen Landen, den außerdeutschen Kronländern Österreichs, sowie den Hansastädten.

Bemerkt sei hier, daß im taxischen Postgebiet zwei Münzwährungen, nämlich der sog. 30 Talerfuß und der 52½ Guldenfuß herrschten.

In der Talerwährung rechneten: Kurhessen, Sachsen-Weimar-Eisenach, das Herzogtum S.-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, die untere Herrschaft von Schwarzburg-Rudolstadt, beide Reuß und beide Lippe; alle übrigen, ausgenommen die Hansastädte, welche ihre besonderen Währungen hatten — in der Guldenwährung. Für den Verkehr mit Postorten innerhalb des taxischen Postgebietes (a) bestanden nun folgende Portosätze für gewöhnliche, bis 1 Lot = 1/30 Zollpfund (16⅔ g) schwere Briefe, gleichviel ob frankiert oder unfrankiert:

1. in den Gebieten der süddeutschen, oder Guldenwährung:

auf Entfernungen
bis 3 Meilen (22,5 km) 2 Kr. . . . 2 Kr. } bis 1. 10. 1861
über 3 bis 15 Meilen 4 „ } bis 1. 10. { 3 „ } vom 1. 10.
„ 15 „ 30 „ 7 „ } 1861 { 6 „ } 1861 ab
„ 30 Meilen . 10 „ } dann { 9 „ }

Außerdem bestand noch eine weitere Unterstufe von 1 Kr. für ganz geringe Entfernungen, z. B. Wiesbaden-Biebrich, Geisenheim-Rüdesheim, Mainz-Kastel u. a.

2. in den Gebieten mit Talerwährung:

auf Entfernungen bis 3 Meilen ½ Sgr.,
auf Entfernungen über 3 bis 15 Meilen 1 Sgr.,
auf Entfernungen über 15 bis 30 Meilen 2 Sgr.,
auf Entfernungen über 30 Meilen 3 Sgr.

Für jedes weitere Lot, oder den Teil eines Lotes Mehrgewicht, wurde der einfache Portosatz berechnet.

Im Postvereinsverkehr, also nach Postanstalten außerhalb des taxischen Postgebietes, galten folgende Sätze, gleichfalls für Briefe bis 1 Lot:

bis 10 Meilen 3 Kr. oder 1 Sgr.,
über 10 bis 20 Meilen 6 Kr. oder 2 Sgr.,
über 20 Meilen 9 Kr. oder 3 Sgr.,

je nachdem ein Land in der Gulden- oder Talerwährung rechnete. Für jedes Lot, oder den Teil eines Lotes Mehrgewicht, wurde das Porto für einen einfachen Brief berechnet.

Unfrankierte Briefe mußten sich einen Zuschlag von 3 Kronen oder 1 Sgr. für jedes Lot, oder den Teil eines Lotes gefallen lassen; ungenügend frankierte Briefe wurden, außer dem Ergänzungsporto, mit demselben Zuschlag belegt.

Hiernach würde beispielsweise ein, sagen wir Schriftstücke enthaltender, 6 Lot = 100 g schwerer, unfrankierter Brief nach Berlin, 6 × 3 + 6 Sgr. = 24 Sgr. oder 2,40 Mk. damals gekostet haben. Heute wird ein solcher Brief im gleichen Falle und bis zum Gewichte von 250 g von der Reichspost für 30 Pf. befördert.

Die Absicht, die dieser etwas harten Tarifbestimmung — nämlich des Zuschlags — zugrunde lag, war, die Korrespondenten an die Frankierung der Postsendungen zu gewöhnen —, welch letztere damals noch in weit größerem Umfange als heute, unfrankiert eingeliefert wurden und demgemäß die Verluste, welche der Post durch unbestellbare, unfrankierte Sendungen, deren Absender nicht zu ermitteln sind, entstehen, auf das geringste Maß zurückzuführen.

„Rekommandierte" (eingeschriebene) Briefsendungen waren dem Frankierungszwang unterworfen und kosteten neben dem tarifmäßigen Porto noch weitere 6 Kr. bezw. 2 Sgr. für Einschreibung. Expreßbriefe (Eilbriefe) mußten als rekommandierte Briefe aufgeliefert werden und kosteten:

a) das gewöhnliche Briefporto, nach Maßgabe des Gewichtes;
b) die Einschreibgebühr;
c) das Expreßbestellgeld von 9 Kr. oder 3 Sgr. bei Bestellung zur Tageszeit und von 18 Kr. oder 6 Sgr. bei Bestellung zur Nachtzeit.

Ein einfacher Eilbrief von Wiesbaden nach Aschaffenburg kostete sonach bei Ankunft zur Tageszeit: 3 + 6 + 9 Kr. = 18 Kr. (52 Pf.); ein solcher von Wiesbaden ebendahin, bei Bestellung zur Nachtzeit 3 + 6 + 18 Kr. = 27 Kr. (77 Pf.). Heute würde jeder dieser Briefe (ohne die Zwangseinschreibung) für 35 Pf. befördert werden.

Die Taxen für Drucksachen („Kreuzbandsendungen") waren nach heutigen Begriffen bezüglich der über die unterste Stufe hinausgehenden weiteren Gewichtsstufen unverhältnismäßig hoch; sie betrugen ohne Unterschied der Entfernung 1 Kr. bezw. ½ Sgr. pro Lot, bis zum Meistgewichte von 16 Lot inkalle der Vorausbezahlung; sonst das gewöhnliche Briefporto.

*) Die Postkarten sind als „Correspondenzkarten" erst mit dem 1. Mai 1870 zur Einführung gelangt, Geschäftspapiere erst 1875.

Digitized

Warenproben und Muster wurden zum einfachen Briefporto, nach Maßgabe der Entfernungsstufen (i. vorstehend) für je 2 Lot, bis zum Meistgewicht von 16 Lot, befördert.

Infolge der hohen Taxen kamen Massenein lieferungen von Drucksachen, die heute zu den Plagegeistern fast jeder größeren Postanstalt gehören, nur in beschränktem Maße vor. Drucksachen, oder wie sie damals benannt wurden: „Kreuzbandsendungen", bestanden entweder in Tageszeitungen oder Zeitschriften, sowie Warenpreislisten, die das einfache Gewicht von 1 Lot selten überschritten, oder Korrekturbogen, die zwischen Autor und Verleger zur Versendung kamen.

Zur Veranschaulichung der Portosätze für Drucksachen, damals und heute, diene folgende Vergleichung:

Es kostete eine Sendung im Gewichte
von 1 Lot (16⅔ g) früher 1 Kr. = 3 Pf., heute 3 Pf.;
von 3 Lot (50 g) früher 3 Kr. = 9 Pf., heute 3 Pf.;
von 6 Lot (100 g) früher 6 Kr. = 17 Pf., heute 5 Pf.;
von 15 Lot (250 g) früher 15 Kr. = 43 Pf., heute 10 Pf.;
von 16 Lot (266⅔ g) früher 16 Kr. = 46 Pf., heute 20 Pf.

Daß sich aus all diesen vielstufigen Taxsätzen manche Wunderlichkeiten ergaben, liegt auf der Hand.

So kostete beispielsweise bis ins Jahr 1861 hinein ein Brief von Wiesbaden nach Weilburg 1 Kr. mehr, als ein solcher nach Braunfels oder Wetzlar; nach Niederlahnstein 1 Kr. mehr, als ein solcher nach Ehrenbreitstein oder Koblenz; nach Hanau 1 Kr. mehr als ein solcher nach Aschaffenburg.

Infolge dieser und ähnlicher „Tarifstücken," war die tarische Postverwaltung damals für teuer verschrieen. Die das sagten, bedachten wohl nicht, daß bei Taxis noch eine Zwischenstufe von 2 Kr. bezw. ½ Sgr. für den Nähеverkehr bis 3 Meilen (etwa 22,5 Km) bestand, die der Vereinstarif nicht kannte.*) Ja, es bestand sogar wie bereits oben erwähnt, eine weitere Ausnahmetaxe von 1 Kr. für ganz geringe Entfernungen. (S. oben.)

(Schluß folgt.)

*) Innerhalb dieser Zone und zwar von Wiesbaden aus gerechnet, lagen u. a. die Orte bis Geisenheim, Eltz-Schwalbach, Idstein, Soden, Höchst (Main), Mainz, Niederolm, Ober-Ingelheim und andere.

# Der neue Wiesbadener Hauptbahnhof.

Von Lothar Lüstner.

So ist denn endlich zur Wirklichkeit geworden, was seit langem erwünscht und erstrebt wurde: der Weltkurstadt und Großstadt Wiesbaden würdige Bahnhofsverhältnisse zu geben! Und noch mehr. Hand in Hand mit dieser wichtigen Angelegenheit ging auch die andere: unseren Verkehrsverhältnissen Erweiterung zu verschaffen, die Stadt anzuschließen an das große, völkerverbindende Schienennetz. Es ist gelungen. Wiesbaden liegt nun nicht mehr stiefmütterlich behandelt fernab der großen Routen, nein, es ist ihnen angegliedert. Ein stolzer, imposanter Bahnhofbau, ganz von dem üblichen Schema abweichend, ziert die im Entstehen begriffene Fortsetzung der Ringanlage, bildet einen harmonischen Abschluß der jetzt ganz großstädtisch gewordenen Nikolasstraße und bedeutet für den Reisenden eine Entree, deren sich die Bäderstadt nicht mehr zu schämen braucht. Grund genug, die Einweihung festlich zu begehen, wie es denn auch in reichem Maße geschah; die im herbstlichen Winde lebhaft flatternden Fahnen in allen Straßen kündeten, daß die Bedeutung dieser Tage für Wiesbadens Weiterentwicklung allgemeine Würdigung fand. Bevor wir zur eingehenden Beschreibung übergehen, sei ein Überblick der Geschichte unserer Bahnverhältnisse verstattet.

Bereits 1838 erteilte Herzog Wilhelm die Konzession zur Erbauung der Bahnstrecke Wiesbaden—Kastel—Frankfurt. Doch nur langsam schritt das Werk unter Leitung des Ingenieurs Paul Denis fort. Die Strecke Frankfurt—Höchst ward am 26. September 1839 dem Betrieb übergeben; auch die Linie Wiesbaden—Kastel war im wesentlichen schon fertiggestellt der Taunusbahnhof entstand 1839—40). Doch mancherlei Unterhandlungen, Schwierigkeiten der Terrainerwerbungen verzögerten die Eröffnung der Strecke; erst am 10. März 1840 wurde sie dem Betrieb übergeben; die Fahrzeit betrug etwa 20 Minuten. Die Verbindung mit Frankfurt ward 13. April 1840 zur Wirklichkeit; 4 Züge verkehrten täglich nach beiden Richtungen. Am längsten ließ die Nebenbahn Kurve—Biebrich auf sich warten, die 3. August 1840 eröffnet wurde; bis 1872 wurde sie durch Pferde betrieben.

Die Nassauische Eisenbahn (Rhein-Lahnbahn) entstand zuerst durch eine französisch-englische Gesellschaft. Am 11. August 1856 eröffnete diese die Strecke Wiesbaden—Rüdesheim; die Route Oberlahnstein—Ems wurde am 1. Juli 1858 in Betrieb genommen.

Mit weitschauendem Blick erkannte Herzog Adolf die volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahnen; seiner Energie, sowie dem unermüdlichen Eifer und der Geschicklichkeit des Geheimen Regierungsrats Heinrich Eduard Hendel, dem Baurat Moritz Hilf als technischer Direktor zur Seite stand, ist die Verstaatlichung der Bahnen im nassauischen Gebiete zu danken; und von diesen Zeiten an datiert ein besonderer Aufschwung in Handel und Verkehr. In den Jahren 1862—1864 erfolgte der Ausbau von Rhein- und Lahnbahn; mit dem preußischen und hessischen Routennetz wurde sie zweckmäßig verbunden. Die großen Projekte einer Nordsüd-Verbindung, durch welche Wiesbaden in den Mittelpunkt des nassauischen Verkehrs gerückt werden sollte, fanden durch das Ende des Herzogtums für immer ihren Abschluß. Inzwischen hatte sich die Einwohnerzahl der Stadt seit Eröffnung der ersten Eisenbahn nahezu verdreifacht; das Leben und der Kurbetrieb nahmen an Regsamkeit und Blüte ungestörten Fortgang dank den gesunden Grundlagen, die das alte Regime geschaffen. Schon längst war der Wunsch nach direkter Verbindung mit dem linken Rheinufer, nach Anschluß an die Strecke Köln—Frankfurt rege geworden, immer fühlbarer wurde die bahntechnische Behandlung der Weltkurstadt, die man zudem in ihrem Talkessel abgesondert liegen ließ, indem man weltverbindende Routen in geringer Entfernung an ihr vorbeileitete. Das Jahr 1879 brachte durch Vermittlung der Hessischen Ludwigs-Eisenbahngesellschaft den Anschluß an die Strecke Frankfurt—Limburg, wodurch das Lahntal in kürzerer Zeit erreicht werden konnte. Nach zehnjährigem Warten wurde

Digitized by Google

(1889 u. ff.) das Kartal mit einer Linie durchquert, die ihren Endpunkt zunächst in dem so stark frequentierten Langenschwalbach hatte, im späteren Verlaufe bis Hofheim. Diez ausgebaut wurde: eine zweite, direkte Verbindung mit der Lahn war geschaffen.

Der erneute Aufschwung der Stadt unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. machte den Mangel an Anschluß an die Weltbahnen noch empfindlicher bemerkbar. Die Frankfurter Eisenbahndirektion verhielt sich passiv. Der tatkräftigen Eingreifen des Monarchen allein ist es zu danken, daß die Frage endlich ins Rollen kam und die Wünsche der Stadt weitgehendste Berücksichtigung fanden. Es wurde ein Projekt ausgearbeitet, das die stattliche Summe auf ca. 18 Millionen bezifferte; die Stadt verpflichtete sich zu dem Beitrage von 1½ Millionen Mark. Der Massengüterbahnhof sollte vollständig von dem Personenverkehr getrennt, nach der Taubeiner Landstraße verlegt, der Personenbahnhof mit dem Südkopfstellenbahnhof an die Verlängerung der Nikolausstraße hinausgeschoben werden. Das freiwerdende Gelände bot weiter Raum zur Entwicklung eines neuen Stadtviertels, an dessen Anfang das neue Museum zu stehen kommen soll. Die großen Schwierigkeiten entstanden durch die Anlage des Bahnkörpers. Nahezu 1½ Millionen Kubikmeter Erde wurden von dem Melonenberg abgetragen und in dem Tale wieder aufgeschüttet; trotz mannigfacher Aufschanzungen, wie namentlich 1903, gelang es doch, dank den rührigen Bemühungen des leitenden Ingenieurs, Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Petri, das Werk emsig zu fördern. Seit 1897 arbeitete man unermüdlich in den Laubweeds. 1899 begann das Abtragen des Berges. Am 25. Mai 1900 besichtigte der Kaiser das Bahngelände, und ließ sich durch den Eisenbahnminister v. Thielen eingehend Vortrag halten. Erst nachdem die durch die gänzliche Neugestaltung des Verkehrs erforderlichen Vorarbeiten genügend gefördert waren — die am 1. Mai 1904 eingeweihte Eisenbrücke herbaud Wiesbaden mit dem linksrheinischen Eisenbahnnetz und mit Süddeutschland, gleichwie eine Umlegung der Schwalbacher Haute erfolgte — konnte an die Krönung des Ganzen, die Errichtung des Empfangsgebäudes, in dem sich die drei bisher getrennt gewesenen Linien vereinigten, gedacht werden. Von 1905 an datieren die ersten Spatenstiche, und jetzt, Ende 1906 haben wir die Vollendung des Prachtbaues erleben dürfen.

Ein Prachtbau, und ein modernster: so ganz von der üblichen Symmetrie- und Monotonheit Bahnhöfe abweichend, aus künstlerischen Gesichtspunkten heraus entstanden, die wiederum in enger Anlehnung an die praktischen Bedürfnisse, denen vollständig genügt wurde, geschaffen sind! Welche Farbenfreudigkeit: der in warm rotem Ton gehaltene Hauptbau, wunderbare kontrastierend und doch auch in seiner Wirkung wesentlich gehoben durch das in leuchtendem Grün erstrahlende Dach! Frisch und frei ragt an der Ostseite ein „Luginsland" von 40 Metern in die Höhe; den breiten Bau krönend, weithin seinen Glockenschmuß hrallen lassend und in reicher Umrahmung die Uhr zeigend. Die Fassade in ihrer langgestreckten Gliederung, durch Vorbauten — so einer Säulenhalle zierlichster Art — angenehm unterbrochen, wirkt großzügig und monumental; der wuchtige Ostturm mit dem mächtigen Rundbogenfenster, darunter die Eingangsportale, und der Westflügel mit dem massiven, trotzdem zierlichen Kuppelaufbau geben dem Ganzen das Gepräge, Ernst und ruhig abwägend in der Formensprache, jedes Kleinliche, Spielerische vermeidend, alles zweckvoll und gediegen ist der Charakter des Baues. Und doch, genauer betrachtet, wieviel sprühendes, zierliches Leben in den Details, deren jedes ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk Beachtung fordert! Nichts ist unbedeutend; was und bei dem Frontalriß, allgemeinen Gestalten also gegeben wurde, ist so markant und einzigartig dergestellt. Wieviel künstlerische Feinheit und Freiheit atmen die schlanken Konsolfiguren, wieviel Scherz und Humor manche der kleineren Gruppen, welch harter Wucht zeigen die kraneteegenden Adler! Die schlichte Größe des Empirestils in Flächenbehandlung und Linienführung ist aufs glücklichste vereinigt mit Elementen der Barockperiode — welche die heutige Kunstforschung immer mehr zu würdigen beginnt — alles verklärt durch den Geist des jugendfrischen selbstbewußten Kindes unserer Zeit — den neuen Stil. Da haben wir ihn greifbar, nicht in extremer Fassung, sondern in Anlehnung an das historisch Gewordene, und so wird er jedem verständlich werden, der sich in die Schönheiten dieses Baues versenkt.

Das Praktische ist nicht zu kurz gekommen; im Gegenteil: alle Erfahrungen neuerer Anlagen sind nutzbringend verwertet worden. Treten wir durch eine der drei Glastüren des Hauptportals ein. Einen imposanten Eindruck erweckt die weite und hohe Empfangshalle mit ihren Tonnengewölben; grauer Sandstein und oben weiße Tönung: mit wenigen Mitteln ein wirkungsvolles Bild — eben durch seine vornehme Schlichtheit. Zwei Glasfenster mit schönen Malereien, in garben, deutschen Farben, verleihen dem Raume Leben und Wärme. Eine Uhr, von zwei Frauengestalten umgeben — Morgen und Abend darstellend — zeigt moderne Formen in zierlicher Weise. Zur Rechten befinden sich 9 Fahrkartenschalter und ein Auskunftsbureau; eine besondere Gelegenheit zum Studium der Pläne. An der entgegengesetzten Seite liegen zwei Schalter und die Stelle zur Abfertigung des Gepäcks; auch Handgepäck kann an einer besonderen Abteilung zum Aufbewahren gegeben werden. Volle 150 Meter lang und 15 Meter breit ist der mächtige Raum. Und bei luftig umfängt uns beim Austritt die Bahnsteighalle, deren Länge von 200 Metern dem gerühmten Frankfurter Bahnhof nicht nachsteht. Fünf nebeneinander befindliche, rundbogige Hallen in — man möchte sagen, zierlicher Eisenkonstruktion — denn von Wucht und Schwere der Lasten zeigt sie uns nichts — mit Oberlicht dienen zur Aufnahme der Züge. Vielleicht scheinen die Hallen etwas niedrig, infolgedessen gedrückt und von monotoner Farbenwirkung; unmöglich denkt man bei der hohen, umfangenden Wölbungen des Mainzer und Frankfurter Bahnhofs! Zur Linken ist ein besonderer Gepäckbahnsteig eingerichtet, zur Rechten liegen Diensträume. Scheinwerfer sind die beiden Bahnsteile. Derjenige der 2. Klasse teilt sich in Zeiten imposanten Mittelraum mit heller Kassettendecke, zu beiden Seiten Nebenräume in eleganter moderner Ausstattung. Eine große Anzahl Fenster mit prächtigen Malereien erhöht die Gesamtwirkung; als ein wahres Juwel kann der anschließende Speisesaal, durch einen von schönen Marmorsäulen getragenen Bogen eingefaßt, mit Buntmarmor verkleidet, betrachtet werden. Die Wölbungen der Decke, in reicher Goldverzierung gehalten, von ovalen Fenstern unterbrochen, die Facettenspiegel an den Seiten, im Einklang mit der sie umgebenden Architektur bieten ein farbenfrohes, herrliches Bild, das an die Zauber des Genzmerschen Theaterfoyerbaus erinnert. Der Damensalon, in feinster Mahagonieinrichtung, mit Gobelins geschmückt, während der kleine Wartesaal 1. Klasse (hauptsächlich für Fürstlichkeiten bestimmt) eine kostbare Polsander-Ausstattung vornehmster Art enthält. An das Gewölbe der Hauptalle gemahnt der Wartesaal 3. und 4. Klasse, einfach, aber sehr geschmackvoll gehalten. Helle Farben, die und da mit matten Farben durchsetzt, herrscht auch hier. Die Form der Möbel ist der modernen Bauart durchaus angemessen; erwähnt seien noch die überaus vielgestaltigen, reich und auch wieder einfach gehaltenen Beleuchtungskörper (natürlich alle für elektrisches Licht) in den Räumen des Bahnhofes, sowie die Metalleinfassungen der Dampfheizung, eine wahre Freude für den Kunstgewerbetreibenden. — Ein eigener Fürstenbahnsteig ist an der östlichen Seite angebaut, mit Salons und Empfangsräumen. Die Ausstattung der letzteren erfolgte nach den speziellen Intentionen des Kaisers. An der westlichen Seite des Bahnhofes ziehen sich langgestreckte Baulichkeiten hin, teils Betriebszwischen Zwecken dienend, auch ein Postamt enthaltend.

Der Ruhm, dieses Ehrenmal der Stadt Wiesbaden und — sich selbst geschaffen zu haben, gebührt in erster Linie dem Professor Klingholz von der Aachener Technischen Hochschule, seinerzeit im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Berlin tätig. Von ihm rührten die Pläne und die Entwürfe her. Geh. Oberbaurat Riddell war bei der Oberleitung und Durchsicht des weitschichtigen Materials hervorragend beteiligt. Die Inspection der Hochbauarbeiten lag Bauinspektor Carnelius und Regierungsbaumeister Arndt ob. Baurat Ewerten führte die Aufsicht über die technischen Ausführungen. Der 13. November 1906 bedeutete für die nassauische Metropole einen Freudentag. Um 11 Uhr begann in der Empfangshalle die große Einweihungsfeier, an der mit den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden gegen 900 Personen teilnahmen. Nachdem der Lehrergesangver-

Digitized by Google

ein etliche Chöre vorgetragen, hielt Eisenbahndirektionspräsident Rabenau aus Mainz eine längere Festrede, in welcher er einen Überblick über die Entstehung der neuen Anlagen wie das Anwachsen des Verkehrs gab. Dann fand ein Rundgang statt, dem um 12 Uhr das Festessen im Marstesaal 2. Klasse aus etwa 300 Gedecken folgte. Ministerialdirektor Wiesner aus Berlin brachte das Hoch auf den Kaiser aus, Oberbürgermeister Dr. v. Ibell gedachte der glücklichen, verkehrsreichen Zukunft, Handelskammerpräsident Fehr-Aloch hielt die Schöpfer des Baues leben. Das Mahl machte dem Restaurateur Schweitzer (früher in Bebra) alle Ehre. In der Nacht vom Mittwoch den 14. auf Donnerstag, den 15. November fuhr der erste Zug (von Mainz kommend) in die weiten Hallen ein. Von 11 bis 12 Uhr am Donnerstag führte die Kapelle des 80. Infanterieregiments Paroleunfug aus, Biedabdens Bürgerschaft veranstaltete einen sehr gut besuchten Kommers in den Räumen des Etablissements „Walhalla“; auch im „Kaisersaal“ wurde der Tag gefeiert. Zum Schluß sei es erlaubt, einige statistische Nachweise zu bringen. Diese Zahlen reden für sich selber; jeder Kommentar ist überflüssig. Wiesbadens Einwohner: Fremdenfrequenz: Ausg. Kart.:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1868: | 81 000 | 50 386 | 445 511 |
| 1873: | 37 238 | 62 344 | 588 920 |
| 1905: | 106 575 | 156 515 | 1 503 171 |

Dem Weltverkehr ist Nassaus Hauptstadt jetzt angegliedert: eine Zeit ungeahnter Blüte beginnt. Unsere Parole lautet nun: „Sempre avanti!“ —

# Die Teufelsleiter bei Lorch.

1)

Historische Erzählung von E. Jung.

Es war an einem schönen Spätsommertag im J. d. H. 12. . . Die gute Stadt Lorcho prangte im Festschmuck. Von den Türmen, Toren und Mauern, den hochgiebeligen Ritterhäusern und Bürgerwohnungen und dem mächtigen Turm der St. Martinskirche wehten lustig die Fahnen, Fähnchen und Wimpel.

In den mit Tannen- und Laubgrün gezierten Gassen strömte das Volk, Männlein und Weiblein, die liebe Jugend in festtäglicher Kleidung; dazwischen eilten bewaffnete Bürger und Jünglinge und hoch zu Roß gepanzerte Ritter und Knappen.

Freudige Erwartung auf allen Gesichtern! Frohsinn und Scherz aus fröhlichem Mund! Festesstimmung allerwege!

Kehrten sie doch heute wieder, die drei blühenden Jünglinge aus der Ritterschaft Lorchos, die vor drei Jahren das Kreuz genommen hatten und mit ausgezogen waren zum Kampfe gegen die Ungläubigen in das Hl. Land.

Und Baldwin von Hillichen, des alten Ritters Hans von Hillichen Sohn, der Liebling des Volks, der Stolz seiner Eltern und seiner Vaterstadt, er war nicht gefallen im Kampfe gegen die Heiden, wie es von früher zurückgekehrten Kreuzfahrern irrtümlich berichtet worden war, sondern er war in ungezügelter Kampfeslust in die feindlichen Reihen eingedrungen und von allen Seiten von Feinden umringt, aus vielen Wunden blutend vom Pferd gesunken.

Doch seine treuen Kampfgenossen, Friedrich von Nollen und Hugo von Boos, hatten ihn nicht im Stich gelassen und den schon halb Besinnungslosen in heißem Ringen dem Feinde wieder entrissen. Nur der sorgfältigen und aufopfernden Pflege seiner ebenfalls verwundeten Gefährten war es zu verdanken, daß Baldwin wieder genas, um sich wieder aufs neue an den blutigen Kämpfen ruhmvoll zu beteiligen.

Alles dies hatte der den heimkehrenden Rittern vorausgesandte Knappe Peter schon seit einigen Tagen jedem, der es hören wollte erzählt — und alle wollten es ja hören und sollten das auch, da ja auch ein Abglanz des Ruhmes der Ritter auf ihn, den steten Begleiter seines Herrn, fiel.

Auch wußte der Knappe Peter außer den Heldentaten der Ritter nicht genug der Wunder von dem herrlichen Pferde seines Herrn zu berichten. Dasselbe — Rappo geheißen — aus einer wilden Gebirgsgegend stammend, könne die steilsten Felsenpfade erklimmen und ginge darauf so sicher, wie auf ebenen Wegen.

Kein Wunder, daß man mit unheurer Spannung und allgemeiner Freude der Ankunft der Ritter entgegensah und denselben einen würdigen Empfang bereiten wollte.

Jetzt nahte der glänzende Zug; denn die Ritterschaft von Lorcho hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre jungen Helden nach Ritterart vor dem Tore feierlich zu begrüßen; auch die Zünfte, eine bewaffnete Bürgerabteilung, viel Volk und natürlich die gesamte Jugend war zum Empfange vors Tor gekommen. Und so erfolgte der Einzug unter dem kriegerischen Klang der Trommeln und Pfeifen, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem Jubel des Volkes, das sich an den kühnen, sonnverbrannten Gesichtern der Gottesritter — so hießen die Kreuzfahrer im Volksmunde — nicht sattsehen konnte.

Besonders ihr Liebling, Ritter Baldwin, fesselte das allgemeine Interesse! War er doch eine echte, kühne Reckengestalt, die an der Seite des Vaters auf dem herrlichen kohlschwarzen Rappo — seit Tagen war dieser Name ja bereits in aller Munde — einherritt.

Freundlich und freudig nickte und grüßte er nach allen Seiten. Er und auch die hinter ihm reitenden Gefährten waren augenscheinlich tief bewegt über den überaus herzlichen Empfang, der ihnen zu Teil wurde.

Die gebräunten, abgezehrten, narbendurchfurchten Gesichter der Helden zeugten von unerhörten Mühen, Drangsalen und Kämpfen, die sie fern von der Heimat zu bestehen hatten, und so war es natürlich, daß sich der ganze Zug nach der Kirche zu bewegte, in der die Kreuzfahrer vor drei Jahren den Segen des Herrn zu ihrer gefahrvollen Fahrt erfleht hatten und wo nun ein Dankgebet für die gnädige Errettung aus allen Nöten und Fährnissen

Digitized by Google

und die glückliche Rückkehr der frommen Streiter stattfinden sollte.

Auf dem St. Martinsplatz stieg man vom Pferde. Auf dem Treppenaufgang zur Kirche hatte sich der Rat der Stadt und unter der Vorhalle die Geistlichkeit mit den weiblichen Angehörigen der Kreuzritter zur Begrüßung aufgestellt, die sich hier zu einem erhebenden und ergreifenden Wiedersehen gestaltete.

Und nun nahm das herrliche Gotteshaus Ritter und Volk zum gemeinsamen Dankgebet auf. —

Nach dem Gottesdienst vereinigte sich die Ritterschaft bei Baldinis Vater, dem mächtigsten Ritter Lorechs, Hans von Hilligen, zum Festmahle, indes das Volk sich am gespendeten Weine gütlich tat.

Zu diesem Mahle war auch das Edelfräulein Brunhilde von Nollen, eine Schwester seines lieben Freundes und Kampfgenossen Friedrich von Nollen erschienen.

Ritter Baldwin hatte die vor 3 Jahren kaum erblühte, wunderholde Maid liebgewonnen, und beide hatten sich mit gegenseitigem Einverständnis der Eltern vor Baldinis Abreise so gut wie versprochen.

Nun hatte sich aber inzwischen ein anderer Bewerber um Brunhilde eingestellt: der Ritter Boda vom Sauerthal, der auf seiner mächtigen Burg in diesem wilden Tale hauste und auch in Lorcho begütert und ansässig war. Hübsch, reich und mächtig, hatte dieser junge Ritter trotz seines sonstigen ungezügelten Charakters anscheinend auch Gnade vor den Augen der ehrgeizigen Brunhilde und nicht minder vor den Augen des alten Ritters von Nollen auf Nollenstein gefunden.

Letzterer war ein Jugendfreund und Kampfgenosse des Ritters Hans von Hilligen, dessen Fürsprache es i. J. zuzuschreiben war, daß der dunkels nicht sehr bemittelte Kampfgenosse auf dem steilen Felskegel hoch rechts am Ausgang des Wildertales mit Unterstützung der Freundlichkeit der Bewohner Lorechs seine Burg erbauen konnte und auch das nötige Land als Erblehen erhielt, das er teils selbst bewirtschaftete, teils in Zehnten gab.

Dafür hatte er von seinem luftigen Sitze aus, der ihm den Rundblick über den ganzen Umkreis gewährte, den Wachtdienst für Lorecho zu unterhalten, der ihm aber mancherlei Vorteile und ein hübsches Einkommen sicherte.

Anstatt daß nun der Ritter von Nollenstein — wie er sich nannte — schon aus Dankbarkeit an seinem gegebenen Wort festhielt, ließ er sich von dem Reichtum des Sauerburgers blenden und zog die Verbindung seiner Tochter mit diesem Ritter vor, der ja auch mit seinen ausgedehnten Ländereien an das Nollensteinsche Gebiet grenzte und ihm von seinem Überfluß ein ansehnliches Stück Land und Waldung zugesichert hatte.

Die Lösung des Familienübereinkommens und Verlöbnisses war also eine beschlossene Sache; nur mußte diese Lösung auf eine möglichst unversöhnliche Art erfolgen, damit man es mit dem angesehenen und einflußreichen Geschlechte der Hillichen nicht verdarb.

Brunhilde hatte den Plan hierzu schon fertig. Sie wollte Baldwin eine Aufgabe als Beweis seiner Liebe stellen, die er nicht vollbringen konnte, und dazu sollte schon das heutige Mahl die Gelegenheit bieten.

Auf den wunderbaren Rappo gründete sie ihren Plan, und niemand, der die Falsche so lieb und so gut mit dem arglosen, treuherzigen Baldwin tun sah, ahnte, daß dieselbe ein so hinterlistiges Spiel zu treiben im Stande sei.

Doch jemand an der Tafel hatte Brunhilde durchschaut! Lucinde — Baldwins Pflegeschwesterchen — die an Baldwins linker Seite saß! Ihr waren die lauernden Blicke des alten Nollensteiners, die glühend auf Brunhilde ruhenden Blicke des gegenübersitzenden Sauerburgers und die Blicke des Einverständnisses zwischen den dreien nicht entgangen.

Lucinde war als die zurückgebliebene Waise einer verwandten Familie von der Familie von Hillichen angenommen worden und mit Baldwin, dem sie herzlich zugetan war, aufgewachsen. Gegen Brunhilde hatte sie schon immer eine heftige Abneigung empfunden, die denn auch Brunhilde bei dem Volke wegen ihres immer mehr hervortretenden Stolzes und Hochmutes sich immer mehr verhaßt gemacht hatte.

Eben hatte Baldwin, von den Reizen der zu seiner Rechten sitzenden Brunhilde bezaubert, feurig erklärt, er sei, um seine Liebe zu beweisen, zu jeder Heldentat bereit.

Geschickt hatte Brunhilde das Gespräch auf diesen Punkt zu bringen gewußt, während der alte Nollensteiner laut den herrlichen Rappo pries und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf Baldwin und seine Tochter lenkte.

„Ist es wirklich wahr," fragte diese nun, „daß dieser wunderbare Rappo die steilsten Felsenpfade erklimmen kann?"

„Rappo klettert wie eine Gemse," war die Antwort Baldwins.

„Nun Herr Ritter! wenn Ihr mir Eure Liebe beweisen wollt, so reitet mit Eurem Rappo doch einmal den Teufelsberg hinauf über den Bozulman nach Nollenstein," sprach Brunhilde weiter.

Betroffen schaute Hans seine schöne Nachbarin an, indem er stockend erwiderte: „Der Teufelsberg ist unwegsam, mit Geröll durchsetzt und stellenweise so steil, daß . . . ."

„Wenn der berühmte Rappo wirklich wie eine Gemse klettert, so muß ihm die Besteigung des Teufelshanges ein Kinderspiel sein", so erklang eben eine spöttische Stimme; es war der Sauerburger, der so sprach und Baldwin mit dessen eignen Worten herausforderte.

Kurz und stolz erwiderte nun Baldwin seinem Nebenbuhler: „Rappo reitet!"

Staunen verbreitete sich in der Tafelrunde und eine ungeheure Aufregung entstand! Viele ältere und besonnenere Ritter, Baldwins Freunde und die Frauen beschworen Baldwin mit Bitten, von diesem Wagstück abzustehen. Besonders seine alte Mutter und Lucinde, die an ihm hingen und weinten und flehten, konnten sich nicht fassen, während der Sauerburger mit seinem jungen Anhang lauten Beifall zollte und eifrig dafür war.

Baldwin stand da wie ein Fels in der Brandung.

wehrte den weinenden Frauen und hatte für alle Gegenvorstellungen nur den einen Bescheid: „Rappo reitet!“

Es war ja auch keine andere Wahl, da durch das wohlberechnete Verhalten Brunhildens die Sache gleich sowieit gediehen war, daß Balduin nicht mehr zurücktreten konnte, ohne seine Ritterehre aufs äußerste zu gefährden.

Auch die heuchlerischen Tränen und Bitten Brunhildes konnte an dem Entschluß Balduins nichts mehr ändern; nur bat dieser sich eine Frist von einigen Tagen aus, um seinen Rappo in der denselben unbekannten Gebirgsart einzureiten.

Der sogenannte Teufelsberg war ein wüster Felsenhang, der sich gerade der Kirche gegenüber vom rechten Ufer der Visper bis zur Spitze, dem sogenannten Bozzlmann, erstreckte. Mächtige Felsblöcke, Geröll, beinahe senkrechte Felswände und Gesträpp wechselten miteinander ab; einen Pfad gab es nicht, denn nicht einmal die schlimmsten Jungen wagten sich da hinauf, und selbst die Stadtmauer war hier unterbrochen, da man das Eindringen eines Feindes an dieser Stelle für völlig ausgeschlossen hielt.

Und hier sollte ein Pferd hinauf! ein Reiter! Unmöglich!

(Schluß folgt.)

## Miszellen.

J. B.-G. **Ex villula Hattenheim.** Hattenheim, das im Jahre 1069 urkundlich zuerst erwähnt wird, hieß damals Hatenheim und war filiale von Erbach. Aus einer der ansehnlichsten Familien des Ortes gingen im XII. Jahrhundert die Edlen von Hattenheim hervor, denen wahrscheinlich die Burg, der Kapelhof und die St. Nicolaskapelle gehörten. Als dies Geschlecht im XIII. Jahrh. mit Siegfried von Hattenheim erlosch, schenkten die Edlen Gisebert von Rüdesheim und seine Gemahlin Elisabeth, im Jahre 1292 den Kapelhof samt der Kapelle dem Kloster Eberbach. Aus dieser Kapelle ist die spätere Pfarrkirche geworden, wozu die Herren von Langwerth viel beigetragen haben. In der Hattenheimer Kirche wurde nun täglich die alte Orgel niedergelegt und dabei eine Urkunde aus dem Jahre 1740 entdeckt mit folgendem Wortlaut: „Gelobt sey alle Zeit die allerheiligste Dreyfaltigkeit. Anno 1740 habe Joh. Johannes Wolhang gebördig von Nidtrich im Kinckau, wohnhafft zu Maintz und zeitlicher Domb Orgelmacher Dieseß Orgelwerck mit der genathe Gottes in die Arbeit genommen und auch mit Gottes genath verfertiget; ist dieseß Jahr war ein so kalter Winder, daß auch Menschen und sig erfrohren sind, die Pflantzen und Früchten des Feldeß haben auch große noth gelidten, daß auch das malter Korn in mitten deß Monatß may 5 fl. gelöset hatt, der rein ist zugetrohren den 11. Januarii und hat gedauren bis den 18. Martii, da durch dieße heite ist der Weinstock in große ruin kommen. Gott behüte uns ferner dir solche Winder um der armen leiten willen. Gelobt sey Jesuß Christus in Ewigkeit. Ammen. Mainz, den 7. may 1740. Johannes Wolhaug, Orgelmacher“.

J. B.-G. **Jahrmärkte in Idstein.** Im Jahre 1509 erließ Kaiser Maximilian II. ein Verbot, welches erkennen läßt, daß Idstein noch keine Jahrmärkte hatte. In dem Schreiben werden nur die Jahrmärkte in Steinz, auf der Altenburg und in Wolfsbach erwähnt und die Erlaubnis wird erteilt, daß ein weiterer Markt auf der Hünerkirche abgehalten werden dürfe. Die Einrichtung blieb über hundert Jahre so. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg trugen die Burger von Idstein darauf an, daß der Wolfsbacher Markt nach Idstein verlegt werde, was 1659 auch wirklich geschah; auch der Verlegung des Altenburger Marktes war beantragt; man nahm aber Abstand davon. Es wurde jedoch ein zweiter Markt in der Fastenzeit eingeführt, der später wieder einging und dann im Jahre 1700 durch den Fürsten Georg August erneuert wurde. Der Wolfsbacher Markt wurde am Dyonisiustag auf dem Marktplatz vor dem Rathaus und der Fastenmarkt auf der Weiberwiese abgehalten.

## Theater zu Wiesbaden.

### Hoftheater.

* **Die Braut von Messina.** Ein Trauerspiel mit Chören in 4. Aufzügen von Friedrich v. Schiller. am 10. November, am 18. wiederholt. Mit Entsetzen nur können manche Literaturhistorikusse der von Schiller versuchten Reform der Bühne zur Antike hin gedenken, und die „Braut“ erweckt in ihnen allemal einen gelinden Schauder. Andere wieder gedenken des „unbefriedigenden“ Ausgangs. Was wird aus Beatrice? Ob sie nicht am Ende doch noch heiratet? Sicher, sagen wir; ist sie doch Mutter einer ganzen Reihe meist ungeratener Schicksalswuchtige, packende Handlung, das schöne, edle Pathos, die dramen geworden. Daß aber dem Kunstbegeisterten die herrlichen, sinnigen Verse beim Lesen des Stückes nicht nur, sondern auch bei seiner szenischen Vorführung zu Herzen gehen, daß die „Braut“ mächtigen Eindruck auf die Menge macht, das konnten wir hier beobachten. Das erste Mal ward das Haus völlig ausverkauft, das zweite Mal gut besetzt.

Liebevoll, als alter Weimarer, hatte Herr Küchy das Werk in Szene gesetzt. Er spielte sogar seit langem wieder einmal selbst mit und zwar den Chorführer der Monneliparteı, den Cajetan, ein ragendes Werk des Altklassizismus in Sprache und Spiel. Ihm am nächsten kam Frl. Santen, die ihre Jsabella als große Tragodin dem Zieglerschlage gab. Herr Malcher (Manuel) und Herr Beinig (Cesar) teachteten ehrlich, den Absichten des Meisters gerecht zu werden, und besonders dem letzteren gelang dies gut; er hatte große tragische Augenblicke namentlich im letzten Akte. Die Beatrice des Frl. Reisel erschien uns mitunter zu laut und zu lebendig; die Dame muß bedenken, daß die Rolle nicht heroisch, sondern sentimental aufzufassen ist. Der alte Diego des Herrn Rober war ein kleines Kabinettstückchen; die Herren Steffter und Striebed als Boten mußten zu sehr an sich halten. Herr Schwab als Chorführer der Cesarpartei hielt Herrn Küchy wackeren Widerpart; die Herren Follin und Tauber, Andriano und Perino, unterstützten ihre Genossen wacker. Die Chöre selbst waren im Zusammensprechen und -spiel tadellos. Musikalische und dekorative Ausstattung brachten herrliche Interieurs der romanisch-normannischen Periode auf Sizilien; der Klostergarten war reizend.

### Residenztheater.

= **Das Blumenboot.** Schauspiel in 4 Akten von Hermann Sudermann. Am 17., zum 3. Male wiederholt am 22. November. Sudermann wandelt andauernd nicht auf den Lebens Höhen, sondern in dessen Tiefen, er hält die lautere Wahrheit nicht von oben, sondern unter im trüben Bodensatze. Die Baronin Erfflingen soll typisch für viele ihres Geschlechtes sein, die das Leben voll genießen, ohne sich durch die Bande der Sitte fesseln zu lassen. Frivol hat sie ihre jüngere Tochter, die unverheiratete Thea, in diesen Grundsätzen erzogen, und die ältere, die verheiratete Raffaela, die noch dazu die Gattin des Ernährers des Hauses ist, macht sie ihrem Manne abwendig. Seltsamerweise aber ist es nun Thea, die den mütterlichen Grundsätzen oder Richtgrundsätzen untreu wird und an der Seite ihres ebenso lagen, nun aber gleichfalls belehrten Vetters Fred neue, reine Bahnen betreten will, während Raffaelas Leben zerstört bleibt. Mag an diese Belehrung glauben wer will; sie klingt nur die Unwahrscheinlichkeiten, an denen das ganze Stück so reich ist, zu denen nicht nur am wenigsten der Besuch der Neuvermählten in der „Meerschweinchenkneipe“ (in der Hoch-

Digitized by Google

geilsnacht!) gehört. — Die Spielleitung lag in Händen von Dr. Rauch, der sich die allerbeste Mühe gegeben hatte. Gespielt wurde flott, obgleich einigen der Künstler ihre Rolle nicht so eigentlich lag. Frl. Blanden als emanzipierte Ehea, Herr Hetebrügge als bebrillter Fred Hoyer, Herr Bartat als ehrenhafter Bräsemann, Herr Miltner-Schönau als forscher Graf Sperber, Herr Hagen als hysterer Baron Erlitzingen, Herr Schultze als altersschwacher Kommerzienrat Hoyer waren vortrefflich. Dagegen fanden sich Frl. Schenk als Baconin und Frl. Arndt als Raffaela nicht so gut mit ihren Rollen ab. Die Personen der Meerschweinchenzweier, der versoffene Dr. Bollmann und Konsorten, wurden von den Herren Rücker, Tachauer, Sascha und Nickisch und den Damen van Born, Moormann und Bischoff in erschreckender Lebenswahrheit gegeben. Auch die Nebenbildchen-Vertreter waren am Platze. Das Publikum nahm das Stück mit „gemischten Gefühlen" auf.

## Literatur.

* **Herzog Adolf von Nassau.** Ein Zyprefsenkranz. Von C. Spielmann. Illustriert von R. Mögter und C. J. Frankenbach. 52 S. Pr. 1 Mk. Wiesbaden, A. Bechtold u. Komp. (Selbstanzeige.) — Am 17. November wurde es ein Jahr, daß unser alter Herr zu seinen Vätern versammelt ward. Aus diesem Grunde hat der Herausgeber der „Nassovia" seine über Großherzog und Herzog Adolf nach und nach entstandenen Gedichte, 10 an der Zahl gesammelt, und unsere vortrefflichen einheimischen Künstler Kögler und Frankenbach haben sie jedes mit einer schönen und sinnigen Illustration versehen. Das Büchlein gibt einen poetischen Überblick über den Lebenslauf Herzog Adolfs von seinem Regierungsantritte bis zu seinem Tode; die verschiedensten Momente, die den hohen Verewigten als Vater des Vaterlandes und seiner Soldaten, als Fürsten, Patrioten, Menschen und Christen zeigen, sind hervorgehoben. Großherzog und Herzog Wilhelm hat das Werkchen Widmung angenommen. Wenn es in Nassau recht viele Freunde finde und dem Landesdenkmal, dem der Ertrag zugute kommt, ein erheblicher Beitrag zugeführt würde, so wäre des Herausgebers Wunsch und Absicht erfüllt.

* **Festalbum des historischen Festzugs zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg.** Weilburg, H. Dieterweg. — Neben dem bereits in Nr. 20 besprochenen Album des Herrn Zipper ist nun auch das offizielle Festalbum erschienen. Es enthält das Programm der drei Tage der Veranstaltung, Szenen des Empfangs des Prinzen Eitel-Friedrich und aus dem Festspiel, ferner Gruppen aus dem Festzuge, 18 Blatt in schöner, kunstlerischer Ausführung. Es wird somit ein treffliches Andenken an die bedeutsame Feier bilden.

* **Nassauischer allgemeiner Landeskalender a. d. J. Chr. 1907.** 68 S. Pr. 25 Pfg. Wiesbaden, A. Bechtold u. Komp. — Der im Lande besonders beliebte Kalender bringt einen warm gehaltenen Nachruf an den teuren alten Landesherrn, Herzog Adolf, eine Biographie des nassauischen Dialektdichters R. Dietz, eine Erzählung: Der Steuermannsbraubschuß, die Jahresübersicht und eine kleine Beschreibung der Jubelstadt Weilburg aus der Feder des „Kalendermanns", unseres beliebten nassauischen Volksschriftstellers Wilhelm Wittgen. Die auch unsern Lesern bekannte Erzählung vom Grauen Weibchen, eine Probe aus Rafsegen, einige Gedichte u. s. w. füllen neben den Kalendarischen, Anzeigen u. a. das Ganze füllen. Etwas wünschten wir aber geändert: die Ausstattung. Ein einigermaßen besseres Papier müßte unbedingt verwandt werden, damit Meister Frankenbachs Zeichnungen besser zur Geltung kämen und die Porträts nicht aufgelöst zu werden brauchten. Hoffentlich erscheint der nächste „Nassauische Allgemeine" in dieser besseren Gewandung.

## Neues aus Nassau.

**Seine Königliche Hoheit Großherzog Wilhelm** ist zu Luxemburg leider wieder nicht unbedenklich erkrankt. Möge der hohe Herr unter Gottes Hilfe bald wieder genesen.

Am 9. November ist die Übersührung des Saalburgmuseums aus dem Homburger Ruhesitz nach der Saalburg vollendet worden. Die Einrichtung wird noch längere Zeit in Anspruch nehmen.

Am 18. November fand die Einweihung der neuen katholischen Kapelle zu Hohenstein statt.

Das Schloß Reichardshausen, das Gutshaus Wilhelmi in Hattenheim und Zubehör, sowie einige Weingerte zu Aßmannshausen sind für 385 000 Mark an den Bankdirektor E. Meyer in Straßburg übergegangen. Damit ist die Liquidation der Weinfirma R. Wilhelmi u. Komp. vollzogen.

Der evangelischen Kirchengemeinde zu Schlangenbad sind von dem Freiherrn von Kraukopf 30 000 Mark zum Kirchenneubaufonds gestiftet worden. Der Bau kann schon im nächsten Frühjahre beginnen.

Mit dem 1. April 1907 wird die Steinortsche Privat-Höhere Mädchenschule zu Biebrich städtische Anstalt.

## Nassauischer Geschichtskalender.

**Dezember.**

2. 1727. Fürstin Dorothea Johanna von Nassau-Dillenburg stirbt. Sie war die Gemahlin des letzten Fürsten Wilhelm, Tochter des Herzogs August von Holstein-Sonderburg-Plön.

2. 1809. Gefecht bei Villowiczo (ypr. Wiljowiechy). Major von Reinecs von den nassauischen Reitenden Jägern schlägt den Parteigänger Marquès de Portier. (Spanischer Feldzug.)

6. 1696. Überfall Weilburgs durch hessen-kasselische Truppen wegen der Münzfälschungen, die daselbst zu begehen versucht worden waren. Ein dunkler Fleck im Leben Johann Ernsts, den er aber auf andere Weise glänzend getilgt hat.

6. 1792. Wilhelm, Prinz von Nassau-Oranien, Sohn des Erbprinzen Wilhelm Friedrich und der Prinzessin Friederike Luise von Preußen, wird geboren. Er folgte 1840 seinem Vater als König Wilhelm II. der Niederlande und Großherzog von Luxemburg in der Regierung, war vermählt mit Anna Pawlowna von Rußland und starb am 17. März 1849. Sein Nachfolger war sein Sohn König Wilhelm III.

10. 1501. Graf Hermann I. von Wied, der als Oberst im Dienste des Hugenotten-Landsoldiers Christian von Anhalt stand, stirbt im Lager König Heinrichs IV., vor Rouen. Er war der Sohn des Grafen Johann IV., um 1550 geb., erhielt 1851 die Untere Grafschaft und hinterließ seine Witwe Walpurgis von Bentheim-Tecklenburg und Steinfurt und neun kleine Kinder. (Vgl. „Nassovia" Nr. 3 u. f. von 1903.)

12. 1810. Gefecht bei Miguelturra. Leutnant von Rettberg schlägt mit einer Abteilung nassauischer Reitender Jäger den Parteigänger J. Trobio (Spanischer Feldzug.)

## Briefkasten.

**O. F. in Sch.** Wird gebraucht; besten Dank.

**G. J. in B.** Geschieht nach Wunsch. Wir haben Ihnen ja seinerzeit selbst dazu geraten.

**K. W. in G.** Danksend erhalten. Über Wilhelmus von Nassauwe ist in Nr. 23 u. 24 von 1900 eine eingehende Abhandlung enthalten.

**Redaktionsschluß: 26. November.**

Inhalt: Neblige Wasserfahrt. (Gedicht) Von M. v. Konarski. — Nassaus Buegen. Von R. Boute. (Schluß.) — Briefportotagen vor vierzig Jahren. Von G. Bohemann †. — Der neue Wiesbadener Hauptbahnhof. Von L. Lüstner. — Die Teufelsleiter bei Lorch. Von C. Jung. — Miszellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

№ 24. Wiesbaden, den 16. Dezember 1906. 7. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk 1.20 beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist verboten.

## „Roratel"

Aus der Taunusheimat ferne,
Wo die stillen Wälder ragen,
Rauscht ich süßer Weise gerne,
Hergeweht aus fernen Tagen.

Kaum vernehmlich, flüsternd leise,
Sehnsuchtstief, im Wehmutszittern,
Wie Rotkehlchens Wisperweise
Abendlich ans Bauers Gittern. —

Wie das klingt und singt und webet
In der Winternächte Schweigen,
Wie sich's regt und hebt und lebet,
Bild um Bilder mir zu zeigen! —

Dunkelheit und Träume spinnen
Ihre märchensüßen Schauer
Um des Turms zerriss'ne Zinnen,
Um des Städtchens alte Mauer. —

Silbersternbesäte Schleier,
Winternachts im Tannwald oben,
Zu der Weihenächte Feier
Von der Elfen Hand gewoben,

Nahm der Wind den weißen Mädchen,
Trug sie weg aus heil'gen Hallen,
Läßt sie an den Silberfädchen
Über Tal und Hügel wallen. —

Enge Gäßchen — in das Treiben
Weihnachtsleiser, weißer Flocken
Lichtlein lugen aus den Scheiben,
Hallen die Roratesglocken. —

Jetzt an giebelhohen Wänden
Widerhall der rasch verstummten —
Die Laternchen in den Händen,
Hinschgestalten, die vermummten

Die zur alten Kirche eilen,
Frosterschauernd mit dem süßen
Christusnamen im Verweilen
Nachbarfreundlich sich begrüßen.

Lichterglanz vom hellen Chore
Auf der Beter dicht' Gedränge,
Hoch von düsterer Empore
Rauschen ernste Orgelklänge.

Ernst, wie sich ins Eichwaldsausen
Unsre Liedeskranken flechten,
Tönt es zu der Orgel Brausen:
„Tauet, Himmel, den Gerechten!"

Fleht aus aberhundert Kehlen
Um den sel'gen Lebensfrieden,
Jubiliert aus Kinderseelen
Die da selig schon hienieden. —

Und wir flüsterten andächtig,
Wenn wir uns im Heimgeh'n trafen,
Und wir rechneten bedächtig:
„Zweimal müssen wir noch schlafen!

Übermorgen, übermorgen,
Wenn wir's fromm und herzlich bitten,
Kommt's im Mäntelchen verborgen,
Abends übern Schnee geschritten.

Pocht und schüttelt leis' die Flöckchen
Von des Pelzleins weichen Fläumchen,
Und sein silberfeines Glöckchen
Ruft uns zu dem Weihnachtsbäumchen!"

Und wir träppelten gar schnelle —
Mägdlein stille, sanfte Knaben —
Heim, daß Christkind seine helle
Freude an uns möge haben. —

Taunusheimat, Kindheitstage,
Frommer Glaube, Weihnachtsfriede,
Seid von meines Heimwehs Klage,
Seid gegrüßt von meinem Liede!

August Lieber.

Digitized by Google

# Briefportotaxen vor vierzig Jahren.

## Ein Rückblick in die Zeit der Buntscheckigkeit und Zerrissenheit im deutschen Postwesen.

(2 Von G. Bahrmann †. (Schluß)

Das Bestellgeld für gewöhnliche Briefsendungen von weiterher, sowie im Postort aufgegebene, betrug im Ortsbestellbezirk 1 Kreuzer bezw. ¼ Sgr., im Landbestellbezirk 2 Kr. bezw. ½ Sgr. (In Preußen betrugen die gleichen Sätze ½ bezw. 1 Sgr.)

Die Aufhebung des Briefbestellgeldes — nicht zu verwechseln mit der Gebühr für Ortssendungen — erfolgte in Preußen bereits anfangs 1866; im taxischen Postbezirke am 1. Juli 1867.

Um eine Übereinstimmung der Briefportosätze im inneren taxischen Postgebiete mit der Postvereinstaxe, auch für die Gebiete mit Guldenwährung herbeizuführen, entschloß sich die fürstliche Postverwaltung unterm 28. August 1861 zu einer Ermäßigung der Briefportosätze von 4, 7, 10 Kr. auf 3, 6, 9 Kr. und zwar unter Beibehaltung der bisherigen Entfernungszonen und der Ausnahmetaxen, was eine nicht unwesentliche Verbilligung des inneren Briefstarifs, gegenüber der Postvereinstaxe, bedeutete.

Aber nun waren die Korrespondenten in den Ländern der Talerwährung des taxischen Postgebietes, gegenüber denen der Guldenwährung, entschieden im Nachteil. Einen vollständig übereinstimmenden Tarif für das thurn- und taxische Postgebiet, in welchem wie wir wissen, die norddeutsche sowohl wie die süddeutsche Währung vertreten waren, herzustellen, war eben nicht möglich, und da steht zu vermuten, daß Geschäftsleute, Fabrikanten u. s. w. in Ländern der Talerwährung, die ihren Wohnsitz in der Nähe einer Postanstalt eines Landes der Guldenwährung hatten, es vorzogen, ihre Korrespondenz bei einer solchen einzuliefern. Ein derartiger Fall lag z. B. für die kurhessische Stadt Bockenheim mit Talerwährung vor, die bekanntlich zwischen Frankfurt (Main) und Rödelheim in der Mitte liegt, an welchen beiden Orten die Guldenwährung bei der herrschende war. Auch in Thüringen walteten bei einigen Grenzpostanstalten ähnliche Verhältnisse ob.

Übrigens war der Briefverkehr damals im wesentlichen noch auf eine engere Zone beschränkt als heute; insbesondere war der Verkehr nach und von weit entfernten Orten, und Ländern, im Vergleich zu diesem Verkehr von heute, ein nicht sehr erheblicher und mindestens nicht gefördert durch die nahezu dreifach höheren Taxen, ganz abgesehen von dem Verkehr mit dem Auslande, der durch noch viel höhere Taxen in engen Grenzen gehalten war.[1])

[1]) Nach Rotteck und Welker, Staatslexikon, Bd. 11, S. 694, bewegte sich damals (1864) 70 Prozent aller Korrespondenz innerhalb der Entfernungen von 10 Meilen.

Die Einlieferung der gewöhnlichen Briefsendungen fand damals noch vorzugsweise an den Postannahmestellen statt. Frankierung dieser Sendungen durch den Absender und Einlieferung durch Briefkasten war noch nicht vorgeschrieben, wenngleich Freimarken zu 1, 3, 6 und 9 Kr. bezw. ½, 1, 2 und 3 Sgr. (später auch zu 15 und 30 Kr. bezw. 5 und 10 Sgr.) bei der taxischen Postverwaltung seit 1. Juli 1853 eingeführt waren.

Allgemein bewegte sich zu jener Zeit das gesamte Leben und Treiben noch in ruhigeren, gemütlicheren Bahnen als heute, bei dem ruhelosen Jagen und Drängen im Erwerbsleben.

Auch die thurn- und taxischen Postbeamten, sowie die unteren Bediensteten erfreuten sich damals einer, sodiel mir bekannt, sonst nicht üblich gewesenen besonderen Vergünstigung, in die sogar die Posthalter mit eingeschlossen waren: ich meine das ihnen und ihren Angehörigen in liberaler Weise zugestandene persönliche Portofreitum, das natürlich mit dem Aufhören des taxischen Postwesens gleichfalls aufhörte. Die deutsche Bevölkerung in den Ländern der Guldenwährung befand sich, wie bereits angedeutet, hinsichtlich der Briefportosätze in einer günstigeren Lage als die in den Ländern der Talerwährung wohnende.

Wenn beispielsweise ein Münchener Kaufhaus jährlich 320 Briefe nach Norddeutschland zur Post lieferte, so hatte es dafür 320 × 9 Kr. = 48 Gld. zu entrichten; eine Berliner Geschäftsfirma dagegen, die jährlich 320 Briefe nach München oder Stuttgart absandte, zahlte an die Post 960 Sgr. oder 56 Gld. Bei 10 000 Briefen betrug der Unterschied zu ungunsten der in Norddeutschland wohnenden Korrespondenten gegenüber ihren süddeutschen Brüdern bereits 25 Gld. Es ist leicht zu begreifen, daß dieser Portounterschied während der Lebensdauer eines Geschäftes oder eines die Post viel benutzenden Privatmannes, sich zu einem nicht unbedeutenden Betrage summierte. Die Portosätze für Briefe nach dem Auslande waren nach heutigen Begriffen unverhältnismäßig hoch; so kostete beispielsweise ein Brief nach England 23 Kr. (66 Pfg.), ein solcher nach den Vereinigten Staaten von Amerika 45 Kr. = 1 Mk. 29 Pfg. Das Porto für Briefe nach Südamerika war ungewöhnlich hoch. Gegenüber dem Porto für Briefe nach England, das durch belgisches Transitporto und die Schiffsbeförderungsgebühr allerdings besonders verteuert wurde, konnte man das Porto für Briefe nach Rußland mit 20 Kr. (57

Pfa.) als verhältnismäßig billig bezeichnen. Für einfache Briefe nach Frankreich bestanden 4 Portosätze, je nach der Entfernung. Es kostete beispielsweise ein Brief

von Ems nach Hagenau (Elsaß) 9 Kr.,
von Ems nach Straßburg (Elsaß) 12 Kr.,
von Ems nach Paris 15 Kr.,
von Ems nach Marseille oder Lyon 18 Kr. (Gewicht: 10 Gramm).

Mit dem 1. Januar 1868 hörte die Buntscheckigkeit der Briefportosätze innerhalb Deutschlands auf; denn es trat in Gemäßheit des Postlaxgesetzes vom 4. November 1867 das Einheitsbriefporto von 1 Sgr. bezw. 3 Kr. — allerdings noch in vier gesonderten Postgebieten (Norddeutscher Bund, Bayern, Württemberg und Baden), außerdem im Verkehr mit Österreich-Ungarn in Kraft.

Weiter erblickte mit dem 1. Juli 1875 der von dem ersten Generalpostmeister der deutschen Reichspost: von Stephan gegründete Weltpostverein, der die niedrigen Portosätze von 25 Centimes bezw. 20 Pfg. brachte, das Licht der Welt.[1]) Zwar nahmen an dieser segensreichen, man darf wohl sagen: unvergleichlichen Vereinigung vorerst nur zweiundzwanzig Länder teil, aber schon 1885 waren es ihrer vierundvierzig, und heute fehlt keine Postverwaltung mehr auf dem ganzen Erdenrund.

Nachdem auch Baden am 1. Januar 1872 der Reichspostverwaltung beigetreten war —, Elsaß-Lothringen gehörte ihr bereits seit Gründung des Deutschen Reiches (1871) an —, bestanden dann noch drei selbständige Postverwaltungen im Reich, die noch dem im Jahr 1903 erfolgten Beitritt Württembergs zur Postwertzeichen-Gemeinschaft als auf zwei zurückgeführt gelten können, wenigstens vom Standpunkte des Publikums aus.

Die Gründung des Deutsch-Österreichischen Postvereins in 1850, war der erste Schritt zur Herbeiführung einheitlicher, wenn auch noch mehrstufiger Portosätze in Deutschland und Österreich; sie war, gleichwie die Gründung des Zollvereins durch Preußen in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine, den Verkehr befreiende Tat; letztere überdies noch der erste Schritt zur Anbahnung der deutschen Einheit von heute.

Gewaltiges ist auf dem Gebiete des Postwesens in der Zeit eines kurzen Menschenlebens erreicht worden, und unabsehbare Dimensionen hat der Postverkehr nach Befreiung von den Fesseln der früheren hohen Tarifsätze angenommen.

Nach Milliarden zählen die durch die Reichspost alljährlich zur Beförderung gelangenden Sendungen; dabei sind Betrieb und Leistung dieses riesigen Organismus dem Verkehrsinteresse gemäß gerecht, gleichwie der Gang eines tadellos funktionierenden Uhrwerks.

[1]) Am 1. Januar desselben Jahres gelangte die Reichs-Mark-Rechnung zur Einführung im Deutschen Reich und mit ihr selbstverständlich allgemein auch das 10 Pfennig-Briefporto, das bis dahin in den betreffenden Landeswährungen zur Erhebung gekommen war.

Die Zahl der heute im Reichs-Post- und Telegraphendienste beschäftigten Personen, ist größer als die Kopfzahl der Angehörigen von 8 Armeekorps!

Noch ist ein Stillstand im Wachstum dieses großen Verkehrs-Instituts nicht zu bemerken, wohl aber ein stetiges Fortschreiten, und die Neuzeit mit ihren weitgehenden Forderungen verlangt bereits eine weitere Verbilligung der Briefportosätze im Weltpostverkehre. Ob diesem Verlangen, und bis zu welchem Grade wird entsprochen werden können, muß die Folge lehren.

Die thurn und taxische Post aber gehört der Vergangenheit an; sie hat ihre Mission erfüllt!

Nachdem infolge des Krieges von 1866 eine Neuordnung der politischen Zustände und der staatlichen Verkehrsverhältnisse, zunächst in Norddeutschland durch den führenden deutschen Großstaat ins Werk gesetzt worden war, blieb für die taxische Post kein Raum mehr in diesem Gebiete. Durch Vertrag mit der Krone Preußens vom 28. Januar 1867 trat der Fürst von Thurn und Taxis nicht nur das Postregal, das diese fürstliche Familie vier Jahrhunderte lang ausgeübt, sondern auch das gesamte bewegliche und unbewegliche Inventar, gegen eine vereinbarte Entschädigungssumme, an Preußen ab, das den Betrieb vom 1. Juli 1867 ab für eigene Rechnung übernahm, um ihn mit dem 1. Januar 1868 auf den Norddeutschen Bund überzuleiten.

Während ihres Bestehens hat die taxische Postverwaltung mancherlei Angriffe, darunter zahlreiche unberechtigte, über sich ergehen lassen müssen. Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß zugestanden werden, daß sie in ihrer letzten Lebenszeit in mancher Hinsicht rückständig geworden war, namentlich gegenüber dem preußischen Postwesen, das mit Riesenschritten vorwärts strebte. Nichtsdestoweniger dürfen ihre Verdienste um das deutsche Verkehrswesen nicht geringschätzig beurteilt werden.

Was Brockhaus in einem geschichtlichen Rückblick der augenscheinlich aus der Feder eines höheren Fachmannes geflossen, sagt, findet in jeder Beziehung meine volle Zustimmung.[2]) Für diejenigen der geehrten Leser, denen das genannte Druckwerk nicht zur Verfügung steht, möge der Wortlaut der betreffenden Stelle hier folgen: „Faßt man das Urteil über die thurn und taxische Post zusammen, so muß anerkannt werden, daß dieselbe, trotz ihres fiskalischen Geistes, der naturgemäß auf Gewinnerzielung gerichtet war, Deutschland, das mit seinen 2000 Territorien dem Postwesen keine Einheit zu geben vermocht hätte, große Verdienste in wirtschaftlicher Hinsicht, sowie im Verkehrswesen geleistet hat, und daß die einheitliche Organisation der taxischen Post, die Grundlage für die späteren Posten geworden ist." Nicht ohne Interesse ist auch das Urteil in der Denkschrift des preußischen General-Postmeisters v. Seegebarth, über die auf dem Wiener Kongresse (1815) zu regelnden Postanlegenheiten. Darin heißt es: „So sehe man in früheren Zeiten gegen das taxische Post-

[2]) Konv.-Lexikon, 13. Aufl. Bd. 13 S. 229.

Digitized by Google

wesen, wegen dessen Anmaßungen statum in statu zu bilden gecifert hat, und so sehr jeder mächtige Reichsfürst es sich selbst schuldig bleibt, das Postregal in seinem ganzen Umfang auszuüben, so ist doch das taxische Postwesen für die kleineren, zersplitterten Länder sehr heilsam. Es wird daher darauf zu dringen sein, das taxische Postwesen in denselben wieder ganz herzustellen, weil es nach seinen Verhältnissen und seiner Erfahrung am geeignetsten dazu ist.[4]) Am Schlusse meiner Betrachtungen angelangt, möge mir gestattet sein, noch der Worte eines Mannes zu gedenken, der vor 60 Jahren[5]), als die erste Eisenbahnen begannen, ihre „Fühlhörner" über die Erde ausgestreckten,[6]) ein Schriftchen über die damaligen Postverhältnisse, speziell das thurn und taxische Postwesen im Druck hat erscheinen lassen, die wie folgt lauten: „Es ist nur anzuerkennen und ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts, daß nach und nach immer mehr wissenschaftlich gebildete Männer sich bemühen, eins der wichtigsten Staats-Institute (nämlich das der Post) näher kennen zu lernen und beitragen wollen zu dessen Fortschritt, während man in der Regel gewohnt ist, mit großer Vornehmheit auf dieses Institut und dessen Beamte herabzublicken." (Sic!)

Dieser Ausspruch ist erfolgt zu einer Zeit, als der Deutsch-Österreichische Postverein noch nicht gegründet war, der Schwerpunkt des Beförderungsdienstes noch im Fuhrwesen lag und derjenige, im praktischen Dienste beschäftigte Beamte als der hervorragendste und tüchtigste galt, der die, allerdings recht komplizierten Brief-, Packet- und Personengeld-Tarife am raschesten und sichersten zu handhaben wußte.

Heute ist das Postwesen, das bekanntlich mit Telegraphie und Fernsprechwesen zu einer Verwaltung vereinigt, längst eine Wissenschaft geworden.

Hiermit möge dieses Zeitbildchen aus dem Entwickelungsgange unseres Postwesens, dem ich eine gedeihliche, segensreiche Weiterentwickelung wünsche, geschlossen sein.

[4]) Stephan, Geschichte der preußischen Post (1850), S. 371.

[5]) Müller, Dr. der Rechte, „Die fürstl. thurn u. taxischen Posten und Postcarten; Jena 1845.

[6]) Eine der ersten Bahnen in Deutschland, die Taunusbahn, wurde am 13. April 1840 eröffnet.

# Günzburg.

Von einem Günzburger.

Der „Tölzer Kurier" Nr. 94 von 1905 brachte „von einem Günzburger" eine stimmungsvolle Betrachtung über die letzte Parade, die wir den Lesern der „Nassovia" nicht vorenthalten wollen, nach dem nun das vierte Jahrzehnt seit den damaligen traurereichen Vorfällen verrauscht ist. Die schlichte Darstellung umgibt den „Finis Nassoviae" mit einem leuchtenden Glanze. Der wackere Günzburger Bürger schreibt:

Die nassauische Brigade war auf dem Kriegsschauplatze an der Nordgrenze Baierns nur in zwei kleineren Gefechten in Aktion getreten, da wurde sie von siegreichen Feinde nach Süden gedrängt. Um einer Katastrophe zu entgehen, blieb ihr nichts anderes übrig, als diesen Rückzug fortzusetzen, und so traf sie, über Dillingen kommend, am 14. August mittags in Günzburg ein. General-Roth war Höchstkommandierender der Truppen, die aus rund 6000 Mann bestanden. Es waren zwei Infanterieregimenter, ein Jägerbataillon, dann drei Batterien Artillerie, zwei Pionierkompagnien, zwei Abteilungen Train und eine Sanitätskompagnie. Kavallerie besaß die nassauische Brigade nicht.

Nachdem also den nassauischen Truppen der Weg in die Heimat durch die Preußen verlegt war, blieb ihnen nichts anderes übrig, als in Günzburg und den umliegenden Ortschaften, dann in Leipheim, Scheuhausen bis hinauf nach Weißenhorn Standquartier zu nehmen und das weitere in Geduld abzuwarten.

Der Stab lag in Günzburg. Herzog Adolf, der einige Tage später als seine Armee in Günzburg eintraf, hatte im Gasthof zum Bären Quartier bezogen. Der erwähnte General Roth war im Gasthof zur Sonne einquartiert, ging aber schon am 16. August infolge verschiedener Vorkommnisse auf dem Kriegsschauplatze flüchtig und wandte sich nach der Schweiz. Das Kommando fiel nach diesem peinlichen Zwischenfalle an den General von Ziemiecki, der in der Brauerei zum Hirsch wohnte.

Die nassauischen Offiziere und Soldaten, durchweg brave, gebildete, an gute Mannszucht gewohnte Leute, fanden hier als Verbündete eine äußerst gastfreundliche Aufnahme, worüber sich Herzog Adolf mehrmals lobend aussprach. Nach einem Aufenthalte von 24 Tagen schlug endlich die Scheidestunde. Es war am 8. September 1866. Auf dem geräumigen, mit Acker und Wiesenland besetzten Höhenrücken, zwischen Günzburg und Budesheim, von dem aus sich Günzburg so malerisch präsentiert, sammelte sich früh morgens die gesamte nassauische Brigade zur Abschiedsparade vor ihrem geliebten Herzog. Die Nr. 37 des „Günzburger Wochenblattes" brachte über dieses historische Ereignis folgenden Bericht:

„Günzburg, am 8. September 1866. Seine Hoheit der Herzog von Nassau hat heute unsere Stadt verlassen. Neunzehn Tage war dieser edle, menschenfreundliche Fürst in unserer Mitte, durch seine Herzensgüte bald jedem Kinde bekannt. Heute hat der tiefgekränkte Fürst seinen braven Truppen Lebewohl gesagt. Das war eine Aufgabe für den Mann, der noch vor wenigen Wochen ein so schönes, reich gesegnetes Land sein eigen genannt hat, und jetzt infolge eines unglücklichen Krieges fern davon sein muß.

Digitized by Google

Seine Treppen defilierten an ihm vorüber, stürmische Hurras erfüllten die Luft, zum letzten Male sah er die Brigade vereint, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in Gala-Uniformen. Es war ein aller Herzen tieferegreifender Akt, wie der Herzog zu seinen Truppen noch sprach. Diese seltene Charakterstücke müssen wir nur anstaunen und bewundern. Der Schmerz ist aber stärker als das arme Herz — und, von jenem überwältigt, bricht dieses. Der Herzog, vom Schmerz überwältigt, kann nicht mehr weiter sprechen. — — Hier ist es keine Schande, zu weinen; dem Krieger rollten Tränen über die rauhe Wange; das Volk, eine unübersehbare Menge Menschen, weinte auch; kein Auge blieb trocken. Der Herzog drückte noch einigen der ihm zunächst stehenden Offiziere die Hand, und den Truppen noch Lebewohl zuwinkend, sprengte er mit Windeseile auf seinem treuen Rosse davon, bis der so schwer geprüfte Fürst aller Augen entschwunden war."

Der geradezu mit Todesverachtung ausgeführte Ritt des Herzogs, dem seine Begleitung kaum zu folgen vermochte, ging direkt den steilen Abhang hinunter nach der nahen Ulmer Landstraße. Hoch auf fliegt der lockere Ackerboden unter den Hufen der schnaubenden Rosse, — ein Adjutant stürzt mit seinem Pferde, doch gleich der wilden Jagd sauft die Kavalkade weiter, kühn den sogenannten Bubesheimer Bach überspeng, bis das Ziel erreicht ist... Eine vierspännige Campagne stand dort bereit, um den unglücklichen Fürsten mit ein paar Herren seines Gefolges aufzunehmen und in rascher Fahrt nach Ulm zu bringen. Mit dem nächsten Schnellzug fuhr dann Herzog Adolf zu längerem Aufenthalte nach Wien; er wollte sein verlorenes Land, das herrliche, geliebte Nassau, nicht wiedersehen.

Die nassauischen Regimenter formierten nach diesem ergreifenden Abschiede sofort Marschkolonnen. Sie zogen gleichfalls jener uralten, Ost und West verbindenden Heerstraße zu, die im Laufe der Jahrhunderte so manche Armee in Glück und Unglück geschaut.

Die Marschkolonne war Leipheim—Ulm. Fast lautlos zogen die dunklen Reihen dahin. Kein fröhliches Soldatenlied ertönte; kein Scherzwort versuchte das drückende Gefühl zu bannen, das sich jedes einzelnen Mannes bemächtigt zu haben schien. Mußten sie doch ruhm- und tatenlos den Weg in das inzwischen dem Feinde zur Beute gewordene Vaterland antreten, das sie erst vor wenigen Wochen mit frohen Hoffnungen auf kriegerische Lorbeeren verlassen hatten. In den Sammlungen des Historischen Vereines zu Günzburg befindet sich ein Exemplar des gedruckten Tagesbefehls, den Herzog Adolf von Nassau am Tage seines Abschiedes von der Armee an die Truppen verteilen ließ.

Nahezu vierzig Jahre sind seit diesen bewegten Tagen dahingeflossen; das Andenken an den leutseligen Herzog Adolf und seine braven Truppen, insbesondere die Erinnerung an den Abschied am 8. September 1866, lebt aber unter der älteren Generation Günzburgs noch immer fort. Späteren Geschlechtern zeigt wohl das „Nassauer-Denkmal" am Bubesheimer Berge, daß dort oben auf jener Anhöhe sich einstens ein kleines Stück Weltgeschichte abgespielt hat — „ein schweres Opfer zum Wohle Deutschlands", wie jahrelang auf der Steinseite des schlichten Denkmals zu lesen war. Heute trägt sie nunmehr die Inschrift:

Hier sagte Herzog Adolf von Nassau seiner braven Armee das letzte Lebewohl!

Erneuert von vormals nassauischen Offizieren.

Den früheren Nachsatz: — „ein schweres Opfer zum Wohle Deutschlands" — ließ man bei der vor einigen Jahren auf Veranlassung ehemaliger nassauischer Offiziere vorgenommenen Renovation des Denkmals in Wegfall kommen. Auf der rechten Seite des mit dem nassauischen Wappen geschmückten Steines steht zu lesen:

Zur Erinnerung an die treue nassauische Armee von ihren Freunden in Günzburg.

Die linke Seite zeigt lediglich das Datum des Abschiedes:

Am 8. September 1866.

Möge das einfache, aber doch interessante Denkmal fernerhin durch die Fürsorge der Stadtgemeinde in würdigem Zustande erhalten bleiben. Die Zeit rückt ja immer näher, in der auch der letzte jener nassauischen Getreuen, die bisher für die Pflege des Monumentes Sorge trugen, gleich seinem heimgegangenen greisen Herzoge der „Großen Armee" angehören wird.

# Die erste Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig in Nassau.

Mitgeteilt von H. Höhler.

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm,
des Flammenstoßes Gelenkt sacht an!" So sang Emanuel Geibel
in patriotischer Begeisterung, als die Kunde von den großen Taten unseres tapferen Heeres bei Sedan,
an sein Ohr drang „Napoleon gefangen!" „Nimmermehr droht uns der Erbfeind!" So hallte es
wider von den Gestaden der Nordsee bis zu den
Alpen, von der Maas bis an die Memel. Nicht
minder gewaltig muß der Jubel im Jahre 1813 gewesen sein, der die Länder, die unter dem Joche der
Fremdherrschaft des Korsen seufzten, durchbrauste,
als man die frohe Siegeskunde vernahm von der
Völkerschlacht bei Leipzig. „O Leipzig, freundliche
Lindenstadt, dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
So lange rollet der Jahre Rad, so lange scheinet
der Sonne Strahl, so lange die Ströme zum Meere
reisen, wird noch der spätesten Enkel preisen: die
Leipziger Schlacht!" so prophezeite E. M. Arndt.
Was nun die Feier des Jahrestags von Sedan für

Digitized by Google

die heutige Generation ist, das war die Feier des 18. Oktober für die damalige.

Durch die Umgestaltung der Verhältnisse nicht unwillig bewogen, hatten sich die beiden nassauwalramischen Fürsten dem Rheinbunde angeschlossen. Wie froh man in unserem engeren Vaterlande war, daß man das lästige Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatte, beweist eine Bekanntmachung im Verordnungsblatt vom 8. Oktober 1814, in welcher die herzoglich nassauische Regierung Anregung gab zur Feier des großen Sieges von Leipzig.

Wie die erste Jahresfeier des großen Siegesfestes im ganzen Herzogthum von allen Ständen und Gemeinden auf die würdigste Art begangen wurde, davon erzählt uns das Herzoglich nassauische allgemeine Intelligenzblatt vom 5. November 1814. Auf allen Höhen glänzten am 18. Oktober abends die festlichen Feuer. Überall herrschte ungetrübter Frohsinn, nachdem die Pflicht des frommen Dankes gegen die göttliche Vorsehung erfüllt war. Die Wohlthätigkeit spendete niemals reichlicher, öffentlich, wie im Verborgenen. „Eine Beschreibung", so sagt genanntes Blatt, „der in den meisten größeren Orten des Landes eben so schön als zweckmäßig angeordneten Feierlichkeiten und eine Aufzählung aller Äußerungen begeisterter Vaterlandsliebe, herzlicher Freude und wohltuender Regungen im einzelnen würde die Grenzen dieses Blattes überschreiten." Ein Beispiel aber statt dieser meint das Blatt seinen Lesern mitteilen zu müssen, schon darum, „daß hieraus die herrschende Stimmung zwischen verschiedenen Glaubensgenossen eines Landes erkannt werde, worin übel unterrichtete Fremdlinge mitunter noch Spuren finsterer Unduldsamkeit wahrzunehmen wähnen möchten," und es veröffentlicht den Auszug eines Schreibens[1] des katholischen Pfarrers zu Gebhardshain an den lutherischen Amtmann zu Frensburg, d. d. d. 20. Oktober 1814. Jener schreibt:

„Auf Ew. gütiges Ansinnen um eine Collecte für das unglückliche Kostheim[1]) habe ich die Ehre, in der Anlage 10 fl. zu übermachen, welche theils unter dem am 19. d. M. hier gehaltenen Gottesdienst zum Andenken des Sieges bei Leipzig, theils den Tag darauf von mir privatim gesammelt wurden. Ich hätte mit Ihnen gewünscht, daß die geringe Beisteuer reichlicher ausgefallen wäre, aber als Opfer, welches nicht vom Überfluß, sondern größtenteils von der Armut dargebracht wurde, behält sie doch noch einigen Wert. — Ich muß Euch dabei unsere religiöse Feierlichkeit beschreiben, welche als Beleg für die Möglichkeit einer Religionsvereinigung gelten kann.

Da der hiesige lutherische Pfarrer B. verhindert war, dem Gesuch seiner Gemeinde um Haltung eines Gottesdienstes zu willfahren, so wurde ich von der lutherischen Gemeinde ersucht, ihr diesen Dienst zu erweisen. Es hat mir gefallen die Anordnung des Gottesdienstes so auszuführen, daß beide Religionsparthien abwechselnd ihre auf diese Feierlichkeit passende Lieder ablangen und jede Parthie mit vollem Herzen in den Gesang der anderen mit einstimmte. Ich predigte von der Nothwendigkeit einer Einigkeit über den in der Frankfurter Zeitung vorgeschlagenen Text: „Das hat der Herr gethan," zu dessen Ausführung mir die Zeitereignisse und die von der lutherischen Gemeinde glücklich gewählten Lieder des hier eingeführten vortrefflichen neuen Gesangbuchs Nr. 87 und 88 und zum Schluß Nr. 10 reichen Stoff darboten. Während meiner ganzen Amtsführung habe ich noch nie eine solche Aufmerksamkeit der Zuhörer erlebt als diesmal, und so meiner eigen Selbsterbauung nie so tief gerührte Menschen gesehen, wie es diese aus drei Religionsverwandten[2]) zusammengesetzte Versammlung war. Ich hatte Anfangs einige Angst, ob mir die Ausführung des obgleich nachdenklich berechneten Planes, sämtliche Religionsparthieen zu befriedigen, gelingen würde. Aber über alle Erwartung sah ich die ganze Versammlung nicht nur zufrieden, sondern ernsthaft gerührt aus einander gehen. Weil jede der Religionsparthien den nach ihren Gebräuchen zukommenden Antheil beim Gottesdienst vollständig haben sollte, so dauerte das Ganze drei volle Stunden, und dennoch blieb alles bis zum letzten Augenblicke in der gespanntesten Andacht. Von allen Protestanten blieb kein einziger aus. Ich habe die Wahrheit Ihres Satzes, daß der Katholizismus sich vom Protestantismus und dagegen dieser wieder vom ersteren ergänzen müsse, wenn die religiöse Erbauung gewinnen soll, bei dieser Gelegenheit faktisch erwiesen gesehen. Noch muß ich bemerken, daß der lutherische Schullehrer den Tag zuvor bis in die tiefe Nacht den zwei katholischen Schullehrern Unterricht in der Melodie der zu singenden lutherischen Lieder gegeben hatte ꝛc."

Ein solcher gemeinsamer Gottesdienst konnte nur in einem Lande stattfinden, in welchem die ächte und rechte Simultaneität auf religiösem Gebiete bereits tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

[1]) Das unter der Belagerung von Mainz schwer gelitten hatte. D. H.

[2]) Katholiken, Lutheraner, Reformierte.

# Die Teufelsleiter bei Lorch.

2) Historische Erzählung von C. Jung. (Schluß.)

Eine ungeheure Aufregung hatte sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt und große Erbitterung gegen die hochmüthige Brunhilde, den Nollensteiner und den Sauerburger, welch letzterer überhaupt verhaßt war und dessen Besuche auf Nollenstein man schon längst richtig gedeutet hatte.

Als man sogar die Nollensteiner oben auf dem Bozulman erscheinen sah, wohl nun das grausige Schauspiel in nächster Nähe zu genießen, machte sich die Erbitterung der Bevölkerung in lauten Verwünschungen Luft.

Die Frauen, Jungfrauen und Kinder strömten zur Kirche, da das Glöcklein zur Andacht rief, die der würdige Pfarrherr von Lorecho zum Gelingen des schrecklichen Rittes angeordnet hatte.

Alle Straßen und Häuser, von denen man einen Ausblick auf den Teufelsberg hatte, waren dicht mit Menschen besetzt, als Baldwin von Hillichen in Begleitung seines Vaters, seines Bruders, seiner Kampfgenossen und Freunde vom Rheinweg her nach dem Fuße des Teufelsberges ritt.

Er war in leichter grüner Jagdkleidung, die die kraftvolle, aber geschmeidige Gestalt gefällig umschloß . . . Ernst aber freundlich blickte sein Auge; blonde Locken wallten unter dem federgeschmückten Barett hervor und frei auf Nacken und Schulter nieder.

Der Abschied von den Seinen war ein ernster und schwerer, und doch schwellte hohes Glücksgefühl seine Brust!

In einem stattgehabten Familienrat wurden ihm über die wahren Gesinnungen und das freche Spiel Brunhildens die Augen geöffnet und das, was sich ihm bei dem ungeheuerlichen Begehr Brunhildens auch schon aufgedrängt hatte, wurde ihm zur Gewißheit: Brunhilde, die ihn kalten Bluts in eine solche Gefahr hinein sandte, liebte ihn nicht, konnte ihn nicht lieben. Dafür hatte ihm aber die gute Mutter über Lucindes eine Mitteilung gemacht, die er sich nicht hatte träumen lassen; war doch Lucinde bei seiner Ausfahrt vor drei Jahren noch ein Kind gewesen, und hatte er in der nun kaum erblühten holden Maid bis jetzt doch nur das Schwesterlein erblickt.

Lucinde hatte weinend an ihm gehangen. Die Angst und die Sorge um ihn hatte, noch unbewußt für sie, ein süßes Gefühl in ihr erweckt, das Baldwin hoch beglückte.

Er tröstete sie und die Seinen mit den zuversichtlichen Worten: „Gott, der mich in zahllosen Gefahren, Schrecknissen und Kämpfen so gnädig behütet und geleitet hat, wird die Tücke meiner Widersacher zu Schanden machen!“ —

Auf seinem Ritte wurde Baldwin von der Bevölkerung stürmisch begrüßt, und alle Hände streckten sich ihm entgegen, um ihm Lebewohl zu sagen.

Die Erregung stieg aufs äußerste, als Baldwin am Fuße des Berges angelangt war, leicht vom Pferde sprang, Sattel und Zaumzeug sorgfältig nachsah und fester schnallte und Rappo, als wenn er wüßte, was von ihm verlangt wurde, mehrere Mal laut aufwieherte.

Baldwin hatte sich inzwischen von seinen Angehörigen und Freunden verabschiedet. Sein Bruder Hans und Hugo von Voos gaben ihren Pferden die Sporen und erteilten auf dem Saumpfade, der auf den Gipfeln des Bozulmans führt, wo einzelne außer den Nollensteinern jetzt auch den Sauerburger zu erblicken glaubten.

Die lauten Verwünschungen des erregten Volkes gingen in gedämpftes Murmeln über, und auch dieses starb zu gänzlicher Grabesstille, als Baldwin seinen Rappo bestieg und seinen Todesritt begann.

Langsam stieg das brave Roß an, und langsam kam es höher. Dabei sah man, wie es an einzelnen Stellen mit den zierlichen Hufen das Gestein berührte, lose Steine entfernte und dann erst fest auftrat, wie es auch öfters still hielt, den feinen Kopf in die Höhe warf und den geeigneten Weg zu wählen schien. Schritt für Schritt kam Rappo immer höher. Diese Ruhe und Sicherheit der Bewegungen des Rosses und des kühnen Reiters gab den Zuschauern Mut und Zuversicht. Freilich, das war ja auch der Anfang! Das Schlimmste kam ja noch! denn je höher, desto gefährlicher und steiler wurde es.

Aber Rappo kletterte ruhig und sicher weiter!

Eben war Rappo an einer fast senkrechten Felswand angelangt! „Er kann nicht weiter,“ „er stürzt,“ flüsterte es hier und dort, und lautlos harrte die Menge.

Doch das unvergleichliche Tier versuchte erst auf der einen Seite, und als sich hier unter den tastenden Hufen Trümmer lösten und in die Tiefe rollten, wählte es die andere Seite und kam daran vorbei.

Es waren schon gefährliche Stellen, die hier überwunden wurden, aber langsam und sicher stieg und kletterte das brave Roß immer höher.

„Schon über die Hälfte ist er,“ raunte da einer.

„Nein! das täuscht von unten, das Schlimmste kommt noch“, flüsterte ein anderer.

„Seht ihr's! er kann nicht weiter!“

In der Tat! Rappo stand auf einem schmalen Felsvorsprung! Steine lösten sich unter seinen Hufen und polterten in die Tiefe nieder! Einzelne wollten ein ängstliches Wiehern gehört haben! Armer Baldwin! braver Rappo! stürzte hier das Pferd ab, dann war Roß und Reiter rettungslos verloren!

Unten am Fuße des Berges hält inmitten seiner Getreuen der alte Vater, indes sein Sohn dort oben um sein Leben kämpft! sein ehernes Gesicht zeigt keine Bewegung! doch totesblaß ist es, und starr hängen die Augen an dem grausigen Bild!

Doch eben beugt sich Baldwin langsam nach vorn, wohl um Rappo zu beruhigen, und hebt sich aus dem Sattel, was ein Straucheln über ihm im Felsen, an dem er sich emporzieht, zu erleichtern scheint. Er steht nun seitwärts über dem braven Roß, das er noch am Zügel hält. Dieses zieht den schlanken Leib förmlich zusammen und macht nun einen mächtigen Satz nach oben, der ihn an die Seite seines Herrn bringt. Zmaleich dringt ein helles Wiehern nach unten, während Baldwin grüßend das Barett schwingt und gleich darauf die Hand hebt, um den losbrechenden Jubelgeschrei dort unten Halt zu gebieten!

Der grausige Ritt war noch nicht beendet!

Baldwin ist wieder im Sattel, und das Klettern beginnt aufs neue! höher, immer höher! Die Entscheidung naht! Roß und Reiter kleben förmlich am Gestein! Sprünge seitwärts und nach oben! Steine, ganze Felsblöcke lösen sich, stürzen mit Donnerge-

Digitized by Google

polter zerschmetternd und zerschellend noch unten! Baldnin wieder aus dem Sattel, Rappo voranklimmend und mit lautem gellendem Ruf anspornend! Der macht einen gewaltigen letzten Satz und — der fürchterliche Ritt ist gelungen!

Rappos helles, anhaltendes Gewieher, das wie ein Siegesruf nach unten dringt, und Baldnins freudiges Winken verkünden dies den erstarrten Zuschauern, die nun nach der fürchterlichen Aufregung und Spannung in ein unbeschreibliches Jubelgeschrei ausbrechen. Alles tanzt und jubelt durcheinander, während Roß und Reiter nun ohne viel Mühe den übrigen Weg zum Bozulman zurücklegen, wo die Nollensteiner den kühnen Reiter und Brunhilde den Bräutigam erwarten.

Den Bräutigam! Das war allerdings ein gewaltiger Dämpfer auf den Jubel des Volkes! „Unser Baldnin und diese hochmütige, falsche Brunhilde! Nein!"

Aber was war denn das? Die Nollensteiner waren ja vom Bozulman verschwunden, als hätte sie der Wind hinweggeblasen! Nein! da sah man sie auf dem Weg nach Nollenstein! Und auf dem Saumpfad nach unten: drei Reiter: Baldnin, dessen Bruder Hans und Hugo von Boos.

„Er nimmt sie nicht," „er hat sie heimgeschickt," „so ist's recht!" klang es durcheinander, und alles war aus Rand und Band, daß es „mit der Hoffartsnase da oben" ab und vorbei sei.

Brausender Jubel empfing nun Baldnin mit seinem braven Rappo, der durch helles Aufwiehern an der allgemeinen Begeisterung teilnehmen zu wollen schien, und in all den Jubel hinein mischte sich nun auch der feierliche Klang der Kirchenglocken.

Eine Anzahl Jungen — es sollen aber auch Große dabei gewesen sein — hatten während der Andacht den Glockenturm erstiegen, um von dort aus den Ritt zu beobachten, und hatten, als derselbe gelungen war, und der Jubel des Volkes ertönte, aus Begeisterung mit allen Glocken geläutet, was dem letzten bedeutsamen Akt, der sich eben am Fuße der „Teufelsleiter" abspielte, die richtige Weihe geben sollte.

Baldnin war hier vom Pferde gestiegen und mit ihm alle Ritter, da sich in einiger Entfernung die Volksmassen teilten, um einer würdigen Matrone — Baldnins Mutter — und einer Anzahl vornehmer Frauen Platz zu machen.

Eine weiße, schlanke Gestalt mit wallendem Goldhaar ist allen voraus, und mit einem Jubelruf sinkt sie — Lucinde — ihrem geliebten Bruder an die Brust!

Ihrem Bruder! Pflegebruder! Nein! das Volk weiß, woran es ist, und der mächtige Jubel, der nun am Fuße des Teufelsberges und in der Runde ausbricht, gilt nicht den Pflegegeschwistern, er gilt dem glücklichen Bruttpaar, den glücklichen Eltern, dem ganzen Geschlechte der Hillichen, denen Gott Glück und Segen geben möge bis in die fernsten Glieder.

Vox populi! vox Dei! Volksstimme! Gottesstimme! und so ist auch der Segen des Volkes in Erfüllung gegangen.

Ritter Baldnin von Hillichen und Lucinde wurden ein glückliches Paar, und dessen Nachkommen, die nachmaligen Ritter Hilchen von Lorch, waren noch Jahrhunderte lang eine Zierde der hochangesehenen Ritterschaft von Lorcho.

Was aus der falschen Brunhilde geworden ist? Wie die Saat, so die Ernte!

Die Nollensteiner — mit Ausnahme des Freundes und Kampfgenossen Baldnins, Friedrich von Nollen, — durften sich in Lorcho nicht mehr sehen lassen.

Brunhilde wurde das Weib des Sauerbungers, der sich aber bald einem zügellosen Leben ergab, sein Weib schmählich mißhandelte, und schließlich verstieß.

Der alte Nollensteiner starb bald nach Baldnins kühnem Ritt. Die Burg Nollenstein kam an seinen Sohn und Baldnins Freund, Friedrich von Nollen, der später seine verstoßene Schwester Brunhilde aufnahm, bis sich die Pforten eines Klosters hinter ihr schlossen.

Die Burg Nollenstein ist die heute noch gut erhaltene Ruine Nollingen, und der Bozulman — im Volksmund Boozemann — hebt heute noch sein drohendes Haupt.

Der Teufelshang aber ist immer noch ein wüster, mit Trümmern bedeckter, steiler Abhang, und wird seit seiner Besteigung durch den kühnen Ritter Baldnin von Hillichen und seinen braven Rappo bis auf den heutigen Tag die Teufelsleiter genannt.

## Nisellen.

**Berichtigung und Ergänzung.** Zur Auslegung des S. 126 erwähnten Empfehlungsschreibens, das Papst Gregor III. dem Bischof Bonifatius u. a. auch an unsere nassauischen Vorfahren mit auf den Weg gegeben hat, erhalte ich von Pfarrer a. D. Conrady in Wiesbaden eine dankenswerte Aufklärung, durch die sich die von mir a. a. O. aufgeworfene Frage, wie der Papst dazu kommt, die necessitates sanctorum in memoriae sanctorum zu verwandeln, nunmehr bedeutend einfacher löst. In der heutigen Vulgata lautet nämlich die Stelle Röm. 12, 13 zwar necessitatibus sanctorum communicantes, aber vor der endgültigen Sixtinisch-Clementinischen Redaktion des Vulgatatextes las man's auch anders, und zwar gerade so wie Gregor III. zitiert: memoriis sanctorum communicantes. Diese Lesart ist sehr alt und war sogar in den älteren lateinischen Handschriften verbreiteter als die jetzt angenommene, offenbar richtige. Ihre Entstehung verdankt sie aber nicht einer Umdeutung des Wortes necessitates, wie ich vermutete, sondern sie bildet die Übersetzung der entsprechenden griechischen Lesart *μνείαις* für *χρείαις*, die bis ins zweite Jahrhundert zurückreicht. Es ist klar, daß diese Verwechselung sich bei einem Abschreiber schon durch bloßes Versehen erklärt, dazu durch Vorstellen, wenn ihm der Text diktiert wurde. Die Lesart hat sich aber bei der ausufernden Heiligenverehrung einer immer größeren Beliebtheit erfreut, obwohl sie nur mit Mühe einen annehmbaren Sinn ergibt. Besteott und Hort denken dabei an Hebr. 13, 7, also jedenfalls auch an gestorbene Heilige. Interessant ist es, daß schon Optatus Milevius, der Zeitgenosse Augustins, die Stelle so deutet, daß auch er die memoriae sanctorum als Kirchen, mit Reliquien von Heiligen, faßt und es dem Bischof der Donatisten in Rom Macrobius geradezu als Ungehorsam gegen die Stelle Röm. 12, 13

ausgelegt, daß er die Kirchen mit den Reliquien des Petrus und Paulus in Rom nicht besucht und dort noch nicht das Opfer der Messe dargebracht hat. Die Stelle lautet cap. 2: Vestrae cathedrae vos originem recidite. qui vobis vultis sanctam ecclesiam vindicare. Si Macrobio dicatur, ubi illic (sc. in urbe Roma) sedeat, numquid potest dicere: In cathedra Petri? Quam nescio, si vel oculis novit et ad cuius memoriam non accedit, quasi schismaticus, contra apostolum faciens, qui ait, memoriis sanctorum communicantes. Ecce praesentes sunt ibi duorum memoriae apostolorum. Dicite, si ad has ingredi (!) potuit aut obtulit illic, ubi sanctorum memorias esse constat.

Beachtet man diese altkirchliche Deutung der Stelle, so ist es wohl auch kein bloßer Zufall mehr, daß dasselbe Papstschreiben, welches den Deutschen 742, 10. Mai nachsendet zurückt, vorher von Bonifatius rühmt, daß er nach Rom gekommen sei, um an der Schwelle der seligen Apostel sein Gebet zu verrichten. Er hat also den Besuch der Gräber der Apostelfürsten vermutlich selbst schon im Gehorsam gegen das Wort des Apostels in der Deutung des Optatus, die auch Augustin kennt, gemacht. Die Bedeutung der Lesart für die wachsende Heiligenverehrung ist übrigens schon von De Wette erkannt worden, wenn er auch nur daran denkt, daß ihre größere Verbreitung als Symptom nicht als Ursache derselben aufgefaßt werden müsse. Daß man aber auch im Mittelalter trotzdem das Wunderliche der Lesart empfand, geht daraus hervor, daß einzelne Handschriften statt des auffallenden Plurals den Singular memoriam bieten, einige Ausgaben des Sedulius Scotus und der Reformationszeit gar memores.

An der Überfetzung der Stelle und ihrer Auffassung im Sinne der Heiligenverehrung glaube ich also festhalten zu dürfen, wenn auch nicht der Papst Gregor III., sondern ein griechischer Abschreiber im letzten Grunde für sie verantwortlich ist. Th. Sch.

**J. L. Nassauer Besitz in Köln.** Fahne: Geschichte der Kölnischen, Jülichschen und Bergischen Geschlechter, Köln und Bonn, J. P. Lehnen, 1848, berichtet, daß die Grafen von Nassau häufig Liegenschaften in Köln besaßen. Namentlich kaufte Heinrich, Graf von Nassau und Siegen, Herr zu Schleiden und seine Gemahlin Irmgard von den von Monmersloch, einer Patrizierfamilie, den Hof zum Ochsen in Köln und ließen sich 1444 an diesen Hof schreiben. In diesem Hause wurde am 22. Februar 1447 die Teilung der Länder zwischen Johann IV. und Heinrich II. von Nassau unter Beistand Heinrichs von Moers zu Veldenz, Friedrich, Grafen von Mörs und Philipp, Grafen von Katzenelnbogen, vollzogen. Heinrich erhielt die niederländischen, Johann die deutschen Besitzungen. Testamente dieser Familien finden sich auch in den (Mainzer) Schreinen usw. — Der Hof zum Ochsen lag in der Apostelpfarre. Merkwürdig ist, daß auch im gleichen Jahre 1444 Peter von Stenderhan an den Hof angeschrieben wurde.

J. B.-G. **Mittelalterliche Kinderzucht.** Wie roh die Kinderzucht im Mittelalter getrieben ist, davon ein Beispiel aus dem Oberhöf. Schefferbuch, herrn es heißt: Hesel Moore von Ederich hait dun fragen: er hab einen sun, der sy fin eliche Son, und der sy also gar mutwillig, daz er andir Knaben wunt slahe, und hette ehme einen Arme in deme ein Vogen entzwei geslagen; dez neme er den Knaben, und furte den uff die Bach und werfe Jme ein feil zwd finen lib und trawete dem Knaben, er wulde Jn ertrenken und wurffe Jn in die Bach und zohe Jn widder herus. Dez ameme Beckerhem laufften, du liefe er Jn aber in die Bach; deg tede er, und dag er sich nur Jme liefe meche schemen und sich der unerbarkeit abe det und liesse Jn du laussen und zoe und stee, und were Jm nüst. Deg kommen die schessen des Gerichts und meinen, er solle groß dannt gefrebilt han und degert an ayme ureel zu erfaren: sint der zyd der Knabe noch lebit und libit und sin liblicher Son sy und er iz und andert nit gelan habe, dann vmb ayne drauwemynge; abe er damit gefreuelt habe? Deg ist gewisel: Jtis also, Neyn.“

A. J. **Wolfenhausen im Jahre 1820.** Wolfenhausen ist alten Nachrichten zufolge das jüngste Dorf im Fürstlich Wied-Runkelschen. Die Zeit der Entstehung läßt sich nicht bestimmen; es war anfangs der Pfarrei Münster zugeteilt und wurde im Jahre 1691 ein selbständiges Pfarrdorf. Begründet wurde es ebenso wie Langhecke und die Kleinheimbach von Bergleuten aber Schieferbrechern, da die ganze Umgegend an Eisenwerken und herrlichen Schieferlagern reich war, und es noch ist, von welch letzteren gesagt wird, daß sie die an der Mosel und am Rhein übertreffen. Die noch vorhandenen Schlackenhaufen, die jetzt freilich von Bäumen, die mehr denn 100 Jahre alt sind, bewachsen sind, zeugen davon, daß in der Umgegend Blasöfen oder sogenannte transportable Hütten gestanden haben, die später von den Hütten an der Weil — Emmerichser Hütte — verdrängt wurden. Den Namen Wolfenhausen soll das Dorf vielleicht wegen der vielen Wölfe, die sich sehr leicht in den umliegenden Wäldern aufhalten konnten; wie er auch in „Wolfsgraben“, Wolfsstück“ vorkommt. Infolge des Bergbaues wurde anfangs wenig Wert auf Landwirtschaft und Landerwerb gelegt, erst als die Blasöfen eingingen, wurde mehr Land bebaut und zwar besser bearbeitet, wurde Kleebau stärker getrieben und auf die Viehzucht Gewicht gelegt, so daß im Jahre 1820 die Hoffnung ausgesprochen wird: „wenn es so weitergeht, wird die künftige Generation besseren und schöneren Verhältnissen entgegengehen; der Ort wird sich bedeutend heben und soweit es die natürliche Lage und Beschaffenheit der Felder erlaubt, wird es sich den glücklicheren und gesegneteren Nachbardörfern an die Seite stellen können.“ War schon 1820 eine bedeutende Hebung des Wohlstandes angebahnt, so waren doch früher schwere Zeiten über unser Dorf eingebrochen. Die damalige Lebenden erzählten, daß ihre Väter von einer schweren Hungersnot berichtet hätten, die Wolfenhausen ganz besonders hart betroffen habe, zumal es auch bei günstiger Ernte nach 40 bis 50 Malter Brotfrucht von andern Dörfern nötig hatte. In einer Zeit habe man für einen Laib Brot einen Kopf Vieh, eine ganze Wiese hingegeben, und auf diese Weise sei der ganze Grund bis an das Dorf an Münster gekommen, was sich freilich 1820 wieder dahin geändert hätte, daß der Grund zurückerworben sei und sich noch weiter nach unten ausdehne. Die Zahl der Hausbaltungen betrug in dem angegebenen Jahre 100 mit ihren ganzen 568 Familienangehörigen, darunter drei jüdische Familien, aus 22 Köpfen bestehend, deren Namen: David, Moses, Schmies jetzt nicht mehr hier vorhanden sind. Ferner sind in männlicher Abstammung ausgestorben oder verzogen: Schäfgen, Wolf, Steinbrenner, Später, Schiel, Staudt, Dittmer, Meinzahusen und Waldmann. Eine für das Dorf schwere Plage war der häufige Besuch fremder Bettler und Diebsbanden, die stets mit Beute abzogen, da sich jeder vor der Rache der Gerechtigkeite, sie bei der Polizei anzuzeigen; zumal es für jene eine Leichtigkeit war, in kurzer Zeit im Trierschen Gebiet (Daitschen) in Sicherheit zu sein. (Aufzeichnung des Pfarrers W. Mikat.)

J. B.-G. **Wappen mit Eselsohren.** Man lache nicht! Es ist Tatsache, daß eine ganze Reihe nassauischer Adelsgeschlechter, besonders viele adelige Geschlechter des Rheingaues sich die höchste Erhebung des Eselsohrtypus als Helmkleinod erwählt hatten. Wir erwähnen beispielsweise nur die Herren von Allendorf, von denen eingeführt in Erbach begraben liegen. Ihr Wappen zeigt im Schilde einen roten Schild im silbernen Feld und an dessen rechter Ecke einen goldenen Ring; das Helmkleinod besteht in einem rot und weiß gefärbten Wulste, worauf rechts ein roter und links ein silberner Eselsohr emporsteigt. In der Tat ein Rätsel, wie man dazu kommen konnte, einem Körperteil eines allgemein verachteten Tieres eine derartige Stellung einzuräumen! Und doch scheint es auch wieder berechtigt. Der Esel war nicht zu allen Zeiten in dem Maße verachtet wie dies heute der Fall ist. Schon Homer vergleicht den tapferen Ajax mit einem Esel, und der Name Jsaschar (Jssakhar), der wegen seiner Unverzagtheit und Festigkeit bekannte Sohn des Erzvaters Jakob, bedeutet weiter nichts als der starke Esel. Bileams Esel war bekanntlich sprachkundig, und selbst der Stifter des Christentums benutzte den Esel bei verschiedenen Ereignissen, so daß dieser keineswegs als das zu verachtende Tier zu betrachten ist. Obwohl klein von Gestalt, trägt er Lasten von bedeutender Größe und dokumentiert damit seine Stärke. Wer wollte sich ihn nicht zum Sinnbild nehmen, den Esel als Symbol der Stärke! Es erscheint durchaus berechtigt.

J. B.-G. **Freiherr v. Stein, eine sittliche Persönlichkeit und ein Charakter.** Der edle Freiherr aus Nassau war eine sittliche Persönlichkeit durch und durch, auch hinter

Digitized by Google

ihm im wesentlichen Scheine lag, was uns alle gar zu oft bändigt, das Gemeine; mit ihm wollte er keine Berührung. Das bewiesen uns folgende Anekdoten: Ein Zeitgenosse Steins, der Oberbergvereinnehmer Baron von Dr., war wegen Betrugs ins Gefängnis gewandert, auf irgend eine Weise jedoch wieder nach einiger Zeit losgekommen. Als er mit Stein nach seiner Freilassung zum erstenmale zusammentraf, stellte er sich ihm mit den Worten vor: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, mich Euerer Exzellenz zu zeigen. Seine Majestät haben die Gnade gehabt, mich wieder zu rehabilitieren.“ Stein ergriff einen Stock und rief: „Geh' Er, beschmutze Er mir die Augen nicht, sofort die Treppe hinunter, sonst ist's um Ihn gejan — —.“ In Frankfurt sah Stein einmal bei Bankier Metzler im Garten beim Kaffee, als der Fürst W. gemeldet wurde, der gleich den französischen Generälen in dem Schlosse zu Dels sich hatte Silberzeug aushelfen lassen. Kaum war Stein des Fürsten ansichtig geworden, so lief er aufgeregten und fuhr fort mit den Worten: „Mit solch einem verdächten Räuber setze ich mich nicht an denselben Tisch.“ — Als in Steins Gegenwart einmal ein Herzog vor jungen Offizieren frivole Redensarten führte, rief Stein laut über den Tisch hin: „Ich hatte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst schmutzige Gespräche vor jungen Offizieren führet,“ worauf der Herzog natürlich sofort verstummte. So war Stein mit Recht des Bösen Scheu und darum in seiner ganzen Persönlichkeit ein deutscher Edelstein.

K. W. **Der Brand in Soffenheim 1699. Anmaung gegen die Strohdächer.** In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1699, abends gegen 11 Uhr, gingen „liebachs bäu, darunter fünf bämder, vier Scheuren und zwei acht ställe mit viehe in rauch auf.“ Es betraf die Soffenheimer Nachbarn (Burger), „Johann rud. Johann reinhordt, Gerhardt mollot, Johann schäffer, Peter bach und Lorenz ewerhardt“, durchweg arme Leutbe“, denen die nötigen Mittel fehlten, sonderlich das erforderliche Bauholz, um die niederabgebrannten Gebäude wieder aufzuführen. Sie wandten sich daher an die „Churfürstlich Maintzische Cammer um erbeilung einer Zollbefreyung ahn dass zur erbauung der liebachen bäu nöthige Tannen holtz und derabfolgung der Nachtsthämme aus den herrschafftlichen waltungen“. Die Zimmerleute Velten Schweiher und Jodannes Ruß zu Höchst beschemäßten unterm 20. Januar 1699, daß zur „auffferbauung“ der obgedachte „nothdürfftig alo gebrauchen seinen 150 stämme aichen holtz, item 70 dannen holtz, 400 Stackeln, 3000 bord undt 8000 latten“. In einem Schreiben vom 3. Februar 1699 an den „Edlen undt Ehrenvesten Philipp von Dienheimb, Amtmann auch Cammerath undt Zollschreiber zue Aprath“ kommt der churfürstliche Statthalterei dem Wunsche der Soffenheimer Abgebrannten nach, ordnet aber zugleich an: „Ihr sollet, undt uff den rechten Grund bei fewes zu kommen, alles möglichse fleißig inquiriren, wer eiwrillich ohn diesen brandt in Verdacht sein, nicht minder aber, wo fornehm dahin sehen, damit sowohl die häuser alß schewren mit Ziegeln gedeckt, aber aber, da solches wegen unvermögenheit sich nicht thuen liesse, damit die mit stroh bedeckten gebäu soviel möglich von denen anderen separirt werden mögen.“ Diese Verordnung dürfte wohl eine der ersten sein, die sich direkt gegen die Strohbedeckung der Gebäude richtet. Ob die Brandstifter ermittelt und bestraft worden sind, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. (Aus dem Wiesbadener Staatsarchiv.)

J. B.-G. **Kriegsunheil bei Griesheim 1758 und 1765.** — Die durch die friderizianischen Kriege hervorgerufenen Nöte scheinen sich auch am unteren Main fühlbar gemacht zu haben, wie aus einem Extractus protocolli, Actum in curia Griesheim den 22. Sept. 1758 und einem desgleichen vom 1. Juli 1765 hervorgeht. Praesentibus uti Solido. Nachdem hiesige Gemeindt ihre längsthin berührene Schadtwendt anwiederum frey erhalten hat, nachenen Jahrgangs bis daher aber in Viele schuldenlast gerathen ist, alß hat dieselbige zu diesen gegenwärtigen teuerlen Kriegszeiten gemüßigt ansehen, ihre von gemeindswegen eigene zuständige Schäferey abermahl wiederum auf 9 nacheinanderfolgende Jahre an Meistbietende zu verleihen, entweder um bar Geldt oder aber die Gemeindsschulden nahmens der Gemeindt pro anote zu übernehmen, worauf hiesiger Orthsschultkeiß selbsten nach Inhalt dieses Brieß vor u. umb 630 Gulden hat die Wendt übernommen hat. In fidem G. Papst, Gerichtsschöffe. Schon 1765 kam die Schafwendt zur Neuverpachtung. In dem Protokoll hierüber heißt es: Demnach die sämbtliche Gemeinde dahin angetragen hat, daß hiesiges Orth die jährlichen Pensionen von gemeinen Kriegsschulden gehörig zu entrichten sich äußerm Stand sieht, so möge man die gemeine schafwendt auff neue verlehnen, den alten Beständern zu ihrem Abstand ihres annoch zweijährigen Genusses mit 180 Gulden zu quälihen, sofort die Verlehnung Löbl. Amdt ganz gemeinen Nutzen auf den 15. Juli ausschreiben lassen. Resolutum: do man nach fürheriger gehorsamstlicher anzeig bey Löbl. Amdt zu höchst auf dem hiesigen Rathhaus versammelt, Zeit neun Uhr ein offen Klockengeläut gethan, da Schäfhaber zu solhaner Schafwendt abgewartet, deß Metzgers Heil sein sohn nach seinem gethanenem Offertum wiederum fortgegangen, so hat man selbigen Tags der Gemeinds ihre gethane Verlehnung Peter Hartmann in Frankfurt pro 1450 Gulden auf 12 Jahre zugeschlagen. In fidem G. Papst, Gerichtsschöffe.

J. B.-G. **Versetzung des Hahnsätzer und Staffeler Marktes nach Dies 1632.** Infolgung auf die wirtschaftliche Änderung schreibt die Dieper Kanzlei: Diemeil von Alters zu Hoensteden auf Dienstag vor des Herrn Himmelfahrtstag gehaltener undt vor etlichen Jahren nachet Staffel gelegter Marck oder Kirbe vor diesmal aus gewißen Ursachen und Verhinderungen, daselbsten nicht viel besucht werden möchte und unterschiedlich Ansuchen geschehen, daß man denselben anhero nach Dieh transferiren und zeitlich verkündigen laßen wollte, so ist darin gewilliget und wirtt hiermit öffentlich kunt gethan, daß nemlich auf abgedachten Dienstag vor Mittwochen des negsten frij die zu neun Uhren der Bichmarkt vor dem Schloß oder Marstall und dieselben Tage der Fruchtmarck unter dem Schloß auf der gewesenen Monreatischen Platzung; der wollen und können Zuckmarck auf den Dienstag nach Jonsten die übrige Marck vor dem Rathhauße und im Besirk nach der Laubrück herumb stattfindte; die Weinschenckten und Gar kuchen aber in den Wohnhäusern, wo ein jeder Wirth oder Weingeppen Gelegenheit bekommen kann, gehalten werden. Dorben ein jeder gewarnet sein solle, all Unfug und Unglückgeheit zu verhüttenund zu ernster Bestrafung keine Urlach zu geben. Signatum Diebs, den 27. Apr. 1632.

J. B.-G. **Freiheitsbrief der Idsteiner Bürgerschaft 1736.** Graf F. Ludwig zu Nassau-Saarbrücken gewährte der Bürgerschaft von Idstein am 6. Juli 1736 folgende Freiheiten: 1. daß von undenklichen Zeiten sämtliche Bürgerschaft, ihre Kinder und Nachkömmlinge von der Leibeigenschaft, mithin von Frondiensten, Dienstgeld u. allem denjenigen, was der Leibeigenschaft anhängig, befreyt sind, und daß, wenn etwas an dem hiesigen Gymnasio oder Schule zu reparieren oder zu machen stände, sie die nötige Beyfuhr zu verrichten hätten. 2. Der Stadt wird zur Verwendung gemeiner Unkosten, besonders aber zum Unterhalt des Pflasters von Fall zu Fall das Brgeld abgefolgt gelassen. 3. Auch von der Führung der herrschaftlichen Jagdhunde, wie auch vom Jagdgeben, die Botlsjagden ausgenommen, ist die Bürgerschaft gnädigst befreit, außer daß sie Jagdbriefe forthringen müssen. Und alter Instrumente hat die Stadt Idstein neben Wiesbaden, Sonnenberg und Wehen die Gerechtsame, zehn Tage ehender ihre Schweine auf die Höhe in die Mast zu treiben als die übrigen Mitmärker. 5. In gnädigster Erwägung, daß die Bürgerschaft eine eigene Bürgerkompanie mit ihren Ober- und Unteroffigiers errichtet und zum Splendeur und Vergnügen bei Aus- und Einziehung gnädigster Herrschaft das Gewehr präsentieret, soll die Stadt von dermenigen Konsignent, welches die Stadt vorher zur Landmiliz zu gebrauchen hatte, so lang befreit sein, als die Bürgerkompagnie in Stand ist. 6. In Anbetracht der schweren Ausgaben wegen Unterhaltung der gemeinen Bäu und Brunnen sollen die kleinen Straffen, welche das Stadtgericht ansetzt und die nicht über einen Gulden betragen, bei der Stadt gnädigst gelaßen werden. Also confirmirten Mir obbemeldet Begnadigungen vor Uns, il nfere Erben und Landessuccessores bergehalt, daß unsere Stadt Idstein und deren Einwohner die benelbten hergebrachten Freiheiten in Zukunft und zu ewigen Zeiten genießen sollen.

J. B.-G. **Alte Leute in Nassau.** Wir haben schon früher an dieser Stelle auf das hohe Alter gewisser Personen aus dem Dillenburgischen hingewiesen und verdoppelständigen

Digitized by Google

diese Mitteilungen durch eine Nachricht aus einer Gerichtsurkunde aus Driedorf von 1431, in welcher der Schreiber erzählt, die Amtleute hätten die Gemeinde vor ihm gebraucht, deren ein Teil hundertjährig und darüber gewesen sei. Ein Teil sei geführt worden und auf Krücken gegangen wegen Alters. In einem Zeugenverhöre gegen die Herren von Bicken wegen des Gerichts-Überbach gibt ein Zeuge, Hermann Dornigt von Oberrossbach, sein Alter auf 106 Jahre an. Wenn es auch im großen und ganzen nicht zu bestreiten ist, daß infolge einfacherer Lebensweise in früheren Jahrhunderten die Leute ein höheres Durchschnittsalter erreicht haben, so erscheint es doch übertrieben, wenn der Amtsschreiber zu Driedorf die halbe Gemeinde für hundertjährige Greise erklärt. Es ist denkbar, daß die Leute damals noch nicht so weit im Rechnen und in Zahlenvorstellungen geübt waren, um einen klaren Begriff von ihrem Alter haben zu können.

J. B.-G.

**Büchereien nassauischer Fürsten.** Die Büchereien nassauischer Fürsten wiesen während des 15. und 16. Jahrhunderts einen recht geringen Umfang auf. So wird uns von dem Grafen Johann IV. zu Dillenburg berichtet, er habe seinen Rentmeister im Jahre 1444 beauftragt, ihm einen Donatus, eine lateinische Grammatik, vom Schulmeister zu Herborn zu beschaffen. Der Preis betrug 14 Schilling. Graf Wilhelm ließ sich 1518 aus dem Kloster zu Siegen eine Mappa mundi nach Dillenburg bringen, aber nur leihweise. 1520 kaufte er zu Frankfurt für 20 Gulden Bücher. 1540 wurden für den Prinzen Wilhelm 1. von Oranien deutsche Bücher gekauft, damit Seine Gnaden „die teutsche Sprach behalten und nit vergessen". Zu nächsten Jahre kaufte Graf Wilhelm Gobelers Reichsspiegel, Luthers sämtliche Werke, Brents Postille und eine große Bibel. Letztere kostete 3 Gulden 11 Albus. Auch die Gräfinnen und Prinzessinnen der Fürstenhäuser waren den Wissenschaften nicht abgeneigt. Sie sammelten eigenhändig allerlei Notizen für Haus und Küche, insonderheit Rezepte für krankheitsfälle. Derartige Rezeptbücher, welche uns einen Einblick in die Heilmethode des 14. und 15. Jahrhunderts gestatten, sind heute noch vorhanden.

K. W.

**Verlegung der Residenz von Usingen nach Biebrich.** Unter den Reichsschaen (12 Bde) des Stadtischen Archivs zu Frankfurt a. M. finden sich folgendes nassauisch-usingisches Regierungsschreiben an die Stadt Frankfurt über die 1744 erfolgte „Verlegung des Usingischen Hofslagers und dasiger Collegien nacher Biberich und rip. Wißbaden." „Unsern Freundlichen Gruß und Dienst zuvor. Hochedelgebohrne, Hochedle, Veste und Hochgelehrte, wie auch fürsichtige und wohlweise, sonders Hoch- und vielgeehrte Herren und Freunde. Es haben Serenissimi Regentis Unsers gnädigsten Fürsten und Herren hochfürstliche Durchlaucht den Vesten Entschluß gefasset, künftig hin den bestandiges Hoflager auf das Lust Schloß Biebrich, mithin auch zur vermeydung aller inconvenientien und distractionen wegen der entlegenheit samtlicher dahiesige Collegia näher an sich zu ziehen und auff Wißbaden zu verlegen. Wenn nun zu wirklicher transportirung deren Registraturen und vollständiger Beweerckstelligung der neuen einrichtung der Monath Julius und Augustus gnädigst bestimmet, andneben, weil mittlerzeit bey nun anberegten Collegien ein stillstand deren Geschäfften obnvermeidlich, auch deßwegen solches durch ein besonderes Edict zu jedermanns wissenschafft zu bringen für diensam befunden worden; alß erachten Unsere schuldigkeit zu seyn, da wir mit Ew. Gn. in freundnachbarlicher Correspondenz zu stehen das Vergnügen haben, davon mit beschleußung dieses Edikts die ebenmäßige Nachricht zu ertheilen und verbleiben denenselben zu Erweisung angenehmer Dienstgefälligkeiten stets willig und bereit. Usingen, den 30ten Juny 1744. Fürstl. Nassau-Saarbr. Geh. Direktor, Hoff- u. Reg. Räthe. An den Magistrat zu Frankfurth.

## Theater zu Wiesbaden.

**Hoftheater.**

* **Die Jüdin von Toledo.** Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer, zum ersten Male am 29. November, wiederholt am 7. Dezember. — Das Drama ist reines der psychologisch am feinsten durchgearbeiteten Werke des großen Klassikers. Alfons, der edle Kastilierkönig, als Muster erzogen und mit einer gleich musterhaften Gattin vermählt, ohne Kenntnis der Sinnenverführung, wird gestört in den gewiesenen Bahnen und kreisen durch die in Rahel, dem toledanischen Judenmädchen, personifizierte Wollust; aber er überwindet. Die Reinheit siegt nach kurzer Verirrung, und die Sünde verdient nach kurzem Triumphieren. Die Motivierung, die Entwickelung, die Katastrophe, der Ausklang, dazu Form und Sprache: alles meisterhaft. — Die Regie (Dr. Braumüller) hatte sich alle Mühe gegeben. Den künig agierte Herr Meining mit unserer Auffassung zu laut und zu lebendig von Anfang an, so daß zuletzt, nach der Befreiung, Kraft und Steigerung versagte. Die Jüdin gab Frl. Ressel mit allzu sinnlichen Glut in Sprache, Gebarde und Spiel; leidenschaftliche Rollen liegen ihr gut. Den früher laxeren, aber nun gefesten Spielern verkörperte Herr Schwab in seiner gangen Vornehmheit echt und würdig. Den alten Königsmentor Manrique de Lara, in seiner ruhigen Besonnenheit, adte doch auch eisernen Entschlossenheit vertrat Herr Tauber sehr gut. Frau Rodins-Doppelbauer fand sich mit der Rolle der Königin, die ihr nicht so recht lag, zufriedenstellend ab. Der Isaak des Herrn Roder war ebenso wie die Esther der Frau Reuter eine ganz prächtige Leistung, beide vielleicht die besten des Abends. Die Dekorationen und Kostüme ließen sich wohl mit der Zeit (1195) vereinen; charakteristisch waren sie nicht durchweg. Beispielsweise mutete der romanisch-byzantinische Saal im maurischen Toledo einen eigentümlich an.

**Residenztheater.**

= **Der Jubiläumsbrunnen,** Drama in 4 Akten von Walter Bloem, zum 1. Male am 24., zum 3. Male am 29. November. — Es ist ein zeitgemäßes Motiv, das Bloem gewählt hat; denn es handelt sich um den Kampf zweier widerstreitenden Kunstauffassungen, wie er in unsern Tagen oft ausgefochten wird. Ein junger Bildhauer hat einen von einem Kommerzienrat der Vaterstadt gestifteten Monumentalbrunnen geschaffen, künstlerisch schön, ideal aufgefaßt. Vier Tage vor der Enthüllung reißt der Sturm einen Teil der Verschalung ab, so daß durch diese Lücke die ehrsamen Bürger in hellem Entsetzen das Werk sehen, in Entsetzen, weil die Nymphen — nackt sind! Allen voran steht die orthodoxe Gesellschaft; sie erreicht durch einen besonderen Kunstkritiker es auch richtig, daß das Volk, von jenem aufgewiegelt, Protest erhebt, eine Versammlung abhält, deren Ende die Zerstörung des Prachtwerks durch die Schusterhämmer und ähnliche Werkzeuge bildet. Der einzige, der Widerspruch erhebt, ebenfalls Pfarrer, aber aufgeklärt und die Kunst in ihrer Reinheit bewundernd, fällt sozusagen mit dem Brunnen. Nebenher erringt der Künstler seine Cousine, die Tochter jenes wohlgesinnten Geistlichen, allerdings gegen den Willen jenes, der wohl die Kunst aber nicht den Künstler achtet. Das zieht trotz der Vernichtung seines Werkes glücklich, mit ihr davon. — Gespielt wurde trefflich. Alle waren am Platze, besonders Herr Hetchrüge als Bildhauer, Herr Rücker als tapferer Kunstverfechter, Herr Wilmers-Schönau als sittenstrenger Kritikus, Herr Hager als jovialer Kommerzienrat, Frl. Arndt als Tochter und Braut und Frl. Schenkl als Gattin des Pfarrers Ellmenreich, Herr Sascha als Opferlamm des „sündigen" Brunnens.

## Literatur.

* **Aus tiefen Schachten.** Von Dr. med. univ. August Lieber. 128 S. Innsbruck, Wagner. — Mit Freuden begrüßen wir jedesmal eine dichterische Gabe unseres seit langem in Tirol ansässigen nassauischen Landsmannes. Die nie mindermertigen Motive, die stets schwungvolle Sprache, die schönen Formen und Reime, elegant und leicht gehandhabt, zeigen aufs neue, daß wir einen echten Dichter vor uns haben. Lieber ist ein Mann des Gefühls, nach dem Wahren, Guten und Schönen ringend; ernst, oft wehmütig tönt seine Leier. Was uns Nassauer besonders anmutet, ist die Heimatliebe und -sehnsucht, die aus seinen Dichtungen spricht; überm gletschergekrönten schönen Alpenlande Tirol kann er seine waldumrauschten lieben

Digitized by Google

Taunushöhen nimmer vergessen. Aus dem tiefen Schachte seines Herzens hat er die Lieder hervorgeholt; sagen wir: er hat einen mächtigen Schatz von da gehoben. Eine Probe haben wir auf der ersten Seite unserer Nummer 24 geboten.

Pfeiler, Dr. Willi, „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung". Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Preis gebunden 10,— Mark, Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. Ein Buch, das jedem Deutschen, der mit Herzlichkeit an dem Boden und der Art seiner Väter hängt, ein bedeutungsvolles Werk sein wird. Der Verfasser führt uns in seiner umfangreichen Übersicht über die einschlägige Literatur fast durch ganz Nordwestdeutschland, auch durch den Nordosten unseres Regierungsbezirks, überall ist es die Bauart des Bauernhauses, das unser Interesse in erster Linie in Anspruch nimmt und das in seiner niedersächsischen Art gewissermaßen den individuellsten Charakterzug gewinnt. Dieser Zusammenstellung der gesamten Literatur, welche überhaupt die erste ist und durch ihre kritische Sichtung schon wissenschaftlichen Wert beansprucht, schließt sich eine Beschreibung des Sachsenhauses an, die den technischen wie kulturkundlichen Gesichtspunkt in gleichmäßiger Weise gerecht wird. Wird hierdurch schon das Buch zu einer Monographie des Sachsenhauses, wie sie bisher fehlte, so löst sie durch Feststellung einer geographischen Verbreitung eine hochbedeutsame wissenschaftliche Aufgabe, welche Gelehrte von Ruf wie Virchow, Rietzel, Hirschfeld u. a. seit langem gestellt hatten: zum ersten Male werden hier die Grenzen der altsächsischen Bauart und damit überhaupt eines deutschen Hausstyps über Tausende von Dörfern auf Grund eigener Anschauung genau verfolgt und entweisen sich durch eingehenden Vergleich mit Sprach- und Territorialgrenzen als zum großen Teil mit den Grenzen des Sachsenstammes identisch, wodurch die Arbeit auch für den Historiker höchst wertvoll wird; auch die künstlerische Seite ist keineswegs vernachlässigt. Einen besonderen Reiz gewährt der Hauch von Wanderpoesie, der über dem Ganzen liegt, und darin kommen ebenso wie in der Frische der Darstellung und der Genauigkeit der Beschreibung dem Buche die zwölf Reisemonate des Verfassers zugute. Mit warmer Begeisterung und tiefem Verständnis weiß uns der Verfasser von Anbeginn des Buches an bis zur letzten Seite zu fesseln. Zahlreiche vorzügliche Illustrationen und Bildertafeln, zu denen der Verfasser selbst die photographischen Aufnahmen machte, somie viele Grundrisse und übersichtliche Landkarten unterstützen wesentlich das Eindringen in das Verständnis des kulturgeschichtlich bedeutenden Werkes.

## Neues aus Nassau.

Das Befinden Seiner Königlichen Hoheit, Großherzog Wilhelms ist, gottlob, auf dem Wege stetig fortschreitender Besserung begriffen.

Das Weilburger Adolfdenkmal soll mit Genehmigung der Herrschaft in den Lustgarten (2. Schloßgartenterrasse) kommen. Es sind 12 Entwürfe eingegangen und 12 000 Mark zusammengeflossen.

Am 3. Dezember trug man zu Oberlahnstein, seinem Geburtsorte, den Betriebsdirektor der Aboritfabrik Annen, Dr. Ph. Kunz, einen der beklagenswerten Opfer der Explosion am 28. v. Mts., zu Grabe.

Die Rechnung der Weilburger Tausendjahrfeier hat überaus günstig abgeschlossen. Die Einnahmen betragen rund 23 614 Mark, die Ausgaben 21 291 Mark, so daß nur ein Defizit von 677 Mark zu decken ist. Und was haben die Weilburger dafür alles geleistet!

Die deutsche Automobilwettfahrt um den Kaiserpreis in 1907 soll wieder im Taunusgebiete stattfinden. Ausgangs- und Endpunkt ist auch wiederum die Saalburg. Aber der Weg ist kürzer: Saalburg — Wehrheim — Usingen — Limburg — Weilmünster — Weilnau — Schmitten — Oberursel — Homburg — Saalburg, i. g. 415 Kilometer.

Die früher Ladesche Besitzung Montepos bei Geisenheim wird am 1. IV. 1907 an den Staat übergehen. Wie es heißt, sollen die Gebäude als Museum eingerichtet, die Anlagen vom Pomologischen Institut erhalten werden.

Schloß Vollrads soll von seinem Besitzer, Grafen von Matuschka-Greiffenklau, einem durchgreifenden Umbau unterzogen werden.

Die Stadt Biebrich hat geerbt, nämlich das Vermögen der Witwe Schleif daselbst. Die Erblasserin hat 55 000 Mark davon an milde Anstalten vermacht.

Mit dem Exerzierplatz bei Schierstein-Dotzheim ist es wieder nichts. Wir nehmen nun keine Notiz mehr von der Sache, bis das erste Bataillon auf den künftigen Exerzierplatz marschiert ist.

Die Errichtung des katholischen Lehrerinnenseminars in Elfeld ist vorläufig nicht vorgesehen.

## Nassauischer Geschichtskalender.

### Dezember.

16. 1491. Die Erbberedung zwischen der saarbrückischen und weilburgischen Brüderlinie, wonach beide im Mannesstamme sich gegenseitig beerben, die Töchter aber mit Geld abgefunden werden sollen, wird abgeschlossen.

18. 1577. Anna von Nassau-Dranien, geschiedene Gemahlin Wilhelms des Schweigers, stirbt. Sie war am 12. XII. 1544 als Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen geboren, ward 1561 vermählt und Mutter des berühmten Fürsten Moritz und dreier Töchter. Wilhelm trennte sich, ihres ausschweifenden Wandels halber von ihr, und sie ging 1575 nach Sachsen zurück, wo sie in Dresden zuletzt in Wohnsinn starb.

20. 1679. Fürst Johann Moritz von Nassau-Siegen, genannt „Americanus", stirbt. Er war am 17. Juni 1604 als Sohn des Grafen Johann des Mittleren geboren und folgte seinem Vater 1623 in einem Teile der Grafschaft in der Regierung nach. Ein bedeutender Kriegsheld und Freund der Wissenschaften, genoß er zu seiner Zeit hohes Ansehen. (Vgl. „Nassau-atlantische Kulturarbeit in Brasilien", „Nassovia" Nr. 1 u. ff. von 1906.)

24. 1573. Graf Ernst Kasimir von Nassau-Dietz wird geboren. Er war ein Sohn Johanns VI. von Nassau-Katzenelnbogen, erhielt 1606 Dietz, ward Statthalter in Friesland und war ein bedeutender Kriegsheld. Er fiel am 5. Juni 1632 bei der Belagerung von Roermonde.

26./28. 1809. Der Herzog und der Fürst von Nassau schaffen die Prügelstrafe (körperliche Züchtigung) ab.

30. 1884. Bischof Peter Josef Blum von Limburg stirbt. Geboren am 18. April 1808 zu Geisenheim, wurde er 1832 Priester, bald darauf Domvikar und Dozent am Bischöflichen Seminar zu Limburg. 1837 ordentlicher Professor daselbst, 1840 Pfarrer zu Oberlahnstein, 1842 Bischof, 1877 (während des Kulturkampfes) suspendiert, 1883 restituiert.

## Briefkasten.

**G. L. in W.** Das Betreffende kommt.

**F. U. in N.** Die Anwendung ist Ihnen ganz gut gelungen. So werden wir die Sache im nächsten Jahre bringen.

**J. B. in W.** Besten Dank. Besprechung wird erfolgen.

**Redaktionsschluß: 10. Dezember.**

Inhalt: „Korate!" (Gedicht) Von A. Lieber. — Briefportotagen vor vierzig Jahren. Von G. Bahrmann †. — (Schluß.) — Günzburg. Von einem Günzburger. — Die erste Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig in Nassau. Von H. Höhler. — Die Teufelsleiter bei Lorch. Von C. Jung. (Schluß.) — Mißzellen. — Theater zu Wiesbaden. — Literatur. — Neues aus Nassau. — Nassauischer Geschichtskalender. — Briefkasten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google